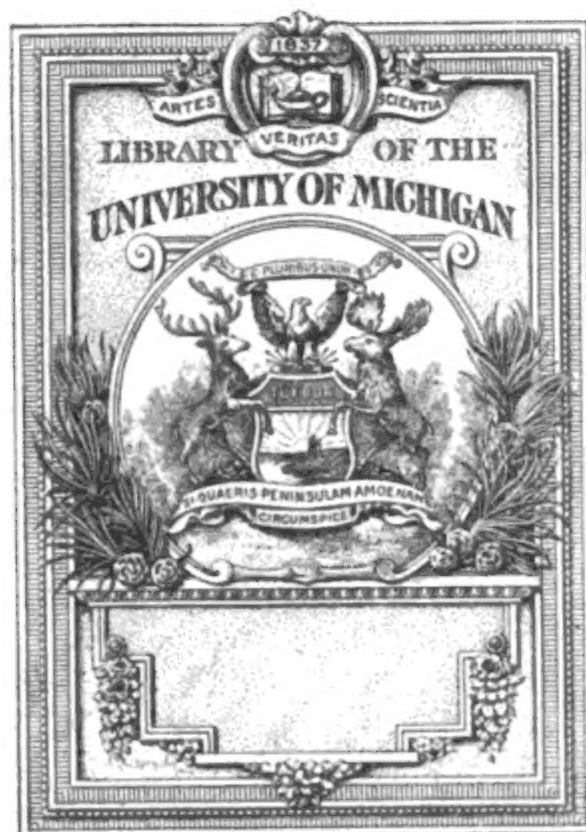
Deutsche Rundschau


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

[redacted]

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CI.

(October — November — December 1899.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen,** C. Beck. — **Basel,** Akademische Buchhandlung C. F. Lendorff. — **Boston,** Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest,** C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires,** Jacobsen Libreria. — **Bukarest,** Sotschek & Co. — **Chicago,** Koelling & Klappenbach. — **Christiania,** Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt,** Herm. Michaelis. — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern,** Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon,** H. Georg. — **Mailand,** Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo,** L. Jacobsen & Co. — **Moskau,** J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel,** Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York,** Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris,** G. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg,** Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia,** C. Schaefer & Koradi. — **Pisa,** Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre,** A. Mazeron. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga,** J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro,** Laemmert & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. — **San Francisco,** Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago,** Carlos Brandt. — **Stockholm,** Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis,** G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wien,** Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- u. Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama,** Winkler & Co. — **Zürich,** C. M. Ebell. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. Schultheß.

Inhalts-Verzeichniß

zum

Hundertunderſten Bande (October — December 1899).

(Fortſetzung umſtehend.)

An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Hefte für Oktober beginnen wir den sechsundzwanzigsten Jahrgang der „Deutschen Rundschau“. Ihr Anfang fiel in die Zeit, die noch voll war von den frischen Eindrücken weltgeschichtlicher Ereignisse; sie sah Kaiser und Reich in ihrer ersten Herrlichkeit und ist seitdem Allem, was unser Volk freudig oder schmerzlich erregt, Allem, was seine geistigen oder öffentlichen Angelegenheiten berührt hat, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr gefolgt. Eine neue Zeit ist unterdessen angebrochen, ein neues Geschlecht herangewachsen; neue Meinungen, neue Richtungen haben sich auf dem socialpolitischen Gebiete, wie dem der Kunst und der Literatur entwickelt, zum Theil noch in unvermitteltem Widerspruch mit den älteren. Aber überall herrscht reges Leben, und über Allem siegreich steht der nationale Gedanke. Das deutsche Reich blüht und wächst, auf den Meeren und in seinen Colonien ist es in den Wettbewerb mit den anderen Weltmächten eingetreten, die längst erkannt haben, dass seine Politik eine Politik des Friedens ist. Unter solchen Auspicien tritt unsere Zeitschrift in ihr zweites Vierteljahrhundert; sie wird ihren alten Traditionen treu bleiben und durch das, was sie vor fünfundzwanzig Jahren versprach, sich auch fernerhin verpflichtet erachten; sie wird, gegenüber den materiellen Interessen, die sie keineswegs geringschätzt, an den Idealen des deutschen Volkes festhalten und als ihren höchsten Ehrentitel betrachten: der deutschen Wissenschaft, der deutschen Literatur ein würdiges Organ zu sein.

Wir eröffnen diesen neuen Jahrgang mit der Erzählung:

Die Reisegefährten.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Hieran reiht sich:

Kalliope.

Von

Rudolf Lindau.

Novellen von Ossip Schubin und Walther Siegfried werden zunächst folgen.

Von den weiteren Beiträgen zur wissenschaftlichen, zeitgenössischen, Memoiren- und Reise-Literatur erwähnen wir:

Die Schlacht von Auerstädt. Eigenhändige Relation König Friedrich Wilhelm's III. Veröffentlicht vom Archivrath Dr. Paul Bailleu.

Zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Professor Dr. Max Lenz.

Die hervorragenden musikalischen Erscheinungen der letzten fünfundzwanzig Jahre. Von Professor Dr. Eduard Hanslick.

Schopenhauer in seinen Beziehungen zur Naturwissenschaft. Von Dr. Paul Schultz.

Die vier Evangelien. Von Professor Dr. Herman Grimm.

Der Confucianismus und das Chinesenthum. Von Professor Dr. Wilhelm Grube.

Erasmus als Satyriker. Von Professor Dr. Ivo Bruns.

Weimarer Gedenktage. Von Karl Frenzel.

Reisebilder aus Portugal und Spanien. Von Professor Dr. E. Hübner.

Die sieben Infanten von Lara. Von Professor Dr. H. Morf.

Gustav Adolf und die deutschen Reichsstädte. Von Professor Dr. G. Egelhaaf.

Mary Delany. Von Marie von Bunsen.

Frau von Krüdener. Von * * *

Das Bettelwesen in Grossstädten. Vom Stadtrath Dr. Emil Münsterberg.

Im Uebrigen enthält jedes Heft eine literarische Rundschau über die wichtigeren Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literaturen und eine politische Rundschau, welche die gedrängte Chronik des Monats giebt. Den Berliner Theatern widmet Professor Dr. Karl Frenzel, dem Berliner Musikleben Dr. Carl Krebs regelmässige Berichte.

Gestützt auf dieses Programm hoffen wir, dass die Gunst und Förderung, die während des scheidenden Jahrhunderts unsrer Zeitschrift in so reichem Masse geworden sind, ihr auch im kommenden nicht fehlen werden!

Berlin, im September 1899.

Die Verlagsbuchhandlung: Gebrüder Paetel.

Der Herausgeber: Dr. Julius Rodenberg.

Die Begründung der „Deutschen Rundschau".

Ein Rückblick.

Der Zeitpunkt, in dem die „Deutsche Rundschau" das erste Vierteljahrhundert ihres Bestehens vollendet, fällt fast zusammen mit dem Ende des Jahrhunderts, mit der Grenzscheide zwischen dem, was Gegenwart für uns war und bald Vergangenheit sein wird. Ein solcher Moment des Rechnungsabschlusses fordert zum Rückblick auf, und dieser inneren Nöthigung hat auch die Leitung der „Rundschau" sich nicht entziehen mögen. Es wäre nun wohl ein interessanter Versuch gewesen, auf Grund des Materials, das in ihren bis jetzt vorliegenden hundert Bänden gesammelt ist, den Gang ihrer Entwicklung rein sachlich darzustellen. Der Ausführung einer solchen Aufgabe jedoch stellten sich innere Schwierigkeiten entgegen, die kaum zu bewältigen waren; und etwas ganz Anderes daher ist es, was hier geboten werden soll. Es sind die persönlichen Erinnerungen Desjenigen, der einst, vor fünfundzwanzig Jahren, unterstützt von gleichgesinnten Freunden und ermuntert durch das Entgegenkommen der Verlagshandlung, den schweren Schritt unternahm. Zu sehr während dieser langen Zeit sind sein Sinnen und Sorgen, seine Leiden und seine Freuden, ja seine ganzen Geschicke mit denen der „Rundschau" verknüpft gewesen, als daß er in einem andern Sinne von ihr sprechen könnte. Nur von ihren Anfängen wird im Folgenden die Rede sein. Was er gewollt hat, darf ihr Herausgeber sagen; ob es oder wie viel davon erreicht worden ist: das zu beurtheilen, würde nicht ihm ziemen.

I.

Wenn ich an die Begründung und den Anfang der „Deutschen Rundschau" denke, so muß ich, in dankbarer Erinnerung, vor Allem zwei Männer nennen: Gustav zu Putlitz und Berthold Auerbach.

Meine Bekanntschaft mit Ersterem datirt vom Ende der sechziger Jahre, wo Putlitz, bis dahin Intendant des Schweriner Hoftheaters, nach Berlin zurückgekehrt war — er, um Hofmarschall des ihm nahe befreundeten Kron-

prinzen von Preußen zu werden, während seine Gemahlin Elisabeth, geborene Gräfin Königsmarck, die Charge als Oberhofmeisterin bei der Frau Kronprinzessin übernahm. Aber diese beiden Naturen waren zum Dienen, selbst in so hohen Stellungen, nicht gemacht; schon nach kurzer Zeit legten sie sie nieder und stolz darauf, die Abhängigkeit des Hofbeamten mit der Unabhängigkeit des Schriftstellers vertauschen zu können, griff Putlitz wieder zur Feder und wandte sich aufs Neue seinem eigentlichen, seinem wahren Berufe zu. Dieser Moment hat uns zusammengeführt. Ich redigirte damals den „Salon", der noch in seiner frühen, verheißungsvollen Blüthe stand; und da war es, daß Putlitz, eine hohe, leicht gebeugte Gestalt, eines Tages in mein Zimmer trat.

Aus einem der ältesten Adelsgeschlechter der Mark, dem der Gänse von und zu Putlitz, ein Edelmann in des Wortes edelster Bedeutung, war er völlig frei von den Vorurtheilen seines Standes, frei von Egoismus, hülfreich für Andere, mißtrauisch nur gegen sich selber. Durch das unvergeßliche Haus der Olfers, das in dem alten Berlin immer einen Mittelpunkt des literarischen und künstlerischen Interesses gebildet hat, war meine Beziehung zu ihm angebahnt worden; Marie von Olfers theilte mir mit, daß Putlitz eben, nach langer Pause, wieder eine Novelle beendet und den Wunsch habe, sie dem „Salon" anzubieten. Nichts konnte mir lieber sein; war doch der Name des Dichters einer von denen, die hell in meine Jugendzeit hinein geklungen. Auf einem Kneipbild der Heidelberger „Westphalen", deren Senior er 1843 gewesen, hatte ich ihn zuerst gesehen, als ich selbst im Sommer 1851 akademischer Bürger der schönen Neckarstadt ward, und die Verse:

„Mein Heidelberg! o epheugrüne Trümmer,
Auf denen ich so selig stand"

erwecken noch heut' in mir ein sehnsüchtig-frohes Gedenken. Sie finden sich im Epilog zu seinem anmuthigen Märchen „Was sich der Wald erzählt", das als das Lieblingsbuch „verliebter Jünglinge, geliebter Mädchen" unzählige Auflagen erlebt hat, indeß Putlitzens feine Lustspiele zu gleicher Zeit über alle Bühnen gingen. So kam ich ihm nicht als einem Fremden entgegen; seine poesievolle Novelle „Walpurgis", der manch' andere noch gefolgt ist, erschien im „Salon", und von dem Tage an bis an sein Lebensende war und blieb Putlitz mir ein gütiger, treuer und zuverlässiger Freund.

Er wohnte zu der Zeit im zweiten Stockwerk des Hauses Mauerstraße Nr. 36, in dessen erstem Stock einst Varnhagen von Ense gewohnt hatte, so daß dasselbe Haus, in dem ich viele Jahre vorher als ein Werdender meine ersten bedeutenden Anregungen empfing, nun zum zweiten Male, und in noch ganz anderer Weise entscheidend, in das Leben des gereifteren Mannes eingreifen sollte. Denn hier liegt der Keim zu dem, was nachmals die „Deutsche Rundschau" ward.

Im Verlaufe der Jahre hatten wir uns immer mehr davon überzeugen müssen, daß aus dem „Salon" niemals das werden würde, was wir davon erwartet. Die Verdrießlichkeiten häuften sich, und oft, wenn mir schwer zu Muth war, ging ich zu Putlitz, den ich stets bereit fand, meine Klagen anzuhören, mich zu beruhigen und der endlich mir rieth, zu brechen, was sich nicht biegen lasse.

Doch gibt man Etwas, das mit Liebe begonnen, nicht so leicht auf. Mein Herz hing nun einmal an dem Unternehmen, dem ich sechs Jahre lang meine beste Kraft gewidmet hatte; da, noch vor Beginn des siebenten, mit dem meine Verpflichtung ablief, Anfang März 1873, erhielt ich ein Billet von Putlitz, in dem er schrieb: „Am 2. war einer der Gebrüder Paetel bei mir und unser Vorschlag, den ich natürlich unter Versprechen strengster Discretion machte, schien ihm sehr plausibel."

Sein erster Verleger war der wohlbekannte Hofbuchhändler Alexander Duncker gewesen, dessen zierliche Miniatur-Ausgaben, „elegant gebunden mit Goldschnitt", auf keinem Geburtstags- oder Weihnachtstische damaliger Zeit fehlten. Im Jahre 1870 nun hatte Duncker seinen Verlag an eine neubegründete Buchhandlung verkauft, und an diese, mit allen übrigen ehemals Duncker'schen Autoren, war auch Putlitz gelangt. Manchmal schon hatte er mir davon gesprochen, wie zufrieden er mit diesen „jungen Leuten", wie zuvorkommend, liebenswürdig und im solidesten Sinne unternehmend sie seien. Mehrfach auch hätten sie gegen ihn die Absicht geäußert, eine „vornehme" Zeitschrift zu begründen, wenn die rechte Gelegenheit sich fände, und darauf eben bezog sich jenes Billet von Putlitz. „Es sind zwei Brüder", sagte er, „Söhne eines Mannes, der, hochangesehen in der Bürgerschaft, das, was er besitzt, sich selber erworben hat und seit Jahren schon Stadtverordneter von Berlin ist. Sie sollen sehen", fügte Putlitz hinzu, „diese Gebrüder Paetel werden es noch einmal weit bringen; denn sie streben dem Vater nach, wollen, wie er, von der Pike auf dienen und erfreuen sich jetzt schon, obwohl doch noch Anfänger, der besonderen Achtung ihrer Collegen. Auf einer solchen Grundlage läßt sich bauen, und wenn ich Ihnen rathen soll," so schloß der Freund, „ergreifen Sie die dargebotene Hand."

Doch ich wollte keinen Schritt thun, bevor mein Verhältniß zum „Salon" wirklich gelöst sei, wozu die Zeit noch nicht gekommen war; im April 1873 verließ Putlitz Berlin, um als General-Intendant des Großherzogl. Hoftheaters nach Karlsruhe überzusiedeln, und ich, einer Einladung der „Neuen Freien Presse" folgend, begab mich nach Wien, um dort, während des Ausstellungssommers, für das genannte Blatt schriftstellerisch thätig zu sein. Mit diesen Arbeiten beschäftigt und nach mehrmonatlichem Landaufenthalt in Eisenach kehrte ich im November wieder heim, und jetzt zögerte ich nicht länger, mir Gewißheit zu verschaffen.

Das Geschäftslocal der Gebrüder Paetel befand sich damals in einem Hause der Linkstraße, Nr. 30, nicht weit von der Brücke. Es war ein ziemlich bescheidener Raum, zu dem man über ein paar Stufen direct von der Straße her hineinstieg, und hier stand ich zum ersten Male den Beiden gegenüber, Herrn Dr. Hermann Paetel, dem älteren, und Herrn Elwin Paetel, dem jüngeren der Brüder. Das Geschäft, das am 1. Januar 1870 durch Kauf in ihre Hände übergegangen, zuerst A. Duncker's Buchverlag hieß, führte seit dem 2. Juni 1871 die Firma Gebrüder Paetel, und hat sie beibehalten, auch nachdem am 1. April 1884 der ältere der Brüder aus ihr geschieden und jetzt eben der Sohn des seitdem alleinigen Eigenthümers, Dr. Georg Paetel, in sie eingetreten ist.

Die beiden Herren, der Eine Ende der Dreißig, der Andere Ende der Zwanzig, machten sogleich den angenehmsten Eindruck auf mich, da sie von vornherein mir ein wohlthuendes Vertrauen entgegenbrachten. Soweit ich konnte, gab ich Ihnen eine offene Darlegung meines damaligen Zwischenzustandes; noch war ich verpflichtet, aber ich konnte mich frei machen, und ich verschwieg ihnen auch nicht, daß ich eventuell dazu bereit sein würde. „Wir wollen uns gegenseitig nicht binden," sagte ich; doch ehe wir auch nur präliminarisch weiter verhandelten, mußte ich doch erfahren, ob sie dazu geneigt seien. Diese Zusicherung gaben sie mir ohne Weiteres und wünschten nur zu wissen, wie ich mir eventuell das neue Vorhaben denke. Ganz ehrlich gestanden, ich dachte nur an ein belletristisches Unternehmen, in der Art des „Salon", doch mit erweitertem Umfang, und ich glaube, daß auch die Herren Paetel an nichts Anderes dachten.

Hier nun, an dieser Stelle, war es, daß der zweite jener Männer, deren Namen ich an die Spitze dieses Berichtes gestellt habe, helfend und fördernd in den Werdeproceß der „Deutschen Rundschau" eingriff: Berthold Auerbach, ein Mann, grundverschieden von Gustav zu Putlitz in jedem Betracht und in manchem sein gerades Gegenstück.

Berthold Auerbach, ein Zweiundsechziger damals, erinnerte immer noch ein wenig an den, von dem — wie er gern erzählte — sein Landsmann Ludwig Uhland einst gesagt: „Der Berthold ist ein klein's schwarz Männle, grad wie 'ne Vorbeutelflasche, aber es ist auch eppes d'rin!" — In der Thiergartengegend und deren Nachbarschaft war er eine ganz populäre Figur, und namentlich liebten ihn die Kinder. Wenn er so einer aus der Schule heimkehrenden Schar begegnete, ging er wohl ein Stückchen mit ihnen und verabschiedete sich von dem einen oder anderen mit einem Kuß auf die Stirn und den Worten: „Nun geh' hübsch nach Haus und sag' Deinen Eltern: der Auerbach hat mich geküßt." Oder auch: „Merk's Dir, wenn Du einmal erwachsen bist, dann wirst Du auf die Stirn zeigen und sagen: Da hat mich der Auerbach geküßt."

Er war eitel, aber seine Eitelkeit hatte nichts Verletzendes. „Lobt mich nur," pflegte er zu sagen, „ich kann a Löble vertragen, ich bin ein Vielfraß an Lob." Er kehrte gern, wo's ihm paßte, den Schwaben heraus und war ein seltsames Gemisch von Naivetät und Berechnung; aber die Schwächen, die daraus entsprangen, waren von der Art, daß man darüber lächeln und um seiner sonstigen Eigenschaften willen ihm immer wieder von Neuem gut sein mußte. Warmen, wenngleich von Egoismus nicht ganz freien Herzens, ideenreich und von seinen Ideen gern Anderen mittheilend, anregend im höchsten Grade, war er ein ausgezeichneter Gesellschafter und trefflicher, zu Allem aufgelegter Kamerad. Wir wohnten damals, er in der Königin Augusta-, ich in der Schellingstraße, dicht neben einander und sahen uns fast täglich. Er hatte die Freundschaft für uns aus dem Elternhause meiner Frau, ich die Verehrung für ihn aus dem meinen und der Zeit seiner ersten „Dorfgeschichten" mitgebracht; in meinem Arbeitszimmer entsprang der erste Gedanke seines

Romans „Auf der Höhe", und in seinem Arbeitszimmer, elf Jahre später, gewann das, was bisher nur ein loser Umriß gewesen, festere Gestalt.

Bis in meine Gymnasialzeit kann ich den Zug meines Herzens verfolgen, der mich endlich zur „Deutschen Rundschau" führte, weit zurück bis zu den „Blätter und Blüthen", die von mir und meinen Mitschülern zu Rinteln verfaßt und, von einem uns befreundeten Gerichtsschreiber kalligraphisch zu Papier gebracht, allsonnabendlich in einem Exemplare erschienen; bis zu den Journalmappen mit den rothen, grünen und gelben Heften, die mir in meinem Heimathstädtchen zum ersten Mal den Einblick in wirkliche gedruckte Zeitschriften gestatteten. Ach, wer es mir damals gesagt hätte, als der Ehrgeiz, in eines dieser Blätter zu kommen, zaghaft in mir erwachte, daß es noch einmal meine Bestimmung sein sollte, den Anderen den Eingang zu gestatten oder zu verwehren! .... Dann folgten die Studenten- und die Wanderjahre, dann der Aufenthalt in London, und dann, heimgekehrt, noch unter den frischen Eindrücken, die mir von dort geblieben, mein erster Versuch: das „Deutsche Magazin", ein Zeitschriftchen von achtzig Seiten monatlich, mit hübschen Bildern und gar nicht üblen Beiträgen meiner älteren und jüngeren Freunde. Doch ich sollte bald inne werden, daß man, wenn weiter nichts vorhanden ist als jugendlicher Enthusiasmus und guter Wille, dergleichen nicht machen kann, daß noch etwas mehr dazu gehört. Nach dreijährigem Bestehen schlummerte 1863 das „Deutsche Magazin" friedlich ein, das mir nichtsdestoweniger eine freundliche Erinnerung an so manchen schönen Jugendtraum hinterlassen hat und immer aufs Neue wach ruft, so oft ich in diese jetzt fast vergilbten Blätter hineinschaue. Vier Jahre darauf, 1867, mit einem größeren Apparat, ward „Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft" in Scene gesetzt, eine Monatsschrift, an der die besten Schriftsteller jener Zeit mitarbeiteten und die wohl das hätte werden können, was man sich von ihr versprochen hatte. Doch der Erfolg blieb hinter den Erwartungen zurück, und jetzt, nach bald sieben Jahren, stand ich abermals vor einer gescheiterten Hoffnung.

In Folge meiner ersten Unterredung mit den Gebrüdern Paetel war ich gegen Ende 1873 in eine auf meinen Abgang bezügliche Correspondenz mit dem Verleger des „Salon" getreten, und hatte, da wir uns nicht einigen konnten, den Entschluß ausgesprochen, nach Ablauf meiner Verpflichtung von der Leitung der genannten Zeitschrift zurückzutreten. Aeußerlich war ich also frei, innerlich aber durchaus noch nicht. In diesen Tagen, Wochen und Monaten des Zweifels, des Hin und Her, des Für und Wider ist Auerbach es gewesen, der, meine Gedanken auf bedeutendere Ziele lenkend, mir allmählich Muth und Festigkeit wiedergab. Nicht eine Fortsetzung des „Salon", etwas ganz Verschiedenes davon, etwas Höheres sollte die neue Zeitschrift werden. Ein Unterhaltungsblatt mehr, und wenn es noch so gut, sei nicht das Bedürfniß; was uns aber wirklich Noth thue, weil wir sie nicht besäßen, eigentlich nie besessen hätten, das sei eine jener Zeitschriften im großen Stil der Engländer und Franzosen, in welchen mit den Schriftstellern ersten Ranges sich die repräsentativen Männer der Wissenschaft zu gemeinsamer Arbeit vereinigten.

Damals, in den siebziger Jahren, war noch die große Zeit der Novelle, der in allen Literaturen die hervorragendsten Schöpfungen des Jahrhunderts angehören. Gleich den Früchten in einem reichen Herbst drängten sie einander in unerschöpfter Fülle, man brauchte nur zuzugreifen. Es entstanden in rascher Zeitfolge nacheinander Meisterwerke, die heute bereits als unvergänglich gelten dürfen: und es war das gute Glück der „Rundschau“, daß sie gerade noch frühe genug kam, um an diesem Segen theilzunehmen.

Würden aber die Repräsentanten der Wissenschaft sich zur Mitarbeit verstehen? Würden sie für ein Unternehmen zu gewinnen sein, das, wenn es sich nicht auf die Wissenschaft beschränkte, sie doch keineswegs entbehren konnte?

Zwar, das sagte ich mir, die Zeiten waren vorüber, wo die Wissenschaft sich in stolzer Abgeschlossenheit auf unnahbaren Höhen hielt und jeden ihrer Jünger mit einer levis notae macula behaftete, der ein lesbares Deutsch zu schreiben sich befleißigte. Sie zählte jetzt in ihren Reihen Stilisten ersten Ranges, die freilich das Ansinnen, wissenschaftliche Feuilletons zu liefern, abgelehnt haben würden. Populär sein hieß für sie vielmehr, sich einem Publicum verständlich machen, welches hinreichende Bildung und den ernsten Willen besaß, ihnen nachzudenken, nicht aber durch Oberflächlichkeit sich und dem Ansehen ihrer Wissenschaft etwas vergeben. Vorbereitend im Sinne einer solchen Annäherung, hatten die von Professor Gneist veranstalteten Vorlesungen des „Wissenschaftlichen Vereins“ gewirkt, die seit Mitte der fünfziger bis Mitte der siebziger Jahre während des Winters an jedem Sonnabend in der Singakademie gehalten wurden. Hier zum ersten Mal, vor einer distinguirten Zuhörerschaft, in der die Königin Augusta selten fehlte, hatten Männer der strengen Wissenschaft gesprochen, neben denen aber auch zuweilen Schriftsteller von anerkanntem Ruf zu Wort gekommen waren, wie denn an eben dieser Stelle Berthold Auerbach 1861 seinen schönen Vortrag über „Goethe und die Erzählungskunst“ gelesen hatte. Von fachmäßig philosophischer Bildung, hatte der Verfasser des Romans „Spinoza“ doch auch der Wissenschaft einen Dienst geleistet, als er die Werke des von ihm über Alles geliebten und verehrten Denkers, von dem er gelernt, die Dinge „sub specie aeternitatis“ zu betrachten, aus dem Lateinischen ins Deutsche übertrug. Er stand mit den akademischen Kreisen in näherem Verkehr, als es sonst wohl im Allgemeinen zwischen Schriftstellern und Gelehrten in Berlin und überhaupt der Fall zu sein pflegte; wenn irgend Einer, war er daher der Mann, von Seiten der Literatur hier vermittelnd einzugreifen. Von diesem Moment an war es mein innigster Wunsch, daß sich Auerbach an der Sache betheiligen möge, nicht nur als Mitarbeiter, sondern in leitender Stellung, der ich mich gern unterordnen wolle. Hier sei die Gelegenheit gegeben, etwas Bedeutendes zu schaffen; aber es müsse sich von vornherein als solches ankündigen. Der Autorität eines Namens, wie des seinen, bedürfe es, um Vertrauen sowohl beim Publicum wie bei Denen zu finden, ohne die sich ein solches Unternehmen gar nicht denken lasse. Die Gebrüder Paetel waren, unter den so sehr veränderten Umständen, alsbald derselben Ansicht, ja der Hinzutritt Auerbach's als Mitherausgeber erschien ihnen zuletzt so wichtig, daß sie seine Geneigtheit wo nicht zur Bedingung machten,

doch als Voraussetzung des Gelingens betrachteten. Auerbach reizte der Gedanke sehr; aber er war unschlüssig. An einem Tage war er Feuer und Flamme dafür, am andern Tage kamen die Zweifel. Sein vornehmstes Bedenken war sein langjähriges Verhältniß zu Cotta. Dann wieder fürchtete er, die zersplitternde Beschäftigung mit etwas so ganz Ungewohntem werde ihn in seiner eigenen Thätigkeit stören, worauf ich ihm erwiderte, daß ich als der Jüngere keine Mühe scheuen und alle Arbeit auf mich nehmen wolle, wenn er mir nur mit seinem Namen zur Seite stehe. Seinen Einwand, er könne dann die Verantwortlichkeit nicht tragen, dachte ich dadurch zu heben, daß ich mich verpflichtete, nichts gegen oder ohne seinen Willen in dieser Angelegenheit zu thun. Was sonst noch auf dem Grunde seiner Seele vorging, sagte er nicht so deutlich; aber, da ich ihn kannte, bemerkte ich es wohl und verstand es auch: Vortheil und Nachtheil gegen einander abwägend, gerieth er zuletzt in einen solchen Zwiespalt mit sich selber, daß es nun an mir war, ihm zuzureden, wie er zuvor mir gethan. Denn ohne seinen Beistand die Gedanken auszuführen, die er in mir angeregt, erschien mir jetzt unmöglich. Mittlerweile war es März geworden, und ich hatte Gelegenheit, abermals nach Wien zu reisen. Dort sprach ich über unseren Plan mit Dingelstedt und Laube, diesen beiden feindlichen Brüdern in Apoll, die sich sobald hernach in den orangefarbenen Heften freundnachbarlich zusammenfanden; Hanslick machte mich mit einigen seiner gelehrten Freunde bekannt, und überall fand ich ermunternde Zustimmung. Mit frischem Muth, im erwachenden Frühling, kam ich nach Berlin zurück, und etwas von beidem hatte sich auch auf Auerbach übertragen. Zwar immer noch war er seines Entschlusses nicht Herr geworden, und einmal fand ich ihn in einem Zustand inneren Kampfes, der mich so sehr bewegte, daß ich ihn ernstlich bat, sich zurückzuziehen und mich meinem Schicksal zu überlassen. Doch auch dazu konnte er sich nicht verstehen. Während meiner Abwesenheit war er gesellschaftlich mit einigen Koryphäen der Wissenschaft zusammengetroffen, und auch diese hatten sich, als er mit ihnen von unserem Plane sprach, günstig darüber geäußert, was dann auf ihn wieder seine Wirkung nicht verfehlte.

Da war es an einem Nachmittage im April. Wir machten, wie so häufig, unseren gemeinsamen Spaziergang im Thiergarten. Plötzlich blieb er stehen. „Jetzt," sagte er, „wenn solche Männer mitthun, dann ist die Sache gesichert." Ich sehe ihn noch, den behaglich runden Mann, wie er an der Ecke der Siegesallee, da, wo diese nach der Lennéstraße hin abzweigt, Halt macht und, mit seinen graublauen Augen mich anblickend, diese Worte spricht. Wir gingen weiter. Männer aus allen Zweigen der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens müßten hinzutreten, Staatsmänner, Politiker, berühmte Reisende, hohe Militärs; mit seiner lebhaften Phantasie, die gleich Alles verwirklicht sah, führte er dieses glänzende Bild aus, das ihn selber hinriß, und alle seine Scrupel schienen beseitigt bis auf dies Letzte: daß die neue Zeitschrift unter bewährter alter Flagge fahren, daß sie den classischen Greifen auf ihrem Deckel tragen, daß sie mit einem Wort im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart herauskommen müsse. Er glaubte sicher, daß diese darauf eingehen werde, und er wolle, wenn ich einverstanden sei, noch heute an sie schreiben.

Dringend bat ich ihn, von diesem Gedanken abzustehen: nicht nur, daß ich mich auf jeden Fall bereits für gebunden halte, ich sei auch überzeugt, daß gerade eine junge Firma, wie die Paetel'sche, mehr als jede andere ihren ganzen Eifer, ihren ganzen Ehrgeiz an ein Unternehmen setzen werde, das sie, soweit hätte ich die Herren doch schon kennen gelernt, durchaus nicht von einem kleinlichen Gesichtspunkt aus ansähen. Auerbach hatte von einem hohen Etat gesprochen und Summen genannt, die zur Verfügung stehen müßten, denn schließlich war er auch ein guter Rechner. Auch darüber glaubte ich ihn beruhigen zu dürfen, und als ich mich von ihm vor seinem Hause trennte, da dachte ich an den verschämten Liebhaber in Dickens' „Copperfield" und die drei Worte, die er dem kleinen David in die Feder dictirt: „Barkis is willing". Aber darum war mir doch keineswegs fröhlich zu Muth.

Mir schwindelte vor all' den neuen Anregungen; das Ungewisse, das Unbekannte, das auf diesem Wege lagerte, machte mir Angst. Und doch hätte der Moment nicht glücklicher gewählt sein können. Seit den großen Ereignissen von 1866—1871 hatten das nationale Gefühl und der nationale Wohlstand sich gehoben; wir hatten jetzt ein Deutsches Reich und eine Reichshauptstadt, in der mit dem gesammten politischen auch das literarische Leben sich zu concentriren begann. Die frühere Abneigung des übrigen Deutschlands gegen Berlin war im Schwinden begriffen, Oesterreich war uns befreundet, und wo bisher alle für ein allgemeines, nicht nur berlinisches oder preußisches Publicum bestimmten Zeitschriften in Leipzig, in Stuttgart, in Braunschweig erschienen waren, durfte jetzt wohl auch ein Unternehmen, das von hier ausging, sich eines sympathischeren Empfanges versehen. Denn das war inmitten allen Schwankens mein fester Vorsatz gewesen: wenn überhaupt, so sollte die Zeitschrift nur in Berlin und nur bei den Gebrüdern Paetel erscheinen.

Zu diesen begab ich mich am andern Vormittag, um ihnen die neue Wendung der Dinge mitzutheilen; und ich hatte mich nicht getäuscht. Ohne Weiteres gingen sie auf die von Auerbach gemachten Andeutungen ein, erklärten sich sofort bereit, den Etat in jeder erforderlichen Weise zu erhöhen und ersuchten mich, unter Angabe der Bedingungen Auerbach definitiv zum Beitritt einzuladen. Wie beflügelt eilte ich über die Brücke, die von der Flottwellstraße und dem Schöneberger Ufer zur Königin Augustastraße und Auerbach's Wohnung führte.

Denn seit Ostern dieses Jahres hatten die Gebrüder Paetel mit ihrem Geschäft das kleine Gartenhaus in der Lützowstraße Nr. 2 bezogen, das — auf einem ihrem Vater gehörigen Grundstück gelegen — die zweite, noch sehr bescheidene Etappe zu ihrer künftigen Position bildete. Aber welche Stunden jenes unaussprechlichen Glücks, das den nahenden Erfolg verkündet, sollten wir noch in diesem niedrigen Zimmer erleben — demselben, in dem, als einmal unsere drei baumlangen Mitarbeiter Dingelstedt, Turgeniew und Putlitz sich hier trafen (und wirklich mit den Köpfen an die Decke stießen), der witzige Ex-Nachtwächter ausrief, daß hier die drei größten Männer des Jahrhunderts beisammen seien! —

Niemals habe ich Auerbach erregter gesehen, als an dem Morgen, da ich ihm die Botschaft der Gebrüder Paetel überbrachte und die Summe nannte, die sie zur Verfügung stellten. Das Blut stieg ihm zu Kopf, er lief im Zimmer auf und ab, er sagte Ja, er sagte Nein; wir verabredeten für den Nachmittag einen Spaziergang, am anderen Tage besuchte er die Gebrüder Paetel, und das Resultat war nachstehende Mittheilung:

‚In Folge unserer soeben stattgehabten Besprechung mit A. erhalten wir von diesem eine Karte: „Einverstanden. Weiteres morgen Vormittag." —

‚Dürfen wir Sie also um Ihren Besuch für morgen im Laufe des Vormittags bitten?

‚Mit freundlichen Grüßen

Berlin W., den 30./4. 1874. Lützowstraße 2. Ihre ergebenen Gebrüder Paetel.'

Der Abend, an dem ich diese Zeilen empfing, war einer von denen, die man nicht vergißt. Die Gemeinschaft mit einem solchen Manne gab mir festen Boden unter den Füßen, sie gab mir Sicherheit, Vertrauen, und mehr noch: sie erfüllte mich mit einem Gefühle tiefer Dankbarkeit, wenn ich mich in die Tage des „Lorle", des „Barfüßle" zurückversetzte, wenn ich bedachte, was der Name Berthold Auerbach's einst für mich gewesen und jetzt für mich werden sollte! Denn schon sah ich im Geiste diesen Namen über oder vor dem meinen auf dem Titelblatt der neuen Zeitschrift. . . .

Auerbach war berühmt als Titelfinder, für sich und für Andere; z. B. hat er dem Roman Otto Ludwig's „Zwischen Himmel und Erde" den höchst prägnanten Namen gegeben. Auch hatten wir in den früheren Unterhaltungen über diesen Gegenstand oft gesprochen und waren immer wieder darauf zurückgekommen. Denn er wußte, was ein Titel werth ist, ohne jedoch in diesem Falle besonders glücklich zu sein. Einmal, in den ersten Stadien, hatten wir an die Bezeichnung: „Berlin und Wien" gedacht, um dadurch auszudrücken, daß wir nicht nur das ganze Deutschland, sondern auch das ganze Deutschthum umfassen wollten; und ich war darin bestärkt worden durch den Meinungsaustausch mit den Wiener Freunden. Der Gedanke, das Theater und die Musik von Berlin und Wien gleichmäßig zu vertreten, ist noch in unser Programm aufgenommen und in den ersten Jahren thatsächlich durchgeführt worden. Jedoch für eine Zeitschrift, wie sie sich allmählich zu gestalten begann, hätte die Bezeichnung „Berlin und Wien" schon jetzt nicht mehr gepaßt, sie würde zu sehr an das erinnert haben, was der Engländer „Magazine" im Gegensatz zur „Review" nennt, während wir die Vereinigung beider Gattungen anstrebten, wie sie sich in der französischen „Revue" und zwar als classisches Vorbild in der „Revue des deux mondes" lange dargestellt hat. Einstweilen also, bis uns etwas Besseres einfiele, begnügten wir uns damit, wenn wir von der neuen Zeitschrift sprachen, sie die „Deutsche Revue" zu nennen, wodurch ihr Charakter und unsere Absicht am Bestimmtesten angedeutet ward.

Am anderen Morgen — es war ein strahlender Frühlingsmorgen, und ich schickte mich eben an, in die Lützowstraße zu gehen — erhielt ich diesen Brief:

Lieber Rodenberg!

[illegible]

und sage ich Ihnen schnell,
Mündliches vorbehaltend u.
wollen Sie dies vorläufig
den Herren Gebrüder Paetel
mittheilen
In jedem Falle bin ich immer
Ihr herzlich zugethaner
1. Mai 74 Berthold Auerbach

Als ich dies gelesen hatte, war ich sehr niedergeschlagen, denn ich wußte wohl, was nun kommen werde; und es kam auch, nicht nach acht, sondern schon nach vier Tagen:

Holzkirch bei Lauban, 4. Mai 1874.

Lieber Rodenberg!

Ich bin zur Ruhe gekommen, und ich möchte, daß auch Sie im gleichen.

Es ist mein innigster Wunsch, daß keinerlei Mißstimmung oder gar Verkennung in Ihnen sich festsetze. Ich habe nach schwerem Kampfe mit mir zu dem Entschlusse kommen müssen, mich von Mitherausgabe der „Revue“ loszusagen. Sie wissen, wie gern ich mich Ihnen als Kamerad zugeselle, aber schon damals, als Sie von Ihrer Reise heimkehrten, sagte ich Ihnen, daß mir die Sache die Seele belaste und Sie selber sagten mir: in solchem Falle würde ich ablehnen.

Ich bin mir bewußt, nunmehr ganz correct zu handeln, indem ich das thue; nur darin scheine ich vom Correcten abzuweichen, daß ich nicht sofort und entschieden ablehnte. Aber bedenken Sie erstens, welches unbedingte Vertrauen ich zu Ihrer Führung der Zeitschrift habe und wie ich, hierauf gestützt, den inneren Widerspruch zu beseitigen glaubte, daß ich schließlich doch meinen Namen hinsetze, ohne in der That dem mir persönlich zugewendeten öffentlichen Vertrauen das Entsprechende wirklich zu leisten und auch im Vorgang Anderer suchte ich eine Beschwichtigung und die Erleichterung meiner Alterstage wirkte ebenfalls lockend mit.

Ich sehe aber endlich ein, ich kann es doch nicht und wenn es Pedanterie ist, so habe ich eben einmal solche. Jedes Heft würde meine innerste Natur aufregen, da ich doch eigentlich mit meinem Namen dafür einstehe, und die Wahrhaftigkeit von mir wäre geschädigt. Indem ich mir das klar machte, war ich entschieden. Ich darf mir solche Last nicht auflegen. Ich bin überzeugt, Sie erkennen das gerecht und wenn Sie auch momentan dadurch mißstimmt sind, werden Sie doch bald und für immer mir gerecht werden. Ich nehme die Dinge des Lebens nun ein-

mal schwer und genau, ich darf das nicht ändern und ich könnte es auch nicht. Ich muß für die mir noch beschiedenen Tage frei nach außen und innen bleiben.

Wir bleiben uns — deß bin ich sicher — freundschaftlich.

Herzlichen Gruß Ihrer Frau. Ihr Berthold Auerbach.

Ich lebe hier bei Gustav von Moser wonnige Tage. Ende der Woche komme ich wieder heim und sehe Sie alsbald.

Der Eindruck dieses Briefes auf mich war doch ein anderer, als ich erwartet. Als ich ihn erst von Weitem sah, da fürchtete ich, er werde mich ganz und gar entmuthigen. Das Gegentheil war der Fall. Er spornte mich an, er forderte mich heraus; er gab mir ein Gefühl, als ob mit der größeren Verantwortlichkeit auch meine Kraft gewachsen sei. Mein Entschluß war gefaßt: ich mußte den Weg, der vor mir lag, nun allein gehen; und über diesem Scenenwechsel hätte der Vorhang billig fallen sollen: ehrlich war das Anerbieten von der einen Seite gemacht, ehrlich von der anderen abgelehnt worden — so durften wir annehmen, denn auch die Gebrüder Paetel theilten diese Auffassung. Aber wir konnten darum nicht vergessen, was wir der Anregung Auerbach's schuldig waren, und wenn er aus inneren Gründen, die wir verstanden, nicht vermochte, sich als Mitherausgeber zu betheiligen, so sollte er doch an erster Stelle als Mitarbeiter erscheinen: er sollte den Ehrenplatz haben und die „Revue" mit einer Erzählung eröffnen. So waren wir verblieben, so hatten wir uns getrennt. Aber schon waren wir, Herausgeber und Verlag, Monate lang mitten in der Arbeit, einer angestrengten, doch auch einer freudigen, schon waren die Circulare versandt, die Mitarbeiter gewonnen, die Beiträge zum Theil eingegangen, da begann das leidige Nachspiel. Auerbach war anderen Sinnes geworden; er sei, schrieb mir Franz Dingelstedt als Vermittler, nunmehr bereit, die fallen gelassenen Unterhandlungen wieder aufzunehmen, und zwar mit der Modification, daß er, Auerbach, als Herausgeber, ich als Redacteur zeichne. Wohl nahm in einem folgenden Schreiben Auerbach diese Bedingung, von der zuvor niemals die Rede gewesen, und die jetzt, wo das Werk so gut wie fertig dastand, geradezu kränkend war, wieder zurück; aber auch abgesehen davon schloß der rein geschäftliche Stand der Angelegenheit jeden solchen Versuch ein für allemal aus. So war die Situation geklärt, und ich hätte nun wohl des Goethe'schen Wortes mich getrösten dürfen, daß das Schicksal uns unsere Wünsche gewährt, aber auf seine Weise, um uns etwas über unsere Wünsche geben zu können. Aber die nichts weniger als erquicklichen, völlig zwecklosen Auseinandersetzungen zogen sich noch, Zeit und Laune raubend, durch den ganzen Monat hin. —

In diesen Tagen ist die herzliche Theilnahme, die Putlitz mir erwies, eine wahre Wohlthat für mich gewesen. „Wir sind eingekehrt und ausgeruht in unserer ländlichen Zurückgezogenheit," meldete mir der Freund aus Retzin, dem alten Familiensitze der Putlitz in der Prignitz, wohin er während der Karlsruher Theaterferien sich begeben hatte. Die glücklichsten Erinnerungen für ihn verknüpften sich mit diesem Erdenfleck, der Stätte seiner Kindheit und Jugend, der er nicht lange vor seinem Tode noch in seinem letzten Büchlein „Mein Heim" eine reizvolle Schilderung gewidmet hat, und an der von jeher edelste Gastfreundschaft geübt worden ist. Dorthin, zu kurzer Rast, lud Putlitz

nun auch mich ein. Aber ich hatte das Gefühl damals, mit meiner Stimmung in einen Kreis froher Menschen nicht zu passen, und Putlitz schrieb:

Lieber Freund.

Ihre Absagezeilen haben wir Alle mit aufrichtigem Bedauern empfangen. Noch mehr thut es mir leid daß ich aus ihnen sehe daß Sie viel Noth mit der neuen Aufgabe haben und nicht mit dem frischen Zutrauen an dieselbe gehen, das denn über manches forthilft.

Aber ich sollte Ihnen eher Muth machen als ihn noch niederzuschlagen.

Nun fordern Sie eine Novelle. Eine kurze oder eine lange? Sie glauben nicht wie ich in Anspruch genommen bin durch mein Theater und wie ich eigentlich auf jede Production verzichten müßte. Eine längere Novelle (etwa 24 Buchdruckbogen, etwa 10–12 Seiten-Bogen) habe ich halb fertig, und schon im vergangenen Sommer begonnen. Das wird Ihnen aber nicht nützen.

Ob ich zu einem kleineren Stoff und Zeit finden werde ist sehr zweifelhaft. Schreiben Sie mir aber 2 Worte, wann Sie ihn eigentlich gebrauchen.

Dank für Probenübersendung!

Ihnen und Ihrer Frau herzlichste Grüße!

Freundschaftlichst

der Ihrige

Retzin 13/7 74.

G. zu Putlitz

Indessen wartete ich von Tag zu Tag auf Auerbach's Novelle. Sie war unerläßlich nach den einmal getroffenen Dispositionen, aber sie kam nicht. Der Satz des Heftes hatte schon begonnen; Ende Juli war der äußerste Termin und noch am 23. schrieb mir Auerbach:

„Waren Sie je in der Stimmung, wo man es ganz unbegreiflich findet, daß man je ein Buch geschrieben und je noch eins schreiben würde? Ich meinerseits empfinde dieselbe jetzt zum ersten Mal. Vielleicht ist theilweise die Verfassung daran schuld, in der ich mich am Vorabend vor einer Brunnenkur befinde. Si vales bene est ego non valeo."

Endlich am 31. desselben Monats konnte er mir aus Tarasp melden:

„Sie haben nun die Novelle in Händen. Ich habe, wie Sie sehen, eine Durcharbeitung vorgenommen, die gerade hier im Gewirr des Badelebens eine besondere Anstrengung erheischte. Aber ich bin froh, daß ich mein Wort einlösen konnte."

So steht seine Novelle nun auf der ersten Seite des ersten Heftes; aber ich bin froh, zu sagen, daß es nicht sein letztes Wort in der „Rundschau" war, und daß auch für mich der Berthold Auerbach der guten, alten Zeit noch einmal aufgelebt ist. Es sind von ihm in dieser Zeitschrift eine zweite Novelle „Nannchen von Mainz" und einige sehr hübsche Aufsätze über Gottfried Keller, Eduard Mörike, Fr. Vischer erschienen, bis zu dem im Maiheft 1880, den ich auch heute noch nicht ohne Rührung zu lesen vermag. Auerbach beschreibt darin einen „Tag in der Heimath" — den letzten vor jenem anderen, zwei Jahre später, einem Februartag 1882, an dem sein Freund Fr. Vischer dem für immer heimgekehrten Dichter der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" in Nordstetten die Grabrede hielt.

II.

Ich wende mich nunmehr, nach dieser Episode, wieder dem chronologischen Verlauf der Dinge zu. Den Gebrüdern Paetel war Auerbach's Absage nicht minder unlieb gewesen als mir; aber ebenso wurden auch sie dadurch nur bestimmt, mit um so größerem Eifer ans Werk zu schreiten. Den ersten freudigen Impuls, ein Vorgefühl des Gelingens, gab mir die folgende (vom 16. Mai datirte) Postkarte, die ich deswegen mir auch aufbewahrt habe:

Morgen (Sonntag) leider durch eine Einladung in Anspruch genommen. Ich werde zu Ihnen herankommen, sobald ich Zeit finde.

Helmholtz

Der Besuch des berühmten Forschers gehört zu meinen schönsten Erinnerungen und ruft mir das Wort zurück, das Helmholtz selbst bei feierlicher Gelegenheit gesprochen hat: „Wer einmal mit einem oder einigen Männern ersten Ranges in Berührung gekommen ist, dessen geistiger Maßstab ist für das Leben verändert" [1]). Einfach, ohne Prunk, ohne mich seine Größe fühlen zu lassen, setzte er sich zu mir, unterhielt sich mit mir über das projectirte Unternehmen, überlegte, wer etwa von seinen Fachgenossen zur Mitarbeit aufzufordern sei, machte mir ein Verzeichniß derselben und erlaubte mir, bei jedem von ihnen mich auf ihn berufen zu dürfen. Helmholtz selbst hat der „Rundschau" wohl nur drei Beiträge gegeben, aber auch fernerhin stand sein Rath mir zu Gebote, so oft ich im Anfang dessen bedurfte, und manchmal in späterer Zeit noch bin ich von ihm empfangen worden in den schönen Wohnräumen des neuerbauten physikalischen Instituts, Neue Wilhelmstraße Nr. 16, welchem benachbart, Wand an Wand, Nr. 15, im Physiologischen Institut, du Bois-Reymond wohnte.

---

[1]) Rectoratsrede über die akademische Freiheit. 1878.

Demnächst empfing ich folgendes Schreiben:

Berlin 17. Mai 1874.
Hôtel d'Angleterre.

Geehrter Herr

Auf Ihre freundliche Zuschrift vom 16. erwidere ich ganz ergebenst, daß ich mich sehr freuen würde, wenn Sie Muße fänden, morgen oder übermorgen entweder Morgens 9 – 10 Uhr in meiner Wohnung, oder Mittags 12 – 1 Uhr im Abgeordnetenhause aufzusuchen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Sybel.

Es war im Sprechzimmer des Abgeordnetenhauses, daß ich Sybel, damals noch Professor in Bonn und nur zeitweilig hier, zum ersten Mal sah: freundlich, mit dem liebenswürdig gewinnenden Wesen des Rheinländers kam er mir entgegen; unser Gespräch bewegte sich in den angenehmsten Formen und endete mit der Zusage eines Beitrages für das erste Heft.

Professor Zeller war mein alter verehrter Lehrer von Marburg her; auch bei ihm fand ich eine gute Aufnahme; ich lasse hier ein Billet aus etwas späterer Zeit folgen, das aber ebenso gut in diesen ersten Tagen hätte geschrieben sein können:

Ich bedaure lebhaft, dass Sie mich wieder verfehlt haben. Sonnabend und Donnerstag sind die einzigen Tage, wo ich regelmæssig von 4 oder 4½ U. an nicht zu finden bin. Erlauben Sie, dass ich naechsten Mittwoch nach meiner Vorlesung (10–30) zu Ihnen komme? Antwort braucht es nicht. Ergebenst

B. 21/5 76.

Zeller

Aus einem längeren Briefe du Bois-Reymond's, dem ersten an mich gerichteten, dem später noch so viele folgen sollten, sei Nachstehendes mitgetheilt:

Berlin, W., Victoriastr. 17,
10. Juni 1874.

Hochgeehrter Herr,

Auch ich begrüße mit Freuden das neue Organ mit welchem Sie die Literatur zu bereichern im Begriff stehen, und wünsche lebhaft, daß die Revue in Europa neben den englischen Reviews und der Revue des deux Mondes einen ebenbürtigen Platz einnehmen. Sollte es sich ereignen daß ich etwas schriebe, was ich nach Form und Inhalt berechtigt wäre, zur Aufnahme in die neue Zeitschrift für geeignet zu halten, so würde ich mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, die Sie mir so zuvor-

Hrn. Dr. Jul. Rodenberg, Berlin

kommender und für mich ehren-
voller Weise bieten...

Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen
mit gleicher Post unter Kreuzband
einen Separatabdruck der von Ihnen
so nachsichtig beurtheilten Rede
über eine Akademie der deutschen
Sprache zu übersenden. Sie erscheint
nächstens bei Dümmler im Buch-
handel.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

E du Bois-Reymond

Mit der thatkräftigen Unterstützung dieser Viere, des großen Physikers, des großen Physiologen, des großen Historikers und des großen Philosophen durfte ich wohl wagen, mich an die weiteren Kreise der Wissenschaft und schönen Literatur zu wenden. Mitte Juni 1874 erging an die hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten folgendes Schreiben:

Berlin, im Juni 1874.

Sehr geehrter Herr!

Die Unterzeichneten erlauben sich, Sie von dem Zustandekommen einer neuen Zeitschrift zu unterrichten, welche vom 1. October d. J. ab in monatlichen Heften zu Berlin erscheinen wird als

Deutsche Revue.

Die **Deutsche Revue**, mit den materiellen Mitteln ihrer Existenz reichlich ausgestattet und für eine Reihe von Jahren gesichert, unternimmt den Versuch, nicht etwa nur eine Specialität unseres geistigen Lebens, sei es dichterische Production oder wissenschaftliche Erörterung oder Kritik auf den Gebieten der Literatur, des Theaters, der Musik und bildenden Kunst zu pflegen oder zu bevorzugen: sie will vielmehr jenem Bedürfniß der hochgebildeten Kreise unsrer Nation, welches bisher noch nicht vollständig befriedigt worden ist, entgegenkommen, indem sie diesen zugleich Unterhaltung in der edelsten Form, Belehrung aus competentesten Händen und einen alle Fragen und Interessen derselben berücksichtigenden Ueberblick über die geistige Bewegung der Gegenwart bietet.

Wir sehen es als eine Förderung in unsrem Vorhaben an, daß eine Anzahl ausgezeichneter Männer sowol im Deutschen Reich als in Deutsch-Oesterreich diesem Programm ihre Zustimmung gegeben und darauf hin der **Deutschen Revue** ihre Mitwirkung zugesagt haben, welche den literarischen und künstlerischen Manifestationen in beiden Metropolen deutschen Lebens, Wien und Berlin, eine gleichmäßige, fortlaufende Berücksichtigung von Monat zu Monat widmen wird.

Wir sind es den Männern, an welche wir diese Zuschrift richten, sowie dem Publikum, für welches die **Deutsche Revue** bestimmt ist, schuldig zu erklären, daß wir in allen Dingen den höch-

sten Maßstab anlegen, daß wir in der Auswahl dessen, was wir zu bringen gedenken, streng, in unsren Uebersichten frei von äußeren Einflüssen und in unsrer Kritik durchaus unabhängig sein werden.

Die **Deutsche Revue** erscheint in einem Umfange von monatlich 10—12 Bogen gr. 8vo, von denen wir 4—5 Bogen der Novelle, 4 Bogen dem Essay bestimmen und 2—3 Bogen auf die Rubriken der regelmäßig wiederkehrenden Monatsübersichten vertheilen.

Wir beabsichtigen, in jedem Hefte mindestens eine abgeschlossene Novelle zu geben und neben dieser, je nach den Umständen, eine zweite gleichfalls abgeschlossene Novelle oder einen kleinen Roman, der in höchstens 3—4 Heften abschließt.

Es wird gewünscht, daß jedes für uns bestimmte Essay sich innerhalb eines Raumes von 1—1½ Bogen halte; doch sind wir gern bereit, wegen einer Reihenfolge dasselbe Thema fortführender Essays mit den Herren Autoren in Verhandlung zu treten.

Mit ganz besonderer Aussicht auf Gelingen bietet sich endlich eine Gelegenheit, die lang vermißte, vielfach entbehrte

Deutsche Revue

wirklich ins Leben zu rufen. Schon jetzt, auf die bloße Nachricht des Versuches, wird ihr, wie wol gesagt werden darf, eine ungewöhnliche, höchst ehrenvolle Sympathie von Seiten des deutschen Buchhandels und des Publikums entgegengebracht. Es hängt von der Betheiligung der berufenen Führer und Träger der deutschen Literatur und Wissenschaft ab, an die wir uns hiermit wenden, der **Deutschen Revue** nicht nur den augenblicklichen Erfolg, sondern auch die Möglichkeit innerer Fortentwickelung und räumlicher Erweiterung zu sichern.

Wir lassen daher auch an Sie, hochgeehrter Herr, die Bitte ergehen, sich den Mitarbeitern der **Deutschen Revue** anschließen zu wollen; und indem wir uns der Hoffnung hingeben, durch eine Zeile der Zustimmung und Zusage von Ihnen erfreut zu werden, verharren wir

mit ausgezeichneter Hochachtung ergebenst

Die Verlagshandlung: Gebrüder Paetel. Der Herausgeber: Dr. Jul. Rodenberg.
Lützowstraße, 2. W. Schellingstraße, 16. W.

Dieses Schreiben konnte kaum in den Händen seiner Adressaten sein, als Etwas davon auch schon in die Oeffentlichkeit gedrungen war, die Zeitungen anfingen, sich damit zu beschäftigen und nach manchen ungenauen Angaben nachstehende Berichtigung brachten:

[Eine deutsche Revue.] Aus dem „Berl. Börs.-Cour." ist in viele deutsche Blätter eine Nachricht übergegangen, laut welcher in Berlin ein neues, großes literarisches Unternehmen, eine Revue im Style der „Revue des deux Mondes" geplant würde. So weit, wie man uns von unterrichteter Seite mittheilt, beruht die Sache auf Wahrheit; und es ist ferner wahr, wenn das genannte Berliner Blatt hinzufügt: „Die berufensten und berühmtesten literarischen Kräfte Deutschlands, die hervorragendsten Männer der Wissenschaft haben sich bereit erklärt, dieser Zeitschrift ihre Feder zu leihen, um sie zu einem Brennpunkt des deutschen Geisteslebens zu gestalten." Allein einer Berichtigung bedarf es, wenn die citirte Notiz damit schließt, daß zur pecuniären Dotirung des Unternehmens ein Consortium reicher Mäcene einen Gründungsfonds von beiläufig 100,000 Thlrn. subscribirt und mit dem buchhändlerischen Vertrieb die Verlagsfirma der Gebrüder Paetel in Berlin betraut habe. Das Unternehmen, weit davon entfernt, eine „Gründung" zu sein, ist vielmehr aus der ernsten Absicht hervorgegangen, der Deutschen Literatur und Wissenschaft ein gemeinsames, würdiges Organ zu schaffen. Zu diesem Zwecke hat sich die Verlagshandlung der Gebrüder Paetel mit einem Kreise literarischer und wissenschaftlicher Kapacitäten in Verbindung gesetzt, und es darf das bereits in den Stadien der Vorbereitung begriffene Unternehmen nicht nur als gesichert betrachtet, sondern auch einer Veröffentlichung über Plan, Umfang und Organisation desselben in nächster Zeit mit Bestimmtheit entgegen gesehen werden.

Noch aber war diese nicht erfolgt, als — ich darf wohl sagen — jede Post freudig zustimmende Schreiben aus allen Theilen Deutschlands und Oesterreichs brachte. Kein Tag verging, ohne daß ich den Gebrüdern Paetel neu ein-

getroffene Zuschriften mittheilen konnte, aus denen wir sahen, wie die besten Männer der Nation über unser Vorhaben urtheilten und wie gern sie uns ihren Beistand versprachen. Es ist nicht möglich, aus dieser Menge von Blättern, auch nur die bescheidenste Auswahl zu treffen: es sind ihrer zu viele. Doch versagen kann ich mir nicht, wenigstens Einiges davon hier zu veröffentlichen, und zwar als Erstes, was der edle Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün) schrieb er, dessen Sang vom letzten Ritter einstmals wie Harfen- und Schwerterklang durch die Seele der deutschen Jugend gebraust, Wehmuth um das alte, Sehnsucht nach dem neuen Reiche weckend.

Hochgeehrter Herr!

Ihr gütiges Schreiben vom 2ten d. M. verpflichtet mich zu gar mannigfachem Danke, sowohl für die freundliche Aufnahme, welche mein letzter Brief bei Ihnen gefunden hat, als auch für die willkommenen Botschaften, welche Sie mir darin mittheilen. Von ganzem Herzen begrüße ich Ihr Projekt und Programm einer neuen „Deutschen Revue". Es ist ein glücklicher, höchst zeitgemäßer und kulturgeschichtlich nothwendiger Gedanke, geistig zusammenzufassen und immer inniger zu verbinden, was leider politisch auseinander gefallen ist. Nur gemeinsame geistige Arbeit kann die politischen unleugbaren Versündigungen diess- und jenseits der Grenzpfähle sühnen und die bezüglichen Schäden wieder gutmachen. Mögen Sie uns endlich diesem Ziele zuführen. Ich habe das, was nun einmal so gekommen ist, schon vor Jahren als bittere Nothwendigkeit voraus gesehen. Nur hätte ich meinem engeren Vaterlande dabei eine andere (edlere und glücklichere) Rolle gewünscht. Mit der

vollendeten Thatsachen aber habe ich mich zurecht gefunden, wenngleich ich sie als Österreicher seinerzeit beklagen mußte. Aber da ich zugleich auch mit Herz und Sinn Deutscher bin und bleibe, hat die Gloriole des J. 1870 auch tief in mein Herz geleuchtet. Und so sei und bleibe unser Culturgebiet ferner frei und ungetheilt und über den weiten, den geistigen Schaffen wehe das alte schwarz-roth-goldene Einheitsbanner! Wir Österreicher würden verarmen, wenn uns die Quellen deutscher Bildung und Wissenschaft abgeleitet oder abgesperrt würden, und Deutschland würde eines bedeutsamen, eigenthümlichen und lebensvollen Elementes, das ihm manche Bereicherung und Ergänzung seinem edlen Kern bietet und durch kein anderes ersetzt werden könnte, beraubt sein, wenn Österreich sich von ihm abwenden wollte. Darum bringe ich Ihrem Programm ein aufrichtiges Glückauf!

Ihrer Aufforderung gern nachkommend, werde ich versuchen, ob ich Ihnen für Ihr erstes Heft Passendes und Würdiges bringen kann; doch Sie wissen, die lyrische Muse ist etwas eigensinnig und von zufälligen Stunden und glücklichen Stimmungen abhängig. Darum kann ich wohl mit Bestimmtheit meinen guten Willen erklären, muß aber doch zugleich die Eventualität der wirklichen Leistung mit einem eben so ehrlichen Fragezeichen begleiten.

Hochachtungsvoll mit den besten Wünschen und Grüßen

Ihr ergebener

Graz 7 Juni 874. A. Auersperg

Der Altmeister der pathologischen Anatomie, der Begründer der Wien-Prager Mediciner-Schule, Prof. Karl Freiherr von Rokitansky, schrieb:

Hochgeehrter Herr!

Vor Allem bitte ich um Verzeihung, daß ich Ihr Schreiben vom 15. d. M. erst jetzt beantworte. Das darin ent-haltene schmeichelhafte Ansinnen ist des besten Dankes werth. Indem ich aber den Herausgeber der „deutschen Revue" zu Grunde liegenden Bestreben meine volle Anerkennung zolle, weiß ich nicht mehr, was meine eigene Be-theiligung verspricht. Ihr Name bürgt dafür, daß sie nicht ausbleiben wird.

Was mich betrifft, so gewinnt ich noch Erinnerungen, den Dank; auch ist Erinnerung

der, um meine Stellung ab und dort
einzunehmen, und ich kann aber, selbst
der Ausschuss auf eine [illegible]-Eröffnung
unterstand, vorläufig nur verhoffen,
daß ich mich bestreben werde, bei
gegebenem Muße mich zu erreichen.

Genehmigen Sie, hochverehrter
Herr die Versicherung der aufrichtigen
Hochachtung, mit der ich bin

Ihr ganz ergebenster
Rokitansky

Wien 21. Juli
874.

Von Louise von François ging folgender Brief ein, der so charakteristisch ist für die Verfasserin der „letzten Reckenburgerin“:

Weißenfels d. 26ten Mai 1874.

Geehrtester Herr,

Ihre freundlichen Zeilen trafen mich am Sterbebette meines guten Stiefvaters. Er war 82 Jahr alt, blind u. hülflos wie ein Kind; mit seiner Pflege ist meine letzte Familienpflicht erloschen u. habe ich im Leben auch wenig von süßem Glück gekannt, so will mich doch bedünken, als ob das süßeste Glück der Erinnerung nicht stärker anhaften könne als eine lange geübte, wenn auch strenge Pflicht.
Sie begreifen daher, daß ich auf Ihre mich ehrende u. mir jetzt doppelt wichtige Aufforderung zunächst keine bindende Zusage geben kann. Sollten nach meinen körperlichen, auch die geistigen Kräfte sich wieder heben, dann: mit Dank u. Freude; Zeit aber, längere Zeit wird dafür unerläßlich sein.

Was Ihr Projekt betrifft, so hat es meinen
vollen Beifall. Jedesmal wenn mir gelegentlich
ein Heft der Revue des deux Mondes zu Gesicht
kam, habe ich die Franzosen um dieses gutberathene
weitschichtige Organ beneidet. Es ist Zeit, daß wir auch
in dieser Rücksicht ihnen nicht länger hintennach
stehen. Heil dem tapferen Verleger, der bei der etwas
schwerfälligen Art unseres Publikums das immerhin
fragliche Unternehmen wagt, Heil vor Allem
dem leitenden Geist des Unternehmens. Glückauf
denn verehrter Herr Doctor, Glückauf!

Louise v. François.

Theodor Storm that das Beste, was er für die Zeitschrift thun konnte: er verhieß ihr einen Beitrag.

Husum, 2 Juni 1874.

Verehrtester!

Allerdings bin ich augenblicklich mit einer neuen Novelle beschäftigt, und werde Sie mit Vergnügen in der neuen Zeitschrift meines lieben würdigen Herrn Verleger gedruckt sehen; auch wird sie, denke ich, zu Ende Juli fertig sein und ich also etwa zum 2ten Monatsheft schicken. Nur muß ich mir jedenfalls v. 1 Mai 1875 die Disposition darüber reserviren.

Warum arbeiten Sie denn aber immer unter französischer Flagge? Salon – Revue – –

Hoffen wir nun, daß mein neues opus [illegible] sich einigermaßen leidlich anlasse.

Ihr ergebenster
Th. Storm

Die Novelle, von der hier die Rede, heißt „Waldwinkel" (im MS. und auch im Prospect noch: „Im Waldwinkel") und ist erschienen im ersten Hefte der „Deutschen Rundschau". Die „Erzählung des alten Steuermanns: Eine Seeräubergeschichte", welche das dritte Heft eröffnet, sandte Emanuel Geibel mit diesen Zeilen:

Schwartau bei Lübeck, 6 Jul. 74

Das einzige Gedicht, verehrter Freund, über das ich diesen Augenblick verfügen kann, ist das kleine Idyll, das ich Ihnen beiliegend einsende, mit der Anfrage, ob Sie es für Ihre Zwecke brauchen können. Ich selbst bin nämlich über den Erfolg meiner Arbeit zweifelhaft, da sie in realistischer Rücksichtnahme auf die erzählende Person mehr plattdeutsch als hochdeutsch gedacht ist und sich somit nach Inhalt und Ausdruck innerhalb der durch jenes Idiom bedingten Gränzen zu halten hatte. Solchen, die mit der Sphäre des norddeutschen Volks- und Seelebens vertraut sind, wird das Geschichtchen immerhin einen heiteren Augenblick bereiten können. Aber die Uebrigen?

seine Rücksendung würde mich daher weder überraschen noch kränken.

Mit herzlichem Gruße

freundschaftlichst

Emanuel Geibel.

Und nun noch das Wort eines alten Praktikers, der selbst einmal unter den Führern der deutschen Journalistik stand, als er in den vierziger Jahren die „Zeitung für die elegante Welt" herausgab — die Wochenschrift, in der die literarische Generation vor uns sich ihre Sporen verdient und Heinrich Heine seinen „Atta Troll" zuerst veröffentlicht hat:

Schönen Dank, werther Freund, für freundliche Einladung zur Deutschen Revue.

Ich werde ihr sehr gern nachkommen, sobald mir Muße wird zu einer Novelle oder einem Essay. (Lauter Fremdworte!)

Und nun gutes Glück zu Ihrem
grossen Unternehmen! Wenn Sie
uns eine deutsche Revue des deux
mondes schaffen so heben sie uns
auf eine erwünschte Höhe.
Herzlich grüssend Ihr ergebner
Laube.

Wien 9/6 74

Unter solchen Auspicien durften wir denn getrost an die Herstellung des ersten Heftes gehen und während dieses in erwünschter Weise sich gestaltete, ließen wir nunmehr den Prospect drucken, der früher schon im Entwurf den in Aussicht genommenen Mitarbeitern vorgelegt worden war. Er hatte folgenden Wortlaut:

Deutsche Revue.

Herausgegeben
von
Julius Rodenberg.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Die **Deutsche Revue**, deren bevorstehendes Erscheinen wir hiermit anzeigen, ist aus der allgemein getheilten Erkenntniß, daß es der **Gesammtheit** der deutschen Culturbestrebungen an an einem repräsentativen Organ fehle, und aus dem Wunsche hervorgegangen, ein solches Organ zu schaffen. Wir haben den Titel „Revue“ gewählt, weil dieses Wort, obgleich aus einer fremden Sprache, doch als Bezeichnung für einen literarischen Gattungsbegriff angenommen worden ist, welche sich weder übersetzen noch ersetzen läßt und am genauesten das ausdrückt, was wir beabsichtigen.

Demgemäß unternimmt es die **Deutsche Revue** — soviel wir wissen zum ersten Mal innerhalb der deutschen periodischen Literatur — nicht etwa nur eine Specialität unsers geistigen Lebens zu berücksichtigen, sondern in systematischer und planmäßig gegliederter Vereinigung eine Darstellung dessen zu versuchen, was der deutsche Geist überhaupt ist und vermag.

Der deutsche Leser hat zur Ausfüllung seiner Mußestunden illustrirte und andere Blätter; er hat zahlreiche Fachjournale, wenn er sich belehren will, und zu seiner Orientirung auf den verschiedenen Gebieten der Literatur, des Theaters, der Musik und bildenden Künste ebensoviele

kritische Führer. Allein ihm fehlt eine Zeitschrift, welche dadurch, daß sie jene mannigfachen Elemente der heutigen Bildung zusammen in sich begreift, einen Ueberblick über den ganzen Umfang derselben ermöglicht und einem Bedürfnisse der hochgebildeten Kreise unserer Nation entgegenkommt, welches bisher noch nicht vollständig befriedigt worden ist.

In diese Lücke einzutreten ist die **Deutsche Revue** bestimmt. Sie wird Unterhaltung in der edelsten Form bieten und zugleich den wissenschaftlichen Fragen, den politischen, literarischen und künstlerischen Vorgängen mit der größten Aufmerksamkeit folgen. In keiner Weise wird sie dem Dilettantismus Vorschub leisten; ihre wissenschaftlichen Aufsätze werden von Männern der Wissenschaft, ihre Beiträge zur schönen Literatur von den ersten unserer zeitgenössischen Dichter und Novellisten, ihre Kritiken von Schriftstellern verfaßt sein, deren Stimmen zu den anerkanntesten und geachtetsten gehören. Sie wird eine ganz besondere Ehre darein setzen, auf jedem ihrer Blätter den Beweis zu führen, daß deutsche Gründlichkeit wohl verträglich ist mit gutem Geschmack und deutsche Fachbildung nicht zu verzichten braucht auf guten Styl.

Die **Deutsche Revue** geht von dem politischen Mittelpunkte des Deutschen Reiches aus, und sie wird sich aller Vortheile der Information und geistigen Hülfsmittel, welche dieser gewährt, bedienen.

Aber indem wir es für nothwendig erachten, an dieser Stelle zu betonen, daß die **Deutsche Revue** keine andere Tendenz verfolgen wird, als diejenige: **deutsch** zu sein, glauben wir doch auch hervorheben zu sollen, daß ihr Nichts ferner liegen kann, als Einseitigkeit. Sie wird das deutsche Element hegen und pflegen, wo immer es sich, über alle Welt verstreut, findet; sie wird daheim, indem sie die außerordentliche Mannigfaltigkeit des deutschen Wesens, seine Unterschiede, selbst Gegensätze würdigt und mit aller Achtung vor den localen und historischen Eigenthümlichkeiten, aus denen jenes sich zusammensetzt, bestrebt sein, so viel an ihr liegt, bestehende Vorurtheile zu beseitigen, freundliche Annäherung, gegenseitiges Verständniß zu vermitteln und in freudiger, frischer Gemeinsamkeit den Zusammenhang des deutschen Geistes- und Gemüthslebens in seinem vollen Umfang aufrecht zu erhalten und zu stärken.

Aber es würde jenes Wesen in seinem tiefsten Grunde verkennen und verleugnen heißen, wenn wir uns darauf allein beschränken wollten.

Der Deutsche welcher, ohne seine Gesinnung, seine Sprache und seine Literatur aufzugeben, ein geachteter und einflußreicher Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika geworden; der Deutsche, welcher als Lehrer, Kaufmann oder schlichter Arbeiter Fuß gefaßt in allen civilisirten Gegenden des Erdkreises, ja selbst über diese hinaus, in Missionen und Entdeckungsreisen die Civilisation weiter tragen hilft: wie könnte dieser jemals daran denken, gegen das Fremde sich gleichgültig, geschweige denn ablehnend zu verhalten?

Wir wünschen daher und zunächst, die intellectuellen Beziehungen zu den uns stammverwandten germanischen Völkern neu zu beleben und werden — nachdem glücklicherweise jeder Grund politischen Mißtrauens in unsere Absichten geschwunden und dieses selbst sich in offene und ehrliche Anerkennung verwandelt — den uns so sehr sympathischen Literaturen des scandinavischen Nordens und der Niederlande besondere Berücksichtigung zu Theil werden lassen und Beiträge von ihren Schriftstellern in der **Deutschen Revue** bringen. Wir beabsichtigen ferner, eine ernste und eingehende Betrachtung jenen beiden großen uns benachbarten Nationen zu widmen, dem neuerdings erst entfalteten geistigen Leben der einen im Osten, deren Machtgebiet und innere Mannigfaltigkeit fast eine Welt für sich bedeutet, der alten und hohen Cultur der anderen im Westen, die wir bisher nicht haben entbehren können und auch in Zukunft nicht entbehren möchten. Wie wir einst in den Tagen, die der Wiedergeburt des Deutschen Reiches vorangingen, Stärkung und Erquickung geschöpft aus dem Studium der ehrwürdigen Institutionen Englands, seiner Achtung vor dem Gesetz und der persönlichen Freiheit, so werden wir auch fernerhin, wenngleich unter veränderten Umständen, seiner politischen, socialen und literarischen Arbeit mit gewohntem Antheil folgen und jedes Lebenszeichen aufrichtig begrüßen, welches wir von dem wiedererwachten Genius Italiens empfangen werden.

Es ist eine großartig bewegte Zeit, wie kaum eine zuvor, eine Zeit des Ringens für Licht und Freiheit, des Erwachens und Auferstehens in den Landen, in welche die **Deutsche Revue** hineintritt. Aber innerhalb dieser mächtigen, hinüber und herüberwogenden, an keiner Landes-

grenze Halt machenden, sondern die ganze Menschheit umfluthenden Strömung von Ideen auf dem in heißen Kämpfen errungenen festen, nationalen Boden zu stehen; aus der Fülle der rings-um auftauchenden, in beständigem Wechsel begriffenen Erscheinungen diejenigen herauszuheben, welche von Einfluß sind auf die fortschreitende Entwicklung, Erleuchtung und Aufklärung des Einzelnen, und in ihrer Gesammtheit dem Jahrhundert seine Signatur verleihen: das ist die Aufgabe der **Deutschen Revue.** Wir würden dieselbe als erfüllt ansehen, wenn es uns, auf Grundlage dieser Voraussetzungen, gelingen sollte, eine Zeitschrift herzustellen, welche von jedem gebildeten Mann und jeder gebildeten Frau mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden kann.

Die **Deutsche Revue** wird in monatlichen Heften von 10 Bogen in gr. 8° erscheinen, und ihr Programm umfaßt folgende Rubriken:

I. **Novellen und kleinere Romane.**

II. **Wissenschaftliche Essays** aus den Gebieten der allgemeinen, der Cultur- und Rechts-geschichte, der Literatur- und Kunstgeschichte, der Musik- und Sprachwissenschaft, der Archäologie, der Naturwissenschaft, der Technologie, der Kriegswissenschaft, der Politik, Statistik und der Nationalökonomie, Geographie, Reisen und Völkerkunde.

III. **Literarische Monatsübersicht** über die bedeutenderen Novitäten des deutschen Buchhandels.

IV. **Berliner Monatschronik** } über öffentliches Leben, Theater und Musik.
V. **Wiener Monatschronik** }

VI. **Politischer Monatsbericht.**

Die letzteren in jedem Hefte regelmäßig wiederkehrenden Rubriken sind jedoch nicht in dem Sinne gemeint, daß sie das gesammte dahin einschlägige Material erschöpfen sollten. Vielmehr behalten wir uns vor, sowohl die fremden Literaturen als die eigentlich fachwissenschaftlichen Werke von hervorragender Wichtigkeit in eigenen Essays zu behandeln. Ferner werden wir uns den außerhalb der beiden Hauptcentren deutschen Geistes- und Kunstlebens stattfindenden Manifestationen von nationaler Tragweite keineswegs verschließen; sondern in allen gegebenen Fällen für rasche Berichterstattung sorgen, wie wir eine solche der **Deutschen Revue** bereits auch in allen fremd-ländischen Hauptstädten gesichert haben. Endlich bemerken wir, daß unsere politische Monats-übersicht, knapp und möglichst objectiv gehalten, auf keine Weise der Charakteristik politischer Persönlichkeiten oder Prüfung politischer Thatsachen vorgreifen wird, welche wir, sofern es geboten scheint, in ausgeführter Darstellung zu geben beabsichtigen.

Hiermit empfehlen wir unser Unternehmen der Gunst des Publikums und seinem Vertrauen!

Berlin, im September 1874.

Gedruckt war der Prospect und lag in ungeheuren Massen zur Veröffent-lichung für den 1. September bereit. Aber er ist niemals veröffentlicht worden. Die letzten Tage des August sollten anders über ihn entscheiden. Denn, ich darf es nicht verschweigen, wir waren nicht ganz zufrieden weder mit ihm noch mit uns selbst: wir hatten das Gefühl, daß hier irgend etwas noch nicht recht stimme. Man hat wohl gemeint, daß es ein Theatercoup gewesen, die Zeitschrift als „Deutsche Revue" anzukündigen, um hernach durch ihre Namens-änderung um so mehr zu überraschen. Dies war jedoch nicht der Fall. Wir waren wirklich im Ernst, wiewohl auch uns das Fremdwort im Titel ein beständiger Vorwurf und ein Dorn im Auge. Wie, sagten wir uns, wir wollen eine Zeitschrift für das gesammte geistige Leben unseres Volkes schaffen und die deutsche Sprache sollte keinen Ausdruck dafür haben? Wir dachten an Max von Schenkendorf's „Muttersprache, Mutterlaut!" und was er weiter von seiner Empfindung sagt:

„Wann ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß!"

Wir gaben Storm recht, wenn er uns deswegen getadelt, und Laube, wo er sich selbst darüber ertappt hatte. Wir entschuldigten uns vor uns und vor dem Publicum, so gut es ging, waren uns aber wohl der Wahrheit dessen bewußt, wofür freilich auch nur der französische Sprachgenius die Formel geprägt hat: „qui s'excuse s'accuse". Doch ein glückliches Zusammentreffen von Außen that schließlich für uns, was wir selbst vergeblich angestrebt hatten.

Unter den Briefen, die sich in ermunterndstem Tone äußerten, war auch einer von meinem berühmten hessischen Landsmann, dem damaligen Physiologen der Würzburger Universität, Prof. Adolf Fick. In diesem Briefe heißt es:

„Nun kann ich noch ein Bedenken in Betreff des Titels nicht unterdrücken. Ihnen selbst ist — wie aus Ihrem Programm hervorgeht — das französische Wort an der Stirn der deutschen Zeitschrift anstößig geworden. Sie bringen zwar Gründe dafür vor, die ich als gewichtige anerkenne, die ich aber doch nicht für durchschlagend halte. Ich muß gestehn, daß ich lieber den Titel „Deutsche Rundschau" sehen würde, oder allenfalls „Deutsches Museum". Das ist zwar auch ein fremdes Wort, aber wenigstens eines aus einer alten Sprache."

Hier denn ist das Wort: „Deutsche Rundschau" — soweit unsere Zeitschrift in Frage kommt — zum ersten Mal ausgesprochen worden, und es ist ein befriedigendes Gefühl für mich, der Dankespflicht an dieser Stelle genügen zu können. Dennoch zögerten wir, der Anregung zu folgen. Die Bezeichnung „Rundschau" war in diesem Sinne nicht gebräuchlich und unseres Wissens bisher nur einmal angewandt worden von dem „Rundschauer" der Kreuzzeitung, Ernst Ludwig von Gerlach, dem Bruder des Generals. Später freilich haben wir aus Kayser's „Bücherlexikon" ersehen, daß der Titel schon damals Nachfolge gefunden, auf Gebieten der Journalistik allerdings, wo man ihn nicht gesucht hätte. Von 1851—1852 gab es eine „Rundschau der Versicherungen oder Sammlung von Rechnungsabschlüssen, Statuten .... und allen das Versicherungswesen betreffenden Gegenständen" (Leipzig). Von Juni bis December 1854 erschien eine „Wöchentliche Rundschau über Wolle, Baumwolle, Flachs, Hanf, Seide und verwandte Rohstoffe" (Gera), 1859 eine „Medicinisch-chirurgische Rundschau" (Wien); erst die Wochenschrift „Aesthetische Rundschau", 1866/67 (Wien) überträgt das Wort auf die eigentliche literarische Gattung, und im selben Jahr (1867, Dresden) kommt die „Deutsche Rundschau, Centralblatt für Wissenschaft, Politik und sociales Leben" hinzu, die jedoch auch nur ein Jahr bestand. Es begegnet dann nur noch 1868 eine „Monatliche Rundschau. Sammlung von Entscheidungen der Gerichte und Verwaltungs-Behörden zu Frankfurt a. M.", und 1869 „Rundschau auf dem Gebiete der Geographie und Naturwissenschaft. Zeitschrift für Deutschlands Lehrer" (Camenz). Die nächste hiernach (1874) ist unsere „Rundschau". Konnte man, bis zu deren Erscheinen, die Blätter leicht zählen, die diesen Namen führten, so wird es fast unmöglich von dem Zeitpunkt an, wo wir ihn — ich darf wohl sagen — populär gemacht haben. Die Zahl der „Rundschauen" mit den verschiedensten Nebentiteln stieg in den Jahren 1877—1882 auf 13, in den Jahren 1883—1886 auf 29, in den Jahren 1887—1890 auf 38, in den Jahren 1891—1894 auf 65.

Wir aber konnten uns noch immer zu diesem Titel nicht entschließen. Der Juli verging, der August nahte seinem Ende, der erste September, an

welchem unser Prospect versandt werden sollte, stand vor der Thür. Da kam, und zwar über den großen Ocean, aus Amerika das erlösende Wort in Gestalt eines Kabeltelegramms: eine der großen Buchhandlungen in New York bestellte, ich weiß nicht genau, wie viele Hunderte von Exemplaren und fügte hinzu, sie wolle die Bestellung verdoppeln, falls wir der Zeitschrift statt des französischen einen deutschen Namen gäben.

Ich erinnere mich dieses Momentes noch ganz deutlich, als wir drei in dem Gartenhäuschen der Lützowstraße die Depesche lasen, uns ansahen und dann wie zum Rütlischwur die Hände ineinander legten mit dem Ausruf: „Ja, so soll sie heißen — **Deutsche Rundschau!**“ — was dann sofort nach New York zurückgekabelt wurde.

Die wenigen Tage reichten eben noch hin, den neuen Prospect zu drucken, der pünktlich am bestimmten Tage in dieser seiner endgültigen Fassung in alle Welt ging:

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben
von

Julius Rodenberg.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.
Preis pro Quartal (3 Hefte à 10 Bogen gr. 8vo) 6 Mark.

Inhalt des ersten Heftes:

I. **Berthold Auerbach**, Auf Wache. Novelle.
II. **Anastasius Grün**, Zum Concil. Gedicht.
III. **Heinrich von Sybel**, Die erste Theilung Polens.
IV. **Dr. Ferdinand Cohn**, Botanische Probleme.
V. **J. von Verdy** (Oberst und Generalstabschef des I. Armeecorps), Der Zug nach Sedan. Persönliche Erinnerungen nach seinem Tagebuche.
VI. **Zur Kenntniß Kaulbachs.** Mittheilungen und Briefe an den Geh. Ober-Postrath Eduard Schüller.
VII. **Theodor Storm**, Im Waldwinkel. Novelle.
VIII. **Friedrich Kreyßig**, Literar. Rundschau.
IX. **Karl Frenzel**, Berliner Chronik.
X. **Eduard Hanslick**, Wiener Chronik.
XI. **Louis Ehlert**, Richard Wagner's Tristan und Isolde.
XII. **Politische Rundschau.**

Das **zweite Heft** wird u. A. Beiträge von Emanuel Geibel, Paul Heyse, Gustav zu Putlitz, Eduard Lasker und Max Maria von Weber enthalten, denen sich zunächst solche von Rudolf Virchow, Karl Hillebrand, Friedrich Spielhagen und Adolf Wilbrandt anschließen werden.

Der übrige Text ist unverändert der der ersten Redaction, nur daß der Satz, in dem wir uns wegen der Wahl des fremdsprachlichen Titels entschuldigen zu müssen glaubten, fortgelassen worden und weiterhin statt „Deutsche Revue“ immer „Deutsche Rundschau“ gesetzt ist.

Auch die bereits im Satz stehenden Bogen des ersten Heftes mußten mit neuen Columnentiteln versehen werden; und hier, wo ich dieser Veranstaltungen des letzten Augenblickes und aller Factoren gedacht habe, die zum Gelingen beigetragen, darf ich auch der Pierer'schen Hofbuchdruckerei (Stephan Geibel & Co.)

in Altenburg nicht vergessen. Indem ich auf diese fünfundzwanzig Jahre gemeinsamer Arbeit zurückblicke, muß ich sagen, daß während dieser langen Zeit uns ihre Leistungsfähigkeit und ihr guter Wille nicht ein einziges Mal im Stich gelassen haben. Viel wurde nicht selten von ihr verlangt, und stets hat sie mit unfehlbarer Präcision, unverdrossen bei noch so zahlreichen Vorlagen und schwierigen Correcturen ihr Werk gethan, uns dadurch ermöglichend, auch in typographischer Hinsicht unsere Zeitschrift mehr und mehr zu vervollkommnen, zu deren bis jetzt ausgegebenen hundert Bänden oder dreihundert Heften gleichfalls immer dieselbe Firma, Ferdinand Flinsch in Berlin, das Papier geliefert.

Von den zwölfen, die zum ersten Hefte beigetragen haben, sind sieben bereits dahingegangen „quo pater Aeneas, quo divus Tullus et Ancus“: Berthold Auerbach, Anastasius Grün, Heinrich von Sybel, Ferdinand Cohn, Theodor Storm, Friedrich Kreyßig, Louis Ehlert; und unter den Ueberlebenden ist nur Einer, Karl Frenzel, der den Artikel: „Die Berliner Theater“, den er im ersten Hefte des ersten Jahrgangs begonnen, ununterbrochen durch alle fünfundzwanzig Jahrgänge fortgesetzt hat. Wie könnt' ich Derer, die nicht mehr sind, ohne Wehmuth gedenken, und Denen von der alten Garde, die auch beim erneuten Appell nicht fehlen wollten, genugsam danken?

Wenn ich mir heute, nach so vielen Jahren, ein Urtheil darüber erlauben darf, welche Stücke des ersten Heftes, außer der wundervollen Novelle Theodor Storm's „Waldwinkel“, am Meisten zu dem unmittelbaren Erfolge beigetragen haben, so stehe ich nicht an, die beiden Aufsätze zu nennen, deren einer „Zur Kenntniß Kaulbach's“ anonym erschienen ist. Da es sich in dieser Publication wesentlich um Briefe Kaulbach's handelt, kann von einem eigentlichen Verfasser nicht wohl die Rede sein; aber Derjenige, dem sie die „Rundschau“ verdankt, der sie herausgegeben, höchst geschmackvoll eingeleitet und sich selbst in einer Anmerkung unter der bescheidenen Initiale „M. J.“ verborgen hat, ist — jetzt darf ich es wohl verrathen — der Oberstleutnant, damals Hauptmann Max Jähns.

Von dem anderen Aufsatz „Der Zug nach Sedan“ habe ich noch das Manuscript, das der Verfasser, damals Oberst, jetzt General von Verdy du Vernois, mir geschenkt hat. Was diese Handschrift mir besonders denkwürdig macht, sind einige Bleifedernotizen, die der Generalfeldmarschall Graf Moltke vor der Veröffentlichung an den Rand geschrieben hat, und die ich nach erhaltener Genehmigung Sr. Excellenz des Herrn Generals von Verdy hier mittheilen will.

„Das Endresultat des Tages (31. August 1870) war“, so hatte Herr Oberst von Verdy geschrieben, „daß die gesammte französische Armee sich auch mit ihren letzten Abtheilungen auf das nördliche Maasufer zurückzog und nun um Sedan concentrirt stand. Einzelne Bewegungen derselben machten den Eindruck, als ob sie noch in der letzten Stunde — vielleicht durch einen Nachtmarsch — sich der drohenden Umzingelung oder einem Uebertritt nach dem dicht hinter ihr gelegenen Belgien entziehen wollte. Das auf dem linken Flügel der III. Armee befindliche 5.

und 11. Corps erhielt daher (um dem vorzubeugen, von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen) Befehl, noch in der Nacht wieder aufzubrechen, um die Maas in der Gegend von Donchery zu überschreiten.“

Hierzu, zwischen dem zweiten und dem dritten Satz, macht Graf Moltke folgende Bemerkung:

Nicht zu setzen.

Gen. v. Blumenthal wurde noch Abds. v. mir schriftlich ersucht, wenn irgend möglich, trotz der gestern gemachten grossen Ermüdung der Truppen, wenigstens mit etwas noch in der Nacht die Maas zu überschreiten.

GvM

Inhalt: d. d. Vendresse 31. Aug. 7,45 Ab.
ab: um 9 Uhr zg. Ordnung.

Dieser Satz ist dem Sinne nach in den gedruckten Text aufgenommen und die mit Klammern versehene Stelle demgemäß gestrichen worden (Deutsche Rundschau, 1874, Heft I, S. 47).

Herr von Verdy hatte geschrieben, „daß Napoleon seinen Degen angeboten habe“; Graf Moltke setzt daneben mit Fragezeichen: „übersandt“ (a. a. O. S. 53).

Dann der schicksalsschwere Abend der Capitulationsunterhandlungen in Donchery: General von Moltke und der Generalquartiermeister von Podbielski nebst den Adjutanten und Generalstabsofficieren waren bereits anwesend, als um 11 Uhr Nachts General von Wimpffen gemeldet wurde. „Wir begaben uns nach dem am Flur liegenden Zimmer; auch Graf Bismarck war hier eingetroffen (den Se. Majestät zu den Verhandlungen hergesandt hatte).“ Diese letzten Worte sind gestrichen, denn hier befindet sich die Bemerkung von Graf Moltke's Hand:

Nicht zu setzen

[illegible] kleine Modification erhalten!

Graf B. fuhr nicht nur in meinem Wagen. auf Befragen hatte ich erklärt, daß es mir angenehm sein würde wenn er der, mir übertragenen, geschäftlichen Verhandlung beiwohne.

Von dieser Aeußerung, welche den großen Strategen am Tage seines höchsten Triumphes in einem menschlich so schönen Lichte erscheinen läßt, konnte natürlich in der historischen Darstellung und nach des Generals ausdrücklichen Willen im Texte kein Gebrauch gemacht werden; dagegen war weiterhin folgender Passus gestrichen: „Graf Bismarck bekämpfte sie (die Deductionen Wimpffen's) mit den Worten: ‚Hätten wir nur mit der französischen Armee zu verhandeln, wir würden mit Freuden ihr jede Bedingung bewilligen, welche sie wünschte!'" Dafür hatte Graf Moltke an den Rand gesetzt: „Graf B. beleuchtete die politische Situation seit 200 Jahren," und so steht es denn auch im gedruckten Text (a. a. O. S. 54). Hier schließt Bismarck's Auseinandersetzung mit den Worten: „Wir brauchen für die Zukunft materielle Garantien." In dem Manuscript jedoch fährt Bismarck noch fort: „und in dem Stadium, in dem wir sind, ist diese Garantie: die volle Kriegsgefangenschaft der um Sedan befindlichen französischen Armee." Die Randglosse Moltke's hierzu lautet: „**nein!** das überließ er mir zu sagen. Das Protocoll, welches Gr. Nostitz geführt, muß das ergeben." Der Text hat denn auch: „Und General von Moltke beharrte mit eiserner Energie auf den einmal gestellten Bedingungen," 2c. (a. a. O. S. 54).

Diese kleinen Züge fügen dem überwältigend großen Bilde, wenn man es im Zusammenhange betrachtet, freilich nicht viel hinzu; doch man begreift, mit welchen Empfindungen diese Blätter mich erfüllten, so frisch nach den weltumgestaltenden Ereignissen, die sie schildern, und in der Handschrift der Männer, die bei ihnen in erster Reihe Mithandelnde waren; welches Gefühl der Sicherheit, weit über das bloß literarische Interesse hinaus, sie mir gaben, wenn ich bedachte, daß wir mit ihnen zuerst vor das deutsche Publicum treten und unsere Laufbahn beginnen sollten!

Gegen Mitte September, nachdem alle Arbeit gethan war, verließ ich Berlin, um einige Wochen „Ferien in England“ zu haben. In einer eigenthümlich traumhaften Stimmung, leicht ermüdet, ein wenig traurig, betrat ich nach langer Zeit diesen Boden wieder, auf dem ich einst so viel gute Jahre verlebt hatte — Jahre der Freundschaft, der ungeduldigen Erwartung, Jahre der frohen Hoffnungen und schönen Zukunftspläne — von allem Neuen mächtig erregt, von der Fülle neuer Eindrücke bestürmt, von der Großartigkeit neuer Anblicke gehoben, und Alles mit der noch unverbrauchten Illusionsfähigkeit der Jugend in mich aufnehmend. Von allen Seiten drang das Massenhafte der Erscheinungen auf mich ein — öffentliches Leben, Geschichte, Literatur, Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Wochenschriften, Monatsschriften, Vierteljahrsschriften; und hier, stärker als je zuvor, erwachte der alte Trieb aufs Neue, dem in frühen Jahren schon die „Blätter und Blüthen“ entsproßt waren. Wie manchmal unter der Kuppel des Lesedoms im British Museum hatte ich mit dem liebsten Freunde, mit Emanuel Deutsch, vor diesen langen Reihen compacter Halblederbände gestanden, die von Addison's und Steele's „Spectator“ bis zu Thackeray's „Cornhill Magazine“ reichten; wie manchmal auch davon gesprochen mit Ferdinand Freiligrath, der mir später nach Deutschland schrieb: „Lassen Sie mich vor allen Dingen hoffen, daß die beabsichtigte Zeitschrift zu Stande kommt und daß die Vorarbeiten zu dem Unternehmen Sie recht bald wieder herführen [1]).“ Siebzehn Jahre waren seitdem vergangen, der eine Freund war todt, der andere weit weg und ich wieder in London — aber nicht in dem mehr, das es mir damals gewesen.

Wir waren die Gäste einer uns nahe verwandten Familie, die nicht weit von London, bei Cranford, in der Grafschaft Middlesex, eine schöne Besitzung hatte. Dort, in Elthorne House, in der Halle, dicht am Portal, stand ein langer Eichentisch, auf dem, immer nach ihrer Ankunft, die Postsachen ausgebreitet wurden und Jeder, der hereintrat, sogleich das für ihn Bestimmte fand; und da war's an einem sonnigen Herbstnachmittage, daß aus einer

---

[1]) Erinnerungen aus der Jugendzeit. Deutsche Rundschau 1898. Bd. XCIV, S. 421.

weißlichen Hülle mir etwas Orangefarbenes entgegenleuchtete. Klopfenden Herzens nahm ich es an mich und begab mich damit — denn ich hätte es in der Gegenwart von Zeugen nicht öffnen können — zu meinem Lieblingssitz, unter eine hundertjährige, von Epheu ganz umschlungene Ulme, von der man den Blick über den weiten Wiesenplan hat, setzte mich, löste den Umschlag und hielt in der Hand — das erste Heft der „Deutschen Rundschau".

Zu derselben Zeit, an einem ganz anderen Punkte der Welt, hat ein Anderer, ein Größerer, auch die „Rundschau" zum ersten Mal gesehen und was er in Erinnerung daran manches Jahr hernach schrieb, das will ich zum Schluß hier mit seinem Namen folgen lassen:

[illegible] mich gestern Abend
hinweg. Und da las
ich denn Deutsche Rundschau
herausgegeben von Julius
Rodenberg, Verlag von
Gebrüder Paetel. Das
„meine Stunde“! klang
es sofort in mir. Und
nun ist es Stunde geworden,
zur Freude aller Welt
und nicht zum wenigsten
Ihres ergebensten

Th. Fontane

Die Reisegefährten.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

In ein Halbcoupé erster Classe des Schnellzugs Amsterdam-Leipzig war an einem Winterabend ein alter, fein aussehender Herr gestiegen, hatte seinen Pelz und sein Handgepäck auf den leeren Plätzen ausgebreitet und sich sehr behaglich eingerichtet. Der Zug war nicht stark besetzt; der Reisende hoffte allein zu bleiben; und, wenn auch im rüttelnden Waggon nicht schlafen, sich doch wenigstens bequem ausstrecken zu können. Die Enttäuschung, die ihm bevorstand, hatte sich bis zum letzten Augenblick aufgespart. Schon war das Zeichen zur Abfahrt gegeben, als eine mächtige, in einen langen Pelzrock gehüllte Gestalt in der Waggonthür erschien. Ein junger Mann, ein blonder Riese, trat ein. Mit weicher, wohlklingender Stimme sagte er einige Male: „Pardon!" schloß die Thür, blieb stehen, eine Antwort erwartend. Sie erfolgte nicht, und er legte denn, nachdem er seine eigenen Reiseeffecten im Netze untergebracht hatte, die des alten Herrn sorgfältig und fast respectvoll auf den mittleren Sitz zusammen. Dann setzte er sich auf den frei gewordenen Platz, so bescheiden als möglich und ganz tief in die Ecke.

Jede seiner Bewegungen war von dem Anderen mit scharfen, verdrießlichen Blicken verfolgt worden. Sein Mißfallen an dem Menschen steigerte sich, als der den steifen Hut, den er getragen hatte, mit einer runden Pelzmütze vertauschte, und der slavische Typus seiner Physiognomie noch deutlicher zum Vorschein kam.

„Ist ein Russe, ist meiner Seel' ein Russe," dachte der Alte. „Wenn er sich auf der Heimreise befindet, werd' ich ihn vor Leipzig nicht los. Angenehme Nacht in Aussicht. Raucht eine Nacht durch wie nichts, so ein Russe."

Aber der Russe rauchte nicht, er lehnte schweigend und regungslos in seiner Ecke.

Ein neuer Argwohn stieg in dem Wagennachbarn auf: „Rührt sich nicht, richtet sich zum Schlafen ein. Natürlich, so ein Russe. Raucht wie ein Kohlenmeiler oder schnarcht brüllend wie eine Rohrdommel."

Aber der Russe schlief auch nicht. Er hielt vielmehr, so viel man beim Schein der mit dem Waggon hin- und herschwankenden Deckenlampe sehen konnte, die Augen mit begütigendem Ausdruck auf den Reisegefährten gerichtet, als ob er sagen wollte: „Es ärgert Sie, daß ich da bin, und das thut mir herzlich leid, doch kann ich mit dem besten Willen nicht verduften."

Der Uebellaunige schmollte weiter. „Raucht nicht, schläft nicht, sieht mich an, möcht' wahrscheinlich gern plappern, alle Russen plappern gern. Dafür dank' ich. Da wär' mir ein stiller Raucher und selbst ein lauter Schnarcher noch lieber." Er wendete sich plötzlich dem jungen Manne zu und sagte trocken: „Wenn Sie rauchen wollen, rauchen Sie."

Der Angeredete verbeugte sich: „Ich danke, ich rauche nicht."

„So? — Aus Gesundheitsrücksichten?" Er lächelte selbst bei der Frage an diesen blühenden, kraftstrotzenden Menschen. „Oder Geschmacksache?"

„Das Letztere. Ich mag den Tabak nicht."

„Erstaunlich für einen Russen. Sie sind doch ein Russe?"

„Meine Familie ist deutschen Ursprungs, aber seit mehreren Generationen in Rußland naturalisirt, in Südrußland. Ich lebe in Taurien." Er stellte sich vor: „Alexis Platow, Gutsbesitzer." Ein kurzes Besinnen, und mit abermaliger höflicher Verbeugung die Frage: „Und wie darf ich Sie nennen?"

„Nennen Sie mich Doctor," lautete die barsche Erwiderung. „Ich bin Arzt. Das heißt gewesen. Prakticire nicht mehr. Wenn Sie schlafen wollen, schlafen Sie," fügte er hinzu.

„Ich kann nicht, Herr Doctor, ich kann auf der Eisenbahn nicht schlafen, ein so ausgezeichneter Schläfer ich sonst bin."

„Da geht es Ihnen wie mir," sagte der Alte, „ich kann im Waggon nicht schlafen und bin kein Raucher."

„Auch nie gewesen, Herr Doctor?"

„Doch, ein leidenschaftlicher, in der Jugend. Später hat es sich gemäßigt wie so vieles Andere. Und auf einmal — das kam plötzlich — macht' ich die Bemerkung: es schmeckt dir nicht mehr, du rauchst nur aus Gewohnheit. Da hab' ich's aufgegeben."

„Sofort und gänzlich?"

„Sofort und gänzlich."

„Bewunderungswürdig, Herr Doctor; eine alte Gewohnheit aufgeben können, ohne rückfällig zu werden, das ist eine große Sache."

„Nicht so gar groß in meinem Fall. Ich hasse die Tyrannei der Gewohnheit. Der Gewohnheitsmensch ist eigentlich gar kein Mensch, ist ein stumpfer, elephantenhäutiger Popanz."

„Da haben Sie recht. Auch ich hasse die Gewohnheitsmenschen."

Der Doctor betrachtete ihn mißtrauisch. Wieder eine Uebereinstimmung! Errieth ihn dieser Mensch und wollte sich ihm angenehm machen mit slavischer Wohldienerei? „Können Sie wirklich hassen?" fragte er spöttisch. „Haben Sie die Kraft dazu? Man sieht es Ihnen nicht an. Riesen wie Sie haben gewöhnlich ihre ganze Kraft aufs Wachsen verwendet."

Platow lachte gutmüthig. „Mir ist doch noch einige zu anderer Verwendung übrig geblieben. Nicht nur, um zu hassen."

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel, um zu lieben, Herr Doctor.“ Unsäglich jubelvoll waren diese Worte hervorgebrochen: „Ich liebe, ich bin verlobt.“

„Schon?“

„Schon seit Jahren; und, so Gott will (dem Doctor schien, als ob Platow unter dem Pelze das Zeichen des Kreuzes mache) in sechs Wochen — verheirathet.“

„Und das wünschen Sie? Können Sie es nicht erwarten, sich unters Joch zu beugen?“

„Kann es wirklich kaum mehr erwarten.“

„So? — Wie alt sind Sie denn?“

„Sechsundzwanzig.“

„Ist das möglich? Ihnen sieht eine zwanzigjährige Seele aus den Augen.“

Der Russe fing an, ihn zu interessiren. Wenn seine Menschenkenntniß ihn nicht täuschte, und die täuschte ihn selten, ehrlich gestanden meinte der Doctor: nie! — war er da auf ein Prachtexemplar der Gattung, auf ein Unicum gestoßen. Auf einen Steppenbären, so höflich, wie heutzutage kaum noch ein Haushofmeister, einen jungen Mann der Neuzeit und naiv und vertrauensselig wie ein Kind. Trägt sein Herz auf der flachen Hand herum und fragt: „Ist's gefällig?“ So kam er ihm vor, und so mußte er sein; nach kaum einer Stunde hätte der Doctor darauf schwören dürfen.

Er hatte ein Gespräch gefürchtet und sich dann selbst kopfüber hinein gestürzt und wußte bald so viel von dem Reisegefährten, daß er seine Biographie hätte schreiben können. Aber besser als er würde Geßner oder Florian das getroffen haben. Die reine Idylle. Alexis war auf dem Gute seiner Eltern geboren worden und ihr einziges Kind geblieben. Seinen Vater verlor er früh, wurde von der besten Mutter erzogen und besann sich nicht, ihr die Aufgabe besonders schwer gemacht zu haben.

„Was aus mir werden konnte, bin ich unter ihrer Leitung geworden. Einen großen Geist und große Talente konnte sie mir nicht anerziehen. Ich bin ein einfacher Mensch. Sie werden das schon gemerkt haben, Herr Doctor, denn Sie haben einen scharfen Blick. Mittelschlag. Altmodisch, so jung ich bin, dem Vorurtheil der Pflicht unterworfen, ein gläubiger Christ.“

Der Doctor murmelte: „Phänomenal“ und setzte laut und ohne Spott hinzu: „Nun, ich gratulir' Ihrer Mutter und gratulir' Ihrer Braut.“

„Machen Sie ihre Bekanntschaft, Herr Doctor, ich hab' sie beide da!“ rief Platow, und seine Augen leuchteten. Er zog ein kleines Etui aus der Tasche, in dem zwei Miniaturbildchen eingerahmt waren, vortreffliche, im Genre Daffinger's gemalte Porträts. Eine ältliche Frau in Wittwentrauer, mit edlen, etwas strengen Zügen, und ein sehr junges Mädchen. Der Doctor stand auf, trat unter die Lampe und betrachtete die Bilder.

„Sie sehen Ihrer Mutter nicht ähnlich,“ sagte er, zu Platow emporsehend, der gleichfalls aufgestanden war.

„Nein. Ich bin ganz und gar meinem Vater nachgerathen. Meine Mutter ist eine Deutsche.“

„Und das ist Ihre Braut. O prachtvoll! Wenn das Bild nicht geschmeichelt ist.“

„Geschmeichelt?“ rief Platow in heller Entrüstung, und der Doctor fuhr fort:

„Wenn das Original so klug ist und so gut, so sanft und so energisch, wie es hier aussieht, kann man Ihnen nur Glück wünschen.“

„Das kann man, vor Allem Glück wünschen, daß ich dieses Jahr überstanden habe, das Prüfungsjahr. Ein ganzes Jahr der Trennung von ihr, von meiner Mutter. Mein zukünftiger Schwiegervater stellte die Bedingung, als ich bei ihm um meine Sonja warb: ‚Du (er sagt du zu mir, wir sind Nachbarn) bleibst ein Jahr fort, siehst dir eine andre Welt, andre Menschen an, und wenn du dann zurückkehrst, und wenn es dir daheim wieder gefällt und auch Sonja dir noch gefällt, ist sie dein.‘ Ist sie mein,“ wiederholte er, nahm dem Doctor das Etui aus der Hand und versenkte sich in den Anblick des Bildes seiner Braut. Sein Gesicht wurde ordentlich hübsch vor tiefer Wonne und schöner Zärtlichkeit. „Wenn ich denke!“ rief er, „in drei Tagen bin ich daheim, habe Alle und Alles wieder, was ich liebe, meine Mutter, meine Braut, mein altes Haus und den Wald und die Felder und die Steppe, zu viel des Glückes! Zum Erschrecken viel! Wie soll ein Mensch, dem ein solches Glück auf Erden zu Theil wird, sich auch noch den Himmel verdienen können?“ Er hatte sich wieder in seine Ecke gesetzt, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Der Doctor aber beugte sich vor: „Sie sind mir merkwürdig,“ sagte er. „Sie haben doch studirt. Oder nicht?“

„Gewiß, ich habe die Universität absolvirt.“

„Und den Glauben nicht eingebüßt? Nichts von Ihrem Glauben?“

„Von meinem Glauben?“ er dachte eine lange Weile nach, er war sehr ernst geworden. „Ich will Ihnen etwas anvertrauen, Herr Doctor, etwas, das nicht einmal meine Mutter weiß. Ist das nicht seltsam? Ihr sagt' ich es nie. Aber wir begegnen uns einmal im Leben und dann vielleicht nie wieder. In die Krim kommen Sie wohl nicht?“

„Schwerlich, junger Mann. Mein Weg führt jetzt ans goldne Horn und weiter, und wieder heim . . . Nun, was wollten Sie mir anvertrauen?“

„Daß mein Glauben eine Lücke hat, eine merkwürdige Lücke. Ich kenne die Reue nicht. Höchstens denke ich: Was du gethan hast, war nicht gut, nicht schön. Das ist aber auch Alles, ist nur Selbsterkenntniß, nicht Reue, nicht die Reue, die zu haben unsere Religion uns vorschreibt. Ich habe doch schon manches Unrecht begangen, und wenn ich darüber nachdachte, gründlich und ehrlich, mußte ich mir gestehen: Wenn du wieder in dieselbe Lage versetzt würdest, würdest du auch wieder dasselbe Unrecht begehen. Das ist schrecklich, Herr Doctor, das ist das Gegentheil dessen, was zu empfinden meine Pflicht wäre als Christ. Wenn ich noch schärfer zusehe, ganz helle Augenblicke habe, Augenblicke, in denen im Kopf Alles licht wird, und man aus- und durch und durch-denkt, dann ist es mir schon gewesen, als ob ich eine Berechtigung hätte, Reue nicht zu empfinden. Und als ob alle Menschen eine gleiche

Berechtigung hätten. Welche Lücke in meinem Glauben, Herr Doctor, welch' ein klaffender Riß! Aber solche Augenblicke, in denen man ausdenkt, sind selten. Im gewöhnlichen Leben duselt man so hin. Für den täglichen Gebrauch langt Unsereins mit geringem Gedankenmaterial reichlich aus. Der Weg, den die Gedanken genommen haben in seltenen — soll ich sagen begnadeten oder unheilvollen Stunden? — verschüttet sich. Man findet ihn nicht wieder, aber das Resultat bleibt, die gewonnene Erkenntniß ist da. So ist bei mir die Erkenntniß da: Du bist der Reue unfähig."

„Das ist allerdings sonderbar," versetzte der Doctor und war wieder sehr spöttisch, aber voll Wohlwollen. Dem Skeptiker, dem Unfrommen, machte die Lücke in der Frömmigkeit seines Reisegefährten Vergnügen. Und für den Urheber dieses Vergnügens sprach etwas in seinem, der Vorliebe und Sympathie schwer zugänglichen Herzen.

„Wir sind einander nie begegnet," sagte er, „wir werden einander nie mehr begegnen, aber wir sind für viele Stunden zusammen eingesperrt in einem engen Rumpelkasten, wie zwei Gefangene in einer Zelle. Es ist eine bekannte Sache, daß Zellengenossen unbeschränktes Vertrauen zu einander haben. Sie schenken mir das Ihre, ich will Ihnen dafür etwas schenken, was sonst nicht zu haben ist, überhaupt nicht, um gar keinen Preis — das meine. Hören Sie, junger Mann, auch ich habe Seltsames im Punkt der Reue erfahren. Ich war ein Reuekünstler, ich bin als Reuiger geboren; ich glaube, daß ich mit dem ersten Athemzug bereute, auf die Welt gekommen zu sein. Denken Sie, dieses Talent haben und ein Arzt sein, immer von dem Gefühl begleitet sein: Hättest du das doch nicht gethan, oder mehr gethan, oder anders gethan. Wärst du nicht so kühn oder nicht so ängstlich gewesen!"

„Verzeihen Sie, Herr Doctor," unterbrach ihn Platow, „was Sie da gequält hat, war nicht Reue, es waren Scrupel, Gewissenszweifel. Reue hat man doch nur — wenn man sie hat — um einer Sünde willen."

„Verlassen Sie sich darauf: meine Reue war so heiß, wie der frömmste Büßer sie heißer nicht zu fühlen vermag. Aeußerlich merkte man mir nichts an, ich trug eine eiserne Maske und gab mich für unfehlbar und bin dabei ein berühmter Arzt geworden. Und jetzt kommt die Anomalie. Irrthümer, um derentwillen mich der strengste Beichtiger losgesprochen hätte, habe ich blutig bereut. Ein Verbrechen, um dessentwillen mich der erste beste Strafrichter verurtheilen müßte — nie."

Der Russe sah ihn mit lachenden Augen an. „Sie wollen ein Verbrechen begangen haben, Herr Doctor? Nun erlauben Sie mir, Sie halten mich für gar zu naiv."

„Es ist, wie ich Ihnen sage. Das größte Verbrechen, das ich als Arzt begehen konnte, habe ich begangen: ich habe einen Kranken, den ich behandelte, dessen Leben ich fristen sollte und konnte, sterben lassen, zu Grunde gerichtet mit Bedacht."

„Warum sagen Sie mir das?“ rief Platow. „Es kann nicht sein. Mir ist noch selten ein Mensch auf den ersten Blick so verehrungswürdig vorgekommen wie Sie.“

„Den ersten Blick? — Wer jung ist, wie Sie, thut gut, ihm zu mißtrauen. Sie kommen da mit einem Reisegefährten zusammen, der Ihnen einen guten Eindruck macht, fühlen sich zu ihm hingezogen und erfahren, daß er einen Mord begangen hat. Denn ein Mord war's, da hilft Alles nichts. Er hat ihn begangen und nie bereut. Dieser Scrupelfänger, der Tage lang bereuen konnte, daß er bei einem seiner leicht erkrankten Patienten dieses Mittel angewendet hat und nicht jenes — hat einen Mord nie bereut.“

„Einen Mord — einen Mord“ — wiederholte Platow in einem Ton voll Entsetzen. „Wann war das? Wo war das?“

„Wann? Vor vielen Jahren. Wo? In einer ziemlich großen Provinzstadt, irgend einer slavischen, in die mich die Verhältnisse verschlagen hatten. Es waren außer mir noch zwei Aerzte dort und ein Bader. Alle Drei hatten im Hause des Pan Sylvester ordinirt und waren supplirt worden, Einer durch den Andern, immer hinterrücks. Nebenbei gesagt, der Jüngste war talentvoll, und der Einzige, der mich erstaunt und sogar mißtrauisch angesehen hat, als ich ihm zum ersten Mal sagte: ‚Sie, Ihr Pan Sylvester stirbt.‘ Er selbst ist — schad' um ihn — bald darauf während einer Typhusepidemie, die im Lande raste, hinweggerafft worden, wie viele andere Aerzte. Er hatte eine große Verachtung gegen Pan Sylvester, und die theilten Viele mit ihm, und Viele wieder empfanden Mitleid mit ihm, ohne recht zu wissen warum und nannten ihn immer nur den armen Pan Sylvester. Ausgemacht war, daß er nie einem Bekannten — Freunde hatte er nicht — den geringsten Gefallen und nie einem Armen die geringste Wohlthat erwiesen hatte. Er bedauerte sich immer, niemals aber so intensiv, als wenn ihn Jemand um etwas bat. Der Andere kam sich dann vor, wie wenn er einen Bettler hätte berauben wollen. In der Kunst, zu lamentiren, besaß dieser Pan eine unerhörte Virtuosität. Wenn er es darauf anlegte, zu rühren, rührte er sogar die Gleichgültigen und Kalten. Eine nur ließ sich nie hinters Licht führen, die Eine, die ihn ganz und völlig kannte, die alte Haushälterin Bohuslava, eine Art Factotum. Sie war mit der verstorbenen Frau ins Haus gekommen und hatte mit ihr alle Qualen ihrer unglückseligen Ehe durchgemacht. Es hieß, die Frau sei bildschön und der Mann von tollwüthiger Eifersucht gewesen. Ohne Grund. An ihrer Frauentugend hatten nicht einmal die Mißgünstigen je gezweifelt. Aber sie klagte — und das war ungeschickt und wurde ihr übelgenommen. Es ist einmal Ehrensache für die Frau, in ihrer Ehe wenigstens glücklich zu scheinen. Sie setzt sich selbst herab, wenn sie eingesteht, daß sie es nicht ist. Die Welt fordert in dem Punkte eine heroische Heuchelei, die vielleicht ihr Gutes hat. Das gehört aber nicht hierher.

Eines Tages traf ich meinen jungen Collegen, und er kündigte mir an, ich möge mich gefaßt machen, nächstens zu Sylvester gerufen zu werden. Der Pan beginne liebenswürdig mit ihm zu sein, ein sicheres Zeichen stiller Unzufriedenheit bei dieser aufrichtigen Seele. Unter der Hand, auf Umwegen, hatte er sich schon nach mir erkundigt in seiner Katzenart.

‚Geben Sie acht,‘ sagte mein College, ‚nächstens werden Sie gerufen. Sie kommen jetzt dran, und nach Ihnen oder vielleicht schon im Geheimen mit Ihnen zugleich irgend eine Curpfuscherin. Gehen Sie trotzdem zu ihm, ich bitte Sie. Nicht seinet-, aber der Tochter wegen. Ein wunderbares Wesen, Sie werden sehen. Ich wäre längst weggeblieben, ohne diese Märtyrerin — und welches Leben führt der Engel!‘ Er sprach lang fort in Ausdrücken . . . mit einer Begeisterung . . . Ich mußte merken, was es bei ihm geschlagen hatte. Aber er war gescheidt, er machte sich keine Hoffnung; er wußte: Ein reiches Edelfräulein und ein armer Doctor, das stimmt nicht. Stimmte wenigstens damals noch nicht.

Richtig also, bald darauf erhielt ich einen schön geschriebenen Brief von der Panenka Michaela. Im Namen ihres Vaters bat sie mich, ihn am nächsten Morgen, so früh als mir irgend möglich sei, besuchen zu wollen. Die Neugier trieb mich hin. Ich bin bis ins Mannesalter hinein neugierig gewesen. Was ich fand, war ein luxuriös eingerichtetes Haus, zahlreiche Dienerschaft, und endlich ein mit wahrem Raffinement für das Wohlbehagen des Patienten ausgestattetes Krankenzimmer. Er selbst ein langer, dürrer Mensch mit einem Vogelkopf. Den flachen Schädel bedeckten dichte, kurz gehaltene, pfefferfarbige Haare. Die Augen waren klein und lauernd, die Nase bog sich schnabelartig dem breiten Munde zu. Sein gelbliches Gesicht war bartlos. Um den Hals hatte er einen seidenen Shawl geschlungen und trug einen weiten Tuchrock mit Verschnürungen. Dieser Vogelmensch hatte eine hohe, klagende Stimme und ein unstillbares Sprechbedürfniß und setzte sich gleich in Scene als der geduldige und heldenmüthige Kranke, der die schweren Leiden, die Gott über ihn verhängt, gern auf sich nähme, wenn sie ihn nur nicht zu einer Plage und zu einer Last für seine Umgebung machen würden. Aber das — das war ihm das Aergste. Er, eine Plage, eine Last, der sein Leben lang ein Centrum gewesen war und gewohnt, zu nützen, zu stützen. Der Reim gefiel ihm, er wiederholte ihn mehrmals. Ich denk' es noch. Was man sich merkt . . . Das Gedächtniß ist ein eigenes Ding . . . Was man sich merkt — was man vergißt . . .

Er also war gewohnt gewesen, zu nützen, zu stützen. Und jetzt! Ach, wenn seine Kinder nicht wären — ihnen zu Liebe, die es um ihn nicht verdienten, ließ er so deutlich durchblicken, daß es Einem die Augen ausstach, schleppte er sein elendes Dasein weiter, und that sogar, was eben zu thun Pflicht ist, um es zu fristen, nur ihnen zu Liebe.

Und nun kam die Krankengeschichte, die lang vor dem A anfing und weit hinter dem Z aufhörte. Alle Augenblicke berief er sich auf seine Tochter und auf die alte Wirthschafterin, die beide anwesend sein mußten bei meinem ersten Besuch. Wenn er so stark aufgetragen hatte, daß ihm die Tünche selbst zu schreiend und zu unwahrscheinlich vorkam, dann sollte seine Tochter die Behauptung bestätigen. Sie erröthete, sie zögerte, brachte die Lüge nicht heraus. Sie sagte: ‚Ja, ungefähr . . . Es wird dir so vorgekommen sein,‘ und seufzte ganz leise und mit unsagbarer Langmuth: ‚Der arme Papa!‘

Was, ‚der arme!‘ Ich beobachtete ihn; wenn sie ihn halb und halb im Stiche ließ, da kochte es in ihm, da sah er sie an, als ob er sie zerreißen wollte. Da begriff ich, wie zornwüthig er werden konnte, der sentimentale Dulder.

Unter einem solchen Blicke schauderte sie, beugte sich aber nicht, gab nicht klein bei. Sie war ein tapferes Geschöpf. In der Stunde schon habe ich sie beurtheilt und hatte an dem Bilde, das ich mir damals von ihr gemacht, auch in der späteren Zeit wenig hinzuzufügen und wenig hinwegzunehmen. Nicht normal, eine Heilige. Heilige sind ja nicht normal. Uebermüdet, erschöpft durch das Leiden, den fortwährenden Kampf, die fortwährende Selbstbeherrschung. Und schön . . . eine anmuthige, unwiderstehliche Schönheit. Eine Gestalt, hoch und schlank, und wie für die Ewigkeit gebaut. Und die Ansätze der Glieder und des Halses doch so fein, und ein Ebenmaß . . . ihre Bewegungen waren wie Musik. Dunkle, große Augen, und im Gesicht dieser Heiligen etwas von dem keuschen Liebreiz der capitolinischen Venus.“

Er schwieg plötzlich, er saß aufrecht und sah gerade vor sich hin, und das schwankende Licht der Lampe glitt über seine edlen, markigen Züge, und Platow dachte: „Wie prächtig sieht er noch aus als Greis.“ Er muß ein gefährlicher Mensch gewesen sein und wird dieser Panenka Michaela nicht weniger gefallen haben, als sie ihm. Und stolz und sicher und tüchtig war und ist er, und was er da erzählt von einem Verbrechen, das er begangen hat, glaube ich nicht. „Glaube ich nicht!“ rief er laut und weckte den Doctor aus tiefem Sinnen. Der fuhr zürnend auf:

„Was glauben Sie nicht?“

„Daß Sie ein Verbrechen begangen haben.“

„Nach Belieben! — Ich bin wohl ein alter Gaukler, der auf den Eisenbahnen herumfährt und wildfremden Personen Schauermären erzählt!“

„O, Herr Doctor, o!“

Der Doctor strich mit der Hand über seine Stirn: „Seit Jahren ist ihr Bild nicht mehr so deutlich vor mir gestanden, es war wie im schönsten Traum. Das dank' Ihnen der Teufel, daß Sie mich geweckt haben . . . Aber auch die Andere,“ setzte er nach einer Weile mit der früheren Lebhaftigkeit hinzu, „die alte Bohuslava, ihr Widerspiel, steht da vor mir in ihrer monumentalen, aber nicht — o gar nicht abstoßenden Häßlichkeit. Groß, starkknochig, mit derben Zügen, unbotmäßigen grauen Haaren, die von allen Seiten unter der runden, bändergeschmückten Haube hervorquollen, und von denen jedes einzelne gegen die göttliche Weltordnung zu protestiren schien. Sie hatte zwei Leidenschaften: Haß gegen ihren Herrn, Liebe für seine Kinder, die Liebe einer Löwenmutter. Wenn Pan Sylvester sie anrief: ‚Bohuslava, weiß Sie noch, besinnt Sie sich noch?‘ besann sie sich nie, wußte sie nie, verstand ihn zu ärgern, daß jeder Blutstropfen in ihm zu Galle wurde. Dann freute sie sich so offenbar, daß er es merken mußte. Bei solchen Gelegenheiten stieß er sie (wie ich hörte, sogar höchst eigenhändig) zur Thür hinaus, zum Hause aber nicht. Er dachte nicht daran, die alte, unentbehrliche Dienerin zu entlassen, er war ein Gewohnheitspopanz und hatte übrigens ein Bedürfniß nach lärmenden und aufregenden Scenen.“

Der Doctor unterbrach sich: „Ein Fluch war der Mensch, ein Fluch für seine Kinder. Er hatte deren drei. Der Aelteste, ein Sohn, ein ernster, tüchtiger Mann, verwaltete die großen Güter, nach den Anordnungen des Vaters, wie der sich einbildete, thatsächlich aber selbständig. Seit drei Jahren schon war er mit einem liebenswürdigen, jungen Mädchen verlobt, einer vermögenslosen Waise, um die auch ein anderer gut situirter und unabhängiger Mann sich bewarb. Pan Sylvester versagte seine Einwilligung zu dieser Heirath, er wollte durchaus nur von einer wohlhabenden Schwiegertochter etwas hören. Nicht weniger bockig als er war der Vormund des Mädchens, stand ganz auf der Seite des anderen Bewerbers, konnte den Augenblick kaum erwarten, sein verantwortliches Amt als Beschützer seiner schönen, viel umworbenen Mündel los zu werden. Es lag also Gefahr im Verzuge, und Pan Sylvester, dem man endlich eine halbe Zustimmung abgerungen hatte, zog die Sache in die Länge, zögerte, vertröstete. Ja, der verstand zu quälen.

Auf keinem lastete er aber durch sein bloßes Dasein so entsetzlich schwer, wie auf seinem jüngsten Kinde, einem Sohn. Vierzehn Jahre alt damals und auch schön. Der alte Pan hatte lauter schöne Kinder. Nur ein gar so zartes Gebilde, dieser hellblonde Knabe, ein Kind des Alters und der Kränklichkeit. Man hatte gezweifelt, daß seine Mutter noch die Kraft haben werde, ihn zur Welt zu bringen. Acht Tage nach seiner Geburt starb sie. Michaela hatte sich seiner mütterlich angenommen, er war ihr das Liebste in der Welt, der scheue, blauäugige Sylph. Mich ließ er kühl. Ich fragte seine Schwester: ‚Wie geht's Ihrer Treibhauspflanze, Ihrem Herzblatt?‘ Ich neckte sie: ‚Sind Sie auch gewiß, daß er lebt, ein Mensch ist und nicht eine Orchidee?‘ Darüber konnte sie böse werden, und es war zu herrlich, und ich jubelte und triumphirte. Sie kann doch auch böse werden, gehört nicht zu den puren Geistern, ist nicht bloß eine Heilige.

Um auf den Jungen zurück zu kommen — der bebte vor seinem Vater, er zitterte, nicht aus Furcht — aus Abneigung. Ein zweiter, so absolut reiner Fall von angeborener, unüberwindlicher Antipathie ist mir nie wieder vorgekommen. Das bißchen Roth, das der Knabe auf den Wangen hatte, verschwand, verwandelte sich in einen grünlichen Schatten, wenn es hieß, der Vater läßt dich rufen. Und gerade für ihn hatte Sylvester eine Art Vorliebe, so viel als er eben haben konnte. Er legte ihm die Hand auf den Kopf, streichelte ihm das Gesicht. Dann durchzitterte den ganzen zarten Körper des Kindes ein rieselnder Schauer . . . peinlich mit anzusehen. Alle sahen es, nur der Urheber der Qual nicht, die sein armes Kind mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand, zu verhehlen suchte.“

Der Doctor hielt inne — versank in Schweigen. Eine Weile verging, bevor er wieder das Wort nahm: „In diesen letzten Tagen sind allerlei Zufälligkeiten zusammen gekommen, die gemacht haben, daß ich an Pan Sylvester öfter denken mußte, als es in Jahren geschah. Er erscheint mir heute doch in einem etwas milderen Lichte als damals . . . Ebenso widerwärtig, aber weniger verabscheuungswürdig. Er war eigentlich kein böser Mensch, er hat seine Bauern nicht geschunden, seine Diener nicht mißhandelt. Er war falsch,

bornirt und egoistisch, und — wie viel Wahre, Gescheidte und Selbstlose laufen denn auf der Welt herum? Im Aeußeren hatte er etwas vom Vogel, im Inneren war er wie Blei, so zäh, so schwer — was der lasten konnte! Wo er sich zeigte, da gab's nur ihn, da kam keine andere Individualität zur Geltung, da verlor Jeder das Recht auf sein eigenes Ich."

„Merkwürdig, Herr Doctor," sagte Platow, „ich kenne einen Menschen von derselben Art. Er steht mir fern, Gottlob, aber sehen Sie, den hass' ich. Und wenn ich mit ihm leben müßte, wer weiß, wessen ich fähig wäre."

„Keiner argen Grausamkeit, wenn er nur Ihnen Uebles thäte; wenn Sie ihn aber Eine," — er verbesserte sich: „Andere zu Grunde richten sähen, die Ihnen lieber sind, als Sie sich selbst . . . Nehmen Sie nur an: Die Zeiten, in denen das Blei nichts that als lasten und beklemmen, das waren die guten. Die schlimmen waren, wenn es ins Kochen kam und einer der Wuthanfälle eintrat, die kein Ende nehmen wollten. Da zitterte das ganze Haus — unnöthiger Weise. Die Leute hätten aus vielfacher Erfahrung wissen können, daß ihnen nichts geschah. Aber kämpfen Sie die Furcht mit Vernunftgründen nieder, versuchen Sie's!"

Von Neuem ließ er eine Pause eintreten und fuhr dann fort:

„Einmal paßte mir Bohuslava im Vorzimmer auf: ‚Der Pan gefällt mir nicht,' sagte sie.

‚Auch mir nicht,' gab ich zur Antwort.

Sie schwieg lange, legte die Finger auf meinen Arm und sprach in feierlichem Tone: ‚Zeit wär's, sonst nimmt er sie mit, oder schickt sie gar noch voraus.' Ich wußte, von wem sie sprach. ‚Sie,' das war Michaela. Wie diese ihren Bruder, so liebte Bohuslava ihr Fräulein. Vielleicht noch mehr. Es war eine mit Verzweiflung gefütterte Abgötterei. Die Alte hätte sich für ihre Herrin in Stücke hacken lassen und war nicht im Stande, ihr die kleinste Bitterniß zu ersparen: ‚Haben Sie Augen, Herr Doctor? Fällt Ihnen nicht auf, wie sie aussieht?'

‚Fällt Ihnen nicht auf?' fragte sie mich. Blödsinnige Weibsperson — mich! Freilich, meine eiserne Maske. Es liegt nur eine Generation zwischen Euch und uns, aber der Unterschied ist himmelweit. Für uns war Begehren und die Handausstrecken nicht Eins. Daher die geübte Kraft. Ein Arzt braucht mehr als ein Anderer. Beim ersten Betreten eines Hauses fallen Schranken vor ihm nieder, die man vor den ältesten Bekannten aufrecht erhält. Wenn er Vertrauen gewonnen hat, wie kommt man ihm entgegen, wie wird er erwartet und begrüßt — nur den Geliebten erwartet und begrüßt man wie den guten, geschickten Herrn Doctor, der den unausstehlichen Herrn Papa behandelt . . . Sich hüten! O — kein Narr sein, sich nicht täuschen, das prägte ich mir ein, täglich wenigstens einmal. Ich wurde aber oft dreimal an einem Tage gerufen, und die Ungeduld des Kranken theilte sich seiner Tochter mit. Immer war sie es, die mir entgegen kam, freundlich und wie aufathmend, und dieses Frauenzimmer da fragte: ‚Fällt Ihnen nichts auf an ihr?' Die unnatürlich groß geöffneten Augen, und die Abmagerung und . . . Ja, sie bezeichnete die Symptome der Nervenkrankheit, die im Anzuge war, ganz richtig

und genau. ‚So hat ihre Mutter angefangen zu sterben. Und sie wird es kürzer machen. Sie war nie so kräftig wie ihre Mutter. O, Herr Doctor! ein Bild der Gesundheit, als sie an den Altar getreten ist, und ein Herz! Kein Engel des Lichts kann besser sein — und nach zehn Jahren nicht mehr zu erkennen. Aufgeregt, zerfahren, kaum noch gut. Aus adeliger Familie waren sie beide, aber sie gebildet, fein, eine Stadtdame, und er — nun, Sie sehen ja. Den Umgang mit Seinesgleichen immer gemieden, da hätte er sich ja doch ein bißchen zusammennehmen, geniren sollen, also — lieber nur mit Untergebenen verkehrt, die sich aus Allem eine Ehre machen mußten. Sie hatte bei Tag keine Freude und bei Nacht keine Ruhe. Diese Auftritte! Mein Schlafzimmer befand sich zu ebener Erde, gerade unter dem ihren. Da hörte ich ihn auf und ab rasen, da schrie und beschimpfte er sie und schwor, daß sie ihn betrüge.‘ Die Alte brach plötzlich ab, ihre Gedanken hatten auf einmal eine andere Richtung genommen: ‚Und sie hat auch keine Ruhe mehr bei Nacht, seit drei Wochen ist sie nicht mehr in ihr Bett gekommen. Sie muß bei ihm wachen.‘ — ‚Wozu denn?‘ rief ich, ‚das ist ja ganz überflüssig.‘ — ‚Aber er will's, das heißt er gibt zu verstehen, daß er es will. So etwas sagen, Gott behüt's, man muß es errathen und es ihm aufdrängen. Er muß sich wehren können und betheuern: Ich mag es nicht, sie thut's aus Eigensinn. Und weh ihr, wenn sie es nicht thäte. Ihr ärgster Feind könnt' ihr nichts Anderes rathen.‘ — ‚Ich werde der Komödie ein Ende machen,‘ sagte ich, ‚ich werde ihm befehlen, eine Krankenwärterin zu nehmen.‘ — ‚Ja, ja, befehlen Sie das, wenn Sie ihn wollen weinen sehen, befehlen Sie's. Er hat drei Kinder, muß aber eine fremde Wärterin nehmen. Er hat das Haus voll Leute, lauter Leute, die von ihm leben, besser leben als er, und ist auf die Dienste einer fremden Person angewiesen.‘ — Sie konnte nicht weiter, sie knisterte förmlich vor Indignation. ‚Der Jaroslav‘ — das war der ältere Bruder — ‚hilft auch mit sie quälen,‘ begann sie nach einer Weile von Neuem. ‚Er bildet sich ein, daß sie Einfluß hat auf den Vater, der Narr, er kennt ihn nicht, war von klein auf mehr aus dem Haus als drinnen, weiß nicht: Auf den Vater hat Niemand Einfluß, Nie-Nie-Niemand! Ist zur Hälfte Stein, zur Hälfte Teig. Gewinnen Sie dem Stein Mitleid ab, schlagen Sie Nägel in Teig ein! Jaroslav meint, wenn sie nur wollte, wenn sie den Vater bitten wollte, er wartet nur darauf, um nachzugeben. So plagt er sie ... Der Jüngste plagt sie ebenfalls, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, ohne anders zu können. Er hat vor dem Vater eine Scheu, daß es unnatürlich ist. Auf meinem Arm bekam er einmal Krämpfe, weil der Pan ihn streichelte. Wenn der Pan ihn streichelt, ist's nicht anders, wie wenn er sich von einer Schlange liebkosen lassen müßte. Er hat es ihr gestanden unter Thränen, und sie ist darüber völlig in Verzweiflung gerathen: O mein Kind, o mein Liebling, so darfst du nicht fühlen, das ist eine große Sünde. Du mußt das überwinden, mein Kind! So predigt sie ihm und leidet mit ihm mehr als er selbst ..., und was thut sie in ihrer Frömmigkeit, diese Heilige? — Sie thut Buße für ihn.‘

‚Das auch noch?‘ Ich weiß, daß ich's geschrieen habe. Ermessen Sie nur. Noch Buße thun. Sie, noch Buße thun! Ich war wie ein Verrückter. Ich

ging nach Hause, und mit dieser Nacht begann eine Reihe von furchtbaren Nächten, in denen ich nur den einen Gedanken in mir herum wälzte, immer den einen und denselben Gedanken: Wenn der Mensch nicht wäre! Wenn der Mensch aufhörte zu sein!

O, die Familienmisèren! Dieses Aufgefressenwerden Aller durch den Einen. Immer den Unwürdigsten, denn die Guten fügen sich, geben nach, bringen Opfer ... Es braucht gar nicht der pater familias zu sein, es kann auch eine Mutter sein, eine Schwester, ein Kind, der oder dem Alles geschlachtet wird. Man braucht sie nicht einmal zu lieben, am Allerwenigsten zu achten. Aber sie haben die Macht, die Vampyre. Irgend ein Vorurtheil gab sie ihnen, ein kränkliches Gefühl von Pflicht, oder auch Furcht vor der öffentlichen Meinung... Die Vampyre! Wer weiß, ob diese Aussauger und Auffresser nicht die unbewußten Urheber der Vampyrsage sind."

Platow lächelte: „Sie sind nicht verheirathet, Herr Doctor?"

„Nein."

„Auch nie gewesen?"

„Nein."

„Sie haben auch nie daran gedacht, sich zu verheirathen — es niemals heiß und sehnlich gewünscht?"

Der Doctor sah ihn rasch und durchdringend an und antwortete nach kurzem Zögern: „Doch — das heißt, dieser Wunsch hätte heiß und sehnlich werden können, wenn ich ihn nicht im Keim erstickt hätte."

„Und warum haben Sie das gethan, Herr Doctor? ... Verzeihen Sie," setzte er mit dringender Bitte hinzu, „ich sündige auf das Vertrauen, mit dem Sie mich beehrt haben — warum haben Sie diesen Wunsch im Keim erstickt?"

„Die Umstände zwangen mich dazu."

„Und jetzt, Herr Doctor, denken Sie von dem Glück, das sich Ihnen versagt hat, oder das Sie verschmäht haben, doch gar zu gering, wie das Familienbild beweist, das Sie eben entwarfen. Aber bitte, erzählen Sie weiter von Ihrem Vampyr."

„Ja, ja, er war einer, ohne Genuß davon zu haben; er gehörte, wie schon gesagt, nicht zu Denen, die bös sind um des Bösen willen. Er hatte keine Freude an der Peinigung Anderer und überhaupt an nichts und nichts vom Leben. Dieses elende und elend machende Dasein fristen, war in jeder Hinsicht eine undankbare Aufgabe. Und ich unterzog mich ihr seit Monaten und hätte mich ihr noch durch Monate, vielleicht Jahre unterziehen können."

„Können?" wiederholte Platow und starrte, ihn angstvoll anklagend, an.

Der Doctor hielt den Blick aus, sein Ausdruck wurde streng, seine Rede eisig. „Das Leben dieses Menschen fristen, hieß seine Leiden fristen, seine Kinder unglücklich machen oder tödten. Ich habe ihn aufhören lassen zu leiden und zu quälen. Der Mann, der so Vielen das Dasein verdüstert und vergällt hatte, hat einen leichten, sanften Tod gehabt ... Und als es geschehen war, wissen Sie, was mir dann unbegreiflich erschien? Meine in Zweifelsqualen durchwachten Nächte, der furchtbare Widerstreit, unter dem der Entschluß gereift war. Was hatte diese furchtbaren Kämpfe, diesen Wider-

streit erregt, was hatte mich dem Wahnsinn so nahe gebracht, daß ich dagestanden war Aug' in Aug' mit ihm, mit der entsetzlichen Frage auf seinen Lippen: Bin ich dir schon verfallen? Ist keine Rettung mehr? Lauter drehende Räder im Gehirn, kein Ruhepunkt, kein Lichtstrahl. Und jetzt: Ueberwunden! Was hatte den Conflict erregt? Der Widerspruch zwischen dem anerzogenen Pflichtgefühl und der Pflicht als solcher, der Pflicht an sich. Die hatte ich erfüllt, der war ich gerecht geworden, und eine wonnige Ruhe durchsonnte mich."

Der Mund Platow's bewegte sich, aber es drang kein Laut aus ihm hervor. Nur die großen Augen mit ihrem hellen Kinderblick sprachen: „Hast du mich zum Besten oder dich selbst?" Er drückte sich tief in seine Ecke, es überrieselte ihn kalt. War er mit einem Irren eingesperrt für den Rest der Nacht, konnte es noch zum Kampfe kommen zwischen ihm, dem Riesen, und dem feinen, kleinen, schmächtigen, alten Herrn?

Einen Augenblick nachher staunte er schon, wie dieser Einfall ihm hatte kommen können. Der alte Herr in der anderen Wagenecke sah wahrlich einem Verrückten nicht gleich, war ganz Klugheit, Reife, Ueberlegung. Voll Lebhaftigkeit nahm er seine Erzählung wieder auf.

„Daß der Seelenfrieden, zu dem ich nun gelangt war, anhielt, und daß nicht der kleinste Mißton meine wundervolle Stimmung störte, das dankte ich den herrlichen Kindern. Beim Begräbniß hatte ich sie nur flüchtig gesprochen, war in der Nähe gestanden, ein stiller Beobachter. Der Aelteste war blaß, biß die Zähne fest auf einander; ich wußte, was er empfand: Schmerz, daß er keinen Schmerz empfinden konnte an diesem offenen Grabe. Der Sylph preßte den Kopf an die Schulter seiner Schwester, sah mit Angstaugen um sich, alle bedauerten ihn: ‚Der arme Jüngling, wie traurig er ist, wie ihm bangt nach dem Vater!' flüsterten die Leute einander zu. Ich wußte es besser: vor dem Vater bangt ihm. Ihn durchgruselt's: vielleicht sprengt er den Deckel seines Sarges, steht auf, kommt, liebkost mich wieder . . . Und Sie — woher sie die Thränen genommen hat, weiß ich nicht; aber sie hatte Thränen, heiße, kindliche Thränen, um den Peiniger. Sie weinen zu sehen, that mir nicht weh. ‚Es sind deine letzten Thränen,' dachte ich, ‚für lange Zeit. Warte nur, wie du aufblühen wirst in Jugendfrische, einem neuen Glück entgegen blühen. Du kennst die höchsten Menschengüter noch nicht, ahnst nichts von der Wonne der Freiheit, der Selbstbestimmung, von der ernsten Seligkeit, keinen Richter über dein Thun und Lassen zu haben als dein eigenes Gewissen. Du wirst am Morgen erwachen mit einem Glücksgefühl, dessen Grund du nicht kennst. Aber du wirst es haben, auch wenn du dir nicht gestehst: Der Bedränger ist fort, daher kommt es. Du lagst wie im Grabe, nun ist der Stein gehoben. Das Kellergewölbe, in dem du, eine Lebendig-Todte, vegetirtest, ist gesprengt. Ueber dir blaut der Himmel mit seiner Tagessonne und mit den Sternen der Nacht. Tritt hinaus! lebe! Freue dich deiner Schönheit, deiner Jugend, sie werden nicht welken im Dienste des Absterbenden. Du wirst dein holdes Selbst der Liebe hingeben, der Pflege des Werdenden. Freudige Sorge um Blüthen und Früchte wird deine segensreichen Tage erfüllen.

Köstliche Gedanken — ich hing ihnen nach.

Ins Haus war ich nicht mehr gekommen, und es waren doch schon zwei Wochen nach dem Tode des Pan vergangen. Jaroslav hatte mich mehrmals besucht, immer Grüße von seiner Schwester gebracht und endlich gesagt, es thäte ihr leid, daß ich gar nicht mehr käme.

‚Ist denn Jemand krank?‘ fragte ich, und er antwortete, sie hätten gehofft, daß der Freund sich noch bei ihnen einfinden werde, wenn der Arzt nicht mehr nöthig sei.

Am selben Nachmittag ging ich hin.

Es war im Winter und begann zu dunkeln. Die zwei Laternen vor dem alten Hause, dem schönsten auf dem großen Platze, brannten schon, mir kam vor, als sähe es weniger finster drein als sonst, als hätten die grauen Mauern ein freundliches Greisenlächeln. Das Thor schien zu sprechen, ‚bist endlich da, es hat mich gelangweilt, daß du so lang nicht kamst‘, und öffnet sich, als ich den schweren Klopfer in Bewegung setze, schickt der überstandenen Langweile noch einen Gähner nach und schluckt mich voll Behagen, und ich streichle es im Vorübergehen. Und der kahle Portier mit dem großen Barte und den Schweinsaugen, dessen Stummheit sprichwörtlich geworden ist, hält mir eine Rede: ‚Ach, der Herr Doctor, aber das ist schön, daß man den Herrn Doctor einmal wieder sieht.‘ Auch die andern Diener, lauter Charakterköpfe, grüßen bis zur Erde, schauen neugierig, zuvorkommend, unterthänig. Ja, das alte Wort: Was du bei den Herren giltst, sagt der Gruß der Diener dir. Auf dem Gange traf ich Bohuslava. Ihr gelbes Gesicht strahlte vor stillem Glück. Ich glaube, wenn der Pan aus seinem Grabe gestiegen wäre, sie hätte ihn umarmt unter der Bedingung, daß er sich nur eiligst wieder zu seinen Vätern versammle. Im Salon fand ich die ganze Familie. Sie saßen alle beisammen um den Tisch des großen Etablissements, nicht wie sonst, jeder für sich in einem andern Winkel. Das Licht der hohen, mit einem rothen Seidenschirm bedeckten Lampe fiel auf lauter heitere, friedliche Gesichter. Erlöst! Erlöst! schien auch da mir Alles zuzurufen.

Jaroslav und seine liebliche Braut waren über eine Landkarte gebeugt, sie entwarfen den Plan zu ihrer Hochzeitsreise. Er hielt ihre Hand in der seinen, ihre Köpfe berührten sich, zärtlich und glückselig flüsterten sie mit einander. Hinter ihnen stand der kleine, gelbliche, nervöse Vormund und hatte seine Freude an der ihren, hauptsächlich aber an dem Gedanken, daß er jetzt frei von Sorgen sei und nicht mehr in Versuchung komme, seine Mündel unglücklich zu machen aus Gewissenhaftigkeit.

Der schöne Sylph war auch da, schon in den paar Wochen ein weniger ätherisches Wesen geworden . . . Und ihr, der Schönsten, der Liebsten, der Unvergleichlichen, sah ich es auf den ersten Blick an: sie ißt, sie schläft, sie befindet sich auf dem besten Wege zur Genesung. Sie lebt auf und gibt sich wohl keine Rechenschaft von dem Grund, dem sie dieses Aufleben verdankt.

Ich hatte von meinem alten Vorrecht Gebrauch gemacht und war unangemeldet eingetreten. Näherte mich dem Tische. Ein Freudenschrei: ‚Ah —

Sie!' begrüßte mich. Michaela hatte ihn ausgestoßen. Sie stand rasch auf, kam auf mich zu und reichte mir beide Hände und entzog sie mir wieder plötzlich ganz bestürzt . . . Und diese Begrüßung, diese Bestürzung, dieses scheue Zurückweichen — waren von einer Beredtsamkeit . . .

Nein, daran hatte ich nie gedacht — das nie für möglich gehalten — nie! Es überkam mich wie ein blendendes Licht, es lähmte mich, ich stand da und schwieg und sah ihr in die Augen.

„Herr Doctor,' sagte sie mit leiser und mühsamer Stimme, ‚Dank, daß Sie doch endlich kommen, daß Sie mir erlauben, Ihnen zu danken für Alles, was Sie für unsern armen Papa gethan haben. Sie waren übermenschlich gut für ihn, geduldig, nachsichtig wie noch kein Arzt vor Ihnen . . .'

‚Ja, ja, erfinderisch gut,' fiel Jaroslav ein, der auch aufgestanden und an die Seite seiner Schwester getreten war. ‚Was Sie ihm an Leiden ersparen konnten, haben Sie ihm erspart. Daß seine letzten Tage fast schmerzfrei gewesen sind, daß sein Tod ein so sanfter war — Ihr Werk, verehrter Herr Doctor, lieber Freund,' er betonte das Wort, sah mich wie ermunternd an und setzte mit lächelnder Bitte hinzu: ‚wenn wir so sagen dürfen.'

Dann habe ich bei ihnen einen unvergeßlichen Abend zugebracht. Es waren liebe Menschen, wohl, sicher, gut aufgehoben fühlte man sich unter ihnen. Sie waren gescheidter, gebildeter, als ich sie geschätzt, nahmen einen bedeutend höheren geistigen Standpunkt ein, als ich gewußt hatte. Das war Alles unterdrückt gewesen, das Alles wäre verkümmert ohne die Befreiung von der erdrückenden Last, unter der sie geseufzt hatten.

Um zehn Uhr wurde der Wagen des Vormunds gemeldet. Er mahnte zum Aufbruch, verabschiedete sich, und ich that dasselbe. Michaela reichte mir die Hand und sagte: ‚Auf Wiedersehen!' und ich sprach mein Bedauern darüber aus, nicht wiederkommen zu können, brachte etwas von einem Ruf ins Ausland vor, dem ich unverzüglich Folge leisten müsse. Ich küßte ihre liebe Hand und beugte mich tief, tief, ich wollte nicht, daß sie mir ins Gesicht sähe.

Ein böser Augenblick und bös die Zeit, die ihm folgte. Aber man kann so etwas thun, wie das, was ich gethan habe, man kann sich Glück dazu wünschen, im ersten Augenblick und immer, aber belohnen kann man sich dafür nicht lassen."

„Natürlich nicht. O, das hätte noch gefehlt!" rief Platow.

„Um mich zur Hölle völlig reif zu machen, meinen Sie?"

Der Reisegefährte senkte den Kopf. Seine beweglichen Züge hatten etwas Starres, Unerbittliches angenommen. Er blieb lange stumm. — „Ich muß Sie noch einmal fragen, Herr Doctor," sprach er endlich, „warum haben Sie mir das Alles erzählt?"

„Es kommt von der Zellengenossenschaft; das war schon zwischen uns ausgemacht. Warum haben Sie mir Dinge erzählt, aus denen Sie sogar Ihrer Mutter ein Geheimniß machen?"

„Meine Geständnisse sind ungefährlich."

„Ja so. Und die meinen von gar heikler Natur."

„Sie haben mir Ihren Namen nicht genannt, gestehen aber, daß es ein berühmter ist. Ihre Geschichte bietet Anhaltspunkte genug, die mich auf die richtige Spur zu führen vermöchten, und wenn ich nachforschen wollte . . .“

„Könnten Sie mich nachträglich noch vor den Untersuchungsrichter bringen,“ versetzte der Doctor kühl und ironisch. „Sie werden es nicht thun . . . Wenn ich nur noch Einiges so sicher wüßte!“

„Ja, ja, Herr Doctor, Sie können darauf schwören, ich werde keine Nachforschungen anstellen, und es freut mich, daß Sie mir das ansehen. Diese Sicherheit erklärt aber noch nicht, warum . . .“

Der Doctor fiel ihm ins Wort: „Warum ich Ihnen etwas erzählt habe, das ich meinem besten Freunde verschwieg und das nie wieder über meine Lippen kommen wird? Nun — Sie wissen — meine Gedanken waren all' die Tage von der alten vergessenen Geschichte erfüllt und hätten sich mit ihr beschäftigt, wenn ich die Nacht hindurch allein geblieben wäre. Da kamen Sie und machten mir den Eindruck eines Menschen, vor dem man ohne Gefahr laut denken kann . . . Dazu eine seltsame Macht: der Reiz des Einmal — und — Niewieder, der uns antreibt, etwas zu thun, das sonst durchaus nicht in unserer Art liegt . . . Endlich — was Niemand besser begreifen wird als Sie“ — schloß er mit einem Lächeln — „das Beichtbedürfniß, das in jedem Menschen liegt, und das auch einen Irreligiösen plötzlich überkommen kann.“

„Nein, Herr Doctor,“ erwiderte Platow, „ein Beichtbedürfniß war es nicht, denn diesem müßte die Reue vorangegangen sein, und . . .“ Er unterbrach sich: „Sie haben vorhin von Pflicht gesprochen, und mir schien, als ob Sie sagen wollten — oder habe ich Sie mißverstanden? — daß es für besondere Menschen und in besonderen Fällen ein Drüberstehen gibt. Das will mir nicht zu Kopf. Ich glaube, Niemand steht über der Pflicht, der ganz ordinären, deutlich vorgezeichneten. Die des Arztes ist: den Kranken, der sich ihm anvertraute, so lange zu fristen, als er irgend vermag.“

„Ganz recht, ganz recht.“

„Aus Ihrer Geschichte geht aber hervor . . .“

„Nichts für Andere! Ich protestire gegen jede Nutzanwendung.“

„Sehr gut,“ sagte Platow mit ungewohnter Schärfe, „ein Andrer soll also nicht eine Todsünde begehen, um ein Wesen, das er liebt, am Leben zu erhalten.“

„Was ein Andrer soll, weiß ich nicht. Ich bin noch nie in der Haut eines Andern gesteckt, ich kann für einen Andern das feine Abwägen nicht vornehmen zwischen Einsicht und Vermögen, äußerem und innerem Zwang und so Vielem noch, aus dem das Sollen eines Menschen sich construirt. — Ich habe gewagt, dem Schicksalsrad in die Speichen zu greifen. Beliebt es ihm, mich dafür zu zermalmen — je nun! Zum Glück darf ich hoffen, daß die Rache mein Haupt allein treffen wird,“ sprach er mit heiterer Ueberlegenheit.

„Ich habe Michaela nach Jahren wiedergesehen. Ganz unerwartet. Auf dem Lande. Sie hatte nach Deutschland geheirathet, war zu Besuch bei Ver-

wandten ihres Mannes. An einem meiner glücklichsten Tage habe ich sie wiedergesehen. Nach einer Nacht, in der ich mit schwerer, tückischer Krankheit Minute für Minute um das Leben eines einzigen Kindes gerungen und siegreich geblieben war. Eine Stunde der Ruhe, ein erquickendes Bad, dann ging ich in den Garten. Seelenvergnügt. Es ist nett, wenn man einem Paar schon verzweifelter Eltern sagen kann: ‚Da habt ihr ihn, er lebt, er wird leben.‘ Ich ging also in den Garten und fand sie dort auf einer Bank sitzend, ein prachtvolles Kind auf dem Schoße. Sie wußte, daß ich da war, sagte sie mir, sie hatte ihren Verwandten schon den Trost gegeben: ‚Wenn der kommt, wird Alles gut‘. Ich nahm Platz neben ihr, bewunderte ihr kleines Fräulein, und während wir plauderten, guckten aus den Gebüschen nebenan dunkle, leuchtende Augen hervor, und noch ein Mägdlein erschien und ein köstlicher Junge, und noch einer, und im Ganzen wurden es fünf. Eines schöner als das andre, lauter Raffaelische Gestalten. Ja, sie war glücklich. Sie liebte und wurde geliebt und behandelt wie ein Kleinod. Auch Jaroslav war glücklich mit seinem sanften Frauchen und hatte drei Kinder, und verwaltete sein Gut, und war ernst und fleißig und tüchtig. Als ich nach dem Sylph fragte, lagerte eine schwere Wolke sich über ihre Stirn. Der Sylph war todt. Er war geistlich geworden, in einen strengen Orden getreten, um zu büßen."

„Was zu büßen?"

„Seine einzige Schuld. Unwillkürlich begangen und doch so qualvoll bereut: den Haß gegen seinen Vater, den er bekämpft hatte, so lange er sich von ihm Rechenschaft gab, und der nicht einmal am Grabe des Todten erlöschen wollte. Im Kloster fand seine Seele endlich ihren Frieden, aber der zarte Körper des jungen Mönchs erlag den schweren Kasteiungen, die er sich selbst auferlegte . . ."

„So hat," sprach der Doctor in plötzlich verändertem Tone, „der alte Pan sich doch Einen nachgezogen."

„Danken Sie Gott. Dieser Märtyrer ist im Himmel und betet dort für die Sünder."

„Und das ist gut für die Sünder, meinen Sie?"

„O, Herr Doctor — ja!"

„Sie glauben an die Erlösung der Einen durch die Gebete der Anderen? . . ."

Es war nach Mitternacht, der Zug fuhr in einen großen Bahnhof ein. Die Passagiere verließen die Waggons und drängten in die Restauration, um ein provisorisches Frühstück einzunehmen. Bei der Rückkehr in sein Coupé freute sich der Doctor auf die Fortsetzung des unterbrochenen Gesprächs. Der Slave mit seiner Frömmigkeit und mit seinen lichten Momenten hatte es ihm angethan. Zu seinem Erstaunen waren die Effecten des Mitreisenden aus dem Netze entfernt, und als er den eintretenden Schaffner fragte, ob der junge Mann, der früher mit ihm gefahren war, auf der Station zurückgeblieben sei, erhielt er die Antwort:

„Nein, er fährt mit, aber in einem andern Wagen."

Im Hauptquartier der II. (schlesischen) Armee 1866
unter dem Oberbefehl
Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

Persönliche Erinnerungen
von
J. von Verdy du Vernois.

I. Bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten.

Die Verhältnisse in Schleswig-Holstein wurden die äußerliche Veranlassung zum Kriege zwischen Preußen und Oesterreich. Durch denselben mußte es sich entscheiden, welchem von beiden Staaten in Zukunft die Führerschaft in Deutschland zufallen sollte. Immerhin wurde an maßgebender Stelle in Berlin wie in Wien eine Zeit lang die Hoffnung gehegt, daß der drohende Zusammenstoß sich durch diplomatische Verhandlungen noch würde vermeiden lassen. Aber die Verhältnisse erwiesen sich schließlich mächtiger als diese Absicht. Die Stärke der in Böhmen und Mähren befindlichen und allmählich sich vermehrenden österreichischen Streitkräfte ließen in Preußen die Nothwendigkeit, sich gegen einen möglichen Ueberfall zu sichern, immer mehr hervortreten und führten auch hier zur Aufstellung von kriegsbereiten Truppen in den gefährdeten Grenzprovinzen, deren Zahl nach und nach bis zu der Gesammtmasse der für einen Kampf mit Oesterreich in Aussicht genommenen Streitkräfte anwuchs.

Am 5. Juni standen somit 8½ preußische Armeecorps zum unmittelbaren Beginn der Operationen längs der ausgedehnten Grenze bereit. An demselben Tage wurde österreichischerseits die Verordnung veröffentlicht, welche die schleswig-holsteinschen Stände nach Itzehoe berief, ein Verfahren, in welchem Preußen einen unmittelbaren Eingriff in seine Rechte erblickte und über dessen Tragweite man sich in Berlin um so weniger täuschte, als bereits am 1. Juni Oesterreich die Entscheidung über die schleswig-holsteinsche Frage dem deutschen Bunde überwiesen hatte und somit von der Gasteiner Convention zurückgetreten war.

Die hier angeführten Verhältnisse geben einen recht eindringlichen Beleg für die Nothwendigkeit eines innigen Hand in Hand Gehens der politischen und militärischen Leitung, sobald der Ausbruch eines Conflictes mit einem anderen Staate irgendwie zu besorgen ist. Selbst wenn man in Oesterreich geglaubt haben sollte, daß bei den dort ergriffenen Maßregeln Preußen vor einer Waffenentscheidung zurückschrecken würde, so hätte man doch immerhin mit der Möglichkeit einer solchen rechnen und sich auf sie vorbereiten können. Statt dessen drängte die österreichische Diplomatie zur Entscheidung, bevor noch die Streitkräfte des Kaiserreiches, sowie die ihrer deutschen Bundesgenossen bereit waren, eine solche herbeizuführen, noch dazu zu einer Zeit, als das preußische Heer alle Vorbereitungen zum Abschluß gebracht hatte und die Operationen unmittelbar zu beginnen vermochten. Völlig isolirt stand die österreichische Brigade, welche die Besatzung von Holstein bildete, im Herzogthum; auch konnte dem am meisten bedrohten Bundesgenossen Sachsen, dessen eigene Truppen zwar kriegsbereit waren, keine Unterstützung gewährt werden, da in Böhmen sich nur ein österreichisches Corps — gänzlich unzureichend für eine solche — befand. Dabei sammelte sich die eigene Hauptarmee in Mähren und war dort nicht in der Lage, rechtzeitig Böhmen zu sichern. Selbst die Vereinbarungen mit den süddeutschen Bundesgenossen waren noch nicht zum vollen Abschluß gereift; über einen gemeinschaftlichen Operationsplan überhaupt noch kein Einverständniß erzielt. Dabei trat die Wahrscheinlichkeit eines Krieges auch mit Italien immer mehr in den Vordergrund.

Unter solchen Verhältnissen war es ein höchst unglücklicher Zug der österreichischen Diplomatie, die gespannte Lage mit Preußen zur Entscheidung zu treiben. Das Schicksal der Brigade in Holstein stand auf dem Spiel, Sachsen mußte preisgegeben und der Kampf im eigenen Lande ausgefochten werden, wenn nicht ein schnelles Vorgehen erfolgte. Zu einem solchen waren aber die Streitkräfte noch nicht bereit.

In schneller Folge entwickelten sich demnächst die Ereignisse. General von Manteuffel rückte in Rendsburg ein; der in Holstein commandirende General Freiherr von Gablenz führte mit raschem Entschluß die österreichische Brigade per Bahn nach Süddeutschland, und die österreichische Diplomatie that den letzten Schritt, der jede weitere friedliche Auseinandersetzung unmöglich machte, indem sie zu Frankfurt a. M. die Erklärung abgab, daß Preußen durch sein Einrücken in Rendsburg den Bundesfrieden gebrochen habe und gleichzeitig den Antrag stellte, sämmtliche nicht preußische Bundescorps mobil zu machen. Am 14. Juni gelangte dieser Antrag durch Majoritätsbeschluß des Bundes zur Annahme; damit sprach der alte deutsche Bund sein Todesurtheil aus. General von Moltke äußerte sich späterhin in den von ihm im Generalstabswerke über den Feldzug von 1866 niedergelegten Sätzen darüber mit den Worten:

„Die Majorität der Mittel- und Kleinstaaten hatte sich ihr eigenes Urtheil gesprochen. Länder, wenigstens solche, welche zwischen den beiden Hälften des preußischen Staates eingeschoben lagen, konnten sich über die Folgen einer gegen diesen Staat eingenommenen feindlichen Haltung unmöglich täuschen."

Bereits am 15. Juni stellte Preußen daher denjenigen Staaten, deren Gebiete seine eigenen Provinzen trennten, beziehungsweise ihnen zunächst gefährlich werden konnten und die sich durch die Frankfurter Abstimmung mit ihm in einen Gegensatz gestellt hatten, ein Ultimatum. Es waren dies die Königreiche Hannover und Sachsen, sowie das Kurfürstenthum Hessen; die übrigen in Norddeutschland befindlichen kleineren Staatengruppen hatten sich der preußischen Anschauung zugeneigt. Sachsen lehnte sofort ab; von den beiden anderen Staaten erfolgte bis zu der am selben Abend ablaufenden Frist keine Antwort. In Folge dessen ward unmittelbar die Kriegserklärung von den preußischen Gesandten in Dresden, Hannover und Kassel übergeben.

Die eigenen Erlebnisse in dieser Periode waren für mich, wenn auch in Bezug auf meine Thätigkeit von ganz unbedeutender Natur, immerhin jedoch dadurch, daß ich frühzeitig Einblicke in die inneren Vorgänge erhielt, in hohem Grade interessant.

Erst im December 1865 von einem fast dreijährigen Commando im Hauptquartier der kaiserlich russischen Armee in Polen, welchem ich unmittelbar nach dem Ausbruch der polnischen Insurrection Ende Januar 1863 zugetheilt worden war, zurückgekehrt, hatte ich als Major im Generalstabe meine Beschäftigung in der kriegsgeschichtlichen Abtheilung erhalten. In dieser Stellung wären mir zunächst die maßgebenden Anschauungen, sowie die Kenntniß von Vorbereitungen und operativen Absichten sonst wohl schwerlich bekannt geworden, wenn ich nicht öfter zur Abschriftnahme secreter Angelegenheiten, insbesondere auch von Denkschriften, welche der Chef des Generalstabes, sowie die Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges zur gemeinschaftlichen Vorlage für Seine Majestät anfertigten, Verwendung gefunden hätte. Hierdurch erlangte ich fortlaufend wenigstens eine allgemeine Kenntniß über die Entwicklung der Ereignisse und aus meinen Notizen aus jener Zeit ersehe ich, daß ich bereits Anfang Mai die Ansicht gewonnen hatte, daß der Krieg unvermeidlich sei.

Schon am 2. Mai schrieb der Chef des Preußischen Generalstabes, General von Moltke, an den Kriegsminister General von Roon[1]):

„Die Dinge liegen jetzt so, daß ich den Krieg für sicher halte ... Italien schlägt jedenfalls los; dort große Begeisterung, während bei uns Friedensvorstellung von Corporationen.

„Was Allerhöchsten Orts seit den letzten drei Tagen beschlossen ist, weiß ich nicht, glaube aber, daß die Mobilmachung der Armee, will man nicht die Sicherheit des Staates gefährden, nur noch um Stunden verschoben werden darf.

„Gott lenke Alles zum Besten."

Es ist bekannt, wie schwer unserem Königlichen Herrn bei seiner ganzen Anschauungsweise damals der Entschluß zu einem Kampfe mit Oesterreich und

---

[1]) S. auch Moltke's Correspondenz 1866. S. 68.

mit deutschen Stämmen gefallen ist. Dabei lastete auf dem Ausfall dieses Entschlusses die Verantwortlichkeit, welche dem Monarchen in Bezug auf die Zukunft nicht nur seines Volkes, sondern auch auf die der gesammten deutschen Lande zufiel. Nicht bloß stand dabei die im Laufe der Zeit schwer errungene Machtstellung Preußens auf dem Spiel, es konnte auch der Einfluß, welchen Deutschland überhaupt noch im Rathe der Völker besaß, durch das Verbluten im inneren Kampfe und die durch einen solchen schon sich documentirende Zerfahrenheit, eine wesentliche Einbuße erleiden. Deshalb wartete auch der König mit dem entscheidenden Handeln so lange, als dies irgend angänglich erschien, und zwar bis zu dem Augenblicke, in dem die Unvermeidlichkeit des Krieges offenkundig dalag, und ein längeres Zögern die Aussichten für eine glückliche Führung des Feldzuges in Frage gestellt hätte.

Dieser schwerwiegende Entschluß konnte nur vom Monarchen selbst ausgehen. Sehr zutreffend in Bezug auf die Stellung seiner Räthe schrieb Moltke am 5. April 1866 an Roon[1]):

„Es kann Niemandes Absicht sein, den König zu einem Krieg wie diesen zu überreden, sondern Ihm durch richtige und klare Darlegung der wirklichen Sachlage die eigene Beschlußfassung zu erleichtern."

Bei der in der Zeit vom 3. zum 12. Mai erfolgten successiven Mobilmachung der Armee war auch die der Officiere des großen Generalstabes erfolgt, ohne daß jedoch sofort ihre Verwendung zur Bildung der Stäbe des großen Hauptquartiers und der verschiedenen Armeecommandos ausgesprochen wurde. Die Formation dieser Obercommandos erfolgte erst später. Meinen Pferdebestand ergänzte ich durch Ankäufe in Warschau, welchen sich meine dortigen Freunde im Garde-Ulanenregiment Ihrer Majestät der Kaiserin mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit unterzogen. Sie übernahmen es auch, den Transport noch durch Besorgung von Pferden für einige meiner hiesigen Bekannten, die mich darum ersucht hatten, zu vervollständigen. Sämmtliche Pferde trafen per Bahn rechtzeitig in Berlin ein und haben uns im Laufe des Feldzuges gute Dienste geleistet, nur eines derselben zeigte eine besondere Neigung zum Durchgehen, wurde aber durch meinen Jugendfreund Max von Versen, dem es zufiel, sehr bald davon geheilt. Ich selbst konnte mich um meine Pferde nicht weiter bekümmern, da ich am Tage ihres Eintreffens mit besonderen Aufträgen nach Süddeutschland geschickt wurde.

Dem Zwecke meiner Sendung sowie den Einzelheiten derselben vermag ich hier um so weniger näher zu treten, als sich Vieles davon in meinem Gedächtniß verwischt hat und ich Notizen darüber nicht besitze. Nur einige komische Momente, die sich in dieser Episode ereigneten, stehen mir noch deutlich vor Augen. Diese begannen bereits in Berlin noch vor meiner Abfahrt. Mir blieben nur wenige Stunden zur Vorbereitung. Für die Reise mußte ich mich vor Allem in den Besitz eines neuen Civilanzuges setzen, und beeilte mich bei Landsberger mir mehrere auszusuchen, die ein Commis sofort zur näheren Auswahl und Anprobe in meine Wohnung brachte. Nun muß ich

---

[1]) S. auch Moltke's Correspondenz 1866. S. 156.

zunächst noch bemerken, daß kurz vorher einer unserer Stabsofficiere, Major X., nach Prag entsandt, dort aber sofort erkannt und in große Unannehmlichkeiten verwickelt worden war. Als ich bei der Anprobe demnächst mein Bedenken aussprach, ob der schließlich gewählte Anzug nicht doch etwas zu gewöhnlich aussähe, suchte mich der Commis mit den Worten zu beruhigen: „Ach Herr Major, den können Sie ganz ruhig tragen, ganz denselben hat auch Major X. bei seiner Reise nach Prag von uns entnommen!“ Das war allerdings kein gutes Omen. Indeß verlief meine Reise doch so glücklich, daß mir nicht die geringste Unannehmlichkeit widerfuhr. Allerdings gebrauchte ich die Vorsicht, mich in jedem Hôtel unter meinem wahren Namen und als Officier einzutragen, auch habe ich niemals irgend welche Notizen mir gemacht, sondern mich stets nur auf mein Gedächtniß verlassen. Da eine Kriegserklärung damals noch nicht erfolgt war, konnte ich höchstens, wenn meine Anwesenheit den Leuten unbequem erschien, veranlaßt werden, mit dem nächsten Zuge das betreffende Gebiet zu verlassen.

Das erste Ziel meiner Fahrt war Frankfurt a. M., wo ich mit dem dort stationirten General von Beyer Rücksprache nehmen sollte. Dorthin war ich schon im Jahre 1859, als der Ausbruch eines Krieges mit Frankreich drohte, mit dem Auftrage entsandt worden, aus den Acten die Zusammensetzung und inneren Verhältnisse der deutschen Bundescorps festzustellen, da das im großen Generalstabe befindliche Material nicht ausreichte, um eine richtige Vorstellung zu erhalten. Ich war zu jener Zeit Premierlieutenant im 14. Infanterieregiment und zum Generalstabe commandirt. Als ich eines Morgens im Bureau in der Behrenstraße erschien, fand ich den Befehl der vierten Division vor, sofort nach Bromberg abzureisen, da ich durch die Mobilmachungsordre zum Adjutanten dieser Division bestimmt sei. Ich stattete also sogleich meine Meldungen im Generalstabe ab, begab mich schleunigst nach Hause und packte meine Sachen ein. Kaum war dieses Geschäft beendet, als eine Ordonnanz mir ein vom General v. Moltke an das Generalcommando des II. Armeecorps gerichtetes Schreiben in Abschrift überbrachte, durch welches letzteres ersucht wurde, sich mit meinem Verbleiben in Berlin einverstanden erklären zu wollen, da ich bei der Bildung von Armee-Obercommandos bei einem derselben als Generalstabsofficier verwandt werden würde. Ich packte daher meine Sachen wieder aus und begab mich von Neuem nach der Behrenstraße in mein Bureau. Aber hier war meines Bleibens auch nicht lange, denn etwa eine Stunde später erhielt ich den oben erwähnten Auftrag, nach Frankfurt a. M. zu gehen; wiederum schnürte ich meinen Reisesack, und der Abend sah mich auf dem Wege nach Westen, statt nach Osten, wie dies am Morgen in Aussicht stand.

Im Jahre 1866 trat ich nun denselben Weg an; diesmal in Civil. Trotzdem rettete mich diese Verpuppung in Frankfurt selbst nicht vor einem Sprung aus dem Fenster! Denn als ich am folgenden Abend in einem kleinen Salon der liebenswürdigen alten Frau von Beyer mit ihr und mit dem General den Thee einnahm, wurde plötzlich der mir auch von früher her bekannte dortige österreichische Militärbevollmächtigte gemeldet. Gerade diese Persönlichkeit zu vermeiden, war für mich von Werth. Als alter Bekannter

des Hauses hatte derselbe aber nicht die Rückkehr des ihn meldenden Dieners abzuwarten gebraucht, und näherte sich durch die lange Zimmerflucht bereits in bedenklicher Weise unserem kleinen Salon, der überdies, am Ende der Zimmerreihe liegend, keinen Ausweg bot. Da blieb mir denn nichts Anderes übrig, als mit schnellem Entschluß meinen Rückzug durch das Fenster zu nehmen, welches zum Glück nur ein paar Fuß hoch über dem dahinter befindlichen Garten lag, der in Verbindung mit dem Hausflur stand.

Besser erging es mir im weiteren Verlauf meiner Reise in München. Hier wurde ich zwar auch bei einer Unterredung mit unserem Gesandten, dem Prinzen Reuß, durch das Erscheinen eines höheren bayerischen Würdenträgers gestört, ohne daß ich jedoch einen Sprung aus dem Fenster zu wagen brauchte. Der Prinz stellte mich demselben, ohne Bezeichnung meines Standes, vor, und ging dann sofort in ein Gespräch über Landwirthschaft über. Der betreffende Herr, welcher selbst Großgrundbesitzer war, und der mich ebenfalls für einen Gutsbesitzer hielt, stellte nun aus lebhaftem Interesse für die Landwirthschaft eine Anzahl von Fragen an mich, bei deren Beantwortung ihn manches in Staunen gesetzt haben muß; denn thatsächlich hatte ich von alledem, was er wissen wollte, nicht die geringste Ahnung, antwortete aber immer mit Todesverachtung darauf los, so daß der Prinz die größte Mühe hatte, aus meinem Unsinn einen richtigen Gedanken zu construiren, der allenfalls dem Herrn verständlich werden konnte. Zum Glück dauerte dessen Besuch nicht lange Zeit!

Im Uebrigen fand ich in München noch Gelegenheit, sämmtliche zum Ausrücken bestimmte mobile Truppentheile der Garnison in der allerbequemsten Weise bei einer über dieselben abgehaltenen großen Parade zu sehen.

Als ich schließlich glaubte, meine Aufträge völlig erfüllt zu haben, zog ich es doch vor, mich auf ein Gebiet zu begeben, dessen Regierung zu der unsrigen hielt. Ich wählte daher zunächst Coburg zu meinem Aufenthaltsort und berichtete von dort an den General von Moltke mit der Anfrage, ob noch Weiteres von mir verlangt würde oder ob ich nunmehr zurückkehren könnte. Inzwischen sah ich mir die schöne Burg am folgenden Tage gründlich an und besuchte Abends das Theater. Kaum hatte ich in diesem auf einem Parquetplatz mich niedergelassen, als in der Prosceniumsloge Herzog Ernst von Sachsen-Coburg erschien. Das Publicum mußte ihm wohl ziemlich bekannt sein, denn nachdem er dasselbe flüchtig durch das Opernglas überblickt hatte, heftete er dasselbe auf mich — wahrscheinlich als den einzigen Fremden, der anwesend war — und wiederholte dies während des Abends noch so häufig, daß ich mich schließlich etwas verlegen fühlte. — Als etwa fünf bis sechs Wochen später der Herzog nach der Schlacht von Königgrätz in unserem Hauptquartier eintraf, in welchem er bis zur Beendigung des Feldzuges verblieb, war, als ich ihm vorgestellt wurde, seine erste Frage: „Sagen Sie, waren Sie nicht Anfang Mai in Civil im Coburger Theater?"

Aus dem Theater zurückgekehrt, erhielt ich ein Telegramm vom großen Generalstabe, nach Verabredung lautend: „die Sachen ihrer Frau haben sich gefunden." Hierdurch sah ich meinen Auftrag als erledigt an und reiste daher noch in derselben Nacht ab.

In Berlin angelangt, erfuhr ich, daß ich dem Obercommando der II. Armee als ältester Generalstabsofficier inzwischen zugetheilt war, daß aber dasselbe sich bereits in Schloß Fürstenstein in Schlesien befände. Ein demselben Stabe zugehöriger Adjutant, mein alter Cadettenfreund von Notz, hatte, ohne weitere Anfrage, mir die große Annehmlichkeit bereitet, meine Pferde und Trainsoldaten dem Transport des Hauptquartiers von Berlin nach Schlesien anzuschließen, so daß ich ohne Weiteres noch am Abend meines Eintreffens in Berlin, die Fahrt dorthin antreten konnte.

Als ich aus dem Hause in der Gr. Friedrichsstraße, in der ich damals wohnte, heraustrat, um nach dem Bahnhof zu fahren, wandte ich mich noch einmal um, meiner Frau, die am Fenster stand, ein paar Worte zu sagen, während der Diener beschäftigt war, mein Gepäck auf die Droschke zu laden. Da hörte ich plötzlich von meiner Frau den Ausruf: „Um Himmels willen! Sieh nur! Sieh!" — Ich wandte mich wieder der Straße zu und vor mir stand, statt der Droschke, die ein paar Schritt weiter gefahren war — ein Leichenwagen! Da im Volksmunde jedoch ein derartiges Zusammentreffen, wenn man die Straße betritt, als ein gutes Zeichen angesehen wird, rief ich meiner Frau, bevor mich mein Gefährt meiner Bestimmung zuführte, noch einige darauf bezügliche Worte zu, welche sie beruhigten. Immerhin muß ich gestehen, daß auch für mich der Eindruck dieses Zufalles im ersten Augenblick gerade kein besonders angenehmer war. Im Uebrigen bestätigte sich wenigstens bei mir diese volksthümliche Auslegung, denn ich kehrte gesund und ohne daß mir etwas Widerwärtiges begegnet wäre aus den Gefahren des Krieges und der Choleraepidemie, die so manche Opfer forderte, in die Heimath zurück.

Am Vormittage des 6. Juni traf ich in unserem Hauptquartiere, welches sich noch in Schloß Fürstenstein befand, ein.

Bevor ich meine persönlichen Erlebnisse hier weiter berühre, muß ich zunächst der inzwischen erfolgten Entwicklung der allgemeinen militärischen Lage gedenken, welche zu der Bildung der II. Armee und den ihr zufallenden Aufgaben führte.

Der Aufmarsch der preußischen Streitkräfte, denen sich die der verbündeten kleineren Staaten Nord- und Mitteldeutschlands anschlossen, gründete sich auf die durch den Chef des Generalstabes, General von Moltke, in seinen Denkschriften und Vorträgen festgelegten Gesichtspunkte. In denselben war mit vollster Berechtigung stets der Gedanke festgehalten worden, daß der Schwerpunkt des Kampfes in der Niederwerfung Oesterreichs läge. Für diese Entscheidung mußten daher so viel Kräfte als irgend möglich bereit gestellt werden, und man zauderte nicht, zu diesem Zwecke auch auf die Armeecorps zurückzugreifen, welche ihre Garnisonen in der westlichen Hälfte der Monarchie hatten. Allerdings wurde hierdurch dieser Theil des Landes dem Einbruch der süddeutschen Corps preisgegeben, außerdem hatte man hier inmitten des preußischen Gebietes Hannover und Kurhessen zu bekämpfen. Indeß lagen hier doch Momente vor, welche begründete Hoffnung boten, den drohenden

Gefahren mit geringeren Kräften erfolgreich begegnen zu können. Wesentlich trug zu dieser Ansicht die Kenntniß von der Verfassung bei, in welcher sich die militärischen Kräfte der meisten kleineren Staaten befanden, und in Bezug hierauf glaubte man in der festen Organisation und Durchbildung der eigenen Truppen, sowie in der Schnelligkeit, mit welcher man sie zu versammeln vermochte, ein so großes Uebergewicht zu besitzen, daß nicht nur die beträchtliche numerische Ueberlegenheit der gesammten Gegner ausgeglichen wurde, sondern man auch befähigt war, durch frühzeitiges offensives Vorgehen den Kriegsschauplatz in ihr Gebiet zu verlegen. Selbst Mißerfolge auf dem westlichen Kriegsschauplatze konnten nur zeitweise zur Besetzung preußischen Bodens führen, denn, wenn nur der Kampf mit Oesterreich siegreich ausfiel, war es ein Leichtes, das dort verloren Gegangene in kürzester Frist wieder in Besitz zu nehmen.

So gelangte man zu dem glücklichen und folgenschweren Entschluß, von den damals bestehenden neun preußischen Armeecorps nur eine einzige Division auf dem westlichen Kriegstheater zu belassen. Zu ihr sollten die sonst noch vorhandenen losen Formationen, wie die Besatzung von Schleswig-Holstein, und die in den Festungen durch Eintreffen von Landwehren verfügbar werdenden Truppentheile stoßen, und dergestalt eine Armee gleichsam improvisirt werden, welche jedoch erst auf dem Wege der Operation zu vereinigen war.

Bekanntlich ist dies auch durchgeführt worden und die Gesammtheit dieser Streitkräfte erhielt späterhin den Namen Main-Armee, unter welchem sie auch auf diesem Kriegsschauplatz siegreich ihre Aufgabe löste.

Was nun die Verhältnisse in der östlichen Hälfte der Monarchie anbelangt, so wußte man wohl, wie bereits bemerkt, daß durch die sorgsame Vorbereitung der Mobilmachung und des Transportes sich leicht eine Offensive in Feindesland ermöglichen ließe, welcher der Gegner nicht an der Grenze, sondern erst weiter rückwärts entgegen zu treten vermocht hätte. Ein solcher Vortheil wäre um so größer auszubeuten gewesen, je früher man sich in Preußen entschloß, den bestehenden Antagonismus der beiden Großmächte durch das Schwert zu lösen. Selbst als durch Hinausschieben der Entscheidung Oesterreich noch Zeit für seine Vorbereitungen gewonnen hatte, war man noch befähigt, die Offensive unter günstigen Bedingungen zu ergreifen, sobald man dem ersten Aufmarsch der Armee unmittelbar den Beginn der Operationen folgen ließ. Das preußische Generalstabswerk sagt in Bezug hierauf:

„Alle militärischen Gründe sprachen dafür, am 6. Juni den Feldzug sofort zu eröffnen. Wir müssen aber hier daran erinnern, daß Oesterreich mit seinem Antrag an den Bund erst am 11. Juni hervortrat. Zu Anfang des Monats konnte man noch an die Möglichkeit einer friedlichen Entwirrung der schwebenden Differenzen glauben und in diesem Stadium würde König Wilhelm sich nie entschlossen haben, den ersten Schritt zu einem, in seinen Folgen für Deutschland unberechenbaren Kriege zu thun."

Demgemäß waren die ersten militärischen Maßnahmen auch nur in Rücksicht auf Schutz des eigenen Gebietes bei einem plötzlichen Anfall des Gegners

getroffen worden. In dieser Beziehung bedurften die Marken wie Schlesien einer unmittelbaren Sicherung, zu deren Durchführung sich allerdings die geographische Gestaltung der langen Grenze höchst ungünstig erwies. Nur sechs bis sieben Märsche bedurfte es, um von Sachsen aus nach Berlin zu gelangen und in nur fünf Märschen konnten österreichische Kräfte vor Breslau erscheinen. Welche Operationsrichtung der Gegner mit seinen Hauptkräften aber unternehmen würde, ließ sich mit Sicherheit um so weniger voraussehen, als in dieser Periode die einzelnen Versammlungspunkte seiner Corps noch nicht bekannt wurden. Man wußte nur, daß an die Grenze einzelne derselben vorgeschoben waren. So hatte man sich zunächst begnügen müssen, das III. und IV. preußische Armeecorps zur Sicherung von Berlin zwischen Torgau und Cottbus zu versammeln, über welche der Prinz Friedrich Carl den Oberbefehl übernahm. Verstärkt durch das herannahende II. und später auch durch das Gardecorps, sollte aus diesen Truppen die I. Armee gebildet werden, während rechts von ihr sich aus drei Divisionen des VII. und VIII. Armeecorps die Elb-Armee unter dem Befehl des Generals Herwarth von Bittenfeld in der Gegend von Halle und Zeitz zu formiren hatte. Hierdurch erschien die Mark und insbesondere die Hauptstadt gegen einen Vorstoß des Gegners aus Sachsen ausreichend gesichert.

Der Schutz Schlesiens bedingte aber besondere Maßregeln und eine räumliche Entfernung der zu diesem Zwecke bestimmten Streitkräfte von der I. Armee. Dies nöthigte zur Bildung einer II. Armee in dieser Provinz, deren Führung dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm anvertraut wurde. Seinem Befehl unterstanden zunächst das VI. Armeecorps um Waldenburg, das V. Armeecorps um Landshut, ferner eine bei Striegau zusammengezogene Cavalleriedivision, sowie besondere zum Grenzschutz von Oberschlesien bestimmte Detachements, das eine (ein Infanterie-, ein Cavallerieregiment und eine Batterie) unter dem Befehl des Generals von Knobelsdorff unweit Oderberg, das zweite, aus sechs Landwehrbataillonen und einer Landwehr-Cavalleriebrigade bestehend, unter Generalmajor Graf von Stolberg bei Rybnick.

Zur Verbindung zwischen beiden Armeen wurde vorläufig das auf Görlitz im Transport befindliche I. Armeecorps verwandt.

Somit zerfiel die Aufstellung der gesammten gegen Sachsen und Oesterreich bestimmten Streitkräfte in drei größere Gruppen, von denen die des rechten Flügels und der Mitte leicht zu gemeinschaftlichem Handeln in kurzer Frist vereinigt werden konnten, während die des linken Flügels — die zweite Armee — vorläufig noch auf sich selbst angewiesen blieb.

Die Ernennung des Kronprinzen zum Oberbefehlshaber der für den Schutz Schlesiens zunächst verfügbaren Streitkräfte war bereits am 17. Mai erfolgt; unter dem 2. Juni wurde ihm noch das Militärgouvernement von Schlesien übertragen und die Verlegung des Hauptquartiers von Berlin nach Schloß Fürstenstein fand in Folge dessen am 4. Juni statt.

Am 5. Juni waren die sämmtlichen Streitkräfte aller drei Armeen an den oben erwähnten Punkten versammelt, welche für die meisten Truppen

gleichzeitig die Endpunkte ihres Eisenbahntransportes waren, die weiteren Bewegungen konnten nur durch Märsche ausgeführt werden. Eine Linksschiebung der I. Armee erschien aber nunmehr erforderlich, um den weiten Zwischenraum bis zur II. Armee zu verkleinern, während der Elb-Armee die Sicherung von Berlin gegen einen Vorstoß aus Sachsen übertragen wurde. Demgemäß setzte sich die I. Armee sofort nach dem Eintreffen ihrer Truppen in Bewegung und erreichte mit dem II., III. und IV. Corps bis zum 8. Juni die Gegend um Görlitz, Hoyerswerda und Senftenberg, während sich hinter ihnen die Garde in Cantonnements um Cottbus versammelte[1]).

Inzwischen hatte sich im Hauptquartiere zu Fürstenstein die Anschauung geltend gemacht, daß sich in Böhmen nur das I. österreichische Corps befände, die übrigen sechs Corps der österreichischen Nordarmee sich aber in Oesterreichisch-Schlesien und Mähren, wie weiter südlich versammelten, eine Anschauung, die zwar im Gegensatz zu der sonst herrschenden Meinung stand, nach der umgekehrt die feindlichen Hauptkräfte in Böhmen und nur ein Corps in Mähren sich befinden sollten, die sich jedoch sehr bald als zutreffend erwies. Hierdurch wurde nunmehr aber ein Vorstoß des Gegners mit den Hauptkräften nach Schlesien um so wahrscheinlicher. Noch war die Entscheidung in Frankfurt a. M. nicht gefallen, der Augenblick, wo wir die Offensive ergreifen konnten, aus dem bereits früher angegebenen Grunde noch nicht eingetreten, die Aufgabe des Kronprinzen gipfelte daher zunächst nur in dem Schutze Schlesiens. Hierfür einzutreten hielt Er aber, auch insbesondere in Rücksicht auf seine Stellung als Militärgouverneur der Provinz, für eine Ehrenpflicht, und dies um so mehr, als ihm überall die sprechendsten Belege für die Opferfreudigkeit ihrer Bewohner entgegengetreten waren. Obgleich ihm in den letzten Tagen auch noch das I. Armeecorps unterstellt wurde, blieb die Ueberlegenheit des Gegners doch noch eine sehr beträchtliche; außerdem befand sich seine Armee in der jetzigen Aufstellung viel zu weit entfernt, um einem Vordringen desselben in Oberschlesien rechtzeitig entgegentreten zu können. Hierzu mußte man sich weiter östlich bereit stellen und ein Gelände aufsuchen, in welchem man den Angriff eines überlegenen Feindes mit Aussicht auf Erfolg aufzunehmen vermochte.

Eine solche Stellung schien sich bei der Festung Neisse hinter dem Abschnitt des gleichnamigen Flusses zu bieten. Dort war man in der Lage, den Oesterreichern sowohl das Hervorbrechen aus den südlich davor liegenden Gebirgspässen zu verwehren, als auch einen Flankenstoß in wirksamster Richtung zu unternehmen, wenn der Feind seine Massen über Oberschlesien vorführte.

Der Kronprinz erbat daher unter eingehender Darlegung der Gründe zu einem Abmarsch aus der bisherigen Aufstellung die Allerhöchste Erlaubniß, welche bereits am 10. Juni Morgens einging. Gleichzeitig wurde auch das Gardecorps der II. Armee zugetheilt und per Bahn nach Brieg in Bewegung gesetzt. Die kronprinzliche Armee wuchs hierdurch auf vier Armeecorps und eine Cavalleriedivision an und ward somit die stärkste von allen in diesem

---

[1]) Beim III. und IV. Corps war der Corpsverband aufgelöst worden, so daß ihre Divisionen unmittelbar dem Obercommando unterstanden.

Kriege aufgestellten preußischen Armeen; sie zählte zu dieser Zeit fast 130000 Mann. Gestützt auf die Festungen sprach der Obercommandirende den festen Entschluß aus, gegen jeden österreichischen Angriff — und wenn er auch noch so stark wäre — die Waffenentscheidung zur Vertheidigung Schlesiens selbständig zu suchen und nicht erst das Eintreffen von Kräften der ersten Armee abzuwarten. Von Ihm selbst ging in Rücksicht auf diese Aufgabe, die Bezeichnung seiner Armee als die „Schlesische Armee“ aus, eine Bezeichnung, deren Er sich mit besonderer Vorliebe bediente und welche später auch allgemein angenommen wurde.

Der weitere Abmarsch der zweiten Armee nach Osten wurde sofort in die Wege geleitet; am 14. Juni verließ auch das Obercommando Fürstenstein und begab sich per Bahn nach Neisse.

Mit größter Spannung hatte man im Hauptquartier während des Aufenthaltes in Schloß Fürstenstein die weitere Entwicklung der politischen wie militärischen Lage verfolgt, wohl auch mit einiger Ungeduld dem Ausbruch des Krieges entgegengesehen. Eine besondere Beachtung wurde zunächst selbstverständlich dem Sammeln von Nachrichten über den Gegner gewidmet. Der wichtigste Theil derselben ging in täglichen Zusammenstellungen durch den noch vorläufig in Berlin verbliebenen Großen Generalstab ein, der im Wesentlichen auch den Generalstab des Großen Hauptquartiers Sr. Majestät des Königs bildete; manche Notizen konnten aber auch durch den in unserem Hauptquartier eingerichteten Kundschaftsdienst erlangt werden. Immerhin gelang es erst in den letzten Tagen dieser Periode, kurz vor dem Abmarsch nach Neisse, eine ausreichende Klarheit über die zur Zeit stattgefundene Vertheilung der österreichischen Streitkräfte zu erhalten, wobei sich die bis dahin in unserem Hauptquartier bestandenen Anschauungen im Wesentlichen nur bestätigten. Am 11. Juni befand sich der Generalstab in Berlin im Besitz der österreichischen Ordre de bataille, d. i. der Eintheilung sämmtlicher mobilen Streitkräfte behufs ihrer kriegerischen Verwendung, sowie in Kenntniß der von den einzelnen Abtheilungen erreichten Versammlungspunkte, woraus deutlich hervorging, daß von den sieben österreichischen Armeecorps sich sechs noch in Mähren und südlich befanden und somit die soeben getroffenen Maßregeln einer Verschiebung unserer Kräfte zum besseren Schutze von Schlesien voll berechtigt erschienen.

Als ich am 6. Juni Vormittags in Schloß Fürstenstein eintraf, war der Kronprinz mit dem größten Theile des Stabes zu einer Truppenbesichtigung fortgeritten, von der er erst im Laufe des Nachmittags zurückkehrte. Ich konnte mich inzwischen häuslich in dem für mich reservirten Zimmer einrichten, von welchem aus man einen herrlichen Ausblick weithin in das Land genoß, und benutzte die zur Verfügung stehende Zeit, um mich unter der Anleitung eines zurückgelassenen Officiers des Stabes im Bureau durch Einsicht in die Acten über alle Einzelheiten, mit welchen das Obercommando sich seit seinem Zusammentritt zu beschäftigen gehabt hatte, zu unterrichten.

Endlich kam der Kronprinz zurück, und ich fand Gelegenheit, nunmehr mich bei ihm, wie bei dem Chef des Generalstabes und dem Oberquartiermeister, Generalen von Blumenthal und von Stosch, zu melden.

Mit Seiner Königlichen Hoheit war ich bis dahin — und dies noch dazu vor einer Reihe von Jahren — nur einmal flüchtig in Berührung gekommen; General von Blumenthal kannte ich gar nicht und nur mit dem General von Stosch verbanden mich nähere Beziehungen aus unseren dienstlichen Verhältnissen in Magdeburg im Jahre 1861 und 62, wo er als Chef des Generalstabes sich befand und ich dem Generalstabe des IV. Armeecorps angehörte, Beziehungen, welche einen sehr freundschaftlichen Charakter trugen.

Als ich mich bei dem Kronprinzen meldete, wurde ich von ihm mit sehr freundlichen Worten begrüßt, denen sich ein Gespräch anreihte, das ich wörtlich wiederzugeben vermag, da ich es unmittelbar nachher in einem Briefe niederschrieb.

Der Kronprinz: „Aber, sagen Sie, mir ist so dunkel erinnerlich, daß ich schon einmal mich mit Ihnen unterhalten habe?"

Ich erwiderte lächelnd: „Darauf dürften Sich Ew. Königl. Hoheit schwerlich besinnen; seitdem sind schon mehr als zwölf Jahre vergangen."

Kronprinz: „Bei welcher Gelegenheit war es denn?"

Ich: „Als Königl. Hoheit bei einer Reise in den Ostprovinzen Thorn besuchten und unserem Regiment — dem 14. — die Ehre erwiesen, im Casino mit dem Officiercorps zu speisen."

Der hohe Herr sah mich hierauf scharf an, besann Sich einen Augenblick und sagte dann:

„Waren Sie es nicht, der mich im Brückenkopf nach dem schönen Denkmal eines dort gefallenen Oesterreichers führte?"

„Sehr wohl, Königl. Hoheit."

„Richtig! Sie machten mich dort noch auf die Inschrift auf der Rückseite des Sarkophages aufmerksam, die der Thermopylen-Inschrift nachgebildet war."

So verhielt es sich in der That! Es handelte sich dabei um ein sehr schönes Denkmal, welches Erzherzog Ferdinand von Oesterreich dem im Jahre 1809 hier gefallenen Generalstabs-Obersten Brusch von Neuberg hatte setzen lassen. Die Rückseite des Sarkophages zierten die Worte:

Wanderer, kommst Du nach Oesterreich, künde dorten:
Du habest mich hier liegen gesehen, wie es die Pflicht mir gebot.

Dieses kleinen Zuges habe ich hier Erwähnung gethan, da er als ein Beleg dient, daß auch dem Kronprinzen die bekannte, ganz außergewöhnliche Gedächtnißgabe zu Theil geworden war, welche zu den besonderen Gaben des Hohenzollernstammes gehört.

Ueber die Persönlichkeit des Kronprinzen, sowie der beiden obenerwähnten Generale habe ich mir bereits erlaubt, schon vor ein paar Jahren in dieser Zeitschrift Einiges zu sagen[1]); ich kann aber nicht umhin, auch hier den da-

[1]) Deutsche Rundschau, 1895, Bd. LXXXIII, S. 373 ff., sowie die gesammelten Artikel in meinem Buche: „Im Großen Hauptquartier". Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1896.

mals gemachten Angaben noch ein paar Züge als Beiträge zur Charakteristik hinzuzufügen.

Kronprinz Friedrich Wilhelm befand sich im Juni 1866 in seinem 35. Lebensjahre. Die Gestalt des früher schmächtigen, hochaufgeschossenen Herrn hatte sich zur vollen Blüthe ihrer Kraft und Schönheit entwickelt; in seiner Figur, die weit über Mittelgröße hervorragte, stimmte Alles in vollendetem Ebenmaße überein: es vereinigte sich in ihr Sicherheit des Auftretens und Geschmeidigkeit der Bewegungen in harmonischer Verbindung. Den schön geformten Kopf mit seiner frischen Gesichtsfarbe schmückte reiches Haupthaar und ein prächtiger, blonder Vollbart. Vor Allem aber war es der wundervolle Ausdruck seiner blauen Augen, aus denen Herzensgüte und Innigkeit des Gemüths hervorleuchtete, die Jeden unwiderstehlich an Ihn fesselten.

Vortrefflich sah Er auch zu Pferde aus. Während des Feldzuges ritt er fast nur einen sehr schönen großen Fuchs mit mächtigem Gangwerk; Er selbst trug stets den blauen Interimsrock der Generale mit Achselstücken, den der Stern des Schwarzen Adlerordens schmückte, dazu die Schärpe, den Infanteriesäbel und hohe Reiterstiefel, auf dem Haupt die Feldmütze. Wenn er den Weg entlang sprengte, in der Hand meist die kurze Tabakspfeife, auf welcher der heraldische Adler sich befand, folgte ihm freudestrahlend jedes Auge.

Die ganze Erscheinung rief den Eindruck eines Idealgebildes hervor; in ihr sah man verkörpert, was die Sage von Siegfried's Heldengestalt uns bekundet und überliefert hat.

Wie in Seinem Aeußeren sich bereits sein edler Charakter ausprägte, so kam dieser auch in seiner vollen Reinheit in seinem Denken und Handeln zum Ausdruck.

Sein menschenfreundliches, liebevolles Herz nahm stets vollen Antheil an dem Geschick Anderer. Rührend zeigte dies sich in dem Bedürfniß, Verwundete und Kranke aufzusuchen, ihnen zu danken für das, was sie geleistet hatten, und sie in ihren Leiden zu trösten, sowie bei vielen anderen Gelegenheiten. Als er in der Schlacht von Königgrätz auf die Leiche des gefallenen Leutnants The Losen stieß, dachte er sofort an dessen Vater und ließ dem Todten die blutübergossene Adjutantenschärpe abnehmen, um sie diesem zu schicken. Auch wo sich zufällig eine Gelegenheit bot, Jemanden eine Freude zu bereiten, ließ Er sich diese nicht entgehen. — Ich selbst wurde eines Tages von dem hohen Herrn nach dem Feldzuge durch eine Sendung von Heften überrascht, welche die von meinem Großvater als Mitglied der Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vorträge gedruckt enthielten, die der Kronprinz zufällig in seiner Bibliothek aufgefunden hatte. Der Sendung war die Bemerkung hinzugefügt, daß diese Hefte wohl für mich einen größeren Werth haben würden, als für Ihn. Immer war Er zu helfen bereit, aber stets prüfte Er auch auf das Sorgsamste vorher die Würdigkeit des Betreffenden. So war Er eines Tages von hervorragender Stelle angegangen worden, sich für das weitere Fortkommen eines Officiers zu verwenden, der unter mir im Generalstabe arbeitete. Bevor der Kronprinz jedoch diese Verwendung eintreten ließ, schrieb Er an mich und theilte mir mit, was man von Ihm ver-

langt habe, unter dem gleichzeitigen Ersuchen, mich über den Betreffenden eingehend zu äußern, insbesondere aber auch, ob derselbe seine ausnahmsweise Befürwortung verdiene.

Des Kronprinzen große Leutseligkeit ist noch heutigen Tages durch viele charakteristische Züge bekannt; gerne unterhielt er sich mit Officieren und Mannschaften, wo sich die Gelegenheit bot, ebenso aber auch mit den Landbewohnern, die er auf seinen Wegen traf, sich dabei an scherzhaften Worten gerne erfreuend. Wohl aber verstand Er es auch dort, wo es erforderlich war, seinen Ansichten einen sehr energischen Ausdruck zu verleihen.

Tief innerlich war sein Familiensinn. Wer ihn des Nachts mit einer Meldung im Schlafe stören mußte, fand stets neben dem niedrigen eisernen Feldbette, dessen er sich bediente, auf einem Stuhle die kleinen Photographien Seiner Erlauchten Gemahlin wie Seiner Kinder aufgestellt.

Felsenfest war sein christliches Gottvertrauen und in ihm sein strenges Pflichtgefühl; beides erzeugte auch diese würdevolle Ruhe — eine der werthvollsten Feldherrneigenschaften —, die ihn bei den verantwortungsvollsten Entscheidungen, wie auf dem Schlachtfelde im feindlichen Feuer nie verließ. Wo er hintrat, wußte er sich in Gottes Hand, und so führte ihn Pflichtgefühl und menschliche Theilnahme auch in Brünn in die Cholera-Lazarethe, als die Epidemie dort in schreckenerregender Weise wüthete.

Bisher hatte der Prinz noch keine Gelegenheit gehabt, ein Commando im Kriege zu übernehmen, doch hatte er auf dem Kriegsschauplatz in Schleswig-Holstein Veranlassung gefunden, eine gedeihliche Thätigkeit zu entwickeln. Wie Er aber das höchste Vertrauen zu der Hingabe und Disciplin der ihm unterstellten Armee hatte, so brachte ihm diese von vornherein dasselbe Vertrauen entgegen; ein Jeder in ihr war von dem Gefühl durchdrungen, daß der Kronprinz ihn auch zum Siege führen würde. Gleich Seinem Königlichen Herrn und Vater sah auch er nur mit tiefem Schmerz dem Kampfe deutscher Brüderstämme entgegen, und hoffte lange noch, indem er dabei seinen Einfluß zur Geltung zu bringen suchte, daß ein solcher Kampf vermieden werden würde. Als aber die Entscheidung erfolgte, und der Kampf unvermeidbar geworden war, beseelte ihn nur der eine Gedanke: ihn ehrenvoll bis zum letzten Athemzuge auch durchzuführen.

Als Chef des Generalstabes war dem Kronprinzen General von Blumenthal beigegeben worden. Dieser General, den die Armee als hochverehrten Feldmarschall noch heutigen Tages das Glück hat in ihren Reihen zu sehen, war damals schon allgemein bekannt und hochgeschätzt. Seine hervorragenden Leistungen als Chef des Generalstabes des Prinzen Friedrich Carl im letzten Feldzuge gegen Dänemark ließen ihn als den geeignetsten Gehülfen des Kronprinzen bei dessen erstem Auftreten an der Spitze einer Armee erscheinen. Mit vollem Vertrauen von dem Feldherrn wie von der Truppe begrüßt, rechtfertigte er auch hier, wie später im Kriege mit Frankreich dasselbe in glänzendster Weise. Sein Verhältniß zum Kronprinzen gestaltete sich vom ersten Anfange an zu einem geradezu idealen.

Für uns, die wir dem Stabe des Obercommandos angehörten, war der General der herrlichste Vorgesetzte, den man sich denken konnte. In seinem persönlichen Umgange mit Jedem, von dessen vollster Hingabe für den Dienst er überzeugt war — und das traf im vorliegenden Falle bei Allen zu — war er von außergewöhnlicher Offenheit und Herzlichkeit, stets freundlich, lebendig und anregend, stets der gute Kamerad, niemals heftig oder auch nur erregt, dabei in vollster Anspruchslosigkeit wie ohne jedes Bedürfniß. Mit bewunderungswürdiger Klarheit beherrschte er die großen Verhältnisse des Krieges, und mit nie ermüdender Thätigkeit überwältigte er die auf ihm lastenden Arbeiten; stets zielbewußt, stets seiner Sache sicher, vermochte nichts seine Ruhe und Objectivität zu beeinträchtigen. Dabei kannte er die österreichische Armee sehr genau. Wohl besaß diese Generale und Truppenführer, welchen die Erfahrungen größerer Kriege vielfach zur Seite standen, während bei uns seit einundfünfzig Jahren nur geringe Bruchtheile des Heeres zu einer kriegerischen Thätigkeit, und noch dazu nur in kleineren Verhältnissen gelangt waren; aber er kannte auch die Schwächen österreichischer Kriegführung ebenso genau, wie die guten Seiten unseres Heeres. So war er vom ersten Augenblick an von dem glücklichen Ausgang des Kampfes durchdrungen und hielt an diesem Glauben auch unter den spannendsten Verhältnissen so zweifellos fest, daß überhaupt bei Niemandem unter uns der Gedanke an die Möglichkeit eines Unterliegens aufkommen konnte. Eine derartige Stimmung in einem höheren Stabe bleibt immer einer der wesentlichen Factoren des Sieges, nur muß sie aus einer vollen und gerechtfertigten Beurtheilung aller einschlagenden Momente hervorgehen und von den erforderlichen Charaktereigenschaften auch getragen werden.

Daß eine Persönlichkeit wie die des Generals von Blumenthal auch auf die Untergebenen vollen Einfluß gewann, erschien selbstverständlich, und so vereinte sich bei uns sehr schnell mit der schuldigen Verehrung auch die größte persönliche Anhänglichkeit für den General.

Sehr gut waren auch die Beziehungen, welche sich zwischen dem General von Blumenthal und dem Oberquartiermeister unserer Armee, dem General von Stosch, mit der Zeit entwickelten; beide stimmten sehr bald in ihren Anschauungen bezüglich der wichtigsten operativen Angelegenheiten überein, beide waren gleichzeitig durchdrungen von dem Geiste einer energischen Offensive.

General von Stosch war von großer, imposanter Figur, stets in strammer Haltung, wenngleich er beim Gehen etwas lahmte. Letzteres war die Folge eines Hufschlages von einem Pferde, welcher den Knochen des einen Unterschenkels zerschmettert und die Herausnahme eines beträchtlichen Stückes des Knochens erfordert hatte. Nur eine so gesunde und kräftige Natur, wie die seine, vermochte es, diese Operation überhaupt zu überwinden. Auch jetzt war er ein Bild männlicher Kraft, welche auch in einer nie erlahmenden Thätigkeit sich äußerte. Den mächtigen Körper überragte ein ausdrucksvoller Kopf, aus dem ein Paar kluger Augen scharf in die Welt hineinblickten, und seine offene Physiognomie machte den Eindruck, als ob ihn desto mehr Freude erfüllte, je schwieriger sich eine Lage gestaltete. Das dunkle Haupthaar zeigte

eigenthümlicher Weise hinten einen großen weißen Streifen, der in einer Nacht in Folge des erwähnten Unfalles diese Farbe angenommen hatte.

Aus seinem ganzen Wesen, in der Sprache, wie in der Art und Weise seines Auftretens leuchtete eine seltene Energie hervor, die den Einzelnen hart angreifen konnte, die sich aber auch in allen Lebenslagen auf das Höchste nutzbringend für das Ganze erwies. Einen Beleg hierfür hat späterhin auch sein schnelles Einarbeiten auf theils fern liegende, theils ganz fremde Gebiete gegeben, so als Generalintendant der Armee im Kriege 1870/71 und demnächst als langjähriger Chef der Admiralität. In seinen Entschlüssen schnell und energisch, in Allem, was er sagte, kurz und bestimmt, in der Ausdrucksweise scharf, galt er im Allgemeinen für einen schroffen Charakter. Wer aber längere Zeit mit ihm in Berührung trat und wem sein Vertrauen Gelegenheit bot, in sein Inneres einzudringen, der erkannte bald, daß unter dieser Außenseite sich ein warmes und anhängliches Herz verbarg, das Treue zu halten wußte und das sich für alles Große zu begeistern vermochte.

Der Kronprinz kannte Stosch schon von früher und war ihm im hohen Maße zugethan. Während des Krieges äußerte sich der hohe Herr einst über ihn: „Sobald ich Stosch nur von ferne sehe, fühle ich ein besonderes Wohlbehagen; es ist mir stets eine Freude, wenn ich sein prächtiges Gesicht erblicke." Der Kronprinz liebte die Offenheit, mit der sich der General stets ihm gegenüber aussprach, und wußte, daß er sich eben so auf sein klares Urtheil, wie auf seine persönliche Anhänglichkeit verlassen konnte. Die Beziehungen zwischen ihnen beiden festigten sich im Laufe des Krieges immer mehr und blieben auch bis zum Tode Kaiser Friedrich's bestehen, so daß der General in vielen Angelegenheiten ein treuer und zuverlässiger Berather desselben zu sein vermochte.

Auch ich hatte mich der Freundschaft des Generals aus meinem früheren Dienstverhältniß in Magdeburg, wo er mein unmittelbarer Vorgesetzter gewesen war, zu erfreuen: diese Gesinnung hat er mir bis zu seinem Hinscheiden bewahrt; ununterbrochen sind wir in näheren Beziehungen und gegenseitigem Austausch der Gedanken geblieben, und stets hat er den wärmsten Antheil an Allem genommen, was im Laufe von fünfunddreißig Jahren mir und den Meinen auf unseren Lebenswegen begegnet ist.

Bemerkt sei noch, daß er für den praktischen Dienst sehr beanlagt und für die Erfordernisse desselben durchgebildet war. Aber auch im Generalstabsdienst, in den er erst spät übertrat, leistete er bald Hervorragendes. Unermüdlich an seiner eigenen Durchbildung arbeitend, beherrschte er die Anforderungen der höheren Truppenführung in umfassendster Weise. Dabei hegte er auch ein reges Interesse für andere Gebiete des Lebens, für welche er — stets im Verkehr mit den hervorragendsten Persönlichkeiten — sich ein klares Verständniß und weitgehende Kenntnisse erwarb. Insbesondere war dies auch in Bezug auf Politik und wirthschaftliche, sowie sociale Fragen der Fall. —

Als persönliche Adjutanten des Kronprinzen folgten ihm ins Feld Hauptmann von Jasmund, welcher 1870 in der Schlacht von Gravelotte fiel, und der Premierlieutenant Graf zu Eulenburg vom 1. Garderegiment zu Fuß,

welcher gleichzeitig für den erkrankten Hofmarschall die Functionen desselben übernahm (heutigen Tages Oberhof- und Hausmarschall Sr. Maj. des Kaisers und Königs).

Im Uebrigen bezifferte sich die Zahl der in officiellen Dienststellungen in unserem Stabe commandirten Officiere auf weitere vierundzwanzig; unter ihnen waren mir schon von früher aus dem Cadettencorps näher bekannt: Major von der Burg, sowie die Hauptleute von Hahnke, Mischke und von Notz. Von diesen waren Burg und Mischke schon seit längerer Zeit in nähere Beziehungen zum Kronprinzen getreten; Ersterer seit der Dienstleistung desselben bei der Garde-Feldartillerie, während Letzterer bereits als Cadet zu seinen Spielgenossen gehörte. Hauptmann Mischke wurde später persönlicher Adjutant des Kronprinzen und verblieb, von der innigsten Zuneigung desselben beglückt und geehrt, um Seine Person, bis der Tod den kaiserlichen Dulder von seinen schweren Leiden erlöste. Wenige waren wohl je in der Lage, so tief in das ganze innere Wesen des Fürsten einzudringen, wie dieser treue Diener. Unübertreffbar an Wahrheit der Charakterzeichnung, wie an Tiefe des Empfindens steht die Rede da, welche der jetzige General von Mischke bei der Enthüllungsfeier des Denkmals Kaiser Friedrich's auf dem Schlachtfelde von Wörth dem Andenken des Unvergeßlichen widmete.

Die Zahl der Adjutanten war reichlich bemessen, dagegen nicht ausreichend die Zahl der Generalstabsofficiere, deren nur vier zur Verfügung gestellt worden waren, so daß General von Blumenthal sich veranlaßt sah, dem Chef des Generalstabes der Armee zu schreiben: „Es fehlen mir hier noch zwei Generalstabsofficiere, denn da Hauptmann von Hahnke als Liniencommissarius oft nicht abkömmlich ist, so bleiben mir nur Verdy, Burg und Hudoe" (Letzterer war überdies noch nicht wirklicher Generalstabsofficier, sondern nur als Premierleutnant des Garde-Feldartillerieregiments zur Dienstleistung zu uns commandirt). „Können Sie abhelfen und noch Jemanden schicken, so würde das gerade jetzt förderlich sein." Die erbetene Verstärkung konnte aber trotzdem nicht erfolgen, da die damals vorhandene Zahl der Generalstabsofficiere sich nicht groß genug erwies, um alle Anforderungen der Kriegsformationen zu bestreiten. Es mußte bei uns deshalb nunmehr zeitweise auf die Adjutanten zurückgegriffen werden, um die für den Generalstabsdienst erforderliche Aushülfe zu leisten. Bei der Kürze des Feldzuges konnte mit dieser Aushülfe unser Dienst allerdings geleistet werden, wenngleich er uns auch oft besondere Anstrengungen auferlegte. Aber solche übersteht man mit vierunddreißig Jahren schon längere Zeit hindurch, insbesondere, wenn der Gang des Krieges ein glücklicher ist und durch den günstigen Verlauf der Operationen und siegreiche Kämpfe die gehobene Stimmung über Manches fort hilft. Immerhin führt aber eine unzureichende Zahl von Generalstabsofficieren dazu, daß die Dienstbefugnisse nicht genau abgegrenzt werden und dadurch die einheitliche Bearbeitung mannigfache Störungen erleiden kann, auch manche nothwendige Entsendung nicht zur Ausführung gelangt.

Zu dem Stabe traten demnächst noch in dienstlicher Thätigkeit hinzu: unser liebenswürdiger Gastgeber im Schloß Fürstenstein, Fürst Pleß, als

Delegirter und dirigirender Führer der freiwilligen Krankenpflege, sowie der ihm beigegebene Herr von Salisch, Rittmeister der Reserve der schlesischen Kürassiere.

Außer diesen genannten Herren trafen allmählich noch folgende Fürstlichkeiten zur Theilnahme an dem Feldzuge in unserem Hauptquartier ein: Prinz Alexander von Preußen, Königl. Hoheit, nebst drei Adjutanten, Erbprinz Leopold von Hohenzollern und der junge Fürst zu Wied. Ferner der englische Militärbevollmächtigte in Berlin, Colonel Walker. Die Zahl dieser Herren war keine so große, daß sie nach irgend einer Richtung hin unbequem wurde, und sie waren durchgängig in ihrer Anspruchslosigkeit und ihrem kameradschaftlichen Wesen bei uns ebenso beliebt, als wenn sie rein dienstliche Beziehungen zu uns geführt hätten. Im Uebrigen wurden sie, wo sich Gelegenheit bot, auch theilweise dienstlich verwandt. Oberst Walker erfreute sich der besonderen Zuneigung des Kronprinzen; er war ein Mann von großer Kriegserfahrung. In seiner biederen Natur, dabei auch im Herzen für unsere Sache gestimmt, gewann er sehr schnell unser Aller Hochschätzung, so daß wir auch bis an sein Ende ihm treue Anhänglichkeit bewahrt haben.

Unmittelbar nach der Schlacht von Königgrätz traf dann auch noch der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg bei uns ein, welcher bis dahin einen thätigen Antheil an den Ereignissen genommen hatte, die zu der Capitulation der Hannöverschen Armee führten.

Prinz Adalbert von Preußen, Königl. Hoheit, sowie Generalmajor von Wnuck waren ursprünglich ebenfalls dem Obercommando überwiesen worden. Ersterer schloß sich jedoch dem V. Armeecorps an, als dieses voraussichtlich in die Lage kam, mit dem Feinde zuerst zusammenzustoßen, bei welchem er in den heftigen Kämpfen dieses Corps die an ihm stets gerühmte Unerschrockenheit und Todesverachtung aufs Neue bewährte. Im heftigsten feindlichen Feuer fiel in dem Gefecht von Skalitz Leutnant von Saint-Paul, der an der Stelle seines erkrankten Bruders als Adjutant zu ihm commandirt war, an seiner Seite. Auch General von Wnuck wurde sehr bald dem V. Armeecorps zugetheilt, da sich übersehen ließ, daß eine Verwendung für ihn in unserem Stabe schwerlich eintreten würde; er übernahm dort das Commando einer combinirten Kavalleriebrigade, und wir sahen ihn am 27. Juni auf dem Gefechtsfelde von Nachod wieder, in dem Augenblick, als er nach siegreichem Reitergefecht, in welchem er selbst verwundet worden war, seine Brigade eben wieder gesammelt hatte. Unsere Freude über dies Zusammentreffen war um so größer, als der General eine allgemein hochgeschätzte Persönlichkeit war.

Schließlich sei noch bemerkt, daß der Geist, welcher in einem Stabe herrscht, seine Gestaltung wesentlich durch die ganze Persönlichkeit des obersten Führers erhält. Es mußte sich mithin derselbe um so mehr bei uns zu einem harmonischen ausbilden, als unser Führer der Kronprinz Friedrich Wilhelm war, eine der reinsten und edelsten Erscheinungen, welche unser Volk aufzuweisen hat.

Die Tage, welche wir in Schloß Fürstenstein verlebten, sind einem Jeden von uns in der freundlichsten und dankbarsten Erinnerung geblieben. Nicht allein waren es die wundervolle Gegend und die herrliche Lage des Schlosses, welches mit Recht den Namen der „Perle Schlesiens" verdient, was uns erfreute, sondern vor Allem auch die Liebenswürdigkeit der Besitzer, des Fürsten Pleß und seiner allverehrten Gemahlin, einer geborenen von Kleist. Beide Herrschaften boten Alles auf, uns in stiller Fürsorge den Aufenthalt so heimathlich und angenehm zu machen, wie dies überhaupt nur denkbar ist. Während der Kronprinz die rechte Seite des ersten Stockwerks bewohnte, hatte sich die fürstliche Familie auf die andere Hälfte desselben beschränkt; die übrigen Räume waren uns überlassen worden, auch befanden sich die Bureaus im Schlosse. Der friedliche Eindruck dieser herrlichen Gegend konnte selbst durch das bewegte Treiben eines Heerlagers nicht beeinträchtigt werden. Allerdings prägte sich das Letztere bereits in der nächsten Umgebung des Schlosses aus. Dort stieß man auf die in einem kleinen Park vereinigten Fahrzeuge des Hauptquartiers, auf die Mannschaften der Stabswachen; man sah die aufgestellten Posten und Wachen, Officiere benutzten jeden freien Augenblick, um sich mit ihren neu angeschafften Pferden zu einigen, noch ziemlich unerfahrene Trainsoldaten machten Fahrübungen mit ihren Gespannen, und zahlreiche Ordonnanzen auf eiligen Rossen, wie die in fortwährender Bewegung befindlichen Beamten der Feldpost- und der Feldtelegraphen-Detachements bildeten eine reiche und bewegte Staffage des schönen Bildes, welches sich hier darbot.

Von Nah und Fern strömten die Landesbewohner herbei, um sich an diesem Anblick zu erfreuen. Vor Allem war selbstverständlich die Person Seiner Königlichen Hoheit der mächtigste Anziehungspunkt geworden. Die durch den Ernst der Zeit gebotenen Arbeiten füllten auch für Ihn fast den ganzen Tag aus; nur nach den gemeinschaftlich eingenommenen Mahlzeiten fand sich eine kurze Pause, welche der Kronprinz auf der Terrasse des Schlosses verbrachte, von der man einen entzückenden Anblick auf das im köstlichsten Grün prangende Thal des Hellbaches und auf die mächtigen Trümmer der alten Burg genoß. Der Kronprinz fand dann seine besondere Freude daran, sich mit den hinzugeströmten Landeseinwohnern, denen freie Communication gestattet wurde, in leutseligster Weise zu unterhalten, und sprach sich nachher mit großer Freude zu uns über die empfangenen Eindrücke aus, indem er hierbei mit besonderem Gefallen die urwüchsigen Antworten der biederen Leute hervorhob. Namentlich an einem Sonntage, an dem wir Alle am Vormittage in der Schloßkapelle dem vom Consistorialrath Weigel aus Breslau abgehaltenen Gottesdienste beigewohnt hatten, war der Zudrang der Bevölkerung aus der Umgegend von Freyburg, von Schweidnitz und von Breslau her ein gewaltiger, und das Ganze gewährte hierbei um so mehr den Eindruck eines großen Volksfestes, als auch das Musikcorps des in der Nähe liegenden 50. Regiments auf der vor dem Schlosse befindlichen Blumenterrasse concertirte.

Unter den vielen höheren Officieren, die in dieser Periode auf kurze Zeit in Fürstenstein eintrafen, theils behufs Meldung, theils um Instructionen zu empfangen, nahm der Commandirende des V. Corps, der General

von Steinmetz, dem ein ganz bedeutender Ruf voranging, unser Interesse am meisten in Anspruch. Es war aber auch eine besondere Freude, diesen kleinen, beweglichen Herrn mit dem scharf geschnittenen, schönen Soldatengesicht, auf dem eine eiserne Energie zu lagern schien, und dessen Augen so lebhaft in die Welt blickten, kennen zu lernen. Einen eigenartigen Eindruck machte auf uns die Kopfbedeckung, welche auf dem vollen weißen Haar ruhte, eine Feldmütze, die von einem schwarzen Wachstuche überzogen war, genau ebenso wie der General sie als sehr jugendlicher Leutnant bereits im Befreiungskriege 1813 getragen hatte. Freilich war dies eine Abweichung vom Bekleidungsreglement, aber man wollte den würdigen alten Herrn in seiner Erinnerung an die ruhmvolle Vergangenheit, an welcher er seine Freude hatte, nicht stören, und so blieb er im Besitz dieser eigenartigen Kopfbedeckung während des ganzen Feldzuges. Seltsam war es allerdings, daß gerade dieser General, welcher als mustergültig in der strengen Beaufsichtigung aller durch Reglements vorgeschriebenen Formen galt, diese gerade bei sich selbst nicht beobachtete. Aber unter seinen sonst so glänzenden Soldateneigenschaften machte sich doch auch eine gewisse Eigenmächtigkeit bemerkbar. In welcher Weise diese auf anderen Gebieten auch hervortrat, zeigte sich 1866 in seiner Anordnung, daß die Bataillone zum Gefecht stets in Halbbataillone formirt auftreten sollten, eine Maßregel, die er zu erlassen nicht befugt war und die größere Nachtheile in sich schloß, als sie Vortheile gewährte. Sie wäre jedenfalls vom Kronprinzen aufgehoben worden, wenn man im Hauptquartier des Obercommandos hiervon Kenntniß erhalten hätte; uns wurde sie aber erst bei Beendigung des Feldzuges bekannt.

Ein anderes Zusammentreffen war uns weniger angenehm, obwohl es seine recht komische Seite hatte. Wir waren noch nicht unterrichtet, wo sich damals das Hauptquartier der österreichischen Heeresleitung befand, und würden viel darum gegeben haben, wenn wir dies mit Bestimmtheit hätten erfahren können. Einen gleichen Werth mußte man auch österreichischerseits auf die Kenntniß vom Aufenthalt unseres Obercommandos legen. Da wird plötzlich zu unserer Ueberraschung ein österreichischer Dragoner vom Regiment Windischgrätz dem Kronprinzen unter Bedeckung unmittelbar zugeführt. Dieser Dragoner, zur Grenzbeobachtung im nördlichen Böhmen gehörend, war ganz vergnügt eines Morgens über die Grenze geritten, um sich im nächsten preußischen Dorfe seine Schnapsflasche füllen zu lassen, hierbei aber von einer unserer Patrouillen überrascht worden. Sein Versuch, zu entkommen, mißglückte dadurch, daß sein Pferd stürzte, und so fiel er unseren Leuten in die Hände. In der Freude, den ersten Gefangenen gemacht zu haben, wurde der Dragoner von der Truppe direct dem Kronprinzen zugeführt. Es geschah dies zu einer Zeit, da eine Kriegserklärung noch nicht erfolgt war; wir konnten daher den Mann nicht behalten, und es blieb mithin nichts anderes übrig, als ihn, vom Kronprinzen reich beschenkt, zu seinem Regiment nach Böhmen zurückzuschicken, wodurch die Anwesenheit unseres Hauptquartiers in Fürstenstein dort jedenfalls bekannt wurde. Ich glaube übrigens, daß wir den Dragoner — damit er sich von seinem Schreck erholen konnte (!) — noch ein paar Tage bei uns behalten haben.

Während unseres Aufenthaltes in Schloß Fürstenstein ging auch die Ordre ein, welche die Officiersachselstücke an Stelle der Epaulettes einführte. Ferner wurde das Tragen eines Vollbartes, wie solchen der Kronprinz bereits seit einiger Zeit trug, allgemein gestattet. Letztere Erlaubniß wurde vielfach mit großer Freude begrüßt, trug aber durch das Hervorbrechen der Bartstoppeln in den ersten Wochen gerade nicht zu unserer persönlichen Verschönerung bei.

Am 14. Juni fand die Uebersiedelung des Hauptquartiers von dem gastlichen Fürstenstein nach Neisse statt. Der gesammte Stab wurde mittelst eines Eisenbahnzuges von 130 Achsen über Breslau dorthin transportirt; Se. Königl. Hoheit der Kronprinz, welcher noch eine Besichtigung der Festung Glatz ausführte, traf, den Weg theils per Bahn, theils zu Wagen zurücklegend, gegen 11 Uhr Abends ebenfalls in Neisse ein, woselbst Er Wohnung in den verlassenen Räumen der Kriegsschule fand, in welcher wir inzwischen uns bereits häuslich niedergelassen hatten.

Vierundzwanzig Stunden später erfolgte die Kriegserklärung Preußens an Hannover, Sachsen und Kurhessen.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

Ueber Systeme und Systemsbildung.

Von
E. Zeller.

Man redet viel von philosophischen Systemen; was aber ein System ist und wie es zu Stande kommt, haben wohl die Wenigsten, die davon reden, sich jemals gefragt. Die „Systeme" sind nun einmal gerade so vorhanden wie alle anderen Dinge. Diese Thatsache läßt man sich gefallen, und auch darüber wundert man sich nicht allzusehr, daß es ihrer so viele und verschiedene sind. Es gibt ja doch auch mancherlei Mineralien, Pflanzen und Thiere, — warum sollte es nicht ebensogut mancherlei philosophische Systeme geben? Was man über den Inhalt dieser Systeme hört, lautet freilich mitunter etwas befremdend. Aber schließlich ist es doch nicht seltsamer als Manches, was man schon von fremden Thieren und Menschen gesehen und gehört hat: man unterhält sich damit, schüttelt den Kopf darüber, staunt es an und legt es zu den übrigen Naturmerkwürdigkeiten.

Es wird sich nicht in Abrede ziehen lassen, daß die heutige gebildete Gesellschaft in unserem Vaterland (auf das wir uns hier beschränken) ihrem überwiegenden Theile nach zu der systematischen Philosophie, sofern sie von ihr überhaupt noch Notiz nimmt, sich nicht viel anders als in der hier geschilderten Weise verhält. Die Zeiten haben sich in dieser Beziehung seit der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts gewaltig geändert. Damals galt das Interesse, welches die gebildeten Kreise der Philosophie schenkten, doch nicht bloß dem, was freilich immer der Mehrzahl vorzugsweise am Herzen liegen wird, weil es sie am unmittelbarsten berührt und ihr am verständlichsten ist: der Frage nach den Consequenzen, die sich aus einem System für unsere theologischen, religiösen, moralischen, politischen und socialpolitischen Anschauungen und für die ihnen entsprechende Lebensordnung ergeben. Sondern neben dieser exoterischen Seite der Philosophie schenkte ein nicht allzu kleiner und nicht bloß auf den engeren Kreis der Fachphilosophen beschränkter Theil der Gebildeten auch der Philosophie als solcher, ihren wissenschaftlichen Ergebnissen und der wissenschaftlichen Begründung derselben eine tiefer gehende

Beachtung und Kenntnißnahme, wie man ihr heutzutage in diesem Theil der Gesellschaft nur noch selten begegnet. Der allgemeinste Grund dieser Veränderung liegt in dem Umschwung, welchen das deutsche Geistesleben überhaupt, im Zusammenhang mit der neugewonnenen Weltstellung unseres Volkes, während des letzten halben Jahrhunderts, seit 1848, und noch mehr seit 1866 erfahren hat. Als die erste laute Ankündigung derselben auf dem philosophischen Gebiete kann jene Bewegung betrachtet werden, welche seit der Mitte der fünfziger Jahre, erst allmählich, dann immer rascher anschwellend, den lange vernachlässigten Schopenhauer in seinen letzten Lebensjahren und nach seinem Tode auf den Schild hob. Denn darüber wird man nicht im Zweifel sein können, daß es zum allerkleinsten Theile die wissenschaftlichen Verdienste des Philosophen waren, welche ihm diese Apotheose eintrugen. Auch an solchen hat es Schopenhauer allerdings nicht gefehlt. Aber von den Verehrern und Verehrerinnen, welche seine, jetzt bereits wieder im Aussterben begriffene Gemeinde bildeten, waren gewiß nur die wenigsten genauer mit ihnen bekannt und noch wenigere im Stande, sie selbständig zu würdigen. Was die Masse seiner Anhänger in ihm bewunderte, war weder der Fortbildner noch der Kritiker Kant'scher und Fichte'scher Philosophie, überhaupt nicht der wissenschaftliche Denker, sondern der geistreiche Schriftsteller, der scharfsichtige Beobachter und packende Schilderer menschlicher Schwächen und Gebrechen, vor Allem aber der Verkündiger einer neuen Lebensansicht, der Prophet des Pessimismus und jener quietistischen Verneinung des Willens zum Leben, die in Wirklichkeit freilich keinerlei Lebensgenuß und am wenigsten den Selbstgenuß der in ihrer Genialität und in dem Adel ihrer Gefühle schwelgenden Persönlichkeit ausschloß. Dieser Theil von Schopenhauer's Lehre steht aber mit seinem wissenschaftlichen System, d. h. mit seiner Metaphysik, deren zwei Haupttheile selbst schon sich schlecht genug mit einander vertragen, nur in einem losen Zusammenhang: was beide verknüpft, ist nicht die logische Nöthigung der wissenschaftlichen Consequenz, sondern die psychologische subjectiver Bedürfnisse, Neigungen und Stimmungen, wie sie sich dem Philosophen aus seiner oft recht widerspruchsvollen und grillenhaften Individualität, seinen Lebenserfahrungen, seinen Ansprüchen, Erwartungen und Enttäuschungen ergeben hatten; und er ist deshalb von ihm selbst, wie Kuno Fischer überzeugend nachgewiesen hat, gegen Ende seines Lebens, als ihm dieses ein freundlicheres Gesicht zu zeigen begann, zwar theoretisch nicht aufgegeben, aber thatsächlich immer mehr zurückgestellt worden. Wenn gerade dieser wissenschaftlich am schwächsten begründete Bestandtheil der Schopenhauer'schen Philosophie während eines Vierteljahrhunderts auf Viele eine unwiderstehliche Anziehung ausübte, so beweist dies, daß eben bei Vielen der Sinn für systematisches Denken geschwächt, die logische Folgerichtigkeit und Evidenz in ihrer Schätzung gegen die Befriedigung gemüthlicher Bedürfnisse und Stimmungen zurückgetreten war. Und diesem Ergebniß kann die Thatsache nur zur Bestätigung dienen, daß aus Schopenhauer's Schule bis jetzt auch nicht ein wissenschaftlich bedeutendes Werk hervorgegangen, von keinem seiner Anhänger, so begeistert sie ihn auch rühmen, der ernste und erfolgreiche Versuch gemacht worden ist, über

irgend ein Gebiet des menschlichen Erkennens durch die Anwendung Schopenhauer'scher Gedanken und Methoden ein neues Licht zu verbreiten. Was man in erster Reihe bei ihm suchte, war eben nicht wissenschaftliche Belehrung; es ist daher ganz natürlich, daß die ihm gezollte Bewunderung für die Wissenschaft keine Früchte von einigem Belang gezeitigt hat.

Noch unbedingter gilt dies von Denen, welche sich neben oder statt Schopenhauer Friedrich Nietzsche zum Führer gewählt haben. Denn dieser Schriftsteller war von Hause aus kein systematischer Philosoph und wollte keiner sein; und was von ihm die Blicke vorzugsweise auf sich zog, was am meisten zur Bewunderung und Nacheiferung anreizte, waren gerade die Schriften, in denen die Leidenschaftlichkeit und Selbstüberhebung, die schon frühe für seine weitere Entwicklung besorgt machen mußten, sich immer mehr ins Krankhafte auswuchsen, in denen der Sinn fürs Thatsächliche, die nüchterne Beobachtung, die Scheu vor Widersprüchen, die Strenge des Verfahrens, der Grundsatz, nichts ohne Beweis zu behaupten, kurz alle die Züge, welche die Wissenschaft erst zur Wissenschaft machen, sich immer vollständiger verloren, die Philosophie mehr und mehr in aphoristische, bald geistreiche, bald phantastische, nach dem Auffallenden haschende und jede vorangehende Paradoxie durch die folgenden überbietende Orakelsprüche überging. Eine so beschaffene Bewegung mag Wenige oder Viele noch so lebhaft ergreifen, in der Umgebung und den Vorhöfen der Wissenschaft noch so viel Staub aufwirbeln: für sie selbst könnte sie doch nur dann eine dauernde Bedeutung erhalten, wenn die Wahrnehmungen und Gedanken, die bei Nietzsche widerspruchsvoll und chaotisch durch einander gähren, von einem nüchterneren Denker gesichtet, auf ihre Begründung und ihre Haltbarkeit geprüft, auf das Maß, dessen Ueberschreitung auch das Wahre fortwährend in Unwahrheit verkehrt, zurückgeführt, und soweit sie sich bewähren, zu einem in sich einstimmigen Ganzen verarbeitet würden; wenn es mit einem Wort einem von Nietzsche's Verehrern gelänge, die Probleme, an denen er Schiffbruch gelitten hat, methodischer und mit besserem Erfolg, als er es vermochte, zu bearbeiten.

Es ist aber nicht bloß die Peripherie der philosophischen Welt, in der man auf den systematischen Aufbau der Philosophie thatsächlich und meist auch grundsätzlich verzichtet hat; sondern das Gleiche scheint auch innerhalb der Wissenschaft selbst der Fall zu sein. Vergleicht man den heutigen Zustand der deutschen Philosophie mit dem Bilde, welches sie uns während der nächsten sechzig Jahre nach Kant's epochemachendem Auftreten darbietet, so fällt kein anderer Unterschied beider schon beim ersten Blick stärker ins Auge als der zwischen der Zuversicht, mit welcher damals jeder neue philosophische Gedanke sofort zum Princip eines neuen Systems gemacht wurde, und der Bedenklichkeit, welche heutzutage gerade die einsichtigsten und besonnensten unter unseren Philosophen am meisten von der Errichtung neuer, alle Gebiete der philosophischen Erkenntniß umfassender und verknüpfender Lehrgebäude zurückhält. Dort eine Ueberfülle gleichzeitiger und auf einander folgender, einander bekämpfender und verdrängender Systeme, von denen fast jedes das abschließende, „die Philosophie ohne Beinamen", zu sein glaubt, und von denen es einzelnen auch gelingt, solchen

Einfluß zu erlangen, daß man sie, wenn auch nicht ohne Nebenbuhler, eine Zeitlang als die herrschenden bezeichnen konnte. Hier eine Menge von gründlichen Untersuchungen einzelner, bald beschränkterer, bald umfassenderer Gebiete, die aber, je gründlicher sie sind, um so weniger den Anspruch zu erheben pflegen, daß man sie als Theile eines einheitlichen Ganzen betrachte, aus dessen allgemeinen Principien sie mit innerer Nothwendigkeit hervorgegangen und aus dem allein sie zu begreifen seien. Dort geht man von Anfang an, und oft mit einem sehr ungenügenden Rückhalt von positivem Wissen, auf eine Universalwissenschaft aus; hier ist man, zunächst wenigstens, zufrieden, wenn es gelingt, ein begrenzteres Gebiet genau zu vermessen, und überläßt es der Zukunft, darüber zu entscheiden, ob und wie weit an diesen Anfang sich weitere Unternehmungen anknüpfen lassen.

Wie soll man nun diese Erscheinung beurtheilen? Hat die deutsche Philosophie der Gegenwart, im Großen und Ganzen genommen, auf die Systemsform verzichtet, um sich statt ihrer mit einer Aneinanderreihung und äußerlichen Verknüpfung einzelner Untersuchungen, oder im besten Fall einzelner Fachwissenschaften, zu begnügen? Oder hält sie fortwährend an der Idee einer alles Einzelwissen verknüpfenden Universalwissenschaft fest, verlangt und erstrebt sie fortwährend Systemsbildung, ist aber über den Weg, auf dem dieses Ziel sich erreichen läßt, noch nicht mit sich einig, oder findet seine Betretung an so viele Vorbedingungen geknüpft, daß sich bis jetzt nur Solche dazu entschließen konnten, welche es mit den Schwierigkeiten zu leicht nahmen und infolge davon zu einem voreiligen Abschluß allzu geneigt waren?

Ich glaube nicht, daß wir, Alles wohl erwogen, die erste von diesen Fragen zu bejahen genöthigt sind, so wenig sich auch verkennen läßt, daß es zur Zeit nicht ganz Wenige gibt, die ihrerseits dazu geneigt wären. Noch weniger kann ich mich überzeugen, daß ein solcher Verzicht ohne eine schwere Schädigung unseres wissenschaftlichen Lebens möglich wäre. Was die Philosophie von allen anderen Wissenschaften unterscheidet, was ihre Unentbehrlichkeit und ihr Recht zum Dasein begründet, ist doch eben nur dies, daß es neben den besonderen, auf einzelne Erkenntnißgebiete beschränkten Wissenschaften auch eine solche geben muß, welche die ihnen allen gemeinsamen und deshalb von keiner von ihnen innerhalb ihres speciellen Gebiets zu behandelnden Bedingungen des wissenschaftlichen Erkennens, die Gegenstände der Erkenntnißtheorie, der Logik und der wissenschaftlichen Methodologie untersucht; welche uns ferner über die Herkunft, den Sinn und die Geltung derjenigen Begriffe und Grundsätze unterrichtet, deren sich alle Wissenschaften bedienen, und die eben deshalb von ihnen allen vorausgesetzt, aber von keiner geprüft werden; welche endlich die Ergebnisse aller einzelnen Wissenschaften mit einander in einen inneren Zusammenhang bringt, indem sie nachweist, wie sich dieselben mit einander vereinigen lassen, inwiefern sie sich gegenseitig bedingen und modificiren, was für ein Weltbild wir durch ihre wissenschaftliche Verknüpfung erhalten, und welche Anforderungen an unser eigenes Verhalten sich aus der so gewonnenen Weltansicht ergeben. Je vollständiger aber einem Philosophen

die Lösung dieser Aufgabe gelingt, um so mehr verknüpfen sich ihm auch alle seine Annahmen zu einem Ganzen, dessen Theile er mit einander nicht nur in Uebereinstimmung zu bringen und jeden Widerspruch zwischen ihnen zu vermeiden, sondern auch einen positiven Zusammenhang unter ihnen herzustellen bestrebt sein wird. Dieser Zusammenhang kann aber nur darin bestehen, daß das Spätere immer durch das Frühere bedingt ist und somit das Ganze in logischer Ordnung vom Bedingenden zum Bedingten fortschreitet. Denn aller innere Zusammenhang unserer Vorstellungen, jeder Fortgang von ihrer gedächtniß- und phantasiemäßigen Aneinanderreihung zu ihrer gedankenmäßigen Verknüpfung beruht auf dem Verhältniß des Grundes und der Folge, des Bedingenden und des Bedingten. Wer aber dieses Verhältniß durch seine ganze Gedankenwelt durchführt, der faßt sie ebendamit zu einem Ganzen mit einander übereinstimmender und wissenschaftlich verknüpfter Gedanken, zu einem System zusammen. Alles philosophische Denken geht daher seiner Natur nach auf die Bildung eines Systems aus, und für einen Philosophen, der seiner Aufgabe sich klar bewußt ist, kann die Frage nicht die sein, ob er auf dieses Ziel hinarbeiten, sondern nur die, welchen Weg er hiefür einschlagen soll, mit welchen Mitteln er hoffen darf, das Ziel, das ihm vorschwebt, zu erreichen oder ihm wenigstens möglichst nahe zu kommen.

Auf diese Frage hat nun schon der Erste, bei dem uns zwar nicht der Name, aber der Begriff eines wissenschaftlichen Systems begegnet, eine Antwort gegeben, die in heutiger Ausdrucksweise lauten würde: „vermittelst einer von einem obersten Princip ausgehenden begrifflichen Deduction". In seiner Schrift „Vom Staate"[1]) verlangt Plato, daß man sich im wissenschaftlichen Denken, oder was bei ihm dasselbe bedeutet, daß man sich „durch die Kunst der Gesprächführung" (die Dialektik) vom Bedingten „zum Unbedingten, zum Anfang von Allem" erhebe, und „nachdem man diesen ergriffen hat, hinwiederum, das, was aus ihm zunächst folgt, verfolgend, zum Letzten herabsteige, so daß man sich nun überhaupt keines Sinnlichen mehr bedient, sondern mittelst reiner Begriffe von Begriff zu Begriff fortgeht und mit Begriffen abschließt". Plato selbst hat allerdings in seinen Schriften keinen Versuch gemacht, das Ganze seiner Lehre oder auch nur einen erheblichen Theil derselben nach dieser apriorisch-constructiven Methode, die ihm als Ideal vorschwebt, darzustellen, und wenn er in den Vorträgen seiner späteren Jahre (über die wir freilich nur unvollständig unterrichtet sind) einen Anlauf dazu nahm, so scheint er doch damit nicht weit gekommen zu sein. Und so entschieden außer der akademischen Schule auch die peripatetische und die stoische an dem Gedanken festhielten und fortbauten, daß die Welt ein nach festen Gesetzen geordnetes und gegliedertes System sei, so machte doch Niemand den Versuch, dieses System auf dem von Plato vorgezeichneten Weg einer rein begrifflichen Construction nachzubilden. Erst sechshundert Jahre nach Plato's

---

[1]) B. VI, S. 511 B. Ausführlicher ist diese Stelle in meiner „Philosophie der Griechen", Bd. IIa, S. 586 f. 615 besprochen.

Tod unternahm dies der letzte von den Philosophen, welche in das hellenische Geistesleben mit schöpferischen, für Jahrhunderte maßgebenden Gedanken eingriffen. Plotinus, der Stifter der neuplatonischen Schule, wußte in der Gesammtheit aller Wesen nur ein großes System zu sehen, dessen Theile durch die göttliche Kraft erzeugt werden, welche von dem einen, über alles Denken und Sein erhabenen Urwesen in einer stetigen Stufenreihe bis zur Materie, dem Nichtseienden und Bösen, herabsteigt; und er betrachtete es nun als die Aufgabe der Philosophie, diese Entwicklung zu beschreiben und auf Grund der so gewonnenen Erkenntniß dem Menschen den Weg zu einer stufenweise fortschreitenden Erhebung in die übersinnliche Welt und zur schließlichen vollständigen Vereinigung mit dem Urwesen zu zeigen. Für die Lösung dieser Aufgabe stand einem Philosophen, welchem nicht bloß die Kunst und Uebung, sondern selbst der Gedanke einer von der Erfahrung ausgehenden, auf genauer Beobachtung beruhenden, Schritt für Schritt vom Einzelnen zum Allgemeinen, von den Thatsachen zu den Ursachen fortgehenden Forschung so fremd war wie Plotin, — einem solchen stand hiefür nur der Weg offen, den ihm schon Plato nahegelegt hatte. Aus seinem ganzen Standpunkt ergab sich die Forderung, die Welt und alle ihre Theile aus dem Begriff abzuleiten, den er sich von der Gottheit als dem letzten Grunde der Welt gebildet hatte. Und dies ist auch unverkennbar das, worauf er ausgeht. Aber was er wirklich gibt, kommt doch nicht über die als Behauptung hingestellten Sätze hinaus, daß das Erste vermöge seiner überfließenden Vollkommenheit ein Zweites und dieses ein Drittes und das Dritte ein Viertes habe hervorbringen müssen; daß ferner das Hervorgebrachte einerseits zwar von der Kraft des Hervorbringenden erfüllt und getragen und ihm deshalb ähnlich sein müsse, andererseits aber an Realität und Vollkommenheit um so mehr hinter ihm zurückstehe, je weiter es von ihm entfernt, durch je mehr Zwischenglieder es von ihm getrennt ist; daß daher die Gesammtheit aller Wesen eine in stetig abnehmender Vollkommenheit sich immer weiter von ihrem Ursprung entfernende Reihe bilde. Mit dem Erweis dieser Sätze hat es aber der Philosoph viel zu leicht genommen, und ebenso wenig hat er dargethan, daß und warum aus dem Urwesen gerade diese und keine andere Welt hervorgehen, daß das erste Erzeugniß desselben das Denken und die intelligible Welt sein mußte, das der letzteren die Seele u. s. w. Die von ihm beabsichtigte Ableitung der Dinge aus dem Urwesen kommt in Wahrheit über eine nach bestimmten theologisch-metaphysischen Gesichtspunkten entworfene Classificirung der Wesen nicht hinaus, welche ihm theils durch die Erfahrung gegeben, theils von ihm und seinen Vorgängern zur Ergänzung und Erklärung des Gegebenen hinzugedacht sind. Zu einer wissenschaftlichen Welterklärung konnte dieses Verfahren um so weniger hinführen, je abstruser Plotin's Metaphysik schon in ihrem Ausgangspunkt, je weltfremder, trotz mancher tieferen Einblicke in das Geistes- und Gemüthsleben des Menschen, sein Denken im Ganzen genommen war. Noch ungeeigneter hiefür war aber sein System in der Gestalt, welche ihm zweihundert Jahre später der hervorragendste von seinen Nachfolgern, der Lykier Proklus, der vieljährige Vorstand der platonischen Schule in

Athen, gab. Dieser unermüdliche Systematiker arbeitet mit der größten Anstrengung daran, alle Kategorieen der neuplatonischen Metaphysik und alle die Gottheiten, welche er mit der vollen Willkür des Allegorikers jenen gleichsetzt, nach einem und demselben Schema in eine einzige, vom Ersten bis zum Letzten herabreichenden Reihe einzuordnen. Bei jedem Hervorgang des Niedrigeren aus dem Höheren haben wir dreierlei zu unterscheiden. Es bleibt in ihm, es tritt aus ihm heraus, es wendet sich (auf tieferer Stufe) zu ihm zurück; und jedes dieser Momente ist jedesmal durch eine eigene Hervorbringung bezeichnet. Mit dieser Zauberformel in der Hand macht sich Proklus ans Werk, um durch ihre unablässige Wiederholung seine ganze Götterwelt vor uns entstehen zu lassen. Was herauskommt, ist aber, wie dies nicht anders sein konnte, nur ein unverdauliches Gemenge von Vorstellungen der verschiedensten Art und Abkunft, von abstrusen Speculationen, realen Wahrnehmungen, wissenschaftlichen Gedanken und mythologischen Ueberlieferungen, die ungeprüft aufgenommen und nach einem sich einförmig wiederholenden logischen Schema in scheinbar symmetrischem Aufbau an einander gereiht werden. Gerade in dieser seiner letzten, schon ganz in scholastischem Formalismus erstarrten Gestalt kam aber der Neuplatonismus zu den christlichen, mohammedanischen und jüdischen Philosophen des Mittelalters. Um so natürlicher ist es, daß der Gedanke, welcher einem Plotin und Proklus vorgeschwebt hatte, den Zusammenhang aller Dinge durch eine Alles umfassende wissenschaftliche Ableitung derselben aus ihrem letzten Grunde zur Anschauung zu bringen, auch wo man auf ihn zurückkam, doch nirgends mit befriedigenderem Erfolge durchgeführt wurde, als dies jenen Neuplatonikern gelungen ist.

Aber dieser Gedanke selbst hatte doch immer gerade für kühnere und weiter ausgreifende Denker eine außerordentliche Anziehungskraft, und er hat diese namentlich auch in der Geschichte der deutschen Philosophie bewiesen. Schon der erste große Begründer einer selbständigen deutschen Philosophie, schon Leibniz trug sich sein Lebenlang mit dem Plane, durch eine umfassende Combinationsrechnung eine vollständige Uebersicht aller überhaupt möglichen Begriffe und Begriffsverbindungen herzustellen. Wäre dieser riesenhafte Plan ausgeführt worden, so wäre das Ergebniß zwar immer noch etwas Anderes gewesen als der neuplatonische Versuch, alle Dinge aus einem letzten Grund abzuleiten. Denn nur die nothwendigen oder Vernunftwahrheiten lassen sich nach Leibniz auf diesem Wege finden; er belehrt uns nur über die Möglichkeit gewisser Dinge, aber nicht über ihre Wirklichkeit, denn diese hängt nicht bloß davon ab, ob sie an sich selbst denkbar, sondern auch davon, ob sie durch den ganzen Weltzusammenhang, den göttlichen Weltplan, gefordert sind; wie es sich aber damit verhält, kann nur der Urheber dieses Planes beurtheilen; er allein besitzt daher eine apriorische Kenntniß aller Dinge. Aber doch ist auch hiemit ausgesprochen, daß das vollkommenste Wissen, das göttliche, dieses apriorische sein müßte; und auch dem Menschen ist die Aufgabe gestellt, sich demselben wenigstens so weit anzunähern, daß er die allgemeinen Weltgesetze und das Fachwerk, in das alle Erfahrungsthatsachen sich einfügen lassen müssen, durch rein logische Erwägungen unabhängig von der Erfahrung fest-

stelle. Eben dieses Ziel schwebte auch dem schulmäßigen Bearbeiter der Leibniz'schen Lehre, Christian Wolff, bei denjenigen Darstellungen vor, die er im Unterschied von den „empirischen" Wissenschaften als „rationale" oder als „vernünftige Gedanken" bezeichnete; nur daß er hiefür mit der gewöhnlichen Logik und ihrem demonstrativen Verfahren auskommen zu können meinte. Kant glaubte dieser wie aller Metaphysik für immer ein Ende gemacht zu haben. Aber er selbst mußte es noch erleben, daß sich Fichte aufs Aeußerste anstrengte, den ganzen Inhalt unseres Bewußtseins, die gesammte Außen- und Innenwelt, in streng apriorischer Construction aus einem Princip, seinem „reinen" oder „absoluten" Ich, hervorgehen zu lassen, und daß er dies, trotz Kant's lebhaftester Einsprache, lediglich in der consequenten Durchführung der Kant'schen Grundsätze zu thun behauptete. Und als das Werkzeug für diese Construction diente ihm, wie seiner Zeit Proklus, von dem er doch schwerlich etwas gewußt hat, die fortgesetzte Wiederholung eines dreigliedrigen Schema's, das von Fichte als Thesis, Antithesis und Synthesis bezeichnet wird. Eine ähnliche Weltconstruction verlangte auch Schelling, nachdem er Fichte's absolutes Ich durch das „Absolute" ohne Beisatz oder die „absolute Identität" ersetzt hatte; nur fehlte ihm, so lange er daran festhielt, die Geduld, um sie anders als oberflächlich und überhastet durchzuführen, und schon nach wenigen Jahren warf er sich, auf die wissenschaftliche Lösbarkeit der Aufgabe verzichtend, jener theosophischen Speculation in die Arme, welche dasjenige, dessen rationelle Ableitung nicht gelingen will, auf irrationalem Wege zu erklären versucht. Um so größer war die Ausdauer, die Geistesarbeit und die Folgerichtigkeit, mit der Hegel sich in den Plan vertiefte, welcher als der leitende Gedanke seines ganzen Systems betrachtet werden kann: mittelst der von ihm entdeckten Methode der „immanenten Dialektik" in streng wissenschaftlicher Weise zu der von seinen Vorgängern vergebens versuchten apriorischen Construction des Universums zu gelangen. Er will zeigen, wie der absolute Grund aller Dinge mit innerer Nothwendigkeit von den abstractesten und deshalb dürftigsten Bestimmungen seines Wesens und seiner Offenbarung durch die an ihnen hervortretenden Widersprüche zu immer reicheren und höheren fortgetrieben werde, und wie in Folge davon die Gesammtheit seiner Erzeugnisse eine stetig fortschreitende Entwicklung darstelle, welche aber nicht, wie bei den Neuplatonikern, abwärts, sondern aufwärts geht, und nicht, wie bei Fichte, von der unendlichen Thätigkeit des Ich, sondern von „der objectiven Bewegung der Idee" getragen ist; wie endlich aus dieser Entwicklung in logisch geordneter Abfolge zuerst die allgemeinen Gedankenbestimmungen, welche gleichsam das logische Gerüste der Welt bilden, dann die mancherlei Formen des natürlichen Daseins und schließlich die des Geisteslebens hervorgehen, dessen Ziel dann erst erreicht ist, wenn es im „absoluten Wissen" zum Ausgangspunkt der ganzen Entwicklung, zum Absoluten als einem nunmehr Bewußten und Begriffenen zurückkehrt.

Auch noch Andere haben sich neben und nach Hegel in solchen Weltconstructionen versucht, aber keiner von ihnen läßt sich seiner Bedeutung wie seinem Erfolge nach mit ihm vergleichen. Aber wie hoch man sein Verdienst auch

anschlagen mag: daß er ebenso wie Fichte und Schelling und wie viele sonst noch seit Plato der Philosophie eine für sie unlösbare Aufgabe gestellt hatte, wird heutzutage kaum noch von irgend einer Seite bestritten werden. Denkt man sich freilich die Wissenschaft qualitativ und quantitativ vollendet, glaubt man ein „absolutes Wissen" zu besitzen oder hofft man ein solches jemals erreichen zu können, so müßte uns dasselbe von den Ursachen und dem ursächlichen Zusammenhang aller der Erscheinungen, welche in ihrer Gesammtheit die Welt bilden, oder wenigstens aller Arten und Gruppen von Erscheinungen ein Bild liefern, das sich von selbst zu einer umfassenden Beschreibung ihres mit innerer Nothwendigkeit sich vollziehenden und nach festen Gesetzen verlaufenden Hervorgangs aus ihren letzten Gründen abrunden würde. Aber so verlockend dieses Ideal einer wissenschaftlichen Welterklärung dem Philosophen vorschweben mag — um es für thatsächlich erreichbar zu halten, müßte er der Bedingungen vergessen, an welche alles menschliche Erkennen durch unsere Natur geknüpft ist. Ueber die Vorgänge in der Außenwelt belehren uns nur unsere Sinne, über die Vorgänge in unserem Innern nur unser Selbstbewußtsein; und mögen wir auf diesen zwei Wegen zur Erkenntniß noch so weit fortschreiten, die kunstlose Wahrnehmung zur wissenschaftlichen Beobachtung fortbilden, ihren Umfang unablässig erweitern, ihre Genauigkeit steigern, für ihre Vervollständigung und Prüfung die Rechnung und den Versuch zu Hülfe nehmen, technische Erfindungen ohne Zahl in ihren Dienst stellen: mit allen diesen Hülfsmitteln der Forschung können wir unsere äußere und innere Wahrnehmung zwar unabsehbar vervollkommnen, aber uns niemals wirklich unabhängig von ihr machen. Und auch die wissenschaftliche Bearbeitung der Stoffe, welche die Beobachtung uns liefert, kann dies nicht bewirken. Wenn wir das Gemeinsame, was sich in einer ganzen Reihe verwandter Erscheinungen wiederholt, zum Begriff derselben zusammenfassen, die Begriffe mit einander vergleichen, sie nach ihren Aehnlichkeiten und ihren Unterschieden in ein logisches Fachwerk einordnen, von den niedrigeren zu den höheren und schließlich zu den höchsten und umfassendsten aufsteigen, so ist dies doch nur die Umformung eines Inhalts, den wir der Erfahrung verdanken, und der sich uns in der neuen Form nur dann nicht verflüchtigt, wenn wir uns der Anschauungen fortwährend erinnern, von denen unsere Begriffe abstrahirt sind. Wenn wir untersuchen, welche Erscheinungen mit einander regelmäßig verknüpft sind, unter welchen Bedingungen jede von ihnen eintritt oder ausbleibt oder gewisse Veränderungen erfährt, wenn wir, mit einem Wort, die Gesetze des Naturlaufs und mit ihnen auch die unserer eigenen Natur feststellen, so fassen wir nur in allgemeinen Sätzen zusammen, was sich in allen bisher beobachteten Fällen thatsächlich ergeben hat. Wenn wir nach den Ursachen und dem Causalzusammenhang der Erscheinungen fragen, können wir diese Frage auf keinem anderen Wege beantworten als durch Schlüsse aus dem thatsächlich Gegebenen. Wir bilden uns mit Hülfe der uns bekannten analogen Vorgänge eine Vorstellung über die Gründe, welche die fraglichen Erscheinungen möglicher Weise hervorbringen konnten, und untersuchen dann weiter, ob und unter welchen Bedingungen und mit welchen näheren Bestimmungen oder Modificationen

sich aus jenen Gründen alles das erklären läßt, was aus ihnen erklärt werden soll. Alle unsere Causalbegriffe sind, kurz gesagt, nichts Anderes als Hypothesen zur Erklärung der uns durch die Erfahrung gegebenen Erscheinungen, mag auch ihre Sicherheit zu einem noch so hohen Grad anwachsen, ihre Geltung sich über ein noch so weites Gebiet ausdehnen, und mögen wir uns ihrer Natur und Entstehung so wenig bewußt sein, als dies z. B. in Betreff der Dinge außer uns der Fall zu sein pflegt, die Jedermann direct mit seinen Sinnen wahrzunehmen glaubt, während ihr Bild doch in Wahrheit durch ein complicirtes Zusammenspiel geistiger Thätigkeiten aus den durch die Sinneseindrücke ausgelösten Empfindungen hergestellt wird. Wenn aber dieses, so liegt am Tage, wie sehr der Inhalt, die Richtigkeit und die Vollständigkeit unserer Annahmen über die Ursachen der Erscheinungen und somit über die ganze objective Welt theils von der Genauigkeit und dem Umfang der Beobachtungen, aus denen wir sie ableiten, theils von der Bündigkeit der Schlüsse abhängen, auf denen diese Ableitung beruht; wie wenig wir daher Aussicht haben, sie jemals zu einem solchen Abschluß zu bringen, daß sie nicht von der fortschreitenden Forschung immer neue Ergänzungen und Berichtigungen zu erwarten hätten.

Von diesen aus der Erfahrung abgeleiteten Begriffen müssen aber alle unsere Deductionen ausgehen: sie können nur mit den Materialien arbeiten, welche ihnen die Induction geliefert hat. Solange daher diese mit ihrem Werke nicht fertig ist — und sie wird dies nie sein — fehlt es unserem Wissen nothwendig an den Grundlagen, welche breit und stark genug wären, um ein alles Wirkliche umfassendes Gebäude deductiver Erkenntniß zu tragen, wenn man auch annehmen wollte, daß irgend ein menschliches Denken, jene Grundlagen vorausgesetzt, die Kraft hätte, ein solches Gebäude zu errichten. Man kann wohl nachweisen, was für Folgerungen aus gewissen, durch erwiesene Thatsachen gesicherten Annahmen sich ergeben, und man kann mit solchen Folgerungen das Gebiet der unmittelbaren Erfahrung überschreiten. Aber man kann dies immer nur unter bestimmten Voraussetzungen und in dem durch sie bedingten Umfang. Wenn ein Naturgesetz so vollständig erwiesen ist wie das der Gravitation oder das der Erhaltung der Energie, so kann es uns freilich in den Stand setzen, die Nothwendigkeit dessen zu erweisen, was bisher nur als Thatsache oder vielleicht noch gar nicht bekannt war. Aus Newton's Gravitationstheorie lassen sich die Kepler'schen Gesetze als nothwendige Consequenzen derselben ableiten; die gleiche Theorie hat es Leverrier ermöglicht, das Vorhandensein des Planeten, der jetzt Neptun heißt, zu behaupten und seinen Ort zu bestimmen, ehe ihn ein menschliches Auge erblickt hatte; aus der Kugelgestalt der Erde haben schon griechische Geographen die Folgerung gezogen, welche fünfzehnhundert Jahre später Columbus bei seiner Entdeckungsfahrt leitete, daß man von Spanien aus westwärts segelnd am Ende nach Indien kommen müsse. Aber in allen derartigen Fällen wird nur auf gewisse Theile eines bestimmten Gebiets angewendet, was für das Ganze desselben durch ein inductives Verfahren, aus Thatsachen der Erfahrung, schon erwiesen ist. Unternimmt man es dagegen, unabhängig von der Erfahrung

die Welt aus apriorischen Voraussetzungen — wie man auch zu diesen gekommen sein möchte — zu construiren, so wird unvermeidlich eines von beiden eintreten: man bewegt sich entweder mit seiner Speculation in einer Traumwelt, deren Gegenbild man in der Wirklichkeit vergebens suchen würde, oder, wenn und soweit man diese in seine Constructionen mit aufnimmt, thut man dies nicht wirklich auf Grund derselben und kraft einer durch sie gewonnenen wissenschaftlichen Berechtigung, sondern man schwärzt die Begriffe, welche in Wahrheit aus der Erfahrung abstrahirt sind, die Kenntnisse, welche man den Erfahrungswissenschaften zu verdanken hat, ohne sich über ihre Herkunft Rechenschaft abzulegen, in seine speculative Construction ein und glaubt dann, weil man sie ihr — oft locker genug — eingefügt hat, sie auch durch sie gewonnen, sie aus wissenschaftlichen Principien abgeleitet zu haben. Abschreckende Beispiele der ersten von diesen zwei Consequenzen jeder apriorischen Weltconstruction bieten uns (um nur einige der bekanntesten zu nennen) die theologischen Speculationen des Neuplatonikers Proklus, die christliche Umbildung derselben durch den angeblichen Areopagiten Dionysius, dessen „himmlische Hierarchie" für die mittelalterliche Dogmatik maßgebend blieb, die Potenzenlehre des späteren Schelling. Viel häufiger ist aber in den neueren Versuchen einer apriorisch construirenden Metaphysik das Andere, daß man unabhängig von der Erfahrung zu dem gekommen zu sein glaubt oder wenigstens unabhängig von ihr, lediglich durch dialektische Zergliederung und Verknüpfung der Begriffe, erweisen zu können glaubt, was man nur an der Hand der Erfahrung kennen gelernt hat, und was nur durch die fortwährende Erinnerung an empirisch Gegebenes seinen Inhalt und seine Bedeutung erhält. So stützt sich z. B. das ganze Hegel'sche System auf den Satz, daß das Absolute (oder, wie er auch sagt: die Idee) aus seinem An-und-für-sich-sein ins Anders-sein, in die Natur übergehe, um aus ihr als Geist zu sich zurückzukehren. Allein die Begriffe des Geistes und der Natur liefert uns nur die Erfahrung: unter jenem fassen wir Alles zusammen, was wir in unserem Selbstbewußtsein vorfinden oder diesem Analoges außer uns voraussetzen, unter diesem Alles, worüber unsere Sinne uns unterrichten. Auch der Begriff des Absoluten ist uns aber doch nicht angeboren, er erhält vielmehr seine Begründung und seinen Inhalt nur dadurch, daß alles Wirkliche auf einen einheitlichen letzten Grund zurückgeführt wird; und wenn Hegel in denselben die Bestimmung aufnimmt, daß es zum Wesen des Absoluten gehöre, in der Natur aus sich herauszutreten und dieses Anders-sein als Geist wieder aufzuheben, so ist er auch zu ihr nicht durch die logische Zergliederung jenes Begriffs, sondern durch das Bedürfniß geführt worden, für das thatsächlich gegebene Verhältniß der geistigen und der materiellen Welt, ihren Gegensatz und ihren Zusammenhang eine Erklärung zu finden. Schon die leitenden Gedanken des ganzen Systems zeigen sich lange nicht so unabhängig von empirischen Voraussetzungen, wie sie es sein müßten, um der von dem Philosophen beabsichtigten apriorischen Construction zur Grundlage dienen zu können. Und ebenso wie bei Hegel verhält es sich auch bei allen Anderen, welche sich bis jetzt an der Aufgabe einer solchen Construction versucht haben, und wird

es sich ohne Zweifel bei allen verhalten, die sich etwa noch daran versuchen möchten. Je weiter man vollends bei denselben zum Besonderen und Concreten herabsteigt, um so vollständiger verschwindet selbst der Schein, als ob die Einreihung gewisser Gegenstände in das Fachwerk eines Systems uns eine wirkliche, alle ihre wesentlichen Eigenschaften umfassende Kenntniß derselben verschaffen könnte, als ob logische Operationen mit Begriffen die Bekanntschaft mit den Dingen ersetzen könnten.

Aber dennoch kann die Philosophie auf die Forderung einer systematischen Verknüpfung alles Wissens nicht verzichten. Denn sie würde damit gerade auf das verzichten, worauf ihre eigenthümliche Stellung und Bedeutung im Organismus der Wissenschaften beruht. Aber sie wird nie vergessen dürfen, daß die Aufgabe, vor die sie damit gestellt ist, zu denen gehört, welche sich immer nur unvollkommen und auch im günstigsten Fall nur in einer geschichtlichen Entwicklung lösen lassen, die nie zum Abschluß gelangt; daß kein System mehr leisten kann, als das seiner Zeit zugängliche Wissen zu einer in allen ihren Theilen übereinstimmenden und innerlich zusammenhängenden Weltansicht zu verknüpfen; daß es daher gleich verfehlt ist, wenn ein Philosoph glaubt, er könne ein für alle Zeiten maßgebendes System schaffen, und wenn Andere dies von ihm verlangen und sich über den Wechsel der philosophischen Systeme beschweren, der doch, was auch im Einzelnen Unreifes mit unterlaufen mag, im Wesentlichen gar nichts Anderes ist als die Folge und der Ausdruck des rastlos pulsirenden wissenschaftlichen Lebens. Auch das aber wird man nicht vergessen dürfen, was aus allem Bisherigen von selbst folgt: daß das für ein philosophisches System zu verwerthende Wissen sich nur durch eine Bearbeitung der besonderen Wissensgebiete gewinnen läßt, die für jedes derselben mit den ihm eigenthümlichen Hülfsmitteln und Methoden vorgenommen werden muß und von dem philosophischen Systematiker nur zum kleinsten Theile selbst vorgenommen werden kann. Er soll die gesicherten Ergebnisse dieser specielleren Forschungen zusammenfassen, wenn sich Widersprüche zwischen ihnen zeigen, den Gründen derselben nachgehen und ihre Lösung versuchen, wo verschiedene Gebiete von den gleichen oder analogen Gesetzen beherrscht, von den gleichen Ursachen bestimmt sind, dies nachweisen, andererseits aber auch die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Classen von Dingen und Vorgängen und die Modificationen nicht übersehen, welche die ihnen gemeinsamen Züge durch sie erfahren; er soll die inneren Beziehungen der Dinge ausmitteln, indem er ihre gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnisse, die Bedingungen jeder Erscheinung und eben damit auch die Gesetze untersucht, nach denen, und die Ordnung, in der jedes aus dem anderen hervorgeht oder sich ihm wenigstens anschließt; er soll endlich zur Krönung seines Gebäudes die Frage zu beantworten versuchen, wie wir uns die letzten Gründe oder den letzten Grund alles Seins und Geschehens zu denken haben, um uns das Ganze desselben verständlich zu machen, und welches Licht von hier aus auf unsere ganze Weltansicht fällt. Dies ungefähr wäre nach dem heutigen Stande der erkenntnißtheoretischen Forschung der Weg, auf dem bei der Bildung philosophischer Systeme vorgegangen werden müßte. Niemand wird verkennen, daß

es ein weiter Weg ist, und daß auch von ihm gilt, was jener alexandrinische Mathematiker dem König antwortete, der von ihm in der Kürze in sein Fach eingeführt sein wollte: „zur Wissenschaft führe keine Heerstraße“ (oder, wie der griechische Ausdruck lautet: „keine Königsstraße“). Denn er ist nur theilweise gebahnt; auf weite Strecken dagegen wird Jeder ihn sich selbst erst frei machen müssen, und er wird dabei nur allzu oft auf Hindernisse stoßen, über die ihn statt der festen Brücke unanfechtbarer Beweisführung nur der schwankende Steg einer mehr oder weniger wahrscheinlichen Hypothese hinüberführt. Aber auch diese Erfahrung ist für den, der seine geistige Arbeit mit klarem Bewußtsein zu begleiten gewohnt ist, nicht ohne Nutzen. Denn sie zeigt ihn die Lücken des bisher Erreichten; sie bezeichnet die Punkte, an denen die Forschung zunächst einsetzen muß, um weiterzuführen. Gerade dies ist aber einer, und nicht der schwächste von den Gründen, welche es wünschenswerth machen, daß die systematische Zusammenfassung unseres Wissens immer aufs Neue versucht werde. Jeder solche Versuch, wenn er von einem dazu Befähigten angestellt wird, ist eine Rechenschaft, welche die Gesammtwissenschaft einer Zeit sich selbst über den Ertrag ihrer Thätigkeit ablegt. Soweit dieser Ertrag sich als ein gesicherter ausweist, kommt er der Nachwelt direct zu Gute; aber auch wenn dies nicht der Fall ist, kann es von Werth sein, durch die Einseitigkeiten, die Lücken, die Fehlgriffe eines Systems auf Fragen, die man bisher nicht gestellt hatte, geführt, auf die Consequenzen von Annahmen, die man mit dem Urheber des Systems getheilt hatte, aufmerksam gemacht zu werden.

Bei der geschichtlichen Betrachtung eines philosophischen Systems müssen zwei Fragen auseinandergehalten werden, die man nicht immer scharf genug unterscheidet: die nach seiner thatsächlichen Entstehung und die nach seinem wissenschaftlichen Zusammenhang. Jeder Philosoph, und wäre er noch so folgerichtig in seinem Denken und noch so systematisch veranlagt, bringt doch immer zu seiner Arbeit eine Menge von Vorstellungen, Annahmen, Begriffen und Kunstausdrücken mit, die er von Anderen übernommen hat: durch Unterricht, durch Schriften, durch den unwillkürlichen Einfluß, den die Meinung der Kreise, in die er gestellt ist, auf den Menschen ausübt. Jeder hat auch selbst Manches erlebt, beobachtet, bedacht, und die Ergebnisse seiner Erfahrung und seines Nachdenkens haben bald einen tieferen, bald einen oberflächlicheren Eindruck auf ihn gemacht, bald einen größeren, bald einen kleineren Beitrag zu seinem Vorstellungsvorrath und seiner Weltanschauung geliefert. In demselben Maße, wie sein Denken zur Selbständigkeit erwacht und erstarkt, wird er das Bedürfniß empfinden, das ihm Ueberlieferte und in unmethodischer Weise von ihm Erworbene auf seine Begründung und seine Haltbarkeit zu prüfen, es zu einer umfassenden Weltansicht zu ergänzen, alle seine Annahmen mit einander in Uebereinstimmung und Zusammenhang zu bringen. Aber er tritt nicht als ein unbeschriebenes Blatt an diese Arbeit heran, sondern als eine vielseitig entwickelte wissenschaftliche Individualität; ihr Ergebniß wird daher von allen den Factoren mitbedingt sein, welche auf die Bildung dieser Individualität eingewirkt und ihr die Stoffe für ihre Arbeit geliefert haben.

Es ist die Aufgabe des Biographen, diesen Einflüssen nachzugehen, die Bedeutung eines jeden für den betreffenden Philosophen und sein System zu würdigen, uns zu zeigen, in welcher Weise sie zusammentrafen oder sich ablösten, wie sie einander förderten oder hemmten. Um dies in befriedigender Weise leisten zu können, fehlt es uns freilich in der großen Mehrzahl der Fälle viel zu sehr an dem ausreichenden Quellenmaterial. Aber würde dieser Aufgabe auch noch so vollständig genügt, so erhielten wir damit immer erst über die geschichtliche Entstehung des Systems, aber nicht über seinen wissenschaftlichen Zusammenhang Aufschluß. Diesen ertheilt uns nur Derjenige, welcher uns zeigt, welche Gedanken und Gedankengänge den Urheber eines Systems in der Zeit, aus der es herstammt, und auf dem Standpunkt, den er in dieser Zeit einnahm, geleitet haben, und wie der Inhalt und Aufbau des Systems aus ihnen hervorgingen. Ein philosophisches System darstellen heißt: die Lehrbestimmungen, die es enthält, in der Reihenfolge und der wissenschaftlichen Verknüpfung wiedergeben, durch welche die Ansicht seines Urhebers über die inneren Beziehungen dieser Bestimmungen am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Wie sich ihm aber diese ihre inneren Beziehungen darstellen, hängt nicht von der Art und der Reihenfolge ab, in welcher der Urheber des Systems zu ihnen gekommen ist. Was der Philosoph später gefunden hat, muß er im System voranstellen, wenn es den Grund dessen enthält, was ihm schon früher bekannt war; wenn es ihm erst im Verlauf seiner Arbeit gelingt, eine Lücke auszufüllen, ein Verbindungsglied zu entdecken, wird er doch nicht zögern, es an der richtigen Stelle einzufügen. So wenig der Aufriß eines Hauses den Grundriß ersetzen kann, eben sowenig macht die Beschreibung des Weges, auf dem ein Philosoph zu seinem System gekommen ist, wenn sie sich auch vollständiger und zuverlässiger geben läßt, als dies in der Regel der Fall ist, die Darstellung des Systems als solchen entbehrlich. Und dies um so weniger, da jede philosophische Lehre erst dann, wenn sie sich zum System ausgebreitet, und erst in der Form, welche sie dadurch erlangt hat, den stärksten Einfluß auf die Mitwelt und die Nachwelt auszuüben pflegt. Denn dann erst sieht man ganz, wo es mit ihr hinaus will, dann erst kann man den Baum an seinen Früchten erkennen. Die Geschichte der Philosophie ist daher mit Recht an erster Stelle Geschichte der philosophischen Systeme, und wenn sie als solche nie von dem vollendeten und abschließenden System zu berichten hat und auch ihre eigene Aufgabe nie ganz gelöst hat, so theilt sie dieses Loos mit allem menschlichen Thun und aller Menschengeschichte.

Jugenderinnerungen.

Von
Paul Heyse.

I. Berliner Jahre. — Emanuel Geibel und Franz Kugler.

Es war im Herbst des Jahres 1846, daß ich zum ersten Mal über Geibel's Schwelle trat, ein sechzehnjähriger Primaner, dem zu Ostern des nächsten Jahres das Abiturientenexamen bevorstand.

Schon lange hatte ich mich eifrig des Dichtens befleißigt und zumal die Freuden und Leiden einer ersten Liebe, mit der es mir Ernst genug war, in unendlichen lyrischen Variationen, meist nach bekannten Mustern, gebeichtet. Auch an dramatischen Versuchen hatte es nicht gefehlt, und es war mir sogar gelungen, mit einem ersten fertig gewordenen Trauerspiel, „Don Juan de Padilla", den aufmunternden Beifall meines lieben Vaters zu erringen, der mein aufkeimendes poetisches Talent von früh an begünstigte, doch als der Pädagog und Sprachforscher, der er war, wenn ich ihm wieder einmal ein Heftchen mit Versen zeigte, sich aller lobenden Kritik enthielt, dagegen sprachliche und Reimverstöße sorgfältig anmerkte.

Noch Eins, zu vielem Anderen, danke ich ihm. Er hielt streng darauf, daß ich jeden einmal angefangenen Entwurf zu Ende führte, auch wenn ich mitten in der Arbeit die Lust oder selbst den Glauben an den Werth des Stoffes verloren hatte. „Selbst aus einem verfehlten Ganzen," sagte er, „lernst Du mehr als aus zehn leicht begonnenen und leichtsinnig aufgegebenen Fragmenten."

Außer ihm und einigen Schulfreunden wußte nur noch mein Lehrer im Griechischen, Deutschen und der Literaturgeschichte, unser trotz seiner vielen Wunderlichkeiten allgemein verehrter Professor Yxem, um meine heimlichen poetischen Jugendsünden. Der treffliche Mann war aber weit entfernt, mich darin zu bestärken. Liebeslieder durfte ich ihm natürlich nicht zur Beurtheilung vorlegen. Ich wagte es aber hin und wieder mit einer Romanze oder Ballade im Uhland'schen Stil, nach dem Muster von „Der Wirthin Töchterlein". Nicht wenig betroffen war ich dann, als der grillenhafte alte Herr mit einer gewissen Gereiztheit mich warnte, in dieser Uhland'schen „Handwerksburschen-

poesie" fortzufahren. Den Grund dieses wegwerfenden Urtheils über einen Dichter, der uns Allen so hoch stand, begriff ich erst später. Jxem war ein begeisterter Goethe-Verehrer. Für eine Abhandlung „Ueber Goethe's Charakter. Ein Versuch", hatte er von dem greisen Dichter ein anerkennendes Schreiben erhalten, das er als seinen größten Schatz bewahrte — die Sage ging: unter Glas und Rahmen über seinem Schreibtisch. So hatte er sich nun auch Goethe's Ansicht über den schwäbischen Dichter, „aus dessen Region nichts Tüchtiges, die Welt Bewegendes kommen könne", angeeignet, was mein jugendliches Gezwitscher im Volkston entgelten mußte.

Auch Geibel's erste Gedichte waren mir natürlich nicht unbekannt geblieben. Zur Nachahmung aber hatten sie mich nie angeregt. Ich bewunderte ihren Wohlklang, des Dichters reife Künstlerschaft in der Beherrschung aller Formen und die Wärme und Zartheit seiner Empfindung, und doch, sie machten mir weder kalt noch warm. Was ich in ihnen vermißte, hätte ich damals nicht klar zu bezeichnen vermocht: jene starke persönliche Eigenart, die mich in Heine's kleinen Liedern, seinen Nordseebildern und dem Romancero fesselte, und dann wieder den unwiderstehlich süßverworrenen Naturton Eichendorff's, der mich mit seiner einförmigen Melodie, den wenigen, unermüdlich wiederkehrenden Stimmungsklängen ganz in seinem Banne hielt.

So hätte ich nie daran gedacht, gerade Geibel's Bekanntschaft zu suchen, vollends nicht, ihn um sein Urtheil über meine poetischen Exercitien anzugehen. Er war funfzehn Jahre älter als ich, ein berühmter Mann, der es schon zu einem halben Dutzend Auflagen gebracht hatte. Wie sollte er sich um die „Handwerksburschenpoesie" eines unbärtigen Gymnasiasten kümmern? Ja, wenn mich noch eine überschwängliche Verehrung zu ihm geführt hätte!

Daß ich trotzdem eines Tages an seine Thüre anklopfte, und zwar als angehender Poet, der „schüchtern und beklommen" den Spruch des Meisters zu hören erwartet, damit war's in folgender seltsamer Weise sehr gegen meinen Wunsch und Willen zugegangen.

* * *

Während meines letzten Schuljahres hatte ich mit dreien meiner nächsten Freunde eine poetische Gesellschaft gegründet, die wir den „Club" nannten. Einmal in der Woche fühlten wir das Bedürfniß, uns unsere Verse vorzulesen, und versammelten uns zu diesem Zweck in der Wohnung des Aeltesten unter uns, des Sohnes eines wohlhabenden Soldiner Bürgers, Richard G., der mit mir in der Prima saß, ziemlich weit zurück auf den hinteren Bänken. Er war ein heiterer, überaus gutherziger Kamerad, von seinem Papa der Obhut eines Schulvorstehers in Berlin anvertraut, der seinem Pflegling neben der Ueberwachung seiner Schulstudien Freiheit genug ließ, allerlei unschuldige Allotria zu treiben.

Zu diesen gehörte unter Anderem auch eine ziemlich hoffnungslose Beschäftigung mit der edlen Poeterei, die auch mich und zwei andere Schulfreunde mit ihm zusammengeführt hatte. Denn er besaß, was ihn uns besonders liebenswürdig erscheinen ließ, eine schwärmerische Neigung, anzuerkennen, was ihm selber fehlte, so daß wir uns kein dankbareres Publicum wünschen konnten.

Der Zweite meiner Clubgenossen war Felix von Stein, der Urenkel von Goethe's Freundin. Das geringe Talent für Poesie, das er besaß, schien ihn doch wegen der Familientradition zu einiger Pflege und Ausbildung zu verpflichten, und noch viele Jahre später, als er bereits glücklicher Gatte und Vater geworden war und sein Erbgut Kochberg, mit geringem Erfolge freilich, bewirthschaftete, hat er in den Zimmern, die Goethe mit kleinen runden Wandbildern in Sepia geschmückt, sich mit dramatischen Versuchen abgemüht, die höchstens damals in unserem Primaner-Club Anerkennung gefunden hätten.

Der Vierte im Bunde war ein entschiedenes dichterisches Talent, das fruchtbarste von uns Allen, Bernhard Endrulat.

Er stammte aus einer lithauischen Familie; die Eltern, in bescheidenen Verhältnissen lebend, waren, so viel ich mich entsinne, seit Jahren in Berlin angesiedelt, zwei hohe, stattliche Gestalten, von denen der Sohn die Statur und eine gewisse Zartheit des Wesens geerbt hatte. Er war ein oder zwei Jahre älter als ich, an Leib und Seele wohlgerathen, ein auffallend schöner, stolz und treuherzig in die Welt blickender Junge mit dunklen Locken, von dem seine Lehrer — er besuchte nicht mit uns das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium — nach seinen Zeugnissen zu schließen, die günstigste Meinung hatten.

Früh hatte sich bei ihm die Ueberzeugung festgesetzt, daß er zum Dichter geboren sei. Er erklärte dies auch mit naiver Feierlichkeit seinen Freunden, ohne daß er die Verse, die er mit unglaublicher Leichtigkeit hinwarf, schon für vollkommene Gaben der Muse angesehen hätte. Bald nachdem uns ein Zufall zusammengeführt, befreundete ich mich mit ihm aufs Herzlichste. Ich bewunderte sein Talent höchlich und stellte es weit über mein eigenes. Denn obwohl ich selbst in einer dichterischen Welt lebte und webte, war ich durchaus nicht klar darüber, ob ich zum Dichter und nicht vielmehr zum Maler berufen sei. Von Endrulat aber glaubte ich, daß ihm der Lorbeer des Poeten nicht fehlen könne. Meine neidlose Bewunderung ging so weit, daß ich mich unendlich geehrt und geschmeichelt fühlte, als er eines meiner kleinen sentimentalen Gedichte so sehr in Affection nahm, daß er es selbst gedichtet zu haben wünschte. Er schlug mir einen Tausch gegen eines der seinigen vor, das mir als ein unerreichbares Virtuosenstückchen erschienen war, und da ich ihn ohnehin für den Reicheren hielt, ging ich ohne sittliche Bedenken auf diesen Glaukustausch ein. Meines eigenen Products entsinne ich mich nicht mehr. Das seine, das er als Motto vor ein Buch mit weißem Papier geschrieben hatte, ist mir im Gedächtniß geblieben:

Was ungereimt
Gereimt entkeimt,
Sich ungesäumt
Zum Verschen säumt,
Ob's gegen Zaum
Und Zügel bäumt,
Hier wird ein Raum
Ihm eingeräumt.

Zur Steuer der Wahrheit muß ich hinzufügen, daß ich von meinem wohlerworbenen Eigenthumsrecht gleichwohl nie Gebrauch gemacht habe.

Doch man würde eine falsche Meinung von dem hochgestimmten, schwärmerisch dichtenden und trachtenden Jüngling fassen, wenn man ihn im Verdacht hätte, dergleichen Formkünste hätten sein dichterisches Wesen ausgemacht. Vielmehr war er ganz erfüllt von den Freiheitsgedanken der vormärzlichen Zeit, in höherem Grade als irgend Einer von uns, und in schwungvoller Rhetorik huldigte er den abstracten politischen Idealen der Lyriker jener Tage, denen er auch später nicht untreu geworden ist.

Daß es um unser Naturgefühl nicht zum besten stand, wir uns vielmehr in diesem Gebiete mit wohlfeilem Anempfinden begnügten, wird Niemand von richtigen Berliner Kindern anders erwarten. Er aber war auch hierin mir überlegen. Noch entsinne ich mich, welchen Eindruck die Verse in einem seiner Gedichte auf mich machten:

Melancholisch finster
Schwankt der gelbe Ginster.

Was wußte ich im Thiergarten oder der Hasenhaide von dieser wild wachsenden Pflanze! Als ich ihr später zuerst begegnete, mußte ich freilich lachen, da ich dem heiteren Gesträuch, das an den Bergabhängen leuchtete, nicht zutrauen konnte, jemals in finsterer Melancholie vor dem Auge des Dichters geschwankt zu haben.

Unsere Zusammenkünfte erfuhren auch im Sommer keine Unterbrechung. In jener anspruchsloseren Zeit war es noch nicht Sitte geworden, für Jeden, der es irgend vermochte, sich aus dem Berliner Staube zu flüchten in irgend eine nähere oder entferntere Sommerfrische. Und Felix von Stein's Eltern besaßen überdies ein Haus mit einem großen alten Garten in Schöneberg, das auch den „Club" oft gastlich beherbergte. Im Uebrigen bethätigte Felix sein literarisches Interesse weniger durch eigene poetische Beiträge als durch den Eifer, mit dem er sich an unseren ästhetischen Debatten betheiligte, wobei er, der Einzige unter uns grünen Jünglingen, eine Cigarre nach der anderen rauchte.

Auch der Soldiner Freund war nicht sehr productiv. Er erwarb sich aber auf andere Art ein erhebliches Verdienst um uns, da er ein besonderes Talent für die Kochkunst hatte. So ging er, oft während der Vorlesungen selbst, geschäftig ab und zu, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen. Er „rumohrte" draußen, wie wir mit Bezug auf den Verfasser des „Geists der Kochkunst" von ihm sagten, wenn er zu lange fort blieb. Aus den geringen monatlichen Beiträgen, die wir zu unseren Symposien leisteten, konnte unmöglich die für unsere Begriffe oft glänzende Bewirthung bestritten werden. (Richard war stolz darauf, uns sogar einmal in die Geheimnisse der Béchamel-Sauce eingeweiht zu haben.) Da er aber einen reichlichen Wechsel hatte und es sich zur Ehre schätzte, in dem Poetenkreise wenigstens durch ein schätzbares Talent sich hervor zu thun, drangen wir nicht weiter auf genaue Abrechnung.

Das Getränk bestand in ein paar Flaschen jenes säuerlichen Josty'schen Biers, das nicht im Verdacht stehen konnte, uns die Köpfe zu erhitzen. Dafür sorgte nicht nur die Begeisterung, mit der wir unsere eigenen Verse vortrugen; sie wurde oft genug durch die offenherzigste Kritik gedämpft. In eine feurigere Stimmung versetzten uns häufig die Werke der großen Dichter, die wir uns mit vertheilten Rollen vorlasen. Unter Anderem entsinne ich mich eines Abends, wo wir die „Iphigenie" gewählt hatten. Immer mächtiger ergriff uns die Herrlichkeit des wundersamen Gedichts, immer höher erhoben Endrulat und ich die Stimmen; unser Kochkünstler war von seinem Herde hereingeschlichen und hatte sich sacht auf einen Stuhl neben der Thür niedergelassen; im Sopha lag Felix mit zurückgesunkenem Haupt und geschlossenen Augen; wir achteten nicht darauf, daß wir beide zuletzt allein lasen, bis tiefe, regelmäßig auf- und absteigende Töne vom Sopha her uns verkündeten, daß Einer aus unserem Bunde sanft entschlummert war. Zugleich drang ein brenzliger Mißduft aus der Küche herein, der verrieth, daß unser Abendessen Gefahr lief, als ein Brandopfer auf dem Altar der Dichtung für geringe Sterbliche ungenießbar zu werden.

Richard sprang erschrocken auf, dem Uebel draußen wo möglich noch Einhalt zu thun; träumerisch erhob sich Felix von seinem Lager und versicherte, nur einen Augenblick von der Macht der Schönheit überwältigt worden zu sein; wir Alle aber konnten durch diese drolligen Intermezzi in unserer gehobenen Stimmung nicht ernstlich gestört werden.

* * *

Was an diesen Abenden vorgelesen wurde, unterlag einer strengen Sichtung, nach welcher das für würdig Erklärte in das sogenannte „Clubbuch" eingetragen wurde — ein Quartband mit dünnem, bläulichem Schreibpapier, in einer roth marmorirten Decke, so unscheinbar, wie sich's für die prunklose Beerdigung meist todtgeborener Musenkinder geziemte.

Es war unter uns ausgemacht, daß keinem profanen Auge der Einblick in diese Blätter gestattet werden sollte. Wir waren daher nicht wenig bestürzt und entrüstet, als Richard uns eines Abends mit verlegener Munterkeit gestand, er habe sich erlaubt, unser Clubbuch Jemand zu zeigen, und zwar keinem Geringeren als Emanuel Geibel, der es denn auch freundlich durchgeblättert und geäußert habe, es werde ihm Vergnügen machen, die Verfasser persönlich kennen zu lernen.

Zu diesem Verrath hatte sich unser Freund auf folgende Weise verleiten lassen, wodurch sein Verbrechen allerdings in milderem Lichte erschien.

Das stille Haus nämlich am Enkeplatz Nr. 3, dicht an dem Gitter, das den Bezirk der Sternwarte abgrenzte, stand in besonderer Musenhuld. Im ersten Stock wohnte der Schulvorsteher, Richard's Nähr- und Pflegevater, bei dem unsere dichterischen Conventikel stattfanden, der zweite Stock beherbergte Robert Prutz mit seiner Familie, im dritten hatte Emanuel Geibel ein paar möblirte Zimmer inne. Trotz unserer Neugier, wie wohl ein wirklicher, schon gedruckter lebendiger Dichter aussehen möge, hatten wir keinen Versuch gemacht, mit den „höheren" Mächten in Verkehr zu kommen. Richard

aber, als Hausgenosse, war beiden Dichtern zuweilen auf der Treppe begegnet, und mit Geibel insbesondere in ein freundnachbarliches Verhältniß getreten, da er sich erboten hatte, ihm Federn zu schneiden.

Dabei hatte der berühmte Mann sich einmal zu der Frage herabgelassen, ob er etwa auch Verse mache. Erröthend hatte Richard seine eigenen lyrischen Sünden verleugnet, dagegen von dem Talent zweier Freunde groß Rühmens gemacht und endlich zum Beweise, daß er nicht übertreibe, das Clubbuch ausgeliefert.

Nachdem der Sturm unserer sittlichen Entrüstung verbraust war, sahen wir ein, daß wir die Folgen dieses Vertrauensbruches wohl oder übel auf uns nehmen mußten. So stiegen wir am nächsten Vormittag mit einigem Herzklopfen in den dritten Stock hinauf. Der Empfang aber, der uns zu Theil wurde, verscheuchte bald jede Beklommenheit.

Auf dem Schreibtisch freilich, von dem der Dichter sich erhob, uns mit herzlichem Händedruck zu bewillkommnen, lag das corpus delicti, unser Buch in dem roth marmorirten Einband. Das peinliche Verhör aber, das wir fürchteten, unterblieb. Geibel, damals einunddreißig Jahre alt, begrüßte uns mit väterlichem Wohlwollen als hoffnungsvolle junge Leute, deren löbliches Streben mit seinem Rath zu fördern ihm Freude machen würde. Er hielt uns, da wir selbst bescheiden verstummten, eine schöne kleine Rede über die Pflicht, durch strenge Selbstzucht sich der Gunst der Musen werth zu machen. Vor Allem sollten wir uns bemühen, etwas Rechtes zu lernen, mit allem Wissen der Zeit unseren Geist zu nähren, da der Dichter auf der Höhe seiner Zeit stehen müsse, wenn er ihr Leitstern werden wolle. Der sonore Klang seiner Stimme und die priesterliche Wärme, mit der er sprach, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Er hatte sofort mein junges Herz gewonnen, weit sicherer, als wenn er sich auf die freundlichste Kritik meiner Verse eingelassen hätte. Mit einer Art Ehrfurcht betrachtete ich das von braunem, lockigem Haar — damals noch reichlich genug — umrahmte, groß geschnittene Gesicht, aus dem unter der schönen Stirn die hellen, feurigen Augen uns gütig anblickten. Im Ganzen freilich hatte ich mir einen Dichter anders vorgestellt. Mit dem alten grünen Schnürrock und dem lose umgeschlungenen Tuch um den offenen Hals machte die stämmige, untersetzte Gestalt mehr den Eindruck eines alten Studenten oder eines etwas verwahrlosten französischen Troupiers, an den auch der starke Schnurr- und Knebelbart erinnerte. Es war mir aber lieber, ihn so finden, als wenn er in der Gestalt eines Barden oder Troubadours erschienen wäre. Dazu waren seine Worte denn doch von dem tiefen lyrischen Hauch durchweht, der seinen Gedichten ihren Reiz verlieh, und wie er sich nun mit jedem Einzelnen von uns über seine persönlichen Verhältnisse und Lieblingsstudien unterhielt, ganz anders, als wir es von den ebenfalls sehr verehrten Professoren unseres Gymnasiums gewohnt waren, fühlten wir doch, daß er von einer Menschenart war, der wir bisher noch nicht begegnet waren.

Dazwischen warf ich verstohlene Blicke auf das Blatt, an dem er eben geschrieben hatte. Ich glaube, es war eine Scene seiner Albigenser-Tragödie,

mit der er sich lebenslang tragen sollte, ohne sie zum Abschluß zu bringen. Zum ersten Mal sah ich ein im Entstehen begriffenes Manuscript eines Meisters, und auch die großen, etwas schwerfälligen Züge seiner Handschrift mit ihren Haken und Schwänzen imponirten mir höchlich.

* * *

So verlief unsere erste Begegnung zu unserer großen Befriedigung, und wir ertheilten im Hinuntergehen auf der Treppe dem Verräther feierlich Absolution, was der gute Junge mit der Bemerkung, er habe ja voraus gewußt, daß wir ihm noch danken würden, ziemlich kühl hinnahm.

Dann führte er mich bei Seite und vertraute mir, die Gedichte im Clubbuch, die Geibel als besonders talentvoll bezeichnet habe, seien fast alle von meiner Hand geschrieben gewesen, was natürlich Bernhard gegenüber Geheimniß bleiben müsse.

So sehr dies meinen nicht allzu lebhaften Ehrgeiz aufstacheln mußte, befremdete mich's doch nicht wenig. Ich hatte Endrulat's Talent für das weit bedeutendere und reifere gehalten. Als ich dann aber das erste Mal von Geibel's Aufforderung, ihn auch einmal allein zu besuchen, Gebrauch machte, erkannte ich an seinem freundlichen Eingehen auf einzelne meiner Lieder und Romanzen, daß es ihm jedenfalls Ernst damit war, wenn er in meinen noch vielfach unbeholfenen, naiven Anfängen etwas fand, was er in den weit flüssigeren, doch oft conventionell-pathetischen Versen meines Freundes vermißte.

Doch ermahnte er mich, in diesem Winter mich des Versemachens möglichst zu enthalten und erst das Gymnasium zu absolviren. Er wolle mich auch erst dann bei Franz Kugler einführen, mit dem er in herzlicher Freundschaft verbunden war, und von dessen Urtheil über alles Künstlerische er die höchste Meinung hatte.

Eines meiner Gedichte — eine Art Monolog der Niobe vor ihrer Versteinerung, deren Eintritt den Fluß der Terzinen zum Stocken brachte — hatte er schon jetzt dem Freunde gezeigt und beurtheilte nun das Gedicht sehr eingehend. Ich hatte mich ja auch von meinem Vater einer strengen Kritik zu erfreuen gehabt. Doch obwohl dieser selbst eine feine poetische Ader hatte, wovon ich manches Zeugniß bewahrte, — die letzten Geheimnisse des lyrischen Metiers waren ihm doch nicht aufgegangen, während wohl kaum ein deutscher Dichter sie je in so vollem Maße besessen hat wie Emanuel Geibel.

Ihm war nicht nur das feinste Ohr für den sinnlichen Reiz des dichterischen Ausdrucks eigen, auch das sicherste Gefühl für die Einheit des Stils und das klarste Verständniß für Alles, was die innere Form betraf. Sein angeborenes Kunstgefühl war aus drei Quellen genährt und geläutert worden: dem Studium der Alten, besonders der Griechen — mit Ernst Curtius war es ihm ja vergönnt gewesen, ein paar schöne Jugendjahre in dem classischen Lande selbst zu verleben, — dann aus der Bewunderung Goethe's und endlich nicht zum wenigsten aus einer genauen Kenntniß der zeitgenössischen französischen Lyriker. Es war ihm aber gelungen, alle diese Elemente so in sich zu verarbeiten, daß aus ihrer Verschmelzung ein eigener Klang hervorging und von Nachahmung kaum hie und da die Rede sein konnte. Es hat größere Dichter gegeben als ihn; wohl nie einen größeren lyrischen Künstler.

Das sollte auch mir zu Gute kommen. Denn wenn der Dichter auch „den Gehalt in seinem Busen“ keiner menschlichen Schulweisheit verdanken kann, sondern seiner innersten Natur und dem lebendigen Leben, bringt er „die Form in seinem Geist“ doch nicht fertig mit auf die Welt und darf es als ein Glück betrachten, wenn ein richtiger Meister ihm hilft, sie auszubilden.

Wie einem lyrischen Motiv am einfachsten und schlagendsten Alles abzugewinnen sei, was es an Stimmungsreiz und seelischem Werth enthält, wie, wenn der erste Hinwurf vorliegt, eine sorgsame Feile anzuwenden, nicht so sehr zur tadellosen äußeren Glättung, sondern um jede verbrauchte, flache oder bloß rhetorische Wendung durch eine charakteristischere, eignere zu ersetzen, darüber gingen mir durch Geibel's Winke ganz neue Lichter auf. Das Geheimniß des Adjectivs wurde mir klar, das mir freilich schon beim Lesen Heine'scher Lieder, der Goethe'schen ganz zu geschweigen, aufgedämmert war und sich vollends enthüllen sollte, als ich einige Jahre später Mörike kennen lernte. Geibel zeigte mir an manchem meiner eigenen Jugendlieder, wie durch ein unermüdliches „Nach-innen-feilen“ zuweilen ein paar unbedeutende Strophen, die aber einer echten Stimmung entsprungen waren, zuletzt doch einen intimen, persönlichen Reiz gewinnen konnten. Auch wie viel darauf ankommt, richtig anzufangen und zur rechten Zeit zu enden, vor Allem „nicht aus dem Stil zu fallen“, das heißt in einem Gedicht, das in einer bestimmten Tonart, etwa im Volkston, gehalten ist, keine Wendung zu gebrauchen, die einer höheren literarischen Sphäre angehört oder umgekehrt, wurde mir jetzt erst klar. Um nur ein Beispiel anzuführen: ich hatte, durch eine französische Lebensbeschreibung Bayard's, des Ritters ohne Furcht und Tadel, angeregt, einen Romanzen-Cyclus nach dem Muster von Herder's „Cid“ verfaßt, den ich Geibel nun auch lesen ließ. Was er davon hielt, ist mir nicht mehr erinnerlich. Es muß wohl nicht viel gewesen sein, da ich es nicht der Mühe werth hielt, das Heft aufzubewahren. Nur eine einzige dieser Romanzen habe ich später in meine Gedichte aufgenommen, die letzte, die den Tod des Helden erzählt, wie er nach dem ergreifenden Begegnen mit Karl von Bourbon,

Prinz Bourbon, der gegen Frankreich,
Gegen seinen König kämpft,

verwundet im Thal der Sesia an einen Baum gelehnt, verscheidet. Der Sieger —

Klirrend in dem Eisenharnisch
Schwingt er sich von seinem Rappen,
Tritt zu jenem Vielverehrten,
Spricht zu ihm, indem er weint:

„O Bayard, Dein herbes Scheiden,
Wie zerreißt es mir die Seele!“ —
Doch Bayard — mit dem Verräther
Tauscht er weder Wort noch Blick.

Schaut noch einmal auf zum Himmel,
Wendet sich und ist verschieden —

Hieran schlossen sich in meiner ersten Fassung noch einige Verse, die den Eindruck der stummen Verdammung des Verräthers warmherzig schilderten. „Dadurch schwächst Du den Schluß des Gedichts," sagte Geibel. „Hier ist die äußerste Kürze geboten, kein Wort sentimentaler Empfindung, das dem Hörer vorschreibt, was er selbst dabei zu empfinden habe. Ich würde einfach schließen:

Nie seit dieser Stund' hat Jener
Mehr gelächelt, wie man sagt.

Stoße Dich nicht an die letzte trockene Wendung. Auch in den spanischen Romanzen begegnen wir dergleichen scheinbar prosaischen Versen, die eben dadurch das Gedicht als ein echt volksthümliches legitimiren und stilgemäßer sind als der schönste lyrische Ausdruck."

Ich entsinne mich, daß ich damals nur mit geheimem Widerstreben seinem Rathe folgte. Bald jedoch ging es mir auf, daß es das einzig Rechte gewesen war.

Es währte nicht lange, so trug mir der verehrte Freund und Meister das brüderliche „Du" an, in das ich mich trotz des Gefühls meiner Unterordnung leicht genug fand. Er hatte von Anfang an sein geistiges Uebergewicht über meine grüne Primanerweisheit nie mit kühler Gönnermiene geltend gemacht, sondern nur wie der gereifte ältere Bruder gegenüber dem jüngeren. Zeitlebens hat er es geliebt, mit jüngeren Talenten sich von vornherein auf den Fuß eines kameradschaftlichen Verhältnisses zu stellen. Julius Grosse, Heinrich Leuthold, Hans Hopfen können es bezeugen, wie einfach menschlich der als schroff und hochfahrend Verschrieene ihnen entgegenkam. Gerade weil er sehr wohl wußte, was er werth war, lag ihm nicht daran, äußerlich den noch Unausgereiften gegenüber seine Würde zu wahren, und eine kleinliche eifersüchtige Regung vollends konnte ihn niemals anwandeln. Wie denn überhaupt der vielberufene Künstlerneid immer das Zeichen einer Unsicherheit des Selbstgefühls, die unheimliche geheime Furcht der eigenen Unzulänglichkeit in ehrgeizigen Halbtalenten zu sein pflegt, mit der sich dann doch eine thörichte Eitelkeit und Selbstüberschätzung sehr wohl verträgt. Ein Anderes ist die bittere Empfindung, die den Edelsten, Neidlosesten überschleichen kann, wenn er „des Ruhmes heil'ge Kränze auf der gemeinen Stirn entweiht" sieht. Wo ihm dies begegnete, konnte auch Geibel in eine heilige Empörung gerathen, die dann von urtheilslosen Anhängern jener falschen Größen als selbstsüchtige Ueberhebung gedeutet wurde. Den wahrhaft Großen gegenüber war Niemand bescheidener als er.

Und doch hätte mancher Andere sich durch den raschen Ruhm, den ihm der erste Band seiner Gedichte eintrug, verblenden lassen können. Zu diesem ungewöhnlichen Erfolge hatten, außer dem inneren Werth dieser Dichtungen, mancherlei äußere Umstände mitgewirkt.

Als Geibel auftrat, waren die Zeiten der Romantik eben vergangen. Der letzte ihrer Jünger, Eichendorff, hatte seine Laute oder „Mandoline", mit der er auf den Spuren seines „Taugenichts" „durch die überglänzte Au" geschritten war, an den Nagel seines Amtszimmers gehängt und nahm an der Bewegung der Zeit nur noch in seltsamen kritischen und literarhistorischen Expectorationen

Theil. Heine war eine dichterische Großmacht für sich, deren Anhänger sich in zwei Lager theilten, die aufrichtigen Poesiegläubigen, die, wie ich und meine Freunde, in ihm den größten Lyriker nach Goethe sahen, und das „Junge Deutschland", an dessen Spitze Gutzkow jede Poesie, die nicht der Zeit diente und in dem Kampf der Geister ihre Fahne flattern ließ, als ein müßiges Spiel verachtete, Heine aber wegen seiner genialen satirischen Brandraketen in Vers und Prosa seine romantischen Lieder verzieh. Von den Dichtern, die ein politisch Lied im Sinne der vormärzlichen Freiheitssänger zwar nicht für ein garstig Lied erklärten, aber selbst in der stürmischen Zeit schwerer politischer Krisen an dem Recht der Dichtung, sich an die ewigen Mächte der Menschenbrust zu wenden, festhielten, waren einige der begabtesten, Fontane, Storm, vor Allem Gottfried Keller, noch nicht an den hellen Tag hinaus getreten, Mörike in Norddeutschland so gut wie unbekannt, und nur Freiligrath's fremdartig glänzende Erscheinung wurde in den etwas matt gewordenen Musenalmanachen als ein aufleuchtendes, vielverheißendes Meteor bewundert.

In diese theils nüchterne, theils überhitzte Stimmung der Geister trat Geibel's Muse mit ihren melodischen, seelenvollen Klängen in der That wie das Mädchen aus der Fremde hinein. Es war, als wäre der Begriff der wahren Poesie, die vom Herzen zum Herzen spricht, eine Weile verloren gewesen und nun wieder aufgefunden worden. Man freute sich, wenn auch unter den politischen Ungewittern der Himmel einzustürzen drohte, doch noch eine Lerche davonkommen zu sehen, deren süßer Ton die Herzen erquickte. Hier war von keiner „Tendenz" die Rede, von keinen witzigen, spitzigen Sarkasmen oder Sturmliedern einer revolutionären Kämpferschar: die alten, ewigen Gefühle: Liebe, Andacht zur Natur, Feier der Schönheit und gläubige Hinwendung zu einer göttlichen Weisheit, die über allem zeitlichen Weltschicksal thront, waren die bewegenden Mächte in der Brust dieses jungen Dichters, der daneben doch auch schon zu erkennen gab, daß er in dem politischen Kampf dieser Tage seinen Mann zu stehen gedenke.

Es war daher kein Wunder, daß nicht bloß „Backfische" und zartgestimmte Frauen für den neuen Dichter „schwärmten", sondern auch ernste Männer, die in ihrer Gesinnung sich von dem scharfen, nüchternen Ton des Jungen Deutschlands und Heine's gottloser Genialität abgestoßen fühlten, durch den Hauch von Innigkeit und heiterer Schönheit, der alle Dissonanzen auflöste, für Geibel gewonnen wurden. In den Kreisen der Aristokratie kam noch die Genugthuung hinzu, daß endlich einmal wieder ein Dichter auftrat, der aus seinem von dem geistlichen Vater überkommenen Christenglauben kein Hehl machte.

Zu allen Zeiten hat Geibel Werth gelegt auf aristokratische Verbindungen, doch ohne jemals seiner eigenen Würde etwas zu vergeben. Vielmehr durchdrang ihn dabei das Bewußtsein der Ebenbürtigkeit des Talents mit dem Adel der Geburt, die hohe Meinung von der Glorie des Dichterberufs nach dem Worte Schiller's:

Es soll der Sänger mit dem König gehn;
Sie beide wandeln auf der Menschheit Höh'n.

Keine persönliche Eitelkeit war dabei im Spiel, nur der Anspruch, in diesen exclusiven Regionen als Vertreter seines Standes von Macht zu Macht behandelt zu werden. Wie er denn auch sonst von der Schwäche, auch nach dem Beifall Solcher zu streben, die er nicht für voll nahm, völlig frei war. Auch er wußte, daß wir die Welt in unseren Freunden sehen müssen, wenn wir verdienen sollen, daß die Welt von uns erfahre.

In jenem Winter aber klagte er oft, daß er sich in zu viele gesellige Beziehungen verstrickt habe, die mehr von ihm forderten, als sie ihm zu geben im Stande wären. Man scheute sich nicht, seine Gefälligkeit und sein leicht improvisirendes Talent zu allerlei privaten Zwecken zu mißbrauchen. So erinnere ich mich, daß ich eines Tages, als ich ihn besuchte, ihn noch im Bette fand. Er war immer ein Langschläfer und mußte sich damit necken lassen, daß er das schöne Gedicht:

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen —

wohl nur nach Hörensagen verfaßt habe.

Diesmal war es schon hoher Mittag. Aus den Kissen auffahrend, erklärte er mir, er sei die letzte Nacht erst gegen Morgen zu Bett gekommen. In der Gesellschaft, in die er geladen war, habe eine junge Gräfin einen schwachen Augenblick benutzt, ihn um ein Gedicht zur silbernen Hochzeit ihrer Eltern zu bitten. Er habe es nicht abschlagen können und, als er gegen zwei Uhr nach Hause gekommen, noch die erste Strophe hingeworfen, da die Feier nah bevorstehe. „Thu mir nun den Gefallen und mache die beiden folgenden. Dies und das ungefähr habe ich darin sagen wollen, mir brummt aber noch der Kopf von der Ananasbowle und dem schlechten Schlaf. Ich brächte in dieser Verfassung nichts Gescheidtes zu Stande."

Ich brauche nicht zu versichern, daß mir kein König der Welt eine höhere Ehre hätte erweisen können, als er durch diesen Auftrag. Ich fand richtig auf dem Schreibtisch im Nebenzimmer das Blatt mit der großen, diesmal etwas unsicheren Schrift des Freundes, eine achtzeilige Strophe, die an das Glück der ersten, grünen Hochzeit erinnerte; die zweite sollte der silbernen gewidmet sein und die dritte mit dem üblichen Ausblick auf das Gold des Greisenalters schließen. Die nächtliche Inspiration hatte nicht eben einen besonders neuen, tiefsinnigen Gedanken eingegeben, dessen Ausführung einem Anfänger schwer gefallen wäre. Als denn auch nach einer Viertelstunde der Verfasser der ersten Strophe, wie er den Federn entstiegen war, nur mit einer Unterhose und der grünen Pekesche bekleidet, mit finsterer Stirn, die Locken wirr ums Haupt flatternd, bei mir eintrat, war das gemeinsame Werk schon beendet. Er ließ es sich vorlesen, nickte ein kurzes „Gut!", bat mich, das Gedicht abzuschreiben, und nachdem er seinen Namen mit gewaltigen Haken darunter gesetzt hatte, steckte er das Blatt in ein Couvert und schickte es sofort durch seinen Stiefelputzer an die gräfliche Adresse.

* * *

Was aber den Gegenstand unserer häufigsten und eifrigsten Unterhaltungen bildete, war keineswegs, wie man nach all diesem voraussetzen möchte, die lyrische Poesie, sondern die dramatische.

Sein ganzes Leben hindurch war Geibel mit dramatischen Projecten, Scenaren und halb ausgeführten Scenen beschäftigt, und kein Thema griff er begieriger auf, als das Problem der dramatischen Technik, „das Geheimniß des Dramas“, wie er es zu nennen pflegte. Fertig geworden war von all' seinen jugendlichen Entwürfen nur ein „König Roderich“; der „Meister Andrea“, den er zuerst unter dem Titel „Die Seelenwanderung“ für den Sohn des Prinzen von Preußen schrieb, reifte heran. Daß das anmuthige Stück, wie Geibel's Biograph Gaedertz berichtet, 1847 in acht Tagen geschrieben worden sei, ist bei der langsamen, schwerflüssigen Art, wie Geibel arbeitete, nicht denkbar. Schon aber hatte er die beiden unermeßlichen Gebiete der Geschichte und Sage nach allen Richtungen durchstreift, an jeden Busch geklopft, ob ihm keine dramaturgische Frucht daraus in die Hand fallen möchte, und die zwei inneren Seiten eines leeren Buchdeckels enthielten die lange Liste der Stoffe, die er sich zu dramatischer Behandlung ausersehen hatte. Es fehlte darin kein antiker tragischer Held, kein schon hundertmal dramatisirter deutscher Kaiser, kein vorleuchtender Name der nordischen Heldensage. Und regelmäßig mußte man erleben, wenn man ihm von einem historischen Stoffe sprach, aus dem man ein Trauer- oder Schauspiel zu machen gedenke, daß er die Stirne runzelte, die Augen zornig rollen ließ und mit donnernder Wucht hervorstieß: „Das ist *mein* Stoff!“

Worauf er dann den Buchdeckel mit der Namenliste herbeiholte und nachwies, daß er denselben Stoff schon vor so und so viel Jahren zu eigenem Gebrauch sich notirt habe.

Damals trug er sich, wie gesagt, mit einer Albigenser-Tragödie, von der er schon einige Scenen ausgeführt hatte, obwohl die Composition des Ganzen ihm noch nicht feststand. Eben der architektonische Aufbau, so viel er über dessen Grundgesetze sich Gedanken gemacht und mit Freunden ihn hin und her berathen hatte, blieb ihm bei all' seinen dramatischen Unternehmungen das Schwierigste. Die sittlichen und geistigen Conflicte, die Charakter- und Leidenschaftsprobleme gingen ihm in voller Klarheit auf und regten seine Seele zum höchsten dichterischen Ausdruck an. Nur allzu sehr aber gebrach es ihm an der unentbehrlichen scenischen, theatralischen Phantasie, die eine sich entwickelnde, anschwellende, in nothwendiger Verknüpfung sich gruppirende Handlung in Bewegung setzt. Er war stets in einer hülflosen Lage, wenn sich's darum handelte, seine Figuren mit einem plausiblen Motiv auftreten und wieder abgehen zu lassen. Solange sie auf der Scene verweilten, verstand er es trefflich, ihnen bedeutende Worte in den Mund zu legen, nicht nur lyrisch-rhetorische Herzensergüsse, sondern echt dramatische Reden und Gegenreden. Aber so wie ihm jedes novellistische Talent fehlte, stand er auch der Aufgabe des Dramatikers, äußere Umstände zum Hebel innerer Vorgänge zu gestalten, unbehülflich und unlustig gegenüber.

Aus diesem Grunde ist auch nur das eine seiner Trauerspiele zu einer starken Bühnenwirkung herangereift, die „Brunhild“. Hier hatte die Sage so kräftig vorgearbeitet, daß der erfindenden Phantasie des Dramatikers nicht viel zu thun übrig blieb. Von den vielen Bearbeitern der Nibelungen hat

denn auch kaum Einer, selbst der am wenigsten Begabten, sich an dem gewaltigen Stoffe versucht, ohne einen bedeutenden Gewinn davonzutragen. So stark sind die tragischen Grundmauern des Stoffes, daß sie auch in einem Ausbau von geringerer dichterischer Größe einen imponirenden Eindruck machen. Gleichwohl bedurfte es auch für dieses Stück Geibel's der mäeutischen Beihülfe guter Freunde, wie Kugler und Putlitz, um das äußere Gefüge den Anforderungen der Bühne überall anzupassen.

Diese seine Grenze kam mir damals natürlich nicht zum Bewußtsein, und ich hielt den Freund auch auf dem Gebiet des Dramas zu allem Höchsten berufen, da er zu der Erkenntniß dessen, was die größten Dramatiker unsterblich gemacht, die feinsten und reinsten Organe besaß. Ihn über Shakespeare reden zu hören, war mir auch späterhin stets in hohem Grade anregend und belehrend, ihn ein großes Drama vorlesen zu hören, ein unvergleichlicher Genuß. Auch seine Recitation lyrischer Gedichte, zumal seiner eigenen, war eindrucksvoll; er setzte die Verse gleichsam in Musik und ließ sie auf dem Strom seiner tiefen, melodischen Stimme in einer träumerischen Eintönigkeit hinschwimmen. Wenn er Dramatisches las, kam mehr Licht und Schatten, eine größere Mannigfaltigkeit von Tönen in den Vortrag, die leidenschaftlichen Scenen wuchsen ohne jedes falsche Pathos zu machtvoller Größe an, und in den zarten, lyrischeren Theilen wußte er jede weichliche Affectation zu vermeiden. Die Abende in München, an denen er einem kleinen Freundeskreise Otto Ludwig's „Makkabäer" und Grillparzer's „König Ottokar" vorlas, stehen mir in unauslöschlicher Erinnerung. Kaum jemals im Theater, auch nicht von den größten Schauspielern, habe ich eine tiefere Erschütterung erlebt.

Und so werde ich, da er mich zu den Gipfeln dramatischer Kunst emporblicken ließ, schwerlich den Muth gefaßt haben, ihm von meinen tastenden Anfängen zu sprechen, von jenem „Don Juan de Padilla", der mir selbst trotz des väterlichen Lobes so äußerst unreif erschien, noch weniger von einer krausen dilettantischen Komödie, die ich vor jenem historischen Trauerspiel verfaßt, und mit der ich eine sehr niederschlagende Erfahrung gemacht hatte. Die Handlung dieser phantastischen Posse, die ich für uns Viere vom „Club" gedichtet hatte, ist mir gänzlich entfallen. Ich weiß nur noch, daß die Hauptpersonen ein Schneider und eine Prinzessin waren, deren Rollen mir und Endrulat zufielen, und daß es von gereimten Versen in allen erdenklichen strophischen Formen wimmelte. Beim Niederschreiben derselben hatte ich mich unendlich ergötzt und so viel lustige Faxen und Anzüglichkeiten auf unsere eigenen werthen Personen eingeflochten, daß wir bei den Proben, die auf meinem Hinterzimmer in der Behrenstraße stattfanden, nicht aus dem Lachen kamen. Wir versprachen uns einen glänzenden Erfolg bei unserem Publicum, das nur aus Felix Stein's Eltern, seiner schönen Schwester und den Meinigen bestand. Zu unserem größten Erstaunen entzündete die Aufführung nicht die geringste Heiterkeit; die Scherze, die wir oft kaum vor eigenem Lachen vernehmlich hervorbringen konnten, fielen platt zu Boden, und der Beifall am Schlusse rührte nur von der gütigen Absicht der Zuschauer her, uns über die beschämende Stimmung eines vollständigen Fiasco hinwegzuhelfen.

Ich aber hatte die gründliche Lehre erhalten, daß man beim Dichten eines Lustspiels seinem Publicum nicht Alles vorweglachen soll, und wie Recht Lessing mit seiner Warnung gegen den Bruder hatte: er dürfe nie vergessen, daß man eine Woche lang auf seiner Stube sehr ernsthaft gewesen sein müsse, wenn die Leute im Theater eine Stunde lang lachen sollen.

* * *

Im März des Jahres 1847, gerade an meinem siebzehnten Geburtstage, war mir das mündliche Abiturientenexamen erlassen worden. Meine Lehrer, die mich zur classischen Philologie berufen glaubten, hatten mir die schöne Züricher Gesammtausgabe des Plato mit auf den Weg gegeben. Ich habe ihre Hoffnungen freilich sehr getäuscht.

Denn obwohl ich zunächst in vier Semestern in Berlin u. A. die Vorlesungen von Boeckh, Lachmann und meinem Vater besuchte — bald war ich mir bewußt, daß ich nicht aus dem Holze war, aus dem klassische Philologen geschnitzt werden. Zwar, daß diese edle Wissenschaft mit der Pflege der Dichtkunst vereinbar sei, hatte gerade Geibel's Beispiel mir gezeigt, der seinen Schulsack nicht auf die leichte Achsel genommen, sondern so gründlich sein Wissen bewahrt hatte, daß er im Stande war, bei einer längeren Verhinderung seines früheren Lehrers am Lübischen Gymnasium ihn in den Jahren 1848 und 1849 nicht nur in Deutsch und Literaturgeschichte, sondern auch im Horaz zu vertreten.

Ich aber hatte früh erkannt, daß ich überhaupt für einen gelehrten Beruf nicht geschaffen war. Mein Sinn stand allein auf dichterische Aufgaben, und da ich stets vor allem Dilettiren in ernsten Dingen eine heilige Scheu gehegt hatte, war mir der Gedanke entsetzlich, mit halbem Herzen und halber Kraft mich einer Wissenschaft zu widmen, die, wie eine jede, die Hingabe des ganzen Menschen und eines ganzen Lebens erheischt.

Zunächst freilich, da es galt, ein „Brotstudium" zu wählen, während damals mehr noch als jetzt die Poesie als eine brotlose Kunst angesehen wurde, schlenderte ich auf dem Wege, den mir meine Abstammung von zwei Grammatikern und Sprachforschern wies, ohne viel Zukunftssorgen weiter und genoß nebenher die schöne Freiheit des Studentenlebens und alles Ersehnte und kaum Geahnte, was sich durch den Eintritt in das Kugler'sche Haus vor mir aufthat.

Unser „Club" hatte sich, soviel ich mich entsinne, seit der Bekanntschaft mit Geibel zwar nicht aufgelöst, sich aber lahm und unersprießlich durch den Winter fortgeschleppt. Wir waren, seit wir uns an eine berufene Kritik wenden konnten, gegen unseren eigenen ästhetischen Fürwitz mißtrauisch geworden. Das Clubbuch wurde nicht fortgesetzt. Mein Verkehr mit Endrulat hörte zwar nicht auf, da wir uns von Herzen zugethan waren. Doch da Geibel nicht daran dachte, auch ihn bei Franz Kugler einzuführen, blieb ihm der Kreis, in dem ich nun meine reichsten Eindrücke und die unschätzbarste Förderung in aller künstlerischen Bildung empfing, verschlossen.

Seine anima candida war ganz frei von Neid und Eifersucht. Sein Lebenlang hat er mit brüderlicher Wärme zu mir gestanden und mir noch

durch die Widmung seiner zweiten Gedichtsammlung, der „Geschichten und Gestalten" (Hamburg, 1862), bewiesen, daß er der Jugendfreundschaft Treue gehalten.

Im Jahre 1857 erschienen seine „Gedichte", „den deutschen Männern Ernst Moritz Arndt und Ludwig Uhland" gewidmet. Bald nach dem Revolutionsjahr hatte sich der junge Student nach Schleswig-Holstein gewendet, wo er zunächst eine Hauslehrerstelle fand. Als dann der Streit mit Dänemark ausbrach, konnte ihn nichts zurückhalten, sich als Freiwilliger im 2. Jägercorps am Kampf zu betheiligen, und er war glücklich, als er bei Idstadt eine leichte Kopfwunde erhielt. Das „Buch der Erinnerung", das er unter dem Titel „Von einem verlorenen Posten", Herzog Ernst II. gewidmet, im Jahre 1857 herausgab, zeugt auf allen Blättern von dem stürmischen Muth und feurigen Freiheitsdrang, der ihn beseelte.

Er hatte an einer Hamburger Schule eine Stellung gefunden, die seinen Wünschen und Fähigkeiten entsprach. Als die Stadt Hamburg mit großer Begeisterung 1859 ihr Schillerfest feierte, war Bernhard Endrulat die Seele der gesammten Bewegung. In einem stattlichen Bande hat er darüber berichtet. Was er selbst an poetischen Reden und Prologen dazu beigesteuert hat, entbehrt freilich alles eigenartigen Reizes und bleibt hinter Vielem zurück, was in seinen anderen Gedichten von seiner schwungvollen dichterischen Beredsamkeit Zeugniß gibt. Wie reich und voll strömt diese gleich in dem Prolog zu den „Gedichten", in welchem er seine Hingebung auf Gnade und Ungnade an die Poesie, die bestrickende „Meeresfei", in dithyrambischer Ekstase ausspricht:

Schiffe fahren, Segel schwellen, und sie singt in sel'ger Ruh';
Kluge, nüchterne Gesellen stopfen sich die Ohren zu,
Steuern ängstlich nach der kargen, klanglos-kalten Heimath fort,
Bebend vor den himmlisch-argen Liedern und den Strudeln dort.

Aber ich — mit festem Steuer zu den Klippen streb' ich hin,
Meine Augen füllt ein Feuer, Licht und Wonn' ist all mein Sinn.
Mein verklärtes Antlitz lächelt nach dem lichten Götterbild,
Luft wie Frühlingsodem fächelt Herz und Stirne kühl und mild.

Mahnet nicht, ich soll erwachen aus dem schauersüßen Wahn:
Seht, schon langt der schwanke Nachen bei dem schwarzen Schlunde an,
Und die Zaubrin hör' ich singen, und sie leuchtet rosenroth,
Und mit Singen und mit Klingen stürz' ich in den sel'gen Tod!

Nicht Alles in den beiden lyrischen Bänden ist auf diesen pathetischen Ton gestimmt. In buntem Wechsel, in den mannigfaltigsten Formen ziehen

[1]) Nach dem traurigen Ausgang, den die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1851 nahm, betheiligte er sich noch mehrfach an den Geschicken der Herzogthümer, an denen sein Herz hing, 1864—1866 als Leiter des Preßbureaus des Herzogs Friedrich von Schleswig, 1868 bis Ende 1872 als Redacteur der „Itzehoer Nachrichten". Als er seine Hoffnungen auf eine selbständige Stellung der Herzogthümer im Deutschen Reich scheitern sah, siedelte er nach dem Elsaß über, wo er als Journalist thätig war, und trat 1876 in den preußischen Archivdienst, erst in Düsseldorf, dann in Wetzlar, zuletzt als Vorstand des Staatsarchivs in Posen, wo er am 17. Februar 1886 starb.

die inneren Erlebnisse, Stimmungen und Betrachtungen des Dichters vorüber, Vieles so sinnig im Gedanken, so glücklich im Ausdruck, daß es sich neben dem Besten in Geibel's Gedichten sehen lassen kann. So u. A. die Antwort auf die Frage:

Was ist das Glück?
Nach jahrelangem Ringen,
Nach schwerem Lauf ein kümmerlich Gelingen,
Auf greise Locken ein vergoldend Licht,
Ein spätes Ruhen mit gelähmten Schwingen —?
Das ist es nicht!

Das ist das Glück:
Kein Werben, kein Verdienen!
Im tiefsten Traum, da ist es Dir erschienen,
Und Morgens, wenn Du glühend aufgewacht,
Da steht's an Deinem Bett mit Göttermienen
Und lacht und lacht!

Oder ein nachdenkliches Sprüchlein, wie das folgende:

Hüt Dich vor Wünschen, Menschenkind!
Die guten flattern fort im Wind,
Und keiner ist, der taubenfromm
Zurück mit grünem Oelblatt komm'.
Die schlimmen hascht der Teufel ein
Und stutzt nach seinem Sinn sie fein,
Erfüllt sie Dir zu Leid und Last,
Wenn Du sie längst bereuet hast.

Und doch, so Vieles ich noch anführen könnte, des alten Freundes Talent und adlige Gesinnung zu erweisen, — sein Name ist vergessen. Er findet sich in keinem Conversationslexikon, keine Literaturgeschichte erwähnt ihn, und nur ein oder das andere seiner kleinen Lieder begegnet uns hin und wieder in einer Chrestomathie.

Denn so rüstig er sich im äußern Leben zum Manne entwickelt hat — als Dichter ist er über den Jüngling nicht hinausgekommen. Das allein freilich würde nicht erklären, warum er nicht mitgenannt wird, wo man die besten Namen nennt. Ist doch gerade die Jugendzeit für den echten Lyriker die Zeit der schönsten Blüthe, und mancher früh Dahingeschiedene lebt im ewigen Gedächtniß der Nachwelt. Solchen Auserwählten aber war es gegeben, früh einen eigenen Ton zu finden, die persönlichen Züge ihres Wesens so deutlich auszuprägen, daß keine Zeit sie verwischen kann. Einem Hölty, Theodor Körner, Hölderlin, Shelley ist dies zu Theil geworden. Den Gedichten meines Jugendfreundes fehlte die persönliche Note, die seine Stimme im Geräusch der Welt erkennbar gemacht hätte. Auch in seiner geistigen Entwicklung ist er bei den Anschauungen und Ideen der 48er Tage stehen geblieben. Als er mich im Juli des Jahres 1858 in meiner Ebenhausener Sommerfrische besuchte, fand ich auch in dem gesetzten, etwas feierlich auftretenden Manne die alte Wärme der Empfindung wieder. Doch nachdem wir unsere Jugend-

erinnerungen ausgetauscht hatten, stockte es zwischen uns. Wir fühlten beide, daß wir uns eigentlich nichts mehr zu sagen hatten.

* * *

Nach dieser Abschweifung, die man der Pietät für einen verschollenen alten Freund zu Gute halten wird, kehre ich zu der Zeit zurück, wo mir durch den Eintritt in das Kugler'sche Haus eine eigentliche vita nuova aufging.

Der Hausherr selbst, 1808 in Stettin geboren, stand damals in der Vollkraft seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit und als vortragender Rath im Cultusministerium auf der Höhe seiner Wirksamkeit auf vielen Gebieten künstlerischer Cultur, da sein Chef, der Minister von Ladenberg, ihm das größte Vertrauen in seine Einsicht und Redlichkeit bewies. Neben der Vollendung und immer neuen Bearbeitung seiner bahnbrechenden Werke, der Kunstgeschichte und der Geschichte der Malerei, neben den Actenstößen, die sich auf seinem Pulte häuften, fand aber der so vielfach Begabte noch Zeit zu dichterischen Aufgaben, und dieser unwiderstehliche Nebentrieb seiner Natur war es auch gewesen, was ihn mit dem um sieben Jahre jüngeren Geibel zusammengeführt hatte.

Mit anderen künstlerischen Gefährten, darunter vor Allem der Maler-Dichter Robert Reinick, der Architekt Strack, der Bildhauer Drake, hatte Kugler schöne Lehr- und Wanderjahre genossen und in den verschiedensten Künsten sich versucht. Er zeichnete, radirte, sang, blies das Waldhorn, componirte Lieder im Volkston, die er selbst gedichtet hatte. Eine Frucht dieser romantischen Jünglingszeit war das im Jahre 1830 erschienene „Skizzenbuch", das seine ersten Gedichte enthielt, mit eigenen, zum Theil phantastischen Radirungen illustrirt und mit den Noten seiner eigenen Compositionen begleitet. Sein allbekanntes „An der Saale hellem Strande" erschien hier zum ersten Mal, mit einer Zeichnung der alten Rudelsburg. Ein so vielseitiges Talent lief Gefahr, sich in dilettantischem Selbstgenuß zu verzetteln. Aber der redliche Ernst, der im Grunde seines Charakters lag, bewahrte ihn vor dem Schicksal, aus so vielen fröhlichen Blüthen keine dauernde Frucht zu gewinnen. Er sammelte seine Kräfte zu gründlichen Studien der Kunstgeschichte, einer Wissenschaft, die damals noch in den Windeln lag, und um deren rasches Aufblühen er im Wetteifer mit seinem Freunde Karl Schnaase sich ruhmvoll verdient machen sollte.

Ueber die Ergebnisse seiner Forschung ist die Wissenschaft seitdem vielfach hinausgegangen, Manches berichtigend und nach neueren Quellen ergänzend. Dennoch sind diese Bücher in ihrer ersten Form werthvolle Zeugnisse geblieben, wie sich die Fülle der Erscheinungen in einem ungewöhnlich begabten künstlerischen Geist gespiegelt und einen einfach-kraftvollen Ausdruck gefunden hat.

Als ich ihn kennen lernte, war Kugler mit der Ausarbeitung seiner „Geschichte der Baukunst" beschäftigt. Zur Uebung in seinen geliebten freien Künsten ließ dies große Werk ihm kaum noch Zeit, es sei denn, daß er einzelne architektonische Illustrationen selbst radirte und Abends zum Clavier eines seiner alten Lieder sang oder den stattlichen Band hervorholte, in welchem er

aus dem Schatz der Volkslieder aller Nationen die charakteristischesten gesammelt hatte. Aber die poetische Ader war zu stark in ihm, um sich lange unterbinden zu lassen. Die Tage der Lyrik waren freilich vorüber. Er trug sich dagegen mit einer Fülle von Plänen zu historischen Dramen und Novellen, deren Ausführung durch das ganze nächste Jahrzehnt eifrig betrieben wurde, und über die er mit Freund Emanuel und bald auch mit mir auf weiten Spaziergängen sich auszusprechen liebte.

Sein Haus war damals der Sammelpunkt eines ganzen Schwarmes aufstrebender junger Leute, die sich freudig als seine Schüler bekannten. Der Bedeutendste darunter, Jakob Burckhardt, geboren 1818, konnte schon für einen jungen Meister gelten und stand dem älteren Freunde mit eigenem Urtheil und einer Fülle auf eigene Hand erworbener Kenntnisse zur Seite, so daß Kugler ihm die Bearbeitung der zweiten Auflage seiner „Geschichte der Malerei" anvertrauen konnte. Noch ahnten wir nicht, zu welch' beherrschender Stellung in der Geschichte der Kunst und Cultur der damals Neunundzwanzigjährige, der mit seiner heiteren Feinheit, seiner poetischen und musikalischen Begabung den häuslichen Kreis belebte, schon im Lauf der nächsten Zeit sich emporschwingen sollte. Auch er war mit Geibel herzlich befreundet, wärmer und dauernder als mit den anderen jungen Hausfreunden, Fritz Eggers, Wilhelm Lübke, Richard Lucä, Theodor Fontane u. A. Adolf Menzel, der damals schon Kugler's „Geschichte Friedrich's des Großen" durch seine herrlichen Illustrationen verewigt hatte, stand diesem Kreise persönlich ferner, bei dessen geselligen Abenden man ihm kaum einmal begegnete.

Was aber die verschiedenen Elemente dieser Schülerschaft anzog und zusammenhielt, fast mehr noch als die unermüdliche, immer mit Rath und That hülfsbereite Güte des Meisters, waren die liebenswürdigen Frauen und Mädchen, die der zwanglosen Geselligkeit des Kugler'schen Hauses einen unwiderstehlichen Reiz verliehen. Vor allen Anderen die Hausfrau selbst, eine Tochter Eduard Hitzig's, der selbst noch, als ein gebrochener alter Mann, im Erdgeschoß seines Hauses an der Friedrichsstraße 242 vegetirte und seinen Lehnstuhl nie verließ, um in die Mansardenwohnung der Tochter hinaufzusteigen. Er freute sich aber ihres Glückes, des wachsenden Ansehens ihres Gatten, der drei lieben Kinder, die sie ihm geboren hatte, und dann und wann wünschte er auch einen der jungen Hausfreunde bei sich eintreten zu sehen. Seine Erinnerungen an die eigenen berühmten Freunde, E. T. A. Hofmann, Zacharias Werner, vor Allem den edlen Chamisso, bildeten dann das Thema des Gesprächs.

In solcher Umgebung war Franz Kugler's Frau aufgewachsen, ein Poetenkind, an dessen Wiege Dichter gestanden hatten. Auch ihr Vater, der alte „Ede", hatte sich der gaya scienza befleißigt. Sie selbst aber hatte von dem Kastalischen Quell, der durch ihr väterliches Haus rauschte, nur so viel gekostet, um ihren Sinn für alle Schönheiten der Dichtung zu läutern und den Instinct für das Echte und Große in sich zu befestigen. So bewegte sie sich anspruchslos auch unter der künstlerischen Jugend, auf die der Adel ihrer ernsten Schönheit und die weibliche Milde ihres Wesens einen Zauber ausübten, wie ihn ihr Bräutigam in dem Gedicht

Du bist wie eine stille Sternennacht

und späterhin Geibel bei der Widmung seiner Gedichte geschildert hatte:

Du aber wandelst durch den Garten
In stiller Anmuth lächelnd hin.

Neben ihr, in Vielem ihr voller Gegensatz, stand Kugler's Schwester Luise, äußerlich ohne jede Anmuth, mit lebhaften, derben Bewegungen ihre Reden begleitend, eine echt pommersche Frohnatur, dabei mit einem zarten Sinn für alles Künstlerische begabt, wie sie es denn auch im Blumenmalen und Decoriren von Kunstblättern zu nicht geringer Fertigkeit gebracht hatte. Sie wohnte mit ihrer trefflichen alten Mutter in einem Hause, das dem Hitzig-Kugler'schen gerade gegenüber lag, brachte all ihre Abende in der brüderlichen Familie zu, vergötterte die Kinder, that der Schwägerin alles Liebe und Gute an und nahm an den poetischen Gastgeschenken, die die Hausfreunde lieferten, begierig Theil, Einen nach dem Andern im Profil in ihr Album zeichnend. Alle liebten sie und verkehrten, beim größten Respect vor der Grundliebenswürdigkeit und Tüchtigkeit ihres Naturells, weit zwangloser mit „Tante Jhßy" als mit der Herrin des Hauses.

Außer ihr gingen noch andere anziehende weibliche Gestalten in den großen, niedrigen Mansardenzimmern der Frau Clara aus und ein, zunächst die Töchter ihres Schwagers, des Generals Baeyer, der den ersten Stock des Hauses bewohnte. Seine Gattin, Eugenie, von deren Schönheit Alle, die sie gekannt hatten, nicht genug zu sagen wußten, war schon vor einigen Jahren gestorben. An den verwaisten fünf Kindern vertrat Frau Clara neben einer alten Gouvernante Mutterstelle. Auch diese Mädchenjugend war unter künstlerischen Einflüssen aufgeblüht, die zweite Tochter, Emma, die später mein Freund Otto Ribbeck heimführte, schon über das Backfischalter hinaus, dem Kugler's Töchterchen Margarete in kurzen Röcken und wehenden Haarschleifen als ein übermüthiges Schulkind noch angehörte. Eine schöne, blonde Nichte Kugler's, Clara Wulsten, lebte zu verschiedenen Malen längere Zeit unter ihrem Dache, und an reizenden jungen Freundinnen war kein Mangel.

Hiernach wird man begreifen, daß ein siebzehnjähriger Student, dem der Eintritt in dieses Haus gestattet wurde, sich die Pforten des Paradieses eröffnet zu sehen glaubte. Zudem war es noch die gute alte Zeit des Berliner Lebens, in der die engeren Verhältnisse, die bescheideneren Sitten der Stadt, die noch keinen Anspruch machte, als Weltstadt zu gelten, jenen anspruchsloseren Zuschnitt der Geselligkeit begünstigten, der allein ein wärmeres Zusammenschließen der Menschen möglich macht und heutzutage schon durch die räumliche Weitläufigkeit des Verkehrs fast ganz geschwunden ist. Man durfte noch ungeladen an eine gastliche Thür anklopfen, ohne die Hausfrau in Verlegenheit zu setzen. Wenn der unvorgesehenen Gäste einmal so viele wurden, daß das Wohnzimmer wie ein gefüllter Bienenkorb schwärmte, — für die Bewirthung mit Thee, Butterbrot und kalter Küche reichte der häusliche Herd immer noch aus, da Niemand kam um eines Soupers willen, sondern um unter liebenswürdigen Menschen ein paar Stunden lang plaudernd und scherzend sich's wohl sein zu lassen.

Nun aber wäre nichts irriger, als zu glauben, daß solche Abende sich zu Sitzungen einer kleinen privaten Kunstakademie gestaltet hätten. So wenig der bekannte scharfe kritische Ton, der in gewissen ästhetisch angehauchten Berliner Salons vorherrschte, hier angeschlagen wurde, so wenig war es auf ein beständiges Mittheilen poetischer oder kunsthistorischer Dinge abgesehen. Und dies war nicht zuletzt das Verdienst des Hausherrn, der, ehe er Abends zu den Seinigen kam, den Professor- und Geheimrathsrock in seinem Arbeitszimmer auszog und in ein bequemes Hausvatercostüm schlüpfte. Wenn ihm Fernerstehende eine gewisse Steifheit und ablehnende Kälte nachsagten, berührten sie damit sein eigentliches Wesen so wenig wie die Berichte aus Weimar von Solchen, die in dem großen Dichter nur den Minister gefunden haben wollten. Seine scheinbare Geheimräthlichkeit entsprang nur aus einer Art Zerstreutheit und naiver Unbekümmertheit um den Eindruck, den er auf fremde Menschen machte, aus einer nachlässigen poetischen Träumerei, in der er von seinen sehr energischen Arbeiten ausruhte. So konnte er auch unter uns jungen Leuten lange stumm dasitzen, nur mit seinen freundlichen Mienen unsere übermüthigen Scherze oder ernsten Debatten begleitend. Dann stand er wohl endlich auf, wenn die Frauen „ein Lied für das Gemüth“ von ihm verlangten, und sang ein paar Eichendorff'sche Lieder in seiner eigenen seelenvollen Melodie oder spanische und italienische Volksweisen, zu denen er die Worte gedichtet hatte, und die wir nicht müde wurden immer von Neuem zu hören.

* *
*

Jenes erste Jahr aber, das ich in dem traulichen Hause verleben durfte, stand fast ausschließlich unter dem Zeichen Geibel's.

Er war damals besonders productiv und bereitete die Herausgabe seines zweiten Bandes, der „Juniuslieder“, vor, die im folgenden Jahr erschienen. Ich habe diese Juniusliede“ stets für die reifste und reichste dichterische Gabe gehalten, die Geibel seinem Volke beschert hat. Alle Töne, über die seine Leier gebot, sind hier voll und rein angeschlagen: neben der zarten, süßen Naturempfindung und den Liebesliedern, die seinen ersten Band fast ausschließlich erfüllt hatten, erklingen die zornigen und weihevollen Töne, mit denen er Deutschlands politische Kämpfe begleitete, jene Seherworte, in denen er schon damals seinen unerschütterlichen Glauben an die Wiederkehr der alten Kaiserherrlichkeit aussprach, als wir alle noch eine Erhebung und Einigung Deutschlands in dieser Form für einen Traum mittelalterlicher Dichter-Phantasie hielten.

Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht
Und beugt die knospenden Reiser.
Im Winde klingt ein altes Lied,
Das Lied vom deutschen Kaiser.

Wie männlich klar und bei aller streitbaren Wucht doch maßvoll erhebt er seine Stimme für die damals heiß umstrittenen Herzogthümer, wendet sich gegen die „Kleingläubigen“, die in den Stürmen der Zeit den herannahenden

Untergang ahnten, und träumt von glücklicheren Tagen, „wo die Christen Menschen werden". Mögen manche dieser Lieder in der Form den Einfluß der Freiligrath'schen Lyrik verrathen und die markigen Sonette an Rückert's „geharnischte" erinnern: der Gehalt in ihnen ist sein eigen, und immer muß es ihm zum Ruhm angerechnet werden, daß er in dem tosenden Hader der Parteien fortfuhr, auf die Stimme seines Genius zu horchen, um sich weder nach rechts noch nach links drängen zu lassen. Durch alle diese eifernden und dräuenden, klagenden und anklagenden Herzensergüsse klingt immer wieder der zuversichtliche Glaube an den endlichen Sieg dessen, was ihm das Höchste war, die Befreiung seines Volkes von allem Druck, aller Schmach, unter denen es gelitten.

Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn Dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut,
Es muß doch Frühling werden!

Neben so bedeutsamen Offenbarungen seines Innern stehen liebenswürdige Gelegenheitsverse, in denen er seine Freunde anredet, allerlei Humoristisches und Gnomen und Sprüche voll Geist und Gemüth, zum Schluß die schöne kleine epische Dichtung „König Sigurd's Brautfahrt", im musterhaftesten Stil des alten Nibelungenepos. Alles in Allem ein so gehaltvoller, reicher und farbenfrischer Gedichtband, wie die achtundvierziger Zeit nichts Ebenbürtiges ihm an die Seite zu stellen hatte.

Gleichwohl hatten die „Juniuslieder" nicht den Erfolg wie der erste Band der Gedichte. Zum Theil lag die Schuld wohl an dem Titel, der erst durch das Sprüchlein, das als Motto vorangesetzt war, erklärt wurde. Weiß man doch, daß die große Menge gern sicher geht und ein einmal accreditirtes Buch lieber verlangt als ein neues, das ihm unter einer problematischen Etikette angeboten wird. Diejenigen aber, deren Amt es gewesen wäre, das Publicum darüber aufzuklären, daß der Dichter hier seine gepriesenen Erstlinge überboten habe, die Wortführer in der Presse hatten Anderes zu thun. Es galt, leidenschaftlicheren Vorkämpfern der „Freiheit" zuzujubeln, Solchen, die auf der Zinne der Partei standen. Emanuel Geibel, der zum Maßhalten ermahnte, konnte man den Backfischen überlassen, deren Dichter zu sein er in heiterer Selbstironie gelegentlich einmal geäußert hatte. Es ist oft genug verhängnißvoll, eine nur in halbem Ernst gemeinte unterschätzende Selbstkritik offen auszusprechen, die dann gedankenlose oder übelwollende Kunstrichter begierig sich aneignen und für das Zeugniß tiefer Selbsterkenntniß ausgeben.

Im Sommer 1847 aber, wo die Gewitter, die sich im Revolutionsjahr über Frankreich und Deutschland entluden, nur erst von fern durch die gährende politische Schwüle sich ankündigten, hatte man noch für alles Poetische eine dankbare Empfänglichkeit. Es waren schöne Abende, wenn Geibel, der fast täglich im Kugler'schen Hause sich einfand, das schmale, abgegriffene Taschenbuch hervorzog und das neueste Gedicht las, das ihm der Tag beschert hatte. Wir saßen in dem großen Wohnzimmer mit den

drei tiefen Fensternischen um den runden Tisch, die Frauen mit einer Handarbeit beschäftigt, Luise Kugler ihr Zeichenbuch vor sich, in das sie irgend einen der Anwesenden abconterfeite. Die Kinder hatten ihr Spielzeug weggeworfen und sich hochaufhorchend in die dunklen Ecken gekauert, um nicht zu früh zu Bett geschickt zu werden. Alle, und nicht zuletzt die jungen Hausfreunde, hingen an den Lippen des Dichters, der, die Brauen zusammengezogen, heftig den Knebelbart zausend, mit seiner tiefen, eintönigen Stimme den „Morgenländischen Mythus" las —

Welch ein Schwirren in den hohen Lüften
Nächtlich überm Kaschmirsee! — Von Flügeln
Rauscht's, als kämpften droben Schwan und Rabe
Flatternd hin und her, und wundersame
Stimmen gehn dazwischen, scheltend, flehend;
Weithin trägt den Schall der Wind im Mondlicht. — —

Auf eine solche Vorlesung erfolgte nicht immer ein einmüthiger Beifall. Zuweilen wagte sich auch eine kritische Stimme hervor, zumal wenn es ein dramatisches Fragment betraf, und auch wir Jüngeren faßten uns wohl ein Herz, mit einem Bedenken nicht zurückzuhalten. In der Regel nahm Geibel dergleichen Einreden mit guter Laune auf. Aber schon damals machte ihm das innere Leiden zu schaffen, das ihm durch sein ganzes Leben den freien Genuß des Daseins verkümmerte. Sein reizbares Temperament konnte dann heftig auflodern, und von den Lippen, denen eben noch die sanftesten lyrischen Töne entströmt waren, brachen dann Ausdrücke von so hanebüchener Art, wie sie eher einem hanseatischen Bootsmann als dem hochgestimmten Seher und Sänger geziemten. Besonders mit Luise, die ihm in ihrer pommerschen Naturfrische bei all ihrer tiefen Bewunderung und warmen Freundschaft an derber Geradheit nichts nachgab, kam es hin und wieder zu einem leidenschaftlichen Disput, den er gelegentlich mit dem gut lübeckischen „Back di wat, Sela!" abschnitt, in hellem Zorn das Zimmer verlassend.

Er kam dann bald wieder sacht zu derselben Thür herein, die er so dröhnend zugeschlagen hatte, beugte vor der Gekränkten, ritterlich Abbitte leistend, ein Knie oder zog sich mit einem Scherz aus der Affaire. Einmal u. A. mit einem lustigen Ghasel, dessen Reimzeilen das schnöde Wort wiederholten, und von dem mir nur die erste

Holde Künstlerin Luise, back di wat!

im Gedächtniß geblieben ist.

Es war unmöglich, ihm länger zu grollen. In dem großen Zuschnitt seiner Natur verschwanden diese kleinen Menschlichkeiten, und je näher ich ihm kam, desto fester verband mich mit ihm das Gefühl einer dankbaren, brüderlichen Liebe und Treue. Auch seine dichterische Begabung imponirte mir je länger je mehr. Immer noch blieb ich mir bewußt, daß unsere Naturen zu verschieden waren, als daß ich einen tieferen Einfluß auf mein poetisches Trachten und Treiben von ihm hätte empfangen können. Und wenn

ein Jeglicher sich einen Helden wählt,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet —

so war sein Weg nicht der meine. Aber in vollem Maße mußte ich den Adel seines Gemüths, das von aller Phrase weit abliegende Pathos seiner Gesinnung und den Ernst seiner künstlerischen Selbstzucht anerkennen, dabei immer wieder die souveräne Herrschaft über alle Kunstmittel bewundern. Was er dichtete, reifte stets zu einem geschlossenen, in sich vollendeten Gebilde heran, dem es freilich vielfach an jener reizenden Unmittelbarkeit, den charakteristischen Zügen naiver persönlicher Eigenart fehlte, wie sie an den größten oder doch von mir geliebtesten Dichtern mir entgegentraten. Aber wenn sein Bestreben, Alles auf den höchsten Ausdruck zu bringen, im Starken wie im Zarten jene scheinbar nachlässigen Naturlaute ausschloß, die ein lyrisches Gedicht als eine Offenbarung der Seele in unbewachten Augenblicken erscheinen lassen, so bewahrte doch der warme Pulsschlag seines Bluts sein Dichten vor der Erstarrung zu kühler akademischer Formschönheit. Je älter er wurde, desto deutlicher trat der priesterliche Zug seines Naturells hervor. Er fühlte sich mehr und mehr als der geweihte Mund, aus dem in ihren feierlichsten Stunde die Seele seines Volkes sprach, und in den „Heroldsrufen", die er in der glorreichsten Zeit der deutschen Kämpfe und Siege herausgab, sind Töne angeschlagen, wie sie vor ihm nur Klopstock, freilich oft schwülstig und gesucht, seiner Bardenharfe entlockt hatte.

Nicht zum mindesten erschien mir auch die strenge Selbstkritik verehrungswürdig, der er seine Dichtungen unterwarf, ehe er sie veröffentlichte. Seine „Sämmtlichen Werke" umfassen nur acht Bände. Und doch, bei der Leichtigkeit, mit der er in Versen improvisirte, hätte er ihre Zahl unschwer auf das Doppelte bringen können. Sein feines künstlerisches Gewissen bewahrte ihn davor, dies Phantasiren auf einem immer bereiten, wohlgestimmten Instrument für etwas Höheres zu halten als ein geselliges Talent. Wie manchen Abend aber hat er uns damit ergötzt!

Die Kinder wurden längst zu Bett gebracht,
Zu scheiden mahnt' auch uns die Mitternacht.
Doch zwischen Thür und Angel, schon im Gehn,
Blieb er in plötzlicher Erregung stehn
Und wand uns aus dem Stegreif eine Kette
Melodischer Octaven und Sonette,
Elegisch bald, bald humoristisch endend,
Aus seinem Füllhorn unerschöpflich spendend,
Daß der sonoren Verse Klang hinaus
Sich dröhnend schwang und unten vor dem Haus
Ein später Wandler stehen blieb und lauschte,
Was für ein Spuk da oben raunt' und rauschte.

Diese Gabe ist ihm allezeit treu geblieben. Noch in der späteren Münchener Zeit, als sein körperliches Leiden ihn oft schwer verdüsterte, konnte er bei einer Flasche edlen Weins, wenn die Freunde ihn aufforderten, sich in die alte Stegreiflaune zurückfinden. Es gab dann zuweilen ein lustiges Wettsingen, zumal zwischen ihm und Dingelstedt, der nicht in lyrischem Pathos, sondern mit scharfgeschliffenen, witzigen Vierzeilen Geibel heraus-

forderte, ihn aber so schlagfertig fand, daß er zuletzt den Meister in ihm erkennen mußte.

* * *

Hier nun habe ich noch eines anderen literarischen Kreises zu gedenken, von dem ich vielfache Förderung genoß, der literarischen Gesellschaft, die unter dem Namen des „Tunnels über der Spree" sich allsonntäglich ein paar Nachmittagsstunden in einem Café hinter der katholischen Kirche versammelte, eigene dichterische Arbeiten sich vorzulesen und darüber ernsthaft zu Gericht zu sitzen.

Theodor Fontane hat in seinen liebenswürdig hingeplauderten Lebenserinnerungen auch dem Tunnel ein anziehendes Capitel gewidmet (s. Deutsche Rundschau 1896). Ich kann mich daher an dieser Stelle einer ausführlicheren Schilderung dieser „Kleindichterbewahranstalt", wie Geibel mit sehr ungerechtem Hohn den Tunnel nannte, enthalten und will Fontane's Darstellung gegenüber nur bemerken, daß ich von der Spannung und Spaltung der Mitglieder in zwei Gruppen, die er ausführlich bespricht, nie das Geringste wahrgenommen habe. Im Uebrigen, so mancherlei Seltsames, Pedantisches und Unpoetisches auch mit unterlief — Jeder, der es mit seiner künstlerischen Entwicklung ernst nahm, mußte den wohlthätigen Einfluß dieser Genossenschaft dankbar anerkennen.

In einem Kreise von zwanzig bis dreißig poesiebeflissenen Männern, die den verschiedensten Berufen angehörten, waren die wirklichen Talente natürlich in der Minderheit. Wenn es zur Abstimmung über vorgelesene Dichtungen kam, gab die Mehrheit der Dilettanten, unter denen es an biederen Philistern nicht fehlte, gewöhnlich den Ausschlag. Aber auch den Talentvollsten konnte daran liegen, das Urtheil des gröberen „gesunden Menschenverstandes" zu erfahren, das er ja von dem großen Publicum zu erwarten hatte, und eine unschätzbare Abhärtung gegen thörichtes Lob und verständnißlosen Tadel kam dem Neuling zu Gute, als der ich selbst, trotz meiner Jugend, durch Kugler eingeführt und freundlich aufgenommen wurde. Man weiß, daß Niemand unter seinem bürgerlichen Namen Mitglied war, sondern einen Tunnelnamen erhielt, der den Vortheil gewährte, daß jede Rücksicht auf Rang und Stand ferngehalten wurde. Man scheute sich nicht, da eine unbedingte Offenherzigkeit herrschte, einem Anakreon, Cook oder Lessing ins Gesicht zu sagen, was man dem Geheimrath A. oder dem Oberst N. N. gegenüber doch wohl für höchst unhöflich gehalten hätte. So war es Allen stets um die Sache zu thun. Und da bei der Umfrage nach einer Vorlesung Jeder sein Urtheil abgeben und begründen mußte, hatte diese pedantische Einrichtung zugleich den Vortheil, auch die Schüchternen in freier, zusammenhängender Aussprache über ästhetische Themata zu üben.

Man hatte mir, da ich ein sehr sentimentales, todesahnungerfülltes Gedicht vorgelesen hatte, den Namen Hölty gegeben. Ich zeigte bald ein anderes Gesicht mit minder elegischen Zügen und muß mich sogar anklagen, daß ich oft die Bescheidenheit vergaß, die meiner Jugend geziemt hätte,

und dilettantischen alten Herren, von deren talentlosen Versen man billig nicht viel Redens hätte machen sollen, rücksichtslos zu Leibe ging. Man verzieh mir aber dergleichen Unarten, da man meine raschen Fortschritte sah und sie zum Theil der erzieherischen Kraft des Tunnels zum Verdienst anrechnete. Und da ich die „Späne" Fontane's, Lepel's, Scherenberg's und anderer wahrhaft Begabter mit großer Wärme anerkannte, gewann ich gerade unter den Besten Freunde, denen ich durch mein ganzes Leben verbunden blieb. Hier im Tunnel las ich meine erste Novelle, „Marion", und die Erzählung in Versen „Die Brüder", die bei der ausgeschriebenen Doppelconcurrenz für die beste Erzählung in Prosa und Versen beide den Preis erhielten. Ich verhehlte mir nicht, daß hier, wie bei dem Eindruck alles Künstlerischen auf jedes Publicum, der Werth und Reiz des Stoffes den Ausschlag bei der Beurtheilung gegeben hatte. Doch war ich sehr glücklich und von da an, da ich mir nun die Ziele immer höher steckte, vor jeder Ueberhebung bewahrt.

Geibel hatte sich, wie schon angedeutet, dem Tunnel beharrlich fern gehalten. Er war nicht der Mann dazu, sich vor einem größeren Kreise Censuren über sein poetisches Wohlverhalten gefallen zu lassen, zumal von einer Corona, die so bedenklich aus Laien und Kennern gemischt war. Auch sollten wir ihn bald verlieren. Ende Februar 1848 hatte Curtius, der Hofmeister des Prinzen Friedrich Wilhelm, ihn auf Befehl des Prinzen von Preußen eingeladen, der zweiten Vorstellung seines „Meister Andrea" beizuwohnen, die diesmal vor dem Könige stattfand. Er erlebte darauf noch den Ausbruch der März-Revolution mit uns und zog sich bald darauf nach Lübeck zurück, wo er während der Winter 1849/51 an seinen dramatischen Entwürfen weiterarbeitete.

Mit welcher Stimmung er der Bewegung, die vom 18. März ausging, gegenüberstand, sagten uns seine Briefe. Schon seiner maßvollen, tief religiösen Natur war das wüste Treiben, das nicht auf eine ruhige Entwicklung, sondern auf einen jähen Umsturz zielte, ein Greuel. Zudem fühlte er sich dem Könige für die freiwillig gewährte Pension zu Dank verpflichtet und hatte im Hause seines hohen Bruders so viel Freundliches und Huldvolles genossen, daß ihn die Ereignisse aufs Persönlichste mittreffen mußten, die den verehrten Prinzen nach England trieben, und der Gedanke ihn im Innersten empörte, daß an der Wand des Palais, in welchem noch vor Kurzem sein „Meister Andrea" aufgeführt worden war, nun mit großen Buchstaben das freche Wort „Nationaleigenthum" geschrieben stand.

Wir Jüngeren, politisch völlig Unreifen hatten keinen Schutz gegen das hitzige Freiheitsfieber, das damals auch besonnenere Köpfe ergriff. Die Abenteuerlust der Jugend kam hinzu. Es war so aufregend schön, mit Flinte und Schleppsäbel, eine Feder am grauen Schlapphut, im Studentencorps mitzumarschiren, Nachts Schildwacht zu stehen auf der Rampe vor dem „Nationaleigenthum" oder im Schweizersaal des Schlosses die Nächte zu durchwachen und mit den Freunden Roquette und Fritz Eggers Verse auf Endreime zu machen, um den Schlaf abzuwehren. Auch blieb es nicht bei diesen Reimscherzen, die mit der großen Sache nichts gemein hatten. Wir konnten der Versuchung nicht

widerstehen, in die stürmischen Klänge der Zeit auch unser Wort mit hineinzuwerfen, und ließen ein Heftchen im Verlag der Gubitz'schen Buchhandlung erscheinen unter dem Titel „Funfzehn neue deutsche Lieder zu alten Singweisen", natürlich „den deutschen Männern Ernst Moritz Arndt und Ludwig Uhland gewidmet". Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, hat nur der alte Arndt ein freundliches Wort zum Dank an uns gewendet.

Wiederholt hatte mich Geibel davor gewarnt, zu früh mit meinem Dichten hinauszutreten, sondern zu warten, bis ich „einen Schlag damit thun könnte". Zu einem Schlage nun kam es auch diesmal nicht, nur zu einem Schlag ins Wasser. Denn diese wohlgemeinten patriotischen Herzensergüsse, deren steter Kehrreim die schwarz-roth-goldene Fahne flattern ließ, gingen spurlos vorbei.

Wie ich jetzt das graue Heftchen wieder aufschlage, steigt meine Jugend daraus empor. Vier Gedichte von Bernhard Endrulat, zwei von Louis Karl Aegidi, der sich zu einem wirklichen Politiker auswachsen sollte, zwei mit N. N. bezeichnete, — verbarg sich unter dieser Maske ein gewisser Geheimrath? Ich bin nicht im Stande, es zu entscheiden, die Züge sind allzu sehr verwischt. Die noch übrigen sieben kommen auf mein eigenes Conto. Ich finde, wenn ich sie noch so redlich prüfe, daß sie nicht besser oder schlechter sind als die meisten, die damals durch die Zeitungen gingen. Eines, das letzte von ihnen, möge hier seinen Platz finden, um den Ton zu bezeichnen, auf den unsere Gemüther damals gestimmt waren.

Einen Mann!

Mel.: Prinz Eugen, der edle Ritter 2c.

O du Deutschland, edle Fraue,
Welch ein' schlimme Wittwentrauer
Ist ergangen über dich,
Seit dein weiland Mann und Kaiser
Stieg hinab in den Kyffhäuser,
Barbarossa Friederich!

Freier kamen g'nug gelaufen,
Kamen gar zu hellen Haufen,
Sechsunddreißig an der Zahl.
Warum thatst du Alle nehmen?
Edle Frau, du mußt dich schämen:
Sechsunddreißig auf einmal!

Ei, du hast es bald gespüret,
Wie die Herrn dich angeführet
Und ins Fäustchen sich gelacht.
Sechsmal sechs macht sechsunddreißig;
Rührtest du dich noch so fleißig,
Hast es doch zu nichts gebracht.

Deinen Söhnen auch vor Allen
Wollte nimmermehr gefallen
Solch verzwicktes Regiment.
Und sie schrieen Weh und Zeter,
Aber ach, die Herren Väter
Machten bald dem Schrei'n ein End'.

Endlich nahm's den Herrgott Wunder,
Da man Anno Achtzehnhundert-
Achtundvierzig schrieb im März,
Machte nicht viel Federlesen
Mit dem ganzen tollen Wesen,
Daß uns leichter ward ums Herz.

Jetzo mag vor allen Dingen
Eines noch nach Wunsch gelingen,
So man nicht erkämpfen kann:
Unser Herrgott sei so gnädig,
Daß Frau Deutschland nicht bleib' ledig,
Send' er einen mächt'gen Mann.

Nicht den alten morschen Kaiser,
Der verzaubert im Kyffhäuser
Ganz verträumet sitzen soll;
Nein, ein frisches, junges Leben,
Allem Deutschen heiß ergeben,
Aller Kraft und Treue voll.

O du Deutschland, edle Fraue,
Fröhlich im Gemüth vertraue:
Neue Hochzeit hebt dir an,
Wenn der Freier wird erscheinen,
Den wir grüßen wie noch Keinen:
Nun Gottlob, das ist ein Mann!

Der junge Sänger und Seher ahnte nicht, wie spät erst, dann aber wie glorreich sein Wunsch sich erfüllen sollte.

* * *

Die Ordnung in Berlin war wieder hergestellt, die Einwohner zu der „ersten Bürgerpflicht" zurückgekehrt. Das politische Fieber, das Jung und Alt ergriffen hatte, zitterte nur noch in dem leidenschaftlichen Interesse nach, mit dem man die Debatten in der Paulskirche verfolgte.

Auch die Musen, die ja unter den Waffen nicht ganz verstummt waren, bequemten sich wieder, friedlichere Weisen anzustimmen. Im Tunnel fuhr man fort, die Seenovellen des dicken Smidt anzuhören, Fontane's und Lepel's Balladen mit „sehr gut" auszuzeichnen und sich in den poetischen Wettkämpfen zu erhitzen. Ich selbst schwänzte immer regelmäßiger meine Collegien und war ein desto häufigerer Gast im Kugler'schen Hause, das mir ein zweites Elternhaus geworden war.

So verging das Jahr 1848. Im Frühjahr 1849 bezog ich die Universität Bonn. Hier sollte mein poetisches Streben eine tiefe Wandlung erfahren durch die Freundschaft, die mich bald mit Jacob Bernays verband, einem der schärfsten und tiefsten Denker, die jemals sich der Aufgabe der Philologie, Erkanntes zu erkennen (Böckh's Definition), unterzogen hatten. Er war damals schon Docent an der Bonner Universität. Doch seine Vorlesungen waren es nicht, denen ich jene Umwälzung meiner Sinnesart verdankte, sondern der persönliche Verkehr, in dem ich die Allgegenwart seines Wissens und die

Schärfe seines Urtheils nicht nur im Gebiete der classischen Philosophie und Historie, sondern auch in den modernen Literaturen bewundern lernte. Nur Eines fehlte ihm, was überhaupt dem jüdischen Stamme nur selten eigen zu sein pflegt: das Organ für das eigentlich Künstlerische. (Als ich ihn einmal aufforderte, ein Bild anzusehen, das irgendwo ausgestellt war, versetzte er achselzuckend: „Wozu soll ich das? Ich war ja im Louvre.") So konnte mir sein Urtheil über das Häuflein Dichtungen, das ich nach Bonn mitgebracht hatte, in Rücksicht auf die — innere und äußere — Form nicht maßgebend sein. Doch fühlte ich, daß er Recht hatte, wenn er darauf drang, daß ich mich von der spielenden Uebung meines Talents abkehrte und damit Ernst machte, in die Tiefen meiner Natur hinabzusteigen. Jetzt zuerst fing ich an, den beiden Großen, die ich freilich stets verehrt hatte, Shakespeare und Goethe, ein eigentliches Studium zu widmen und mich von Spinoza's stillem, starkem Licht durchleuchten zu lassen. So vollzog sich in mir eine heilsame Katharsis, nicht ohne Schmerzen. Meine eigenen bisherigen Leistungen erschienen mir unbedeutend, die Dramen meines theuren Kugler konnte ich nicht mehr für voll ansehen, und Geibel's Lyrik bestand nur in wenigen Stücken vor meiner schonungslos geschärften Kritik. Damals erschienen die Märchen, die ich für die Kugler'schen Kinder gedichtet hatte, vielfach auf den Spuren Clemens Brentano's wandelnd und mit Berliner Mutterwitz allzu reichlich gewürzt. Ich hatte in die Herausgabe gewilligt, um durch das Honorar meinem Vater die Sorge für meinen Unterhalt auf der Universität in etwas zu erleichtern. Im Herzen schämte ich mich, in der sturmbewegten Zeit, an der ich den lebhaftesten Antheil nahm, mit so unreifer leichter Waare hervorzutreten, und beschwor die Meinigen in jedem Brief, die Maske des „fahrenden Schülers" nicht zu lüften.

Aus der Gährung aber, in der mein dichterisches Gemüth sich befand, rang sich dann ein Trauerspiel „Francesca von Rimini" hervor, ganz im Banne der Shakespeare'schen Kunst befangen, doch bei aller jugendlichen Unreife wenigstens von einem starken Leidenschaftshauch durchweht und mit einer so ernst gemeinten Rücksichtslosigkeit zu Ende geführt, daß, der es geschrieben, darin eine feierliche Absage gegen die ästhetische Kleinmeisterei des Tunnels und seine eigene „Jungbrunnen-"Poesie geleistet zu haben schien.

Noch einen anderen befreienden Dienst hatte ich dem Bonner Freunde zu danken. Angesichts der ungeheuren Weite seines philologischen Horizonts und der tief eindringenden Spürkraft, mit der er den feinsten historischen und philosophischen Problemen nachging, erschien es mir so vermessen als hoffnungslos, auch meinerseits mich weiter zum classischen Philologen auszubilden. Dagegen war die romanische Philologie noch eine junge Wissenschaft, gleichsam eben erst aus dem Haupte eines einzigen Mannes geboren, des hochverdienten Friedrich Diez, der trotz seiner grundlegenden Werke über Leben und Dichtung der Troubadours, der romanischen Grammatik und des Wörterbuchs nur wenige Schüler hatte. Zu diesen gesellte ich mich nun, leider nur den einen Winter, in welchem er Dante las. Auf eigene Hand hatte ich mich in das uferlose Meer des spanischen Theaters gestürzt, auch angefangen, spanische

Lieder und Seguidillas zu übersetzen. Wenn ich nicht hoffen konnte, auch in dieser Wissenschaft jemals es zur Meisterschaft zu bringen, so war hier doch noch so viel auch für eine geringere Kraft zu thun, daß ein redlicher Arbeiter sich auch als Handlanger und Geselle verdient machen konnte.

Als ich dann Ostern 1850 nach Berlin zurückkehrte, empfand ich es zunächst schmerzlich, daß ich in die altvertrauten Kreise als halb entfremdet wieder eintrat. Aus meinen verwandelten ästhetischen Gesinnungen, die mit den bisher gläubig anerkannten vielfach im Widerspruch standen, hatte ich den Freunden gegenüber kein Hehl gemacht. Ich konnte nicht vermeiden, denen weh zu thun, die sich meiner dichterischen Bildung so liebevoll angenommen hatten. Aber die anfängliche Verstimmung wurde bald gelöst. Das Stück, das ich drucken ließ, wenn auch Manches darin den lieben Frauen unheimlich war, wurde doch auch von ihnen als ein neuer Schritt auf meiner Bahn begrüßt, und Kugler sowohl als Geibel, den ich wieder in Berlin antraf, wie auch mein lieber, gütiger Vater waren der Meinung, mit dieser Arbeit, wenn sie auch noch nicht für ein Meisterstück gelten konnte, hätte ich meine Lehrjahre ehrenvoll beschlossen.

Minder freundlich urtheilten die Biedermänner im Tunnel, denen schon früher Manches in meinen Versen nicht sittsam genug gewesen war. Und vollends die sogenannte gute Gesellschaft ließ es mich erfahren, daß sie es nicht verzeihen kann, wenn ein junger Poet es vorzieht, statt auf ihre landläufigen moralischen Vorschriften, auf sein eigenes Gewissen zu horchen. Die Mütter schüttelten in den Kaffeekränzchen ihre tugendhaften Häupter und beklagten meine Mutter um den verlorenen Sohn, der ohne Zeichen der Reue aus dem rheinischen Venusberge heimgekehrt sei. Auch würdige Männer, die im Stillen auf meiner Seite waren, hielten es für Pflicht, ihre sittliche Entrüstung auszusprechen. Der alte Tieck aber schickte dem unvorsichtigen Verleger durch seinen literarischen Famulus Köpke die Warnung, mit einem so zucht- und talentlosen jungen Manne sich fernerhin ja nicht einzulassen.

Ich hatte freilich versäumt, dem alten Herrn, dem ich nur eine historische Bedeutung zuerkannte, unterwürfig, wie er es verlangte, zu huldigen und Heeresfolge zu geloben.

* * *

Mich kümmerten all diese Dinge nicht, da ich mir in aller Bescheidenheit bewußt war, nur das Meinige gethan zu haben.

Das alte, trauliche Verhältniß zu den Freunden, auch im Tunnel, war bald wieder hergestellt. Ich war klug genug, meine neuen Anschauungen für mich zu behalten und ruhig auf meinem Wege fortzugehen. Nun galt es auch, die wissenschaftlichen Studien nachdrücklicher zu betreiben. Ich studirte die Provenzalen privatissime bei Mahn, dem Einzigen, der in Berlin in ihrer Sprache und Literatur zu Hause war. Daneben hörte ich über spanisches Theater bei V. A. Huber, dessen geistvolle Vorträge mich mehr anregten als die fleißige, aber ziemlich kritiklose Geschichte des spanischen Theaters von Adolf Friedrich von Schack. Mit Geibel gemeinsam gab ich dann im Jahre

1852 ein „Spanisches Liederbuch" heraus, geschmückt mit einer reizend übermüthigen Umschlagvignette von der Hand meines theuren Adolf Menzel, mit dem ich auch außer den Tunnelsitzungen gute Freundschaft hielt. Meine Hauptangelegenheit aber in diesem fünften Universitätsjahr war die Vorbereitung zur Promotion und die Abfassung einer Dissertation über den Refrain in der Poesie der Troubadours.

Es war im Mai 1852, daß ich mich zu dem hochnothpeinlichen Verhör über meine sehr junge und unsichere Gelehrsamkeit in dem Saale der Universität einfand, wo die hohe philosophische Facultät ihren Spruch thun sollte. Sie war ziemlich zahlreich versammelt. Die Collegen meines Vaters glaubten es ihm schuldig zu sein, ihr Interesse an seinem Sohn dadurch zu bezeugen, daß sie ihn scharf ins Gebet nahmen. Und so erwies mir der alte Böckh die Ehre, sich über eine Stelle in Aristoteles' Poetik lateinisch mit mir zu unterhalten, Trendelenburg griff eine von mir aufgestellte These über Spinoza auf, Ranke ließ sich unter Anderem die Reihe der gothischen Könige, die in Spanien geherrscht, von mir hersagen — zum Glück hatte ich sie mir zufällig eingeprägt bis auf einen einzigen, den Ranke selbst dann hinzufügte — der greise von der Hagen legte mir seine Ausgabe des Nibelungenliedes vor und ließ mich ein paar Strophen übersetzen, Lachmann, den ich am meisten gefürchtet hatte, war nicht erschienen.

Auf all' diesen Gebieten, wo ich mich keiner tieferen Studien rühmen konnte, zog ich mich leidlich aus dem Handel. In meinem eigensten Fach ging es mir nicht so gut. Der alte Immanuel Bekker, der neben der classischen Philologie auch die romanische an der Berliner Universität vertrat, hatte meine Abhandlung sehr günstig censirt. Bei dem Besuch, den ich ihm machte, ihn zum Examen einzuladen, hatte ich ihm anvertraut, daß ich in den zwei Studienjahren, nachdem ich umgesattelt, mich außer den Provenzalen hauptsächlich mit Spaniern und Altfranzosen beschäftigt hatte. Hier wußte ich wirklich ein wenig Bescheid und konnte meinen Mann stehen. Gleichwohl beliebte es ihm, mich ausschließlich in romanischer Grammatik zu examiniren, die ich nur so weit studirt hatte, als zum Verständniß der Werke nothwendig war.

Noch jetzt, wenn manchmal in Angstträumen jene Stunde in meiner Erinnerung auflebt, wenn ich die scharfen, trockenen Augen des kleinen Mannes auf mich gerichtet sehe und gewisse Fragen wieder höre, auf die ich verstummte oder eine verkehrte Antwort gab, fühle ich beim Erwachen, daß mir Mörike's „examinalischer Schweiß" auf die Stirne getreten ist.

Ich erfuhr nachher, selbst seine Collegen hatten dem unerbittlichen Peiniger vorgeworfen, daß er mir keine Gelegenheit gegeben, zu zeigen, was ich wirklich gelernt hatte. Da aber seine Stimme den Ausschlag gab, wurde mir mitgetheilt, daß ich nur multa, nicht summa cum laude bestanden hatte.

Ich nahm mir das nicht sonderlich zu Herzen, da ich keinen Gelehrtenehrgeiz hatte und vor Allem glücklich war, von dem langen Druck der letzten Monate aufathmen zu können.

Im Stillen war ich seit Jahr und Tag mit Kugler's Tochter, der ich das Märchen vom Glückspilzchen und dem langen Poeten erzählt hatte, heimlich verlobt. Dies öffentliche Geheimniß durfte nun ans Tageslicht kommen. Ein schöner Brautsommer folgte, den ich mit der Familie meiner künftigen Schwiegereltern in dem Schönhauser Landhause Bernhard von Lepel's verlebte.

Im Herbst mußte geschieden sein.

Vom Königl. preußischen Cultus- und Unterrichtsministerium war mir auf meine Eingabe, daß ich vorhätte, auf italienischen Bibliotheken nach Handschriften der Troubadours und Altfranzosen zu suchen, ein Reisestipendium von fünfhundert Thalern bewilligt worden. So brach ich in Gesellschaft meiner Eltern Ende September auf, zunächst nach Montreux, wo dann mein sehr geliebter Freund Otto Ribbeck, schon damals als der bedeutendste Schüler Ritschl's anerkannt, zur Weiterreise nach Italien mich abholte.

* * *

Von diesem fröhlichen Wanderjahr und der Fülle von unvergeßlichen Eindrücken und Anregungen der verschiedensten Art, die ich ihm verdankte, wäre manches nicht Uninteressante zu berichten. Da indessen die vorliegenden Blätter vornehmlich meinen Berliner Erinnerungen und dem Freunde Geibel gewidmet sind, mit dem ich von Rom und Florenz aus kaum einmal einen Brief wechselte, ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen.

Auch in Berlin traf ich ihn nicht an, wohin ich im Herbst 1853 zurückkehrte. Er war im Frühjahr 1852 von König Max nach München berufen worden, wohin er mit seiner jungen Frau übergesiedelt war. Daß er in den neuen Verhältnissen des alten jungen Freundes nicht vergessen hatte, davon sollte ich bald den erfreulichsten Beweis erhalten.

Nach der Rückkehr aus meinem gelobten Lande hatte ich wohl oder übel mich dazu bequemen müssen, mit der romanischen Philosophie Ernst zu machen. Ich war ihr freilich auch in Italien nicht ganz untreu geworden. In den Bibliotheken von Rom, Florenz, Modena und Venedig hatte ich fleißig nach Manuscripten geforscht und manches noch Ungedruckte gefunden und abgeschrieben, was bezeugen konnte, daß ich der Gunst des Königl. preußischen Ministeriums nicht ganz unwürdig gewesen war. Und wenn auch, so oft ich „ein würdig Pergamen entrollte“, nicht gerade „ein ganzer Himmel zu mir niederstieg“, war doch der von meinen Vätern ererbte philologische Tropfen in meinem Blut stark genug, um mich ein kleines Triumphgefühl empfinden zu lassen, wenn ich eine halberloschene Stelle entziffert oder durch eine glückliche Conjectur eine anscheinend unheilbar verdunkelte Zeile gelichtet hatte.

Zugleich aber war mir die Weite und Schwierigkeit des ganzen, noch halb unentdeckten Gebiets gerade durch meine italienischen Erfahrungen klar geworden. Freilich war ich auch als Poet nicht müßig gewesen. Was ich aber an novellistischen, lyrischen und dramatischen Reisefrüchten neben meinen romanischen Fundstücken nach Hause mitbrachte, war nicht der Art, mich der Sorge um das tägliche Brot zu überheben: kein Roman, der viele Auflagen, kein Drama, das reiche Tantièmen versprach.

Zudem, auch wenn ich für mich allein verwegen genug gewesen wäre, mich auf gut Glück als „Schriftsteller" zu etabliren, ich hatte eine Braut, der ich es so wenig wie ihren Eltern zumuthen konnte, sich auf ein so leichtsinniges Abenteuer einzulassen.

Es galt also, der geliebten Muse zunächst wieder zu entsagen und zu dem Brotstudium zurückzukehren, das freilich, auch wenn ich bald zur Habilitation gelangte, erst in vier, fünf Jahren es mir möglich machen konnte, meine Liebste heimzuführen.

Ich ging also seufzend daran, meine handschriftliche Ausbeute zu verwerthen, zunächst anknüpfend an ein längeres unedirtes Gedicht, „Apologia mulierum", das ich in Rom in der Barberiniana gefunden hatte, in einer Abhandlung über die moralisirende Poesie der Altfranzosen. Mitten in den Vorarbeiten kam mir im März 1854 ein Brief aus München zu, in dem mich Dönniges im Auftrag des Königs Max einlud, nach München überzusiedeln und dort mit einem Jahrgehalt von tausend Gulden zu leben ohne weitere Verpflichtung, als an den geselligen Abenden des Königs, den sogenannten Symposien, theilzunehmen.

Daß ich durch diese märchenhafte Glückswendung, um so wundersamer bei meiner Jugend und den geringen Anfängen meiner dichterischen Laufbahn, auf einen Schlag allen Zukunftssorgen und Zweifeln enthoben wurde, hatte ich einzig und allein Geibel's unermüdlicher Freundschaft zu danken.

Er hatte in seinem guten Glauben an meinen Stern meine Berufung beim Könige durchgesetzt, obwohl von dem Wenigen, was ich bisher veröffentlicht hatte, kaum ein oder das andere Stück dem erlauchten Freunde der Dichtkunst, wie ich ihn später kennen lernte, so recht nach dem Sinne sein konnte. Der König aber, der Geibel als Dichter unbedingt verehrte, hatte auch zu seinem Urtheil und der Lauterkeit seines Charakters das festeste Vertrauen, und so wurde auf Geibel's ehrliches Gesicht hin dies Berufungsdecret unterzeichnet, durch das dem Berliner Kinde in der bayerischen Hauptstadt eine zweite Heimath bereitet wurde.

Hiervon ausführlicher zu reden, sei einer eigenen Darstellung vorbehalten, deren Mittelpunkt nicht mehr die beiden treuen Freunde meiner Jugend sein werden, sondern der edle Fürst, dem ich es verdanke, daß mein Leben in dem entscheidendsten Zeitpunkt seiner Entwicklung von jeder hemmenden Fessel befreit wurde.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

Aphorismen.

Aus dem Nachlaß
von
Emanuel Geibel.

I. Dramaturgisches.

1.

Die Aufgabe des Dramas ist die Darstellung eines Menschengeschicks in einer zusammenhängenden, abgeschlossenen, durch die Charaktere bedingten und aus ihnen hervorwachsenden Handlung.

2.

Eine solche Handlung aber liegt nur vor, wo das menschliche Thun kein zufälliges und bedeutungsloses ist, sondern, auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, mit einer Gegenwirkung in Conflict geräth und durch diese Verwicklung zum Abschlusse oder, dramatisch geredet, zur Katastrophe geführt wird.

3.

Die Grundbedingung alles dramatischen Schaffens ist daher das Vermögen, eine zusammenhängende Fabel zu erfinden oder einen gegebenen Stoff zur zusammenhängenden Fabel auszugestalten. Daneben stehen, wohl verstanden für den dramatischen Dichter als solchen, selbst die Gabe der Charakterzeichnung und die größere oder geringere Fülle des dichterischen Gehaltes erst in zweiter Linie.

4.

Jeder Stoff, der dem Dichter die Möglichkeit bietet, eine Handlung, wie wir sie oben präcisirten, aus ihm zu gestalten, ist dramatisch brauchbar. Der Dichter kann ihn überall entnehmen, wo er ihn vorfindet.

Er wird ihn aber fast niemals fertig vorfinden, d. h. so, daß die Motive schon rein und in ununterbrochenem Zusammenhange gegeben sind. Hier beginnt daher seine künstlerische Arbeit, indem er zunächst das Hauptmotiv, von allem verdunkelnden Beiwerk losgelöst, in den Mittelpunkt zu rücken und in steter Beziehung auf dasselbe den inneren Zusammenhang bis zur Katastrophe herzustellen hat.

5.

Ein interessanter Charakter ist noch kein dramatischer Stoff, so lange er nicht im Mittelpunkte einer bedeutenden und zusammenhängenden Handlung steht. Es wird aber in den meisten Fällen unendlich viel leichter sein, eine glückliche Fabel mit den entsprechenden Charakteren auszustatten als umgekehrt aus einem gegebenen Charakter die Fäden einer genügenden, in sich geschlossenen Handlung zu spinnen.

6.

Wäre Otto Ludwig beim Aufbau seiner Dramen an erster Stelle nicht von der Individualisirung der Charaktere, sondern von den Bedürfnissen der Fabel ausgegangen, ich glaube, er würde mehr und um Vieles leichter geschaffen haben. Seine allzu einseitig auf die Charakterschöpfung gerichtete Arbeitsmethode stand ihm offenbar im Wege. Indem er sich von vornherein in das minutiöseste Detail seiner Gestalten vertiefte und diese, bevor er noch über die Gesammtcomposition völlig im Klaren war, bis in die einzelnsten Züge hinein zu voller Leibhaftigkeit ausprägte, konnte er mit ihnen im Verlaufe der Arbeit nur allzu leicht an einen Punkt gerathen, wo sie, eben um ihrer bereits in sich abgeschlossenen, scharf hervorspringenden Individualität willen, nicht mehr zu dem stimmen wollten, was doch der Fortgang der Handlung gebieterisch verlangte. So riß ihm häufig der Faden ab, und viele seiner herrlichsten Anfänge blieben Fragmente. Die erste Frage, die sich der dramatische Dichter beim Beginn seiner Arbeit zu stellen hat, lautet nicht: Wie wird der und der gegebene Charakter im gegebenen Falle handeln? — sondern: Welche Charaktere fordert diese Handlung, um uns als wahr, lebendig und schicksalsmäßig entgegenzutreten?

7.

Alle wahre Tragödie ist im gewissen Sinne Schicksalstragödie. Denn das Letzte und Höchste, was vom tragischen Dichter dargestellt werden soll, sind nicht sowohl die leidenschaftlichen Handlungen selbst als das aus ihrer Verwicklung hervorgehende Resultat (Schicksal), in welchem sich das ewige Gesetz der sittlichen Weltordnung offenbart. Darin liegt der religiöse Charakter, die versöhnende Kraft des ernsten Dramas. Tragödien, die bei noch so glänzender Behandlung des leidenschaftlichen Elements doch der reinen Lösung entbehren — d. h. einer solchen, bei welcher die sittlichen Mächte zu ihrem Rechte kommen — werden uns immer ein peinliches Gefühl tiefer Unbefriedigtheit zurücklassen.

8.

Man hat oft gesagt, die Gabe glücklicher Fabelerfindung sei vorzugsweise untergeordneten Talenten eigen, und darin ist insofern etwas Wahres, als gerade bei diesen nicht selten ein außerordentliches Geschick für die interessante Verwicklung der Fäden hervortritt. Aber richtig ist der Satz doch nicht. Denn nicht die Schürzung des Knotens ist in der Tragödie die Hauptsache, sondern seine schicksalsmäßige, d. h. eben der sittlichen Weltordnung

vollkommen entsprechende Lösung. Und diese zu finden wird der bedeutende Dichter vermöge seines tieferen Einblicks in die Dinge fast immer befähigter sein.

9.

Die künstlerische Gewissenhaftigkeit des dramatischen Dichters hat sich vor Allem im Entwerfen und genügenden Ausreifen des Planes zu bewähren. Hier liegt das eigentliche Feld seiner Arbeit und Mühe. Erst wenn der Gang der Handlung mit allen wesentlichen Motiven ihrer Verwicklung und Lösung so vorgezeichnet ist, daß sie bei fortschreitender Lebendigkeit doch natürlich, bei genügender Spannung doch den Charakteren entsprechend zu der mit innerer Nothwendigkeit sich ergebenden Katastrophe führt, mag er sich dem Genusse der Ausführung hingeben. Läßt er sich durch die drängende Productionslust verlocken, zu früh, das heißt so lange der Entwurf noch wesentliche Lücken zeigt, an die zusammenhängende Gestaltung durch das Wort zu gehen, so wird sich das unerbittlich an seinem Werke rächen. Unendlich viele Schwächen und Fehler, denen wir in den Dramen namentlich jüngerer Dichter begegnen — mangelhafte oder unzeitige Exposition, mühsam gesuchte Motive, kleine Widersprüche, plötzliche Incongruenzen in den Charakteren — rühren lediglich daher, daß der Dichter beim Beginn der Ausführung über den Zusammenhang der nach seinem Ziele einzuschlagenden Wege noch nicht völlig im Klaren war.

10.

Der Keim jedes dramatischen Werkes liegt in der inneren Anschauung eines starken Conflictes. Die Stelle des Dramas, wo dieser am reinsten hervortritt, der Schluß des dritten Actes, wird daher nicht selten das Erste sein, was dem Dichter sich aufdrängt. Hat er von diesem Gipfelpunkte aus glücklich den Weg zur Katastrophe gefunden, so ist das Schwerste gethan. Die Composition der ersten Acte ergibt sich meistens leichter aus den Bedingungen, welche durch die letzten gestellt werden.

11.

Nichts ist unstatthafter auf der Bühne als ein Austausch bloßer Gefühle, der keine Folgen hat.

12.

Selbst die Leidenschaft bleibt undramatisch, so lange sie sich ihrem Ziele gegenüber passiv verhält. Dramatisch wird sie erst, wenn sie dies Ziel unablässig entweder mit eigenen Kräften zu erreichen oder fremde Kräfte dafür in Bewegung zu setzen trachtet, also fort und fort auf Handlung hindrängt oder darin übergeht. Und zwar so, daß wir die Entschlüsse, Bestrebungen und die daraus erwachsenden Geschicke der leidenschaftlich erregten oder angeregten Personen nicht bloß *nach* einander als vollendete Thatsachen hinzunehmen haben, sondern daß wir sie in stetigem Fortschritte *aus* einander entwickelt vor unseren Augen *werden* sehen. Dies Moment des rastlos fortschreitenden Werdens ist der eigentliche Lebensnerv aller dramatischen Kunst.

13.

Der Gipfel der dramatischen Handlung ist nicht der Moment, in dem die That ausgeführt, sondern derjenige, in welchem der Entschluß zur That unumstößlich gefaßt wird. Haben wir diesen Entschluß mit Augen werden sehen, so kann seine Vollstreckung ohne Schaden für die dramatische Wirkung hinter die Scene verlegt werden.

14.

Jeder Act hat, was die Stimmung und vor Allem was die Entschlüsse der handelnden Personen angeht, genau da wieder anzuknüpfen, wo der vorhergehende abschloß. Hat sich inzwischen die innere Lage der Dinge und die Stellung der Personen zu einander verändert, und beginnt somit der neue Act unter neuen Voraussetzungen, die erst wieder exponirt werden müssen, so geht dadurch nothwendig die bis dahin gewonnene dramatische Spannung wieder verloren; der Zuschauer sieht sich in seinen berechtigten Erwartungen getäuscht, und seine Theilnahme erkaltet.

15.

Das ernste Drama will und soll nicht überraschen. Nur das Angedeutete, das Vorbereitete darf geschehen. Die handelnden Personen können überrascht werden, aber der Zuschauer muß im Geheimniß sein.

16.

Je feiner das psychologische Motiv ist, das den Kern des Dramas bilden soll, eines um so größeren Schatzes von Erfindung wird der Dichter bedürfen, um es in seinen verschiedenen Entwicklungsstufen leibhaft zur Anschauung zu bringen. Nichts ermüdet so sehr wie eine Aufeinanderfolge innerer Vorgänge, die sich nicht sofort in entsprechende Handlung umsetzen.

17.

Der dramatische Dichter kann, wie gesagt, seinen Stoff überall entlehnen, wo sich ihm eine fruchtbare Fabel anbietet, mithin auch aus dem Gebiete der historischen und politischen Conflicte. Er soll nur, wenn er einen derartigen Vorwurf wählt, über der Fülle des ihm zuquellenden Details oder über der Ergiebigkeit des tendenziösen Moments nie vergessen, daß er zunächst ein zusammenhängendes, in sich geschlossenes Kunstwerk zu schaffen hat und weder mit dem Geschichtschreiber noch mit dem Publicisten um den Preis ringen darf.

18.

Man spricht oft und viel von fernliegenden und darum für uns nicht zu behandelnden Stoffen, und es gibt deren allerdings genug. Aber nur zu häufig wird der Ausdruck in einem Umfange gebraucht, der ihm schlechterdings nicht zukommt. Denn nicht das durch Zeit und Raum von uns Getrennte liegt uns in der That in diesem Sinne fern, sondern nur dasjenige, was sich in seinen innersten Motiven unserem sittlichen Bewußtsein und somit unserer lebendigen Theilnahme entzieht. Der „Arzt seiner Ehre", der sein unschuldiges Weib um eines bloß äußerlich auf sie gefallenen Makels willen tödten muß, wird nie bei uns heimisch werden, „die Andacht zum Kreuz" uns immer kalt lassen, weil wir an das katholische Wunder nicht glauben.

Ebenso liegt uns Schlegel's „Jon" im Gegensatz zu Goethe's „Iphigenie" wirklich fern, weil dort die Handlung nicht wie bei Goethe auf allgemein menschlichen, sondern auf ausschließlich griechischen, für uns nicht mehr vorhandenen Anschauungen beruht. Wo aber die der dramatischen Verwicklung zu Grunde liegenden Motive uns nicht nur durchaus verständlich, sondern auch im Stande sind, unser reines Mitgefühl zu erwecken, da erscheinen Zeit und Ort vollkommen gleichgültig, und ein fremdartiges Costüm wird uns nicht stören. Dasselbe wird vielmehr nicht selten dazu beitragen, den künstlerischen Gesammteindruck zu erhöhen und zu läutern, indem es gerade durch die Empfindung einer gewissen Entfernung, die es erregt, von vornherein jenen bedenklichen pathologischen Antheil ausschließt, der sich uns bei ganz modernen Stoffen so leicht an die Stelle des ästhetischen drängt.

19.

Wie der Dramatiker nicht überraschen soll, so darf er auch nicht falsche Erwartungen erregen, indem er die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf einen Punkt hinlenkt, der späterhin für die Handlung ohne Bedeutung bleibt. Wenn in Calderon's „Magus" in breiter Erzählung berichtet wird, daß Justina ein gefundenes Kind sei, und wir nachher im Verlaufe des Stückes nichts über ihre Eltern erfahren, so ist das ein Fehler.

20.

Der Lyriker darf mitunter schwer und auf den ersten Anblick dunkel im Ausdruck sein, wenn sich nur bei wiederholter Betrachtung seines Gedichts der Sinn deutlich herausstellt; der Dramatiker niemals, da sein Wort im Moment einschlagen muß oder wirkungslos bleibt.

21.

Wenn wir für den Bau des Dramas ein Bild vom Satzbau entlehnen, so stellt sich durchschnittlich folgende Interpunction als die angemessenste heraus: Hinter dem ersten Acte steht ein Kolon, hinter dem zweiten ein Fragezeichen, hinter dem dritten ein Ausrufungszeichen, hinter dem vierten wiederum ein Fragezeichen und hinter dem fünften ein Punkt.

22.

Je gespannter eine Scene ist, desto weniger dichterischen Schmuck verträgt sie in der Ausführung. Was uns an richtiger Stelle vielleicht erfreuen könnte, wird im beschleunigten Gange der Handlung leicht zur störendsten Retardation.

23.

Die sogenannte Sentenz kann in bewegter Scene nur wirken, wenn sie das Gegentheil von ruhiger Betrachtung ist, d. h. wenn die Leidenschaft das persönlichst Empfundene in kurzem Satze als ein Allgemein-gültiges herausstößt.

24.

Fast jedes Drama, insbesondere das historische, erfordert gründliche Studien. Doch wird der Dichter nicht gut thun, unmittelbar nachdem er diese Studien vorgenommen, die poetische Arbeit zu beginnen. Denn im ersten Augenblicke

wird er fast unvermeidlich geneigt sein, das geschichtlich Bedeutende und Interessante mit dem dichterisch Nothwendigen zu verwechseln und vom Detail des frisch erworbenen Wissens mehr in sein Werk aufzunehmen, als der künstlerischen Wirkung desselben zuträglich ist. Erst wenn er die Einzelheiten des Materials so weit überwunden, daß ihm nur die großen Züge und der charakteristische Gesammteindruck zurückbleiben, wird er wieder fähig sein, mit freiem Ueberblick über das Ganze das Brauchbare zu verwerthen und den gelehrten Anreiz überall dem dichterischen Gesichtspunkte unterzuordnen.

25.

Kein Stoff bedarf, um sich zur Fabel auszugestalten, so sehr des tiefeingreifenden Läuterungsprocesses in der Seele des Dichters wie der historische. Denn nicht die Geschichte an sich in ihrer Aufeinanderfolge von Begebenheiten und Thatsachen, sondern nur der in der Geschichte enthaltene Conflict menschlicher Leidenschaften ist dramatisch darstellbar. Diesen daher aus der überhüllenden Masse der einzelnen Ereignisse im klarsten Zusammenhange herauszuarbeiten und von der Fülle des gesammten Materials gerade nur so viel beizubehalten, als zum Verständniß jener Leidenschaften und zur Charakteristik der handelnden Personen erfordert wird, ist die schwierige Aufgabe des Dichters. Je realistischer sein Talent angelegt ist, desto schwerer wird ihm diese Arbeit glücken; solchen Naturen dagegen, die beim künstlerischen Schaffen zunächst von der Idee ausgehen, wird aus dem fortgesetzten Ringen mit dem Stofflichen ein Maß von Körperlichkeit und Frische für ihr Werk zuwachsen, wie sie es ohne diesen Kampf vielleicht nie erreicht hätten. Darum ist es vor Allem Schiller gelungen, historische Stoffe dichterisch und dramatisch zu bewältigen.

26.

Auch im historischen Drama interessiren uns die Dinge nicht, weil sie einst so und nicht anders geschehen sind, sondern nur indem sie sich vor unseren Augen im Zusammenhange aus den Charakteren entwickeln. Die sogenannte historische Treue hat daher nur bedingten Werth. Sie wird uns immerhin willkommen sein, insoweit sie sich mit den Erfordernissen eines wohlgegliederten Ganzen vereinigen läßt, sonst nicht. Eine genaue Wiedergabe des geschichtlich Ueberlieferten auf Kosten der ästhetischen Wirkung ist auf der Bühne vom Uebel.

27.

Auch die Darstellung großer, an sich trostloser historischer Katastrophen kann des versöhnenden Elements, das wir oben für alle Tragödien forderten, nicht entbehren. Der Dichter wird uns, wenn er derartige Stoffe behandelt, doppelt lebendig zum Bewußtsein zu bringen haben, daß aller Zusammensturz der Dinge nur ein Schritt zum Aufbau, alles Ende zugleich ein Anfang sei.

28.

Der Dramatiker soll keinen Augenblick vergessen, daß er nicht für den Leser, sondern für den Zuschauer dichtet, und daher niemals breit ausführen, was der Letztere mit Augen sieht. Eine gewisse farbige Fülle des descriptiven

Elements kann allerdings dazu beitragen, das in der Phantasie des Lesers erweckte Bild der Handlung zu vervollständigen; den Zuschauer wird sie langweilen, wenn das Gesagte mit dem Angeschauten übereinstimmt, stören, wenn diese Uebereinstimmung fehlt. Den inneren Vorgang zu enthüllen, ist die Aufgabe des dramatischen Wortes, — für den sinnlichen Eindruck hat die Bühne zu sorgen.

29.

Der Stoff gibt dem Dichter, wo er den Entschluß einer handelnden Person zu begründen hat, nicht selten eine ganze Reihe von Motiven an die Hand. Er wird jedoch in den meisten Fällen gut thun, diese Fülle so viel als möglich zu vereinfachen und sie auf ein einziges, bedeutendes und charakteristisches Hauptmotiv zurückzuführen, dem alle übrigen untergeordnet erscheinen. Durch solche Concentration gewinnt die Handlung nicht nur an Klarheit, sondern auch an wirksamer Stärke, während ein Durcheinanderfließen verschiedener, gleich berechtigter Beweggründe sie verdunkelt und abschwächt, auch wenn dasselbe psychologisch vollkommen zu rechtfertigen wäre.

30.

Die Tragödie bedarf durchaus großer Verhältnisse und eines bedeutenden Hintergrundes, um nicht in das Peinliche und Beklemmende zu gerathen. Das bürgerliche Trauerspiel ist und bleibt daher eine mißliche Gattung. Bei kräftiger realistischer Ausführung kann sie freilich mächtig genug wirken, aber diese Wirkung ist mehr pathologischer als ästhetischer Natur; sie zerreißt und zerdrückt das Gemüth, anstatt es zu befreien. Wer Hebbel's „Maria Magdalena" oder Otto Ludwig's „Erbförster" gesehen hat, wird mir beistimmen.

31.

Je schwieriger es für den Dichter wird, bei fortschreitender ethischer Durchbildung des Zeitalters absolut unlösbare und mithin im höchsten Sinne tragische Verwicklungen zu finden, desto häufiger wird er sich gedrängt fühlen, die Form des Schauspiels zu wählen und das Erschütternde statt mit dem Erhabenen mit dem menschlich Rührenden abzuschließen. Ob das ein ästhetischer Fortschritt ist, weiß ich nicht; jedenfalls ist es besser als wie ein bloß äußerliches Festhalten der tragischen Form durch unmotivirten Selbstmord oder dergleichen.

32.

Eine Verwicklung, die durch eine unfreie, dem Helden wider seinen Willen gewaltsam abgezwungene Handlung herbeigeführt wird, kann sehr peinlich sein; tragisch ist sie niemals.

33.

Ebenso zerstört es die tragische Wirkung, wenn im Mittelpunkte der Handlung anstatt des thatsächlich begründeten Conflictes nur ein eingebildeter, auf einem Mißverständniß beruhender steht. Die Handlung kann dabei allerdings noch Handlung bleiben, aber, der klaren Sphäre des freien Erkennens entrückt, wird sie zu einem unheimlichen Gespensterkampfe, wie z. B. in Kleist's „Schroffensteinern".

34.

Der Zufall hat im ernsten Drama überhaupt keine Stelle. Eine That, welche der Held in unzurechnungsfähigem Zustande begeht, ist ein solcher und darum undramatisch.

35.

Wo der dramatische Dichter sich einmal entschlossen hat, nicht sowohl durch die für die Einzelgeschicke erregte Theilnahme als durch die Wucht des historischen Factums zu wirken — was unter Umständen möglich sein kann —, da wird er gut thun, die begleitenden persönlichen Verwicklungen, deren er freilich nicht entbehren kann, möglichst einfach und bescheiden zu erfinden. Er läuft sonst Gefahr, das Interesse von der Hauptsache auf das Beiwerk abzulenken und über kleinen Nebeneffecten des beabsichtigten großartigen Gesammteindrucks verlustig zu gehen.

36.

Der dramatische Held muß einen klar und bewußt auf ein bedeutendes Ziel gerichteten Willen haben, dem er unter Umständen Alles opfern kann. Dagegen ist unvernünftiger Eigensinn ebenso wenig ein genügendes Motiv wie plötzliche Laune, die mit der Hauptintention des Charakters in Widerspruch steht. Dergleichen kommt im Leben freilich vor; auf der Bühne aber wird es nur dazu dienen, den Zuschauer zu verwirren und den Gesammteindruck abzuschwächen.

37.

Was man auch sage, die einfach menschlichen Motive werden es in ihrer Wirkung auf der Bühne immer über die tendenziösen und historischen davontragen. Beide können jedoch häufig dadurch gewinnen, daß sie Hand in Hand gehen.

38.

Die dramatische Phantasie beruht auf dem Vermögen, sich die darzustellenden Vorgänge leibhaft und zwar im Rahmen der Bühne zu vergegenwärtigen. Was sich innerhalb dieses Rahmens nicht zur klaren Anschauung bringen läßt, gehört nicht auf die Scene; was dem hier wirklich Angeschauten widerspricht, ist fehlerhaft. Völlig übermenschliche Thaten eines Helden, den wir noch eben in Fleisch und Blut und in aller menschlichen Beschränkung mit Augen gesehen haben, glauben wir nicht, auch wenn sie nur erzählt werden.

39.

Auch das Lustspiel bedarf eines gewissen Anfluges von Idealität. Wir verzeihen ihm daher viel lieber eine gewagte Voraussetzung, eine kleine Extravaganz in der Erfindung als ein geist- und schwungloses Steckenbleiben in der realistischen Abschilderung alltäglicher Zustände. Was uns stündlich im Hause und auf der Straße begegnet, wollen wir auf der Bühne nicht abermals sehen, dafern es nämlich dem Dichter nicht gelungen ist, die an sich gewöhnlichen Elemente entweder geistig und gemüthlich zu vertiefen oder sie doch wenigstens geschickt zu einer kaleidoskopischen Figur zusammenzurücken. Ein bloßes Photographiebild genügt nicht.

40.

Bei den Griechen ging das Drama aus der Lyrik hervor, im Mittelalter erwuchs es aus dem epischen Element, indem sich dort der Opfergesang durch eingefügte, von Action begleitete Zwischenrede zur Handlung erweiterte, hier die lebenden Bilder, durch welche man dem Volke bei Vorlesung der heiligen Geschichten den Inhalt derselben zu versinnlichen strebte, allmählich dialogisch belebt und zu einem Ganzen verbunden wurden. Aus diesen verwandten und doch wesentlich verschiedenen Anfängen entwickelte sich mit folgerechter Nothwendigkeit eine zwiefache Art der dramatischen Composition, die erste, von der einigen Idee ausgehend und bei bescheidenem Umfang der Fabel in strengster Geschlossenheit unaufhaltsam zur Katastrophe fortstrebend, die andere, eine bei Weitem größere stoffliche Fülle durch reicher gegliederten Aufbau bewältigend und zu einer geistigen Einheit zusammenfassend. In jener überwiegt das Pathos, in dieser das Ethos, d. h. der Charakter. Die Gipfelpunkte beider Kunstweisen bezeichnen Sophokles und Shakespeare.

41.

Beide Compositionsweisen, die sich übrigens keineswegs absolut einander ausschließen, sich vielmehr im Einzelnen oft ergänzen können und eine große Reihe von Mittelstufen zulassen, stehen vollkommen ebenbürtig und gleichberechtigt neben einander. Wir können uns wohl, je nach Gelegenheit und Stimmung, von dieser oder jener mehr angesprochen fühlen; einer von beiden jedoch den unbedingten Vorrang zuzuerkennen wäre ebenso einseitig, als wenn man die Malerei über die Sculptur oder umgekehrt stellen wollte. An verunglückten, auf halbem oder falschem Verständniß ihres Wesens beruhenden Nachbildungen hat es freilich weder dem antiken noch dem Shakespeare'schen Drama gefehlt.

42.

Im Großen und Ganzen wird für das historische Drama die breitere, für die reine Leidenschaftstragödie die geschlossenere Composition vorzuziehen sein.

43.

Wenn „Don Carlos" hinsichtlich der Gesammtcomposition und der inneren Wahrheit der Charaktere als Schiller's schwächstes Stück erscheint, so hat sich doch sein staunenswerthes Talent, die jedesmal gegebene Situation dramatisch zu beleben, vielleicht nirgends so glänzend erwiesen wie gerade hier, wo es uns nöthigt, einer mühsam erfundenen und unsicher geführten, oft fast bis zur Unverständlichkeit verzwickten Intrigue dennoch im Einzelnen fort und fort mit Theilnahme zu folgen.

II. Aphorismen verschiedenen Inhalts.

1.

Es ist ein wunderbares Ding um das Menschengemüth, wie da alles Vergangene bunt durch einander wie in chaotischer Dämmerung verloren liegt und doch nur des bescheidenen Wortes, ja des scheinbar zufälligen Anstoßes harrt, um plötzlich in aller Lebendigkeit zu erwachen. Da geht es wie auf den ewig weißen Gipfeln des Hochgebirgs. Wer sagt, in welchem Jahre der Schnee fiel, der vor dem Sonnenblicke des heutigen Tages herniederschmilzt!

2.

Das tiefste, innerste Leben kann ebensowohl Traum als Gedanke sein. Im Säuseln der Blätter, im Rascheln des Laubes, im Zischen und Brausen des Wassers liegt ein Sinn, den das Wort nicht wiedergibt. Das Geräusch der Natur ist eine Sprache, die zugleich Musik ist, aber nach einem unbekannten, fremdartigen Tonsatze. Stunden können wie Minuten hinfliegen, und der Wanderer sitzt noch immer auf derselben Stelle, er blickt noch immer ins Wasser, wie versenkt in das, was vor ihm ist, wie eins und dasselbe damit. Dies Zusammensein mit der Natur, dies traumartige Weben der Seele ist fast eine Selbstverwandlung in den Stein, in die Pflanze, in die Welle.

3.

Die besten poetischen Schöpfungen entstehen, wenn sich ein Stoff in ähnlicher Weise des Dichters bemächtigt wie ein anmuthiges weibliches Wesen der Seele des Liebenden. Er erscheint ihm plötzlich in geheimnißvollem Glanze, versetzt ihn in Unruhe, nimmt seine Gedanken unwiderstehlich gefangen und erfüllt ihn, wie Zug um Zug deutlicher hervortritt, mit sehnsüchtigem Wohlbehagen. Einem Werke, das ohne solche Stimmung aus bloßer Reflexion, gleichsam aus einer Vernunftehe mit der Muse geboren ist, wird immer die rechte Lebendigkeit fehlen.

4.

Der Genius bringt nicht selten eine gewisse Verwirrung in die ruhige Fortentwicklung der Kunst, indem er plötzlich neue Formen, denen nur er gewachsen ist, zur Allgemeingültigkeit erhebt. So verwandelte z. B. Franz Schubert das deutsche Lied nicht zum Vortheil seiner Nachfolger in ein complicirtes lyrisches Musikstück, von dem nur Wenige, wie etwa Silcher, zur ursprünglichen Einfachheit zurückzukehren wagten; so unterbrach die plötzliche allgemeine Verbreitung des Shakespeare durch die Schlegel'sche Uebersetzung die glücklichen Anfänge des deutschen Dramas, indem das Vorbild des großen Briten die Talente zweiten Ranges übermächtig in eine Compositionsweise mithineinriß, zu deren künstlerischer Bewältigung ihre Kräfte nicht ausreichten.

5.

Es liegt im Wesen des Dichters, die Natur als Hintergrund für die Stimmung zu gebrauchen. Das Maß, das er hiebei beobachtet, zeigt den

Meister. Er darf eben nur andeuten, die Phantasie des Hörers glücklich anregen. Thut er mehr, so zerstört er die Wirkung, statt sie zu erhöhen. Wo die Beschreibung anfängt, hört die Stimmung auf.

6.

Das Princip der Nachahmung, von dem das Alterthum in der Kunstbetrachtung noch ausgeht, ist ein irriges. Der Künstler soll die Natur nicht nachahmen, sondern er soll sie reproduciren, nachdem er sie in sich aufgenommen. Die Nachahmung erstrebt Illusion, die Kunst Wahrheit. Jeder Versuch aber einer wirklichen Täuschung wird etwas Beklemmendes behalten; die Wahrheit befreit uns. Man vergleiche nur den Eindruck eines Wachsfigurencabinets mit dem einer Marmorstatue. Selbst die verschiedene Wirkung der Prosa und des Verses in der Tragödie läßt sich hierauf zurückführen.

7.

Das Ziel unserer Gymnasialbildung ist nicht ein Wissen, sondern ein Können. Es kommt viel weniger darauf an, daß der angehende Student eine bestimmte Summe von Einzelkenntnissen gewonnen habe, als daß er sich, wissenschaftlichen Fragen gegenübergestellt, selbständig zu helfen vermöge.

8.

Nicht das Wissen allein macht den Lehrer, zumal der Jugend gegenüber, sondern vor Allem die persönliche Hingebung an den Gegenstand, die ihre Resultate nicht in fertig geprägter Münze gleichgültig auf den Tisch zählt, sondern sie aus der inneren Fülle hervor frisch und lebendig im Augenblicke neu producirt und dadurch den Lernenden unwiderstehlich zu selbstthätiger Mitproduction nöthigt.

9.

Die Uebersetzung mittelhochdeutscher Lyrik ist keine leichte Aufgabe; ja, sie ist meines Erachtens bisher noch Keinem, der sich daran versuchte, vollständig gelungen. Bei dem Epos steht es anders. Erzähltes läßt sich eben nacherzählen, und der gegenständliche Inhalt wird auch in veränderter Gewandung seine Wirkung behalten. Aber bei dem Lyriker sind Form und Inhalt noch in ganz anderer Weise eins geworden; die Empfindung des Dichters ist aufs Tiefste mit den technischen Mitteln verwachsen, durch die er sie offenbart; sie durchdringt wie mit Herzblut den einzelnsten Ausdruck, den Bau des Satzes, den rhythmischen Tonfall der Worte bis in die Vocalisation des Reimes hinein. Da bleiben denn für den Uebersetzer nur zwei Wege: entweder sich seinem Poeten eng anzuschließen und mit bloßer Vertauschung der veralteten Worte gegen die jetzt gebräuchlichen sein ganzes Gefüge so treu als möglich herüberzunehmen — aber dann wird oft schwerfällig und gekünstelt erscheinen, was im Original durchaus flüssig und natürlich war — oder frei zu verfahren und nur den wesentlichen Kern des Ueberlieferten selbständig zu reproduciren; aber dann werden wir nicht mehr den alten Dichter lesen, sondern den neuen, der sich den Stoff des alten mit größerer oder geringerer Congenialität angeeignet. Das läßt sich freilich in gewissem Sinne von jeder

lyrischen Uebersetzung sagen. Nur daß die Verschiedenheit — und naturgemäß meist zu Ungunsten des Reproducenten — uns immer um so deutlicher zum Bewußtsein kommt, je näher sich beide Idiome stehen. Daher denn auch z. B. die unendliche Schwierigkeit, Hebel's alemannische oder Claus Groth's plattdeutsche Gedichte, wo sie nicht bloß erzählen, ohne Schaden für ihren specifischen Reiz ins Hochdeutsche zu übertragen.

10.

Es ist unwahr, daß Wissenschaft und Religion sich widersprechen. Denn die Wissenschaft, mag sie in ihren Forschungen noch so weit zurückgreifen und die Erscheinungen der Welt in ihren tiefsten Ursachen aufzudecken versuchen, gelangt schließlich doch immerdar an einen Punkt, wo sie auf das Unbegreifliche stößt, d. h. wo ihr eine geheimnißvoll bewegende Kraft entgegentritt, deren Wirkungen sie nicht mehr zu erklären vermag. Sobald aber dieser Punkt erreicht, sobald diese bewegende Kraft einmal gefunden und zugestanden ist, was liegt näher, als im Gefühl unserer erwiesenen Unzulänglichkeit nicht nur weitere unbegreifliche Wirkungen ihr zuzuschreiben, sondern sie auch in den Mittelpunkt zu setzen und in ihr den Urquell alles Lebens, den selbst lebendigen, Alles durchdringenden und bewegenden Gott zu verehren?

11.

Alle religiösen Bekenntnisse sind unzulängliche Versuche, einen incommensurablen Empfindungsinhalt, der unser Leben durchdringt und ihm die Richtung gibt, durch eine Formel auszudrücken, die der Verstand gefunden hat, und die mithin schon an sich unmöglich fähig sein kann, jenen Inhalt rein in sich aufzunehmen und wiederzugeben.

12.

Die Frömmigkeit ist keine Ueberzeugung, sondern eine Gesinnung. Sie besteht häufig neben überkommenen dogmatischen Sätzen, mit welchen sie sich verträgt, und die ihr Form und Farbe verleihen; allein sie ist keineswegs an diese gebunden; sie würde auch bestehen können, wenn der Inhalt dieser Sätze ein anderer wäre.

13.

Religion ist das Gefühl des Unendlichen im Endlichen, die ehrfurchtsvolle Empfindung der unsichtbaren Macht, von der wir uns abhängig bekennen müssen, — Glaube ist die liebevolle und zuversichtliche Hingebung an ihr Walten.

14.

Die wahre Herzensfrömmigkeit ist von dem Buchstaben des Bekenntnisses ebenso unabhängig wie das Glück in der Ehe vom Heirathscontract oder die Vaterlandsliebe vom Wortlaut eines Gesetzesparagraphen. Dinge, die vorzugsweise im Gemüth leben, lassen sich überhaupt niemals vollständig in Verstandesformeln einschließen, und es ist ein Wahn, daß man sie durch die strenge Aufrechthaltung solcher Formeln schaffen oder wieder erwecken könne, wo sie nicht mehr vorhanden sind. Das gesetzliche Wort gibt uns, für sich allein, statt des lebendigen Leibes immer nur ein nacktes Knochengerüst, das,

wenn ihm Fleisch und Blut, Odem und Seele fehlen, ein Bild nicht des Lebens sondern des Todes ist.

15.

Die einfache, für jedes unbefangene Gemüth leicht faßliche Lehre des Heilands, wie sie uns die Evangelien aus seinem Munde wiedergeben, stets auf den sittlichen Kern des Menschen gerichtet, wird durch die für ein bestimmtes Zeitalter zubereitete und schon stark individuell gefärbte Dogmatik der Episteln für uns vielfach verdunkelt. Der Mythenschleier, den die begeisterte Liebe der Jünger unbewußt um die Person des Heilands wob, indem ihr für den Ausdruck ihrer Ueberfülle jedes höchste Symbol willkommen war, läßt die ursprüngliche Gestalt des Menschensohnes oft nur undeutlich erscheinen; die Schüler sind vor den Meister, die Boten vor den Entsender getreten, und die Kirche hat vollends das Ihrige gethan, um den Schwerpunkt des Christenthums aus der allverständlichen Seligkeitslehre der messianischen Bergpredigt in die schwere Glaubenslehre der paulinischen Briefe zu verlegen.

16.

Alle Geschichtsbücher, die bis dahin geschrieben worden sind, scheinen mir eigentlich nur Vorarbeiten zu sein zu einem Werke, das der Zukunft aufbehalten bleibt, und das freilich einen Historiker von ganz eigenthümlicher Begabung erfordern würde, zu einer Geschichte der göttlichen Weltregierung, die zu gleicher Zeit eine Geschichte der Führung und Erziehung der Völker im Einzelnen und des Menschengeschlechtes im Großen und Ganzen sein würde.

17.

Es ist ein wunderlich Ding um das Seligwerden nach dem Tode. Durch die bloße Anerkennung eines dogmatischen Satzes, durch die verstandesmäßige Aneignung desselben geschieht es gewiß nicht. Aber das heißt auch nicht glauben. Sondern der Glaube ist eine Kraft Gottes, die, unser ganzes Wesen durchdringend, uns nach außen tüchtig macht zu guten Werken und im Innern uns Frieden gibt. Wer diesen Frieden hier nicht hat, wird ihn durch den Tod nicht finden; wer hier nicht auf Stunden schon selig sein kann, wird es jenseits ohne weitere Läuterung nicht werden. Es gibt keinen Sprung im Reiche der Geister, nur Entfaltungen. Und eine solche Entfaltung ist der Tod, der wohl einen hier noch häufig unterbrochenen Frieden von den Störungen der Außenwelt, vom Drucke des Leibes, vom Stande der Versuchung zu erlösen, niemals aber einen unseligen Zustand ohne Weiteres in einen seligen zu verwandeln vermag.

18.

Der augenfälligste Unterschied zwischen Shakespeare und Byron ist freilich der, daß Shakespeare immer die Welt, Byron immer sich selbst darstellt. Aber auch ein nationaler Gegensatz findet sich in beiden Dichtern ausgeprägt: Shakespeare ist durchaus Sachse, Byron entschieden Normanne.

19.

Das Ideale im guten Sinne des Wortes verhält sich zum Realen nicht anders wie Wein zu Most. Es ist eben das Wirkliche, das, ohne seine ursprüngliche Natur aufzugeben, doch im Geiste des Künstlers einen Abklärungsproceß durchgemacht hat.

20.

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. So stellt die Bibel eine Handlung des lebendigen Gottes in den Beginn der Zeit. Den Griechen fehlt die Idee des Schaffens. In der hesiodischen Theogonie werden zuerst aus dem Chaos Erde und Tartara und zugleich Eros, der gleichsam eine Reihe von Geburten einleitet. Also hier eine Begebenheit als Uranfang, dort eine That.

21.

In einem durch arabische Uebersetzung aufbehaltenen Bruchstück des Empedokles heißt es: Die Pflanzenseele wird die Schale der Thierseele, die Thierseele die Schale der Menschenseele, die Menschenseele die Schale (der Leib) des göttlichen Geistes.

22.

Die Geschichte ist mit vollem Recht in neuerer Zeit vorzugsweise als Culturgeschichte behandelt worden. Aber es ist ein tiefer Mißverstand, diese culturhistorische Richtung auf die Poesie zu übertragen. Nicht als ob die letztere die Darstellung bestimmter Culturzustände ausschlösse. Aber diese Darstellung darf nicht Hauptsache werden. Das eigentlich Bewegende in der Poesie wird und muß allezeit das Reinmenschliche bleiben, und je einfacher in sich, je unabhängiger von den vergänglichen Vorstellungen und Voraussetzungen bestimmter Bildungsperioden dies zur Erscheinung gelangt, desto tiefer wird die Macht, desto dauernder der Werth der Dichtung sein.

Die Literatur des alten Indien.

Von

H. Oldenberg.

I. Die Poesie des Veda[1]).

I.

Seitab von den großen Civilisationen der antiken Welt, die in Athen und Rom ihre letzten Höhen erreicht haben, erwuchs unter der heißen Sonne Indiens eine eigenartige Cultur, von jenen scharf getrennt und doch auch mit ihnen zusammengehörig. Die westlichen Völker waren durchaus auf einander hingewiesen. Zahllose Straßen, vor allen die am meisten befahrene, die Wogen des Mittelmeeres, verbanden hier Nation mit Nation, Cultur mit Cultur. An der Grenze dieser Welt, da wo in historischer Zeit unter Anhängern der Zarathustra-Lehre die Bewegungen, welche jene Sphären erfüllten, nur noch schwach gefühlt wurden, thürmten sich mächtige Schranken, die Schneeberge des Hindukusch. Sie waren nicht unübersteigbar, aber sie sind doch wie etwa im Alterthum die Alpen nur ausnahmsweise von größeren Massen überstiegen worden. Hinter diesen Bergen, in den Ebenen des Indus und dann des Ganges begann eine neue Welt. Ein anderes Klima herrscht hier. Nicht die Hitze allein ist es, die den Unterschied macht, sondern ein völlig neuer klimatischer Typus tritt hervor. In den Wechsel von Sommer und Winter, wie er der gemäßigten Zone eigen ist, schiebt sich die tropische Form des Jahreslaufs hinein, der Wechsel der trockenen Zeit und der großen Regen. Aus den Gegenden des Aequator kommen die bestimmenden Einflüsse für Wind und Wetter. Unter den ältesten Bevölkerungen, die uns hier erkennbar sind, tritt neben mongolischen Elementen ein schwarzer Menschenschlag in den Vordergrund, dessen Zusammenhänge nach Australien zu reichen scheinen. Die hellfarbigen Arier, welche aus dem Nordwesten kommend die Gebirgsmauern über-

---

[1]) Es ist die Absicht, in einer allmählich an dieser Stelle zu veröffentlichenden Serie von Aufsätzen die wichtigsten Entwicklungsphasen der altindischen Literatur darzustellen. Ein zweiter Aufsatz wird sich mit der Literatur der dem Buddhismus vorangehenden Speculation (Upanishaden) und des Buddhismus selbst beschäftigen, ein dritter mit den großen epischen Gedichten, ein letzter endlich mit der späteren Kunstpoesie, insonderheit dem Drama.

stiegen und sich unter jenen dunkeln, leicht überwundenen Urbewohnern ansiedelten, haben sich damit von der Theilnahme an der geschichtlichen Arbeit der westlichen Welt nahezu vollständig abgeschnitten. Sie haben sich, wenigstens für lange Jahrhunderte, der Möglichkeit beraubt oder sich doch die Möglichkeit stark verkümmert, aus der Berührung mit ebenbürtigen, mit überlegenen Nationen Förderung zu gewinnen. In der That stehen so die geistigen Schöpfungen, welche sie hervorgebracht haben, in gewisser Weise wie die Thier- oder Pflanzenwelt eines neu entdeckten, mit der übrigen Welt unverbundenen Continents, allem uns von altersher Bekannten fremdartig gegenüber. Aber dann zeigt sich, wenn wir bei diesem Bilde bleiben dürfen, daß jener Continent, der jetzt eine Welt für sich ist, in ferner Vergangenheit doch mit andern Welttheilen zusammengehangen, dasselbe organische Leben wie sie beherbergt hat. Die arischen Einwanderer in Indien nahmen, indem sie sich von ihren Brudervölkern trennten, doch die Spuren, und mehr als bloße Spuren, der einstigen Gemeinsamkeit in die neue Heimath mit hinüber. Bei ihren Opfern wurden Lieder gesungen, deren Sprache der Sprache Homer's und des Ulfilas nah verwandt war. Diese Lieder feierten Götter wie das reisige himmlische Zwillingspaar, die Dioskuren der Griechen, oder den starken Riesen, welcher den Donnerkeil schwingt, den Donar-Thor der Germanen. Ueberall waren Keime vorhanden, aus denen, wenn ähnliche Luft und Sonne sie zur Entwicklung gebracht hätte, Formen von Glauben und Poesie, von Sitte und Recht hätten hervorgehen können, die sich den Denk- und Lebensformen jener Nationen, der Trägerinnen höchster europäischer Cultur, gleichartig und gleichwerthig an die Seite gestellt hätten.

In Wahrheit ist es anders gekommen, mußte es anders kommen. Die nach Westen weisenden Kräfte und Charakterzüge des indischen Volks mußten in der Abgeschnittenheit vom frischen Leben des Westens rettungslos erschlaffen, in der müden Stille, unter dem glühenden Himmel der neuen Heimath, in der langsamen aber unausbleiblichen Vermischung mit den dunkelfarbigen Urbewohnern. Ein neues Volk, ein neuer Volkscharakter mußte sich bilden, der Charakter, welcher daraus hervorging, daß der alten hohen intellectuellen Begabung, der reichen Phantasie der indischen Arier das Gegengewicht gesunder Thatkraft entzogen ward. Auf allen Gebieten des geistigen Daseins gewann dieser Charakter die Herrschaft. Im öffentlichen Leben trat statt der plastischen Gebilde von Staatsformen, welche die nationalen Kräfte zugleich zu entfesseln und zusammenzuhalten vermocht hätten, die unplastische Formlosigkeit des Despotismus und vor Allem der Kaste mit ihrer dumpfen Atmosphäre von Zwang und Aberglauben in den Vordergrund. Auf sittlichem und religiösem Gebiet ein Hinundherschwanken zwischen Extremen der Sinnlichkeit und Extremen der Entsagung, zwischen ekstatisch überspannter Selbstvergötterung und Verzweiflung an allem Dasein. In der Wissenschaft ein Aufbauen spitzfindiger Systeme, manch glänzender Gedanke, der doch unter dem Wust willkürlicher, alle Realität aus den Augen verlierender Spielereien mit überkünstlichen Begriffen und leeren Worten verschüttet wurde. In der Dichtung viel sinnige Zartheit, die Pracht bunter und glühender Farben,

aber auch hier jener selbe Mangel an Maß und plastischer Form, jene selbe Künstlichkeit, jenes Spielen mit einem immer übertriebener zugespitzten Raffinement der Gedanken und Worte.

Der Versuch, den wir uns vorsetzen, die Geschichte der indischen Literatur in ihren Hauptzügen darzustellen, wird uns zeigen, wie dieser Charakter im Laufe der Jahrhunderte, der Jahrtausende sich immer schärfer ausprägt.

Der Weg, welchen wir zu gehen haben, hebt bei der religiösen Literatur des Veda an, in deren ältesten Schöpfungen, den Hymnen des Rigveda, die Umformung, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, des Ariertums zum Hinduthum sich eben erst im Beginnen zeigt. Aber diese Umformung schreitet schnell fort. Am Ende der vedischen Literatur stehen die mystisch-speculativen Tractate der Upanishaden. Hier tritt uns schon die ganze scharf ausgeprägte Physiognomie des indischen Geistes entgegen, seine Neigung zu Formen, deren Charakter Formlosigkeit ist, zu kühnen, aller Wirklichkeit entfliehenden Luftreisen, in welchen der Gedanke unbegrenzte Reiche gestaltloser Phantasmen durcheilt, um dann aus grandiosen Träumen hülflos in kindischem Gefasel zu versinken.

Auf die Literatur der Upanishaden folgt die des alten Buddhismus. Sie ist jener eng verwandt, aber aus der bizarr großartigen Sphäre einsamen Asketenthums in die alltäglichere eines weitverzweigten geistlichen Ordens mit seinem geregelten, geschäftigen Treiben versetzt. So ist hier Alles minder kühn und schroff, aber verständiger und zusammenhängender, trotz der Weltabgewandtheit des religiösen Gedankens doch der Welt und ihrer Wirklichkeit näher gerückt durch das Bedürfniß, geistiges und äußeres Dasein dieser Tausende von Mönchen und Nonnen in lebensfähigen Formen aufrecht zu erhalten. Neben den Buddha zugeschriebenen Predigten vom Weltleiden und von der Erlösung mit ihren eintönigen Begriffsreihen, neben den poetischen Sentenzen und kurzen lyrischen Ergüssen, in denen das Trachten und Hoffen jener Mönchsseelen sich einen reinen und ergreifenden Ausdruck geschaffen hat, zieht hier auch eine umfangreiche Literatur von sehr viel weltlicherem Charakter unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir finden Hunderte von Erzählungen, zum großen oder größten Theil wohl nicht von den Buddhisten selbst ersonnen, sondern von ihnen vorgefunden und ihrem Geschmack, ihren Zwecken angepaßt, den Zwecken der moralischen Belehrung wie der Ergötzung vornehmlich wohl der weiteren dem Orden anhängenden Volkskreise. Es sind Märchen, Thierfabeln, Geschichten aus dem Leben von Dorf und Stadt, von Reich und Arm, rührende Schicksale der Guten, Tugendreichen und auch ergötzliche Schwänke vom Sieg der List über die Dummheit, das Beste fast möchte man sagen werth, wenn auch immerhin nur von fern, dem Decameron verglichen zu werden, mit dem es in der That durch weite, über Erdtheile und Jahrtausende hin reichende Verbindungslinien zusammenhängt, Alles ein unschätzbares Denkmal altindischen Lebens und indischer Lebensauffassung.

Vom Buddhismus muß sich dann unsere Betrachtung zu den poetischen Schöpfungen des alten Glaubens zurückwenden, der freilich inzwischen nicht der alte geblieben ist. Die arischen Götter, die menschlichen, menschenhaft ge-

stalteten, die noch von einem letzten Hauch frischer nördlicher Luft umweht wurden, sind verblaßt oder verschwunden. Statt ihrer hat eine neue Generation von Göttern den Schauplatz betreten. Es sind die Hindugötter, vielköpfig und vielarmig, von Schlangen umwunden, auf Lotusblumen ruhend, umgeben von einer Atmosphäre von Mystik, Wollust, Grausamkeit. Der ganze geistige Inhalt aber der neuen Zeit faßt sich zusammen in dem Riesengedicht, das, wie der Rigveda das vornehmste Werk des indischen Ariertums ist, so das große Buch des Hinduthums genannt werden kann: der unvergleichlich reiche, bunte, wirre, formlose Ausdruck des Hinduvolksgeistes, das Epos Mahabharata. Ein Heldengedicht, wie es in Indien sein muß, arm an Heldenthum, ungeheure Thaten der Kraft und Kühnheit ersonnen und besungen von Schwächlingen. Und um die eigentliche Handlung wuchert, von keiner ordnenden Hand in Schranken gebannt, eine unabsehbare Vegetation zahlloser Episoden, Epen im Epos, Fabeln, Systeme von Philosophie und Recht, das Ganze ähnlich den unergründlichen Tiefen eines indischen Urwalds, dessen Bäume durch das üppige Gewirr der Schlingpflanzen zu einem bunten Riesenknäuel zusammengewoben werden.

Vom Epos hat dann unsere Betrachtung den letzten Schritt zu thun, zur Kunstpoesie des Mittelalters und ihrer höchsten Schöpfung, dem Drama. Eine im Stil indischer, sylbenstechender Wissenschaftlichkeit aufgebaute Theorie der Poetik liefert die Recepte. Nach diesen bauen hier die Dichter ihre künstlichen Verse und schmücken sie mit einem Uebermaß zierlicher und überzierlicher Ornamente des Gedankens und der Form, der Anklänge, der Anspielungen, der Doppelsinnigkeiten, nur für den Kenner verständlich. Wohl weiß ein Dichter wie Kalidasa selbst diese Formen mit einem Reichthum zarter und duftiger Schönheit zu erfüllen, wenn er die zahllosen glänzend geschliffenen Edelsteine — es sind echte Edelsteine darunter — geistreicher Beredtsamkeit an der Schnur seiner dramatischen Märchen aufreiht. Aber die mächtige Sprache des wahren Dramas, des Bildes menschlichen Handelns und Leidens, spricht Kalidasa nicht; diese Sprache hat kein Inder gesprochen.

Wie auf dem weiten Wege vom Rigveda bis zur dramatischen Dichtung sich die Leidensgeschichte der Seele eines reichbegabten Volkes in der Geschichte seiner Literatur spiegelt, wollen wir darzustellen versuchen.

II.

Es mag ganz ungefähr um 2000 oder 1800 v. Chr. gewesen sein, als eine Anzahl arischer Hirtenstämme mit ihren Herden aus dem iranischen Hochland über das Gebirge in die Ebenen des Indus und seiner Nebenflüsse hinabstiegen [1]). Es war vielleicht die erste, jedenfalls die geschichtlich bedeutsamste einer ganzen Reihe von Invasionen, welche in alten und in neueren

[1]) Die hier genannten Jahreszahlen sind wie alle, welche die ältere indische Geschichte betreffen, nur als annäherungsweise, auf Vermuthungen beruhende Schätzungen zu verstehen. So läßt sich auch die offenbar über lange Jahrhunderte sich erstreckende Entstehungszeit der vedischen Poesie nicht mit irgend welcher Sicherheit bestimmen. Wer einen ungefähren Anhalt zu haben wünscht, denke an die Zeit etwa von 1400—900 v. Chr.

Zeiten denselben Weg genommen haben — Skythen, Griechen, Mohammedaner — eine Wanderung, in mancher Beziehung ähnlich dem Zuge der jenen asiatischen Ariern verwandten Völker, welche ebenfalls in vorgeschichtlicher Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Alpengebiet in die Po-Ebene hinuntergezogen und die vornehmsten Träger der Cultur Italiens geworden sind. Hier wie dort dieselbe Richtung der Bewegung aus Hochland und Gebirge in die Tiefebene, aus dem ärmeren, rauhen Land in das warme, reiche. Aber wie verschieden war die Lage, in welche die geographischen Bedingungen der italischen und der indischen Halbinsel die Einwanderer, welche sie betraten, versetzt haben! Dort eine verhältnißmäßige Beschränktheit des Raumes, welche die geschichtliche Bewegung in engem Rahmen einschloß und eben dadurch beitrug, sie fest in sich zusammenzuhalten und zu vertiefen. Hier unbegrenzte Weiten, wohl dazu angethan, die bewegenden Kräfte ins Unbestimmte zerfließen zu lassen. Dort nicht fern die Meeresküste, die Sphäre der Einwirkungen älterer, weiter fortgeschrittener Nationen. Hier Land und immer nur Land, unabsehbar an den Indus-Nebenflüssen und dann den Ganges hinab; überall dunkelfarbige, wilde oder von der Wildheit nicht weit entfernte Urbewohner: eine Sackgasse für geschichtliche Bewegung.

Die Thatsache jener Einwanderung kennen wir nur aus Schlußfolgerungen; sie liegt jenseits aller directen Erinnerung, aller Ueberlieferung. Wo diese anhebt, finden wir die Einwanderer — genauer diejenigen Schichten der Einwanderer, von welchen die ältesten Traditionen zu uns gelangt sind — im Pendschab, dem Land, das die fünf vom Himalaya herabkommenden Nebenflüsse des Indus durchströmen: eine weite Ebene, deren Einförmigkeit nur durch diese Flüsse unterbrochen wird. Sie fließen langsam, oft mit spärlichem Wasser, zwischen Schilf und Tamariskengebüsch, häufig ihr Bett wechselnd. Im Sommer, wenn die Schneeschmelze des Gebirges sie verstärkt, überschwemmen sie das Land; am Ende der Regenzeit treten sie wieder zurück und überlassen an ihren Ufern dem Ackerbau weite Strecken üppig fruchtbaren Bodens. Für das Alterthum sind sie nicht Verkehrsstraßen, sondern Spenderinnen von Wasser für Weiden und Aecker und damit von Nahrung und Leben; weidenreich nennt sie der vedische Dichter und preist ihre buttertriefende, honigsüße Woge. Wohin ihre Ueberschwemmungen oder die von ihnen gespeisten Canäle nicht reichen, ist viel unfruchtbares Land, sandige Steppe, ja Wüste. Denn im größten Theil des Pendschab fehlt es an Regen. Jährlich zu festbestimmter Zeit führt der Monsun vom Aequator ungeheure Wolkenmassen heran, die sich im Juni, Juli und August über Indien ergießen. Aber gerade das Fünfstromland empfängt von diesem Segen nur einen spärlichen Antheil. Daher ist es bis gegen die Berge hin auch arm an Wäldern. Im östlichen Theil des Pendschab, wo die Hauptsitze der vedischen Cultur liegen, insonderheit an jenem im Veda so hoch gefeierten Flüßchen Sarasvati, von dessen Ufern aus man nicht fern die Pracht der ungeheuren Schneespitzen des Himalaya erblickt, sind die Verhältnisse immerhin günstiger als im Westen. Hier kündigt sich schon jene üppige Fruchtbarkeit an, wie sie im Gangeslande herrscht. Wenn in Bezug auf die großen Regen diese Theile Indiens, den

Eingangspforten der Halbinsel nah gelegen, noch nicht das indische Klima in seiner vollen Ausprägung aufweisen, so herrscht doch dort in der warmen Jahreszeit eine Hitze, die kaum irgendwo in der ganzen Halbinsel übertroffen wird. Tag für Tag glüht dann die Sonne mit blendendem Licht von demselben wolkenlosen Himmel durch die flimmernde Luft über das ausgedörrte Land hin. Tag für Tag wehen von den Wüsten des Westens her dieselben sengend heißen Winde, hier und da zu Sandstürmen sich steigernd, endlich verdrängt von einer noch heißeren Windstille. Das Grün vertrocknet. Ueberall herrscht Oede und Mattigkeit. Kommen dann im Juni die Regen — freilich sind diese, wie erwähnt, im größten Theil des Fünfstromlandes nur spärlich — so tritt an Stelle der trockenen Hitze eine feuchte Schwüle, die noch erschlaffender, noch unerträglicher ist als jene. Sie versetzt den Menschen in ein beständiges Schwitzbad, macht die Vegetation verfaulen, verpestet die Luft mit scharfen, widrigen Gerüchen und Ansteckungsstoffen. Schwerlich hätte das indische Volk bestehen und seine Cultur schaffen können, wenn sich allein zwischen der heißen Zeit und der Regenzeit ohne ein Drittes der Kreislauf schlösse. Aber nun macht sich, je weiter nach Norden um so energischer, der Witterungscharakter der gemäßigten Zone geltend, die Unterbrechung der einförmigen Tropenhitze, die Gegensätze von Wärme und Kälte. Ein erfrischender Herbst mit kühlen Nordwinden, mit wundervollen Sternennächten tritt ein, eine Zeit rüstiger Thätigkeit, und bald folgt ein Winter, der den Boden oft mit Reif bedeckt, die Gewässer mit einer Eiskruste überzieht und dem Menschen die Kräfte gibt, einen neuen Sommer und seine Gluthen zu durchleben.

Die dunkeln Urbewohner, welche den Ariern in diesem Lande zuerst begegneten, scheinen, wenn vielleicht nicht durchweg, so doch zum großen Theil, einer Völkerfamilie angehört zu haben, von der noch jetzt größere Stämme — wie die Hos, Mundas, Santals — und Mengen zersprengter Stammfragmente vornehmlich im südwestlichen Bengalen zu finden sind. Sie hausen meist in den Schlupfwinkeln von Bergen und Wäldern oder in einem Landstrich wie der hochgelegenen, durch natürliche Bollwerke gegen jeden Angriff geschützten Ebene von Chutia Nagpur, in welcher noch heute das Hinduthum als später Eindringling erscheint. Wir deuteten schon auf den im Körperbau wie in den Sprachen sich ausprägenden Zusammenhang hin, welcher allem Anschein nach die Kolarier — so benennt man diese Stämme zusammenfassend — mit den Australiern verbindet. Sie sind von kleiner Statur, schwarzbraun oder fast schwarz, breitnasig und dicklippig. Ein Theil von ihnen ist noch jetzt dem Zustand der Wildheit nahe, kaum bekannt mit anderer Kleidung als Blätterschürzen, bis vor nicht lange mit Waffen und Geräthen auf der Stufe der Steinzeit zurückgeblieben. Andere sind weiter fortgeschritten, geschickt in Ackerbau und Viehzucht. Allen aber liegt leidenschaftliche Liebe zur Jagd im Blute; mit Bogen und Pfeilen, mit Wurfspeer und Schlinge durchstreifen sie die Wälder; sie sind große Kenner aller Kräuter und eßbaren Wurzeln in Wald und Feld. Bei ihren Festen gibt es zügellose Trinkgelage, wilde Tänze und Orgien. Ihre Zauberer wissen sich in Zustände der Verzückung zu versetzen,

in welchen sie Visionen haben und weissagen. Kenner rühmen ihnen die Tugenden der Treue und Wahrhaftigkeit, einen gewissen Zug lustiger Bravheit nach: Eigenschaften, die freilich den Einflüssen der Civilisation und ihrer Laster nicht lange Stand zu halten pflegen. Es ist keineswegs ausgeschlossen, ja sogar wahrscheinlich, daß jene dunkelfarbigen Stämme, welche vor vielleicht vier Jahrtausenden den arischen Einwanderern in Indien entgegentraten, in mancher Hinsicht höher standen als die Zurückgebliebenen unter ihren heutigen Nachkommen. Oft ist in den vedischen Dichtungen von ihrem reichen Besitz, von ihren festen Burgen die Rede, unter denen allerdings — die Vedadichter neigen zu übertreibendem Ausdruck — Befestigungen recht primitiver Art zu verstehen sein mögen. Im Großen und Ganzen aber werden wir schwerlich allzu sehr irren, wenn wir das Bild der heutigen Kolarier auf jene „schwarze Haut" der Vedalieder, auf die „Gesetzlosen" und „Gottlosen" übertragen, von denen es heißt, daß Gott Indra sie züchtigt und dem Arier dienstbar macht. Als sich Massen jener Urbewohner, während ihre Brüder in die Berge und Wälder entwichen, den Siegern unterwarfen und als Sclaven und Verrichter aller niedrigsten Arbeit in eine gewisse Lebensgemeinschaft mit ihnen eintraten, übernahmen sie damit die Rolle wohl still im Hintergrund wirkender, aber darum nicht minder bedeutsamer Mitarbeiter an der geschichtlichen und geistigen Arbeit des arischen Indien. Ihre Herren, die sie verachteten und mit Füßen traten, konnten damit doch die Wirkungen jenes Naturgesetzes nicht aufheben, das die reine Erhaltung einer höheren Rasse inmitten einer niederen auf die Dauer ausschließt, und das dem niedern Blut gegenüber dem edleren, mit welchem es sich mischt, gewichtigen, leicht sogar den überwiegenden Einfluß sichert. Unabwendbar mußte die Zeit kommen, in welcher der körperliche Typus des großen, starken, hellen Ariers durch jene Vermischung in den Typus des kleinen, schwachen, geschmeidigen, zwischen Hell und Dunkel in zahllosen Nuancen schwankenden Hindu übergeführt wurde, und wo die Tiefe und Vornehmheit des arischen Geistes sich mit den verworrenen und maßlosen, an Niedrigem haftenden Instincten des Wilden durchsetzte.

Für das Zeitalter freilich, aus welchem wir durch die Hymnen des Rigveda die älteste Kunde von den indischen Ariern empfangen, lagen diese Vorgänge noch im Schoß der Zukunft. In der Geschichte Indiens bis in jene Zeit zurückgehen bedeutet eben, wenn ein vielleicht kühner, aber doch nicht ganz unzutreffender Vergleich gewagt werden darf, annähernd so viel wie in der Geschichte Englands zu jener Vergangenheit hinaufsteigen, wo es noch keine Engländer gab, sondern Angelsachsen. Wie dort, auf die Insel versetzt, ein vom deutschen Festlande stammendes Volk erscheint, das erst nach Jahrhunderten durch Rassenmischungen in einen neuen, nicht mehr deutsch zu nennenden Typus übergeführt wird, so finden wir hier in die indische Halbinsel hinübergewanderte Stämme aus Ost-Iran, zuerst unvermischt und dann wohl durch Jahrhunderte verhältnißmäßig noch wenig von Mischungen berührt. Diese ältesten Inder bauen noch nicht die eigentlich indische Kornfrucht, den Reis, sondern wie die alten Iranier den yava, d. h. wohl die Gerste. Vor allem Ackerbau aber weit voran steht jetzt noch bei

ihnen, ganz wie bei den Iraniern, in scharfem Gegensatz zu den späteren indischen Verhältnissen, die Viehzucht, besonders die Rinderzucht. Daher denn auch hier Mythen fehlen, wie sie bei den Griechen und Germanen von den Geheimnissen des in den Erdschoß gesenkten und aus ihm erwachsenden Korns erzählen, und an ihrer Stelle ein Mythus im Vordergrunde steht, welcher berichtet, wie mit göttlicher Hülfe die ältesten Menschen die von der Kuh kommende Nahrungsfülle sich angeeignet haben. Von den für Indien bezeichnenden Thieren erwähnen die Dichter des Rigveda selten den Elefanten, nie den Tiger; für sie so gut wie für die alten Iranier ist das vor allen andern gefürchtete Raubthier, die Verkörperung gefährlicher Tücke, der Wolf. Sie nennen in ihren Dichtungen Flüsse des äußersten indischen Nordwestens, die zum großen Theil später aus dem Gesichtskreise der indischen Literatur entschwunden sind; dafür ist ihnen der beherrschende Fluß der späteren indischen Cultur, der Ganges, so gut wie unbekannt. Sie erbauen noch keine Städte, sondern kennen allein Dörfer und befestigte Burgen, in welchen man sich selbst und seine Habe vor dem Feinde birgt. Sie beten noch nicht zu den Göttern, welche wir gewohnt sind als die eigentlichen, regierenden Götter Indiens anzusehen, nicht zu Brahma, nicht zu Shiva, auch nicht zu Vishnu: denn der Vishnu des Veda ist ein durchaus anderer Gott als der des späteren Glaubens. Sie haben sich noch Götter bewahrt, welche in der Folgezeit in Indien zurücktreten, mehr oder minder vergessen werden, von denen wir aber viele in den heiligen Texten der Zarathustrier Irans, manche sogar bei den europäischen Völkern wiederfinden. Sie glauben, daß es jenseits des Todes einen Himmel für die Guten und Frommen gibt, eine Hölle für die Missethäter, wo der Götter „grimmige Kraft sie bezwingt, daß von dort auch nicht Einer wieder herauskommt“: aber noch fehlt ihnen die schreckensvolle Vorstellung, die das spätere Indien beherrscht, der Glaube an die ziellosen Wanderungen der Seele durch unzählige Daseinsformen, an diese Qual der Wiedergeburten, vor der es Ruhe allein im Nirvana gibt. Sie sprechen eine Sprache, in welche unarische Worte sowie gewisse unarische Laute, die im spätern Indisch häufig sind, eben erst einzudringen beginnen. Noch lebt in dieser Sprache die Formenfülle der alten Zeit. Noch gibt es das ganze System der Conjunctive und Optative, ähnlich und eng verwandt denen der Sprache Homer's, fähig die feinen Nuancen von Möglichkeit, Wunsch, Willen auszudrücken. Noch steht der Reichthum der Zeiten des Zeitworts unversehrt da, neben einander Perfect, Imperfect und Aorist, eine alterthümlich üppige Verschwendung von Ausdrucksmitteln für verschiedene Auffassungsweisen vergangener Thatsachen. Noch war die Plastik des sprachlichen Ausdrucks nicht durch die Neigung beeinträchtigt, die bald wenigstens in der literarischen Sprache überhand nehmen sollte, die Neigung zu jenen unförmlichen, alles Gleichgewichts ermangelnden Zusammensetzungen, wo man lange Reihen durch die verschiedensten Gedankenbeziehungen verbundener Vorstellungen roh mechanisch mit einander zu einem einzigen Wortungeheuer verkittete, von Elefanten-Rosse-Wagengetöse redete oder von dem Wissenschafts-Kasteiungs-Wachsthumszweck.

Wohin wir sehen, in den äußeren Lebensverhältnissen, in der Religion, in der Sprache des rigvedischen Zeitalters: überall fühlen wir denselben Hauch tiefer Alterthümlichkeit, den man von jeher, seit der Rigveda gelesen und verstanden wird, instinctiv empfunden hat: von Alterthümlichkeit nicht als ob wir hier den ersten Anfängen aller Cultur nahe kämen — daran dürfen wir natürlich nicht denken —, wohl aber in dem Sinn, daß die scharf ausgeprägten Züge des physischen und geistigen Charakters, der Denk- und Lebensformen, welche diesem Volk auf diesem Boden durch Jahrtausende bis auf den heutigen Tag eigen gewesen und geblieben sind, in jenem Zeitalter noch weit davon entfernt sind ihre Gestalt gewonnen zu haben.

Und doch sind die Mächte, welche jenen Charakter formen müssen, auch in jener fernen Vergangenheit schon thätig. Sie haben ihre Arbeit mit dem Augenblick begonnen, in welchem die arischen Scharen die Gebirgspässe überschritten und nach Indien hinabstiegen.

Der Körpertypus der Arier hatte in gemäßigter Zone, wahrscheinlich im mittleren oder gar nördlichen Europa, sein Gepräge empfangen. Vermuthlich wären sie dem Klima, in welches sie nun eintraten, rasch und rettungslos erlegen — wie ja selbst heutzutage trotz allen Vorkehrungen der Hygiene von einer wirklichen Acclimatisation der nach Indien versetzten Europäer keine Rede sein kann —, hätten sie sich nicht allmählich auf langen Wanderungen mit vielen Stationen der künftigen Heimath genähert und gewiß auch unterdessen einen starken Beisatz fremden Blutes von Rassen, die besser befähigt waren, sich in Indien einzubürgern, aufgenommen. Aber doch bewährte sich auch hier der Satz, daß die arische Natur zu ihrer vollen Entfaltung ein gemäßigtes Klima verlangt, in welchem das Leben des Einzelnen und das Volksleben langsam und um so kräftiger heranreift. Im heißen Lande geht die Körperkraft und mit ihr die seelische Spannkraft der Angehörigen nördlicher Rassen zurück. Und diesen Rückgang zu hemmen, waren die Lebensverhältnisse des neuen Landes nicht angethan. Solange die Vorfahren jener Wanderer in Iran gesessen hatten, mußte die Nothwendigkeit harter Arbeit und beständiger Kampfbereitschaft gegenüber den furchtbarsten Feinden, den Reiterhorden der benachbarten Wüste, sie bei rüstiger Kraft erhalten, wie später ihre dort zurückgebliebenen Bruderstämme, die Zarathustrier Baktriens, sich allezeit in Arbeit und Kämpfen als stark bewährt haben. Aber waren einmal die Pässe des Hindukusch überschritten, so sah man als Feinde vor sich statt jener unbezwinglichen, aus den Tiefen der Wüste hervorbrechenden skythischen oder tatarischen Räuber nur schwache Schwarze, unfähig zu ernstlichem Widerstand. Man befand sich plötzlich im Besitz reichster, unbegrenzt scheinender Aecker und Weideländer und zahlloser Sklaven, diese Aecker zu bebauen und die Herden zu weiden. Da mußte, sobald die letzte Burg der dunkeln Häuptlinge gebrochen war, die Neigung zum Genießen, zu der Ruhe, zu welcher das Klima einlud, die Oberhand gewinnen. Schon in der Poesie des Rigveda, welche in der auf die Periode der Eroberung folgenden Zeit aufblüht, fängt es an hervorzutreten: man will nicht kämpfen, wagen, herrschen; man will sich seines Besitzes an Kühen und Gold freuen; reich an

Kindern will man ein langes, fröhliches Leben führen. Man sitzt satt im Land, unter Nachbarn, die ebenso satt sind. Nach kleinen Stämmen gegliedert, war man gekommen; die vereinigten sich wohl hier und da zu größeren Einheiten, aber zur Ausbildung lebendig individueller, scharf sich von einander abhebender staatlicher Gestaltungen kam es nicht, und im Grunde blieben die Verhältnisse eng und klein. Den großen Staat gründen große Kämpfe; an Kämpfen und Kämpfern fehlte es. Es fehlte an den Nöthen und Gefahren, die Alle zu einer lebendigen Einheit zusammenschmieden. Es fehlte am Antrieb zu Unternehmungen, die weit in die Zukunft hinaussahen, die zähe Consequenz und Vergessen der eigenen Interessen über großen Zielen der Gesammtheit hätten lehren können. Es fehlte vor Allem an der Gesinnung, die Alles zu thun und Alles zu leiden entschlossen ist, um das eigene Recht und die eigene Freiheit gegen alle fremde Willkür festzustellen. Der König, der Adlige ist, wie die vedischen Texte sagen, „der Esser"; der gemeine Mann ist „die Speise", „der Gegessene", „der nach Belieben zu Drückende". So will es die ewige Weltordnung; daran kann menschliche Kraft nicht rütteln. Wie wäre hier jene Spannung von Willen gegen Willen, von Kraft gegen Kraft denkbar, wie sie dem Gemeinwesen der antiken Welt ihre unvergleichlich lebensvolle Form gegeben hat? Den indischen Geist treiben seine tiefsten und festesten Instincte in andere Richtung. Politische Ideen und Ideale liegen für ihn in nebelhafter Ferne gegenüber anderen viel dringenderen Bedürfnissen, vor Allem gegenüber dem Bedürfniß, sich für dieses und jenes Leben vor den Gefahren der zahllosen Verunreinigungen zu schützen, welche die angsterfüllte, abergläubische Phantasie offen und verborgen von allen Seiten drohen sieht. Welche Ehe darf man schließen, ohne sich zu verunreinigen? Was darf man essen und aus was für Geschirr? Wen darf man berühren? Mit wem reden? Wo diese Fragen und Sorgen im Vordergrunde stehen, muß sich eine andre Form der Gemeinschaft als der Staat dazu anschicken, maßgebend und allbeherrschend zu werden. Es muß eine Gemeinschaftsform sein, die den Menschen an seine Stelle als an die durch überirdische Nothwendigkeit geordnete hinstellt, den Herrn als Herrn, den Knecht als Knecht, und die ihn bei jedem Schritt seines Lebens mit einem Schutzwall gegen die gespenstischen Mächte jener Gefahren umgibt: eine Gemeinschaftsform, die in ganz anderem Maße als der Staat der rechte Ausdruck indischen Lebens geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben ist: die Kaste.

Unter Verhältnissen wie diesen übt nicht der Kampf ums Dasein jene Auswahl, die alle Schwachen ausmerzt und dadurch ein Volk stark erhält. In der üppigen Ruhe dieses Lebens kann sich auch der Schwache behaupten, wenn er dem Herrenstande angehört. Namentlich wenn er der Kluge, Geschmeidige ist, der sich den Gewalthabern als Diener oder Schmeichler zu empfehlen versteht. Die Wortreichen, Redegewandten müssen im Vordergrund stehen, nicht die starken, schweigenden Charaktere, welche zu erziehen diese Welt wenig angethan ist.

Vor Allem muß im Vordergrunde der vornehmste Inhaber aller Künste der Klugheit, der biegsamen Unterwürfigkeit stehen — derselbe, der zugleich

der Kenner aller Reinheitsordnungen, der natürliche Dirigent aller mit dem Organismus der Kaste verwachsenen Instincte und Interessen ist: der Priester.

III.

Schon in der ältesten Zeit Indiens, von welcher wir Kunde besitzen, hat sich der Priesterstand durch unübersteigliche Schranken von den profanen Ständen abzuschließen gewußt. Sieben Geschlechter erheben erfolgreich den Anspruch, die alleinigen Besitzer und Verkörperer des Brahman, d. h. der heiligen Zaubereigenschaft zu sein, die zum Umgang mit den göttlichen und geisterhaften Wesenheiten, zum Einfluß auf sie, vor Allem zum Genuß des berauschenden Göttertranks Soma befähigt. Die ersten Vorfahren dieser Familien, die „sieben Sänger“, haben im Anfang der Dinge unter göttlicher Führung den Zug in die weiteste Ferne jenseits des Weltstroms Rasa gethan. Durch die Zauberkraft ihres Opfers und ihrer Litaneien, „mit feuererhitzten Liedern“ haben sie die Felshöhle eröffnet, in der die Kühe von geizigen Feinden gefangen gehalten wurden — Aehnliches erzählten auch die Griechen, aber sie erzählten es von Herakles —; so haben jene Sieben das vornehmste aller Besitzthümer, die Kühe, den Menschen und unter den Menschen vor Allen den Priestern erworben. Wer von einem dieser geistlichen Heroen abstammt, ist Brahmane, sonst Niemand.

Der Brahmane hat bei allen Vorgängen des öffentlichen und privaten Lebens die Hand im Spiel. Ihm kommt die ganze Ehrfurcht zu Gute, welche dem Wissen gezollt wird — einem Wissen freilich, über dem die Nebel dumpfen Zauberthums liegen. Ohne den Brahmanen können die Riten nicht vollzogen werden, welche das Kind und den Jüngling zum Leben und zur vollberechtigten Stellung unter Seinesgleichen weihen. Er ist der Deuter der Träume und Vorzeichen, der Entsühner von Schuld und Unreinheit. Er kennt die geheimen Weihungen, durch die man zum Freund und Genossen der Sonne wird, mit ihrer Kraft sich durchtränkt, und jene, durch welche man Herrschaft über Wolken und Regen erlangt. Er ist der Vollzieher alles Zaubers, dessen das tägliche Leben bedarf, des nützenden und des schadenbringenden, von Liebeszauber, Schlachtzauber, Zauber für Felder und Herden. Er betreibt Bannung und Heilung von Krankheiten; so ist er der Arzt jenes Zeitalters. Er ist auch der Rechtskundige: noch verlaufen diese Kenntnisse und Fertigkeiten ohne Grenzlinien in die Sphären des geistlichen Wissens und Zauberwesens. Bei Anlässen aller Art lädt man ihn ein, speist und beschenkt ihn, erlangt von ihm glückbedeutende Worte und Segenswünsche, vermeidet, was ihn reizen könnte, seinen Fluch auszusprechen. Er ist vor Allem der Opferer, der Kenner der zahllosen geheimnißvollen Verrichtungen, die dem Opfer segensreiche Kraft verleihen oder es auch, wenn der Priester es mit bösem Willen vollzieht, zum Schaden wenden können; er ist der Dichter, der Sprecher und Sänger der heiligen Litaneien. Das Opfer eines Königs, der sich keinen Brahmanen als Hauspriester hält, nehmen die Götter nicht an. Der homerische Held, der in den Kampf geht, betet in eigner Person zu Zeus, ihm Sieg zu geben, wenn er ihm je fettbedeckte Schenkel von Farren und Ziegen verbrannt hat.

In Indien ist es, als die Bharatas gesiegt haben, der Hauspriester des siegreichen Königs, welcher spricht:

Beiden, der Erd- und Himmelswelt,
Dem Indra sang ich Lobgesang.
Ich Visvamitra. Es beschützt
Die Bharatas mein Zauberspruch.

Ein solcher königlicher Hauspriester, „das halbe Selbst" des Fürsten zu werden, ist das höchste Ziel für den Ehrgeiz und die Habsucht des Brahmanen. Bei seiner Ernennung spricht der König eine Formel der ähnlich, mit welcher bei der Hochzeit der Bräutigam die Hand der Braut ergreift: „Der bin ich, das bist du; das bist du, der bin ich; Himmel ich, Erde du; des Liedes Weise ich, des Liedes Worte du. So wollen wir zusammen die Fahrt thun." Und in einem Hymnus des Rigveda heißt es vom Verhältniß des Königs und seines Hauspriesters:

Der waltet seines Reichs in sichrer Ruhe,
Dem schwellen immerdar der Nahrung Ströme,
Dem neigen willig sich die Unterthanen,
Dem König, dem vorangeht ein Brahmane.

Ueberall sind kleine Fürstenhöfe durch das Land verstreut, einer mit dem andern rivalisirend: was kann da jedem näher liegen als das Bemühen, die Bundesgenossenschaft des Priesterstandes zu gewinnen? Einer wie der andre ist bestrebt, Glanz zu entfalten: und wie läßt sich, wo die bildenden Künste noch fehlen, besser Glanz entfalten, als im Pomp prunkvoller Opferfeste? So sind geistlicher und weltlicher Adel auf einander hingewiesen. Wenn der Fürst mit jenem bezeichnenden Ausdruck als „Esser" den gemeinen Mann als seine „Speise" behandelt, so unterstützt ihn der Priester dabei angelegentlich, natürlich um selbst an der Beute theilzunehmen. „Er macht dadurch das Volk zur Speise für den Fürsten," so bezeichnet der Veda mit aller Offenheit den Zweck einer liturgischen Handlung, welche der Priester im Auftrage des Königs vorzunehmen hat. Bald tritt der vedische Poet in den Dienst dieses, bald jenes Raja, wie im abendländischen Mittelalter die fahrenden Sänger von Hof zu Hof ziehen und die Freigebigkeit eines Fürsten nach dem andern erproben und preisen. Er ist gleichgültig dagegen, ob seine Kunst diesem, ob sie jenem Stamm zu Gute kommt. Sein Feind ist allein der Geizige; den schmäht er als den Ungläubigen und Gottlosen, als den Bösen, welcher den Göttern Hohn spricht. Sein Freund ist der Freigebige. Der für seine Dienstleistungen zu erhoffende Lohn auf der einen Seite, auf der andern die gewiß nicht unbegründete Furcht, gelegentlich von jenen „Essern" selbst als „Speise" betrachtet zu werden, bilden stehende, mit angelegentlichster Sorgfalt ausgeführte Motive der priesterlichen Poesie. Begreiflich, daß diesen Sängern der rechte Sängerstolz fehlt, daß bei allem Priesterhochmuth ihnen doch zugleich ein Zug von Bedientenhaftigkeit eigen ist. Das zeigt sich gegenüber den Göttern, welchen in der ihnen wohlgefälligen Weise ihre Gnadengaben abzuschmeicheln das vornehmste Ziel der von Vätern auf Kinder und Kindeskinder vererbten Sängerkunst und Priesterkunst ist. Das zeigt sich noch hand-

greiflicher gegenüber dem irdischen Machthaber und Reichen. Ihm zu schmeicheln kann man nicht Worte genug finden. Kein Andrer geht auf dem Pfade, auf dem er geht. Kein Andrer gilt als schätzereich, als ein größerer Spender. Citra allein ist König; Königlein sind die Andern, die Fürstchen, die sonst noch an der Sarasvati über ihre Ländchen gebieten. Zehn rasche Rosse hat er gegeben, zehn Goldklumpen, zehn Wagen und hundert Kühe. Auf Uebertreibungen kommt es nicht an; ein vedischer Theolog hat selbst einmal mit löblicher Offenheit ausgesprochen, was solche Ergießungen sind: sie sind Lügen. Diese Poesie steht nicht im Dienst der Schönheit wie diese Religion nicht im Dienst der Aufgabe steht, die Seelen zu läutern und zu erheben. Sondern beides steht im Dienst des Standesinteresses, des persönlichen Interesses, des Honorars. Wie der Zimmermann und der Arzt sich wünschen, daß die Leute ihre Wagen und ihre Glieder zerbrechen — sagt ein vedisches Gedicht — wie der Mann das Weib, wie der Frosch das Wasser sucht, so sucht der Brahmane einen Opferherrn, der Soma pressen läßt.

Ich bin Poet, Papa ist Arzt,
Den Mühlstein setzt Mama in Gang.
Ein Jeder geht auf seine Art
Dem Geld nach wie der Hirt der Kuh.

Ganze Familien betreiben diesen Erwerb: „Singet, lobsinget! Singt, ihr Priyamedhas! Auch die Söhnchen sollen singen!" Je vollständiger die Leerheit des politischen Lebens dem Ehrgeiz und geistiger Kraft andere Sphären der Bethätigung versagt, um so üppiger gedeiht dies Poetenthum. Alle Aufmerksamkeit richtet sich darauf, neue Feinheiten in der Dicht- und Gesangeskunst ausfindig zu machen. Die Concurrenz spannt die Kräfte an. Der Eine beobachtet den Andern, sieht ihm ab, was brauchbar scheint. Alte Lieder, die Beifall gefunden oder göttlichen Segen eingebracht haben, „die von Honig und Butter triefen", bringt man in neuer Bearbeitung wieder zum Vorschein. Wohl nennt mancher Dichter sein Lied ein gottgegebenes, oder er erkennt es als ein Geschenk der Göttin Rede, der Muse des vedischen Poeten, von welcher einer der schönsten Verse des Rigveda sagt:

Gar Mancher sieht, doch sieht er nicht die Göttin.
Gar Mancher hört, doch sie bleibt ihm unhörbar.
Gar Manchem gibt den Leib sie hin in Liebe
Wie dem Gemahl die schöngewand'ge Gattin.

Aber solche Momente, in welchen der Sänger die Gabe des Liedes aus räthselhafter Höhe zu sich herniedersteigen sieht, sind selten. Eine andere, nüchternere Stimmung herrscht vor. Der Dichter fühlt sich als das, was er in der That ist, als eine Art Handwerker. Er braucht von seiner Thätigkeit gern das Wort „zimmern":

Nach Gut verlangend hat wie einen Wagen
Geschickt und kunstreich man dies Lied gezimmert.

Von den Schulen, in welchen die Priester und Poeten dieses ihr Handwerk pflegen, haben sie selbst uns in einem Gedicht des Rigveda eine Schilde-

rung gegeben, welche, in wenigen Linien hingeworfen, doch an ehrlicher Unbefangenheit und anschaulicher Naturtreue nichts zu wünschen übrig läßt. Neben den Hymnen an die großen Götter des Weltalls findet sich im Rigveda auch ein überaus merkwürdiges Gedicht an die Frösche, deren Quaken mit dem Geplärr von Brahmanen verglichen wird. Man hat an einen boshaften Scherz gedacht. Allem Anschein nach mit Unrecht; das Lied wird vollkommen ernst gemeint sein. Als Wasserthier, als ein Thier, das um den Beginn der Regenzeit überall sichtbar und noch mehr hörbar wird, ist der Frosch ein Gebieter über Wasser und Regen. Diese unschätzbaren Gaben wird er, wenn man ihm schmeichelt — und die Vergleichung mit den Brahmanen bedeutet durchaus eine Schmeichelei, — dem Menschen zuwenden. Das Gedicht hebt an:

Sie lagen still ein ganzes Jahr,
Brahmanen, heil'ger Ordnung treu.
Nun hebt, vom Regengott erweckt,
Der Frösche Schar zu reden an.

Strömen den Durst'gen die ersehnten Güsse
Hernieder, wenn die Regenzeit gekommen,
Quak, quak heißt's dann, und wie der Sohn zum Vater
Geht Frosch zum Frosch hin, und sie reden alle.

Da spricht der Eine nach das Wort des Andern,
So wie der Schüler, was der Lehrer vorsagt.
Sie bringen das Capitel schön zu Ende,
Wenn in dem Sumpf die Wortgewandten reden.

Wie bei des Soma Nachtfest die Brahmanen
Rings um die volle Kufe Hymnen singen,
So bringt den Tag ihr zu im Jahreslaufe,
Ihr Frösche, wenn die Regenzeit hereinbricht.

Die somatrunkenen Brahmanen legen los;
Alljährlich singen ihre Litanei sie ab.
Die Priester, schwitzend bei des Opferkessels Gluth,
Man sieht sie Alle; Keiner ist, der sich verkriecht.

Des zwölfgetheilten Jahres Götterordnung
Bewahren diese Leute ohn' Verfehlen.
Alljährlich, wenn die Regenzeit gekommen,
Entleeren pünktlich sie die heißen Kessel[1]).

Das Lied schließt mit einer Anrufung der quakenden Gottheiten:

Kuhbrüller, spend' uns! Ziegenmeckrer, spend' uns!
Spend' uns, du Bunter! Grüner, spend' uns Schätze!
Die Frösche sollen hundert Küh' uns schenken,
Bei tausendfachem Opfer langes Leben.

Die Poesie, die wie Froschgequak in den Schulen und Opferversammlungen dieser auf ihren Grassitzen hockenden und bei den heiligen Feuern schwitzenden

[1]) Die von den Fröschen beherrschte Ausgießung der Wassermassen des heißen Sommerhimmels wird mit der Entleerung der heißen Opferkessel verglichen.

Priester zu hören war, mußte wohl eine andere sein, als die Lieder, welche in Griechenland tanzende Chöre schönheitstrunkener Jünglinge sangen. Und doch, die geistigen Anlagen, welche durch die Pflege jener Poesie genährt und gestärkt wurden, wenn auch in mancher Hinsicht bedenklich genug, dürfen nicht kurzweg als werthlos und geringfügig beurtheilt werden. Ueberall legt der Rigveda von diesen Anlagen Zeugniß ab: von frühreifer Schärfe und Feinheit des grübelnden Sinnens, das sich freilich nur in engen und gewundenen Bahnen zu bewegen gewohnt ist, von Geschmeidigkeit und Reichthum der Phantasie, allerdings auch von dem Mangel an nüchterner Klarheit in dem Erfassen des Wirklichen, des anschaulich Concreten. Ohne den Stand, in welchem dieser intellectuelle Charakter sich aufs Höchste steigerte, und ohne die von ihm in den Geistern großgezogene Ehrfurcht vor Denken und Wissen, zu welcher sich die alte dumpfe Scheu vor der Kunst des priesterlichen Zauberers läuterte, hätte sich nie der Genius Indiens mit seinen glänzenden Eigenschaften und mit seinen Schwächen zu entfalten vermocht — ohne die Zurückgezogenheit jener Stätten, wo man sich ganz geistigen Dingen hingeben konnte, zuerst Lehrstätten für die Wissenschaft von Opfer und Opferpoesie, bald die Sammelplätze Derer, die sich in die Räthsel der Welt und des eignen Ich versenken, von höheren Zielen als denen des Augenblicks träumen wollten.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Ein Besuch bei Goethe im Jahre 1808.

Vorbemerkung.

Die Verfasserin der nachfolgenden Briefe ist Caroline Sartorius, geb. von Voigt, die Gemahlin des Historikers und Nationalökonomen Georg Sartorius, späteren Freiherrn von Waltershausen. Die Briefe wurden unmittelbar nach Rückkehr von der Reise nach Weimar in Göttingen, wo Sartorius als Professor wirkte, zwischen dem 21. und 28. October 1808, geschrieben und waren an einen nahen Verwandten gerichtet. Die erste Zusammenkunft mit Goethe fand den Aufzeichnungen gemäß am Sonnabend den 8. October statt. In Goethe's „Annalen oder Tag- und Jahresheften von 1749—1822" heißt es: „1808 den siebten October. Von der Jenaisch-Apoldischen Jagd Alles zurück und weiter. Hofrath Sartorius von Göttingen und Frau sprechen bei mir ein." Die Briefe sind wörtlich zum Abdruck gelangt, und nur einige kurze Stellen sind ausgelassen worden, die ohne allgemeines Interesse sind und sich auf den Besuch nicht beziehen. Leider sind im Verlaufe der Zeit zwei Blätter der Correspondenz verloren gegangen, so daß zwei im Text bezeichnete Lücken bestehen. Die erste betrifft den Eintritt in das Erfurter Theater, die zweite den letzten Tag vor der Verabschiedung.

Am Schluß ist ein bisher nicht veröffentlichter Brief Goethe's mitgetheilt, eine Antwort auf eine Zuschrift der Verfasserin, in der sie ihre Ankunft zu Hause meldet. Die Beziehungen des Dichters zu dem Ehepaar Sartorius waren weiterhin dauernd herzliche. Eine größere Anzahl Briefe aus Weimar ist später durch einen Brand in Göttingen zu Grunde gegangen.

Wenigstens will ich versuchen, lieber Freund, ob ich von den Eindrücken unserer schnellen und an Denkwürdigkeiten so reichen Reise, einige Bilder für Dich auffassen und dadurch mit Dir das genossene Vergnügen theilen kann.

Diesen Brief, der ebenso gut für Papa und Mama ist, denen ich nicht besonders schreibe, um desto ausführlicher seyn zu können, kannst Du nachher an andere Neugierige täglich für 6 ₰ wie einen Roman aus der Leihbibliothek

vermiethen, und Dir dadurch in diesen schweren Zeiten ein schönes Capital machen.

Pour commencer par le commencement: den Freitag d. 7 Oct. um 4 Uhr des Morgens sind wir von Göttingen abgereist und hatten schon abends vor 6 die 9 Meilen bis Langensalza zurück gelegt. Die Wagen waren vortrefflich, die Gegend ist höchst gemein. Langensalza ist mit der Mama Erlaubniß[1]) ein garstiges Nest, und vor dem Wirthshaus zum Kreutze, wo wir übernachtet haben, will ich hiermit einen jeden Christen warnen. Das einzige Merkwürdige darin ist ein gewisser wunderbarer Mechanismus an einem gewissen geheimen Ort, der S. so gut gefiel, daß er ihn wollte abzeichnen und mit einem Aufsatz über das Rafinement in den menschlichen Bequemlichkeiten in die elegante Zeitung einrücken lassen. Am andern Morgen fuhren wir durch das bunte Gewühl von Erfurth hindurch, gerade nach Weimar zu, um dort von Goethe zu vernehmen, wie man es anzufangen habe, um etwas von den Herrlichkeiten zu sehen und für die Nacht eine Herberge zu finden. Im Wirthshaus zu Weimar war alles so voll, daß man uns nur auf eine einzige Nacht aufnehmen wollte; weil es gut ist in der Welt mancherley zu versuchen, so freute ich mich schon im Voraus auf's Bivuakieren. Unterdessen ging S. zu Goethe, der auf die freundlichste Art von der Welt uns eine Wohnung bei sich anboth und uns in die Comödie führte, wo wir Minna von Barnhelm gesehen haben. Das Schauspielhaus ist nicht groß aber allerliebst, und die Truppe, nach dem Urtheil der Kenner, eine der besten in Deutschland. Tags zuvor war Napoleon zu einer Jagd in Weimar gewesen, und den andern Tag hat er mit allen seinen königlichen Trabanten das Schlachtfeld bei Jena besucht[2]). Spaßvögel wollen behaupten, es sei daselbst eine große Hasenjagd gehalten worden, aber dies ist entschieden Verläumdung. Diese war in einer Gegend, wo die Schlacht nicht gewesen ist. Mit einer Empfehlung von Goethe an den Präsidenten von Reck[3]) und seine liebenswürdige Frau versehen, fuhren wir am Sontag früh nach Erfurth zurück. Wenn man nie eine große Stadt gesehen hat, so kann man sich von dem Leben, das dort herrscht keinen Begriff machen. Selbst in Paris, glaube ich, kann es nur mit den Stadttheilen verglichen werden, die dem Hof nahe liegen, und auf jeden Fall muß der Glanz sich dort mehr vertheilen als hier, wo sich so viel Pracht und Herrlichkeit in den wenigen guten Straßen einer mittelmäßigen Landstadt conzentrirte. Halte es nicht für Uebertreibung, der Anblick der glänzenden Equipagen und Pferde, der Ordensbänder und Sterne, die Pracht der verschiedenartigsten Uniformen und Livreen ist wahrhaft Augen verblendend, dieses gestehen selbst diejenigen, die mehr gesehen haben als ich. Vor den Häusern der gekrönten Häupter stand nach dem Maße ihrer Berühmtheit oder Größe ein größerer oder geringerer Haufe Volks. Vor dem Gouvernementhause, wo Napoleon wohnte, ströhmte die Masse wie Meereswogen,

---

[1]) Sie stammte aus Sachsen.

[2]) In der That waren diese beiden Tage die des 6. und 7. October.

[3]) Recte: von der Recke.

ewig ab und zu. Vor Alexanders Thür drängt man sich doch weniger. Der König von Westphalen und der Großfürst Constantin haben auch ihr Publicum. Von dem Primas aber, von den Königen von Baiern, Würtemberg und Sachsen, (ich bitte Mama nochmals um Verzeihung) nahmen nur Wenige Notiz. Zuweilen zeigen sich die großen Häupter vor der gaffenden Menge am Fenster. Der König von Würtemberg schien sogar daselbst faction zu sitzen. Napoleon hingegen sah man nie daran. Am Sontag Nachmittag ritten Alexander und Konstantin zu Napoleon um diesen abzuhohlen, statt dessen aber blieben sie bey ihm sitzen, und so haben wir das Vergnügen verfehlt Napoleon mit seinem Rustan zu Pferde zu sehen. Die beyden Kaiser hatten vor ihren Häusern zwey Pickets von den Cürassieren und zwei Grenadiere von der Garde. Die Könige mußten sich ohne Pickets behelfen. Die Prinzen und Mareschalle bekamen zwey Grenadiere von den Linientruppen, und so fort durch alle Cathegorien hindurch bis zum gemeinen Füsilier alle nach der strengsten Etiquette . . . .

Zuerst der Mama ihr Landesherr. Sieht gar schlecht aus. Trägt eine steife, weiße Uniform, eine aufgewichste Frisur und langen Zopf, läßt sich die Rockschöße nachtragen, nimmt sich aberwitzig aus, wie ein Kreuzphilister. Nun der Würtemberger. Die Unform muß auf dem schmalen Stuhl hin und her balancieren um das Gleichgewicht zu behalten. Sieh: das scandaleuse Publicum erhebt ob des Schmehrbauchs ein lautes, verhöhnendes Gelächter. Der Baiernkönig tritt auf mit einer jovialen, ächt deutschen Physiognomie und einem preußischen Anstande. Inzwischen war Jerôme mit seiner Königin in die große Loge getreten, weil er, wie man sagt, wegen Rangstreitigkeiten nicht unten sitzen gewollt. Von allen Kaisern und Königen, die dort versammelt waren, selbst den Allmächtigen nicht ausgenommen, hat Jerôme die schönste Physiognomie, feine Züge, geistreiche Augen, nur krank sieht er aus, zum Erbarmen! Die Königin hat etwas durchaus Fatales. Alle diese waren schnell hinter einander gekommen, nun erfolgte eine ziemliche Pause. Stärker denn zuvor erhallen jetzt die Trommelschläge. Beide Kaiser erscheinen zugleich. Alexander geht voran, Napoleon dicht hinter her und hatte als der Letztkommende den Rang. Dafür ließ er Alexander zur Rechten sitzen. Es liegt wirklich etwas Unheimliches darin mit Napoleon in demselben Raum eingesperrt zu seyn. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und Alexander ward schier vergessen. Beyde Kaiser waren äußerst einfach gekleidet; es schien, als solle der Glanz, der sie umgab ihnen blos zur Folie dienen. Alexander trug eine schlichte, dunkelgrüne Uniform mit silbernen Achselbändern und das rothe Band der Ehrenlegion, Napoleon trug gleichfalls eine dunkelgrüne Uniform mit rothen Auflagen, ohne alle Verzierung, goldene Obersten Epaulets, das rußische Blau Band, ganz einfach weißes Unterzeug, weiße, seidene Strümpfe und Schuh mit kleinen, gelben Schnallen, einen rauhen, dreyeckigen Huth ohne Cordons mit einer Cocarde von der Größe eines dreygroschen Stücks. Er hat einen ganz besonders zierlichen Fuß und eine schöne Hand. Sonst scheint er mir nicht schön gebaut. Der Rumpf ist im Vergleich zum Untertheil viel zu massiv. Der Kopf steckt in den Schultern, es ist kein rechtes Verhältniß

im Ganzen. Einen Bauch hat er jedoch nicht. Die Haare sind schwarz, der Teint ganz italienisch, die Form des Kopfes nicht ohne Grazie. Die Züge sind gerade nicht antic, lassen sich aber doch der Ähnlichkeit unbeschadet bis zur Antique erheben. Die Augen liegen sehr tief und Blick und Farbe sieht man garnicht. Das Kinn ist sehr hervorstehend, und die Fläche der Backe von der Nase bis zum Ohr so groß, wie ich sie noch bei keinem Menschen gesehen habe. Eben darum hat das Profil trotz der gebogenen Nase etwas Glattes. Sein Äußeres imponirt eben nicht, aber es ist Grazie und ein sehr ruhiger Anstand darin, und seine Gesten, mit denen er sehr sparsam ist, sind voller Anmuth. Sobald er sich setzte begann die Music, er sah sich einmahl ganz langsam nach den Logen um, dann hob sich der Vorhang, die Vorstellung, der er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu folgen schien, ging rasch vorwärts. Er verwandte keinen Blick von der Bühne, hielt ein goldenes Taschenperspectiv in der Hand, welches er auf und zu schob, und durch das er zuweilen sah, dann nahm er auch wohl eine Prise Tabac aus einer kleinen, ganz flachen goldenen Dose; gesprochen ward fast gar nicht. Alexander lorgnirte zuweilen die Logen, der Primas schlief zuletzt ein, Jerôme konnte sein Uebelbefinden und seine schlechte Laune garnicht verbergen, die übrigen saßen in steifer Förmlichkeit da. Alexander ist tout bonnement groß und hübsch, wie man sagt im Umgang höchst liebenswürdig. Sein Äußeres hat nichts Geistreiches, auch fehlt es ihm an ruhigem Anstande, und der kahle, stark gepuderte Kopf entstellt ihn. Constantin ist etwas kleiner, aber musculöser gebaut, jedoch die Calmückenphisiognomie ist gar zu widrig. Nach beendigtem Schauspiel stand Napoleon zuerst auf, gab Alexander den Pas, brachte ihn in seinem Wagen zu Haus, und alle übrigen folgten nach ihrer Reihe.

Ungeheuer ermüdet kamen wir selbst nach Haus, ich kann sagen, in einem solchen Gedränge habe ich mich nie befunden, man mißhandelte sich einer den andern. Den andern Tag blieben durch ein dummes Misverständniß die Comödienbillets aus, indessen haben wir wenig dabei verloren, da es eines von den weniger guten Stücken von Racine war, wo jedermann sich eigentlich gelangweilt hatte, nur Talma hätte ich gerne gesehen. Den Abend giengen wir zu Frau von Reck, die täglich nach dem Theater offen Haus hielt. Dort versammelten sich Menschen von allen Enden der Welt, mitunter wunderbare Gesichter. Maret[1]), der bei Recks wohnte, fehlte selten, und auch diesen Abend trafen wir ihn dort. Au premier abord verwundert man sich, daß der Vertraute von Napoleon so aussieht, ich glaube aber, daß mit jeder Minute der Eindruck günstiger wird. Er ist ein Mann von ohngefähr 50 Jahren und hat eine große Ähnlichkeit mit Hinüber in Marienwerder. Vergrößere diesen um einige Finger breit, wasche ihn rein ab, veredele seine Züge um etwas, gieb ihm endlich Ruhe statt Phlegma, und Du hast Marets Bild. Seyn ganzes Wesen war äußerst sanft und milde, nur in den Augen glänzte ein heimliches zurückgepreßtes Leben; er soll in der Revolution schreckliche Dinge bestanden haben, und in der That trägt er ganz das Gepräge von

---

[1]) Nachmals, seit 1811, Herzog von Bassano.

jemandem, den das Schicksal gewaltsam verarbeitet hat. Er war allgemein geehrt und geliebt, auch Goethe, bei dem er in Weimar logirt hat, sprach von ihm mit hoher Achtung. Erfreulich war es zu sehen wie der alte Wieland von den Franzosen geehrt wird. Maret ließ sich ihm präsentiren, und auch der Kaiser hat ihn sehr ausgezeichnet. In dieser Assemblée waren noch ein paar Secretäre des Kaisers, die keine Uniform hatten sondern ganz wunderbare französische Kleider von ungerissenem schwarzen Sammet mit blattgrünem Muster wie englische Teppiche en miguiature, dabey Steinknöpfe, breite Pointmanchetten, Stahldegen und dreyeckige Hüthe mit Stahlagraffen und weißen Federn ausgelegt. Außerdem trieben sich noch einige subalterne schöne Geister in der Gesellschaft herum z. B. Herr Peter Falk, ein wahres Satansgesicht, klug aber widrig, wie ich noch keines gesehen. Dann der Dichter Thümmel, ein wahrer Clown, und was er spricht ist auch nicht weit her. Den Oberschenken Wangenheim trafen wir dort auch sehr unvermutet.

24. Oct. Weiter zu schreiben ist mir heute unmöglich, meine Hand ist ohnedem vom Schreiben lahm und krumm. Das nächste Mahl die Folge, die für uns höchst interessant ist. Den 20ten sind wir zurückgekommen, wir erwarten Brief von Dir. Noch auf tausend und abertausend interessante Dinge mache Dich gefaßt.

Lebewohl, wie ein geschickter Romanschreiber will ich bey dem Ende des ersten Theils Deine Erwartung spannen. Doch für heute kein Wort mehr.

C.

Göttingen d. 27. Oct. 1808.

Ich glaube, lieber Freund, daß ich in meinem letzten Brief da stehen geblieben bin, wo die Herrlichkeiten von Erfurth anfingen uns zu ermüden, wie das denn immer mit den Dingen der Fall ist, die bloß unsere Neugierde befriedigen, wenn wir alles gesehen haben, so sind wir satt, wollen weiter und haben uns nicht selten den Magen verdorben. Am Montag Nachmittag war S. beym Grafen Romanzow gewesen, eine Menge Prinzen aber, deren Schicksal auf dem Spiel stand, hielten dessen Thür umlagert. S. beschied sich leicht da nicht durchdringen zu können, gab seine Karte ab und hielt damit die Sache für beendigt. Am andern Morgen trieben wir uns noch ein wenig auf der Straße herum und freuten uns der herrlichen Haltung der Garde, die in einem Glanz sich dort zeigte, von dem man beym bloßen Durchmarsch keine Vorstellung sich machen kann. Aber der Reiz der Neuheit war dahin, wir sehnten uns herzlich nach unserm Wagen, den wir stündlich von Weimar erwarteten, und waren noch unschlüssig, ob wir eine Einladung zu Recks zum Diner annehmen sollten. S. war schachmatt, hatte sich auf's Bett gelegt und schlief, ich saß am Fenster, schrieb und gähnte abwechselnd, als draußen auf einmahl eine fremde Stimme nach unserem Nahmen fragte, und ein Unbekannter in blauem Frack und rundem Huth hereintrat. Er brachte eine Empfehlung vom Grafen Romanzow an S., wie leid es diesem gethan ihn nicht gesprochen zu haben, und wie sehr er dieses nachzuhohlen wünsche. „Ihre Wohnung stand nicht auf Ihrer Karte“, fuhr der Fremde

fort, „der Graf gab mir den Auftrag Sie aufzusuchen, bei Recks habe ich endlich Ihren Aufenthalt erfahren.“ — Wir glaubten, es sei ein Kammerdiener des Grafen, ich schrieb ruhig fort, S. bot ihm keinen Stuhl an und erkundigte sich nur, um welche Zeit der Graf zu sprechen sei. „Genau sagte jener, „kann ich dieses nicht bestimmen, aber wahrscheinlich gegen 5 Uhr, kommen Sie indessen etwas früher, und bleiben Sie solange auf meinem Zimmer; mein Nahme ist Bethmann, der Graf wird sich sehr freuen, daß ich Sie aufgefunden habe, er schätzt Sie außerordentlich.“ Bei dieser Phrase, die nicht wohl aus dem Munde eines Bedienten kommen konnte und dem wohlbekannten Nahmen legte ich unwillkürlich die Feder nieder und stand auf. Der Fremde empfahl sich indessen, und ließ uns im Zweifel, ob er wohl gar der russische General-Consul aus Frankfurth sei? Bey Recks erfuhren wir denn, daß er es wirklich gewesen, daß er S. dort gesucht und erzählt habe, wie der Graf sich der kleinsten Details seiner ersten Bekanntschaft mit S. erinnert und noch nach einem Zeitraum von fast 20 Jahren mit der größten Theilnahme seiner gedacht. Das Diner war gar sehr belebt, und in der Gesellschaft, die fast aus lauter Fremden bestand, die sich zum ersten Mahle sahen, herrschte eine Freymüthigkeit, die man oft in vertrauten Zirkeln vermißt. Unterdessen war unser Wagen angekommen, und ein Billet von Goethe meldete, daß er uns diesen Abend bei sich erwarte. Während der Zeit, daß S. beym Minister war, bereitete ich alles zur Abreise. Er kam bald zurück. Der Minister hatte ihn auf's freundlichste empfangen, hatte alter Zeiten bestens gedacht und ihn zuletzt gebethen den andern Morgen, wo er länger Zeit habe, wiederzukommen. Nun war guter Rath theuer; Goethe erwartete uns, und doch war des Ministers Vorschlag nicht abzulehnen. Zuletzt faßte ich mir ein Herz und machte mich allein auf den Weg. S. versprach den andern Tag nachzukommen, sobald er seinen Besuch abgethan haben würde. So fuhr ich denn mit sinkendem Tage weg, machte die drei Meilen allein im Finstern, und um 9 Uhr kam ich nach Weimar in ein Haus, wo ich niemahls gewesen, zu einem Mann, dem ich fast unbekannt war, und vor dem so manche sich fürchten mochten. Ich brachte meine Worte kurz an. Goethe war äußerst liebenswürdig, hieß mich willkommen und umarmte mich, bey dieser Gewohnheit ist's denn auch verblieben, so lange wir dort gewesen sind, und weil es sich einmal beyläufig ergab, daß er nur „hübsche Kinder“ küßt, so konnte ich nichts dagegen einzuwenden haben. Seine Frau, die eben nach Frankfurth gereist war, habe ich nicht kennen gelernt, und auch dieses war einer von den seltenen Glücksfällen, deren wir mehrere auf unserer Reise gehabt haben. Goethens Haus ist gar preißlich, und bei altmodigen, höchst einfachen Meubles, ein Inbegriff von allem Comfort. Die Treppe ist ganz im Italiänischen Geschmack, mit Statuen, einem Plafondgemählte und einer Friese in Stuckatur verziert und so über alle Maßen schön, daß man in einem Privathause ihr nichts vergleichen kann. Am Eingang im Vorzimmer empfängt Dich nach antiker Weise ein freundliches Salve, das mit dunkelem Holz in den weißen Fußboden eingelegt ist. Noch ein anderer Fußboden in einem Saal war besonders hübsch. Es war mit Papier beklebt und

mit Wachsmahlerey, die eine Nachahmung des Alterthums ist, überzogen. Der Grund war ein dunkelgrüner, gesprenkelter Porphyr, rings herum lief eine helle Arabeske, und in der Mitte war als Medaillon die Tragische Maske angebracht. Von den Kunstschätzen aller Art, die dieses Haus enthält, sage ich kein Wort, als daß ich eine wahre Diebesneigung zu den geschnittenen Steinen verspürte, die ich dort gesehen habe.

Am Mittwochen Mittag kam S., dem ich den Wagen gleich wieder mit einer Ladung von seinen Büchern nach Erfurth geschickt hatte, auch an, und es war schon der Mühe werth diese Unterredung nicht versäumt zu haben, die vielleicht für unser künftiges Leben nicht ohne Folgen sein mag. Der Graf war über alle Maßen gütig gewesen, hatte sich nach S. seinen literärischen Arbeiten genau erkundigt, die Titel der mitgebrachten Bücher angesehen, sich nach ihrem Inhalt erkundigt und bey Gelegenheit von denen, die über Nationalökonomie handeln, nach mehreren Schriftstellern, die auch diesen Gegenstand behandelt und nahmentlich nach Hufeland gefragt und zuletzt die merkwürdigen Worte hinzugefügt: „On n'a jamais tant écrit sur les finances, que depuis qu'elles sont dérangées partout, et sur le commerce que depuis qu'il n'en existe plus." Die Fortsetzung von Spitteler hat er getadelt, als eine Sache, mit der man jetzt sich nicht befassen müsse, und als S. erwiedert, daß das gewiß mit aller Vorsicht geschehen, so hat er geantwortet: „Mon Dieu, je n'en doute pas, vous êtes un homme sensé et ce n'est pas de cela dont il s'agit, mais qui pouvait s'attendre à cette queue?"

Ich habe natürlich nur sehr summarisch diese sehr interessante Unterredung mittheilen können, viele nähere Details sind der mündlichen Unterhaltung aufbewahrt. S. hat nachher noch lange mit Bethmann gesprochen und diesem ziemlich reinen Wein über seine Wünsche und die Unannehmlichkeiten seiner jetzigen Verhältnisse eingeschenkt. Der Graf wußte damahls von seiner Reise nach Paris noch nichts und glaubte noch früher als sein Kaiser nach Petersburg zurückzukehren, Bethmann schlug daher S. vor ihn von Weimar nach Auerstedt oder Buttelstedt, wo des Grafen erstes Nachtquartier seyn würde, abzuhohlen, wo er diesen nach aller Bequemlichkeit hätte sprechen können. Wie sich das alles in der Folge geändert hat, und was weiter daraus geworden, wird der dritte Theil meines Briefes melden, dem Du hoffentlich nicht das Schicksal von so manchem gelehrten Werke wirst angedeihen lassen, dessen dritter Theil von den Mäusen verzehrt ist, ohne daß sich jemand die Mühe gegeben hat die beiden ersten zu studieren. Acht Tage lang führten wir bei Goethe ein gar erfreuliches Leben. Täglich gab es etwas neues, und er selbst machte den guten Wirth auf die liebenswürdigste Weise. Des Mittags waren gewöhnlich ein paar Gäste geladen, den Nachmittag war Comödie, und des Abends wurden öfters Sänger und Sängerinnen aus der Oper herbeygehohlt, uns das Herz mit Gesang und Saitenspiel zu erfreuen. Alles trug dazu bey unseren Wirth in die glänzendste Laune zu versetzen und dadurch unsern Aufenthalt zu verschönern. Napoleon hatte ihn vor allen anderen ausgezeichnet und auf dem Hofball in Weimar[1]) fast nur mit ihm gesprochen; Maret hatte

[1]) Am 6. October.

ihm durch den schmeichelhaftesten Brief in des Kaiser's Nahmen das Ehrenkreuz verhießen; alles, was groß und berühmt war, drängte sich zu seiner Bekanntschaft; so sehr er gewiß über kleinliche Eitelkeit hinweg ist, so hätte er nicht Mensch sein müssen um sich nicht geschmeichelt zu fühlen, um so mehr da er so viele Auszeichnung seiner Persönlichkeit und nicht seinem Platz in der Welt verdankte.

Der 14 October erschien — der so manches Andenken aus jener Schreckenszeit erneuerte. Die Kaiser trennten sich. Alexander kam nach Weimar und die Jahresfeier der Schlacht, die auf immer über Preußens Geschick entschieden hatte, war ein — Hofball. Das Schloß und die Stadt waren erleuchtet, und wie damals die Flamme der niederbrennenden Häuser die Gegend erhellte, so strahlte jetzt ein brennender Obelisk mit den Nahmenszügen beider Kaiser in weite Ferne. Um den Contrast zu vollenden, mußte die Herzogin auf derselben Stelle und zur selben Stunde die schöne Stephanie bewillkommnen, wo sie zwey Jahre früher den Sieger, dessen Schwerdt vom Schlachtfeld dampfte, empfangen hatte, um seinen Zorn zu beschwören. Sollte man nach solcher Erfahrung, wie gute und böse Tage vorübergehen ohne andere Spuren zu hinterlassen, als die Nebelbilder der Erinnerung, sollte man es noch der Mühe werth achten sich über die Dinge dieser Welt zu freuen oder zu ängstigen? — Mit wahrem Interesse habe ich die edle Herzogin gesehen, die hochherzige, starke Frau, deren Muth in der Stunde hoher Prüfung sich so herrlich bewährte, und von der Napoleon gesagt: En général j'estime peu les femmes, mais il y en a deux que je respecte, c'est la duchesse de Weimar et la Markgrave de Bade, sa sœur. —

Goethe war den Mittag bei Hof, damit aber kein Tag ohne ein eigenthümliches Interesse verstreichen sollte, so meldeten sich der Schauspieler Talma und seine Frau an. Goethe bath mich in seiner Abwesenheit ihnen und einem Secretär des Kaisers, der auch im Hause logiren sollte, die Honneurs zu machen, und so habe ich denn diesen Tag die Frau vom Hause representirt. Talma ist ein höchst interessanter Mensch, der nichts von der französischen Manier, als eine große Leichtigkeit besitzt, sonst ist er ernst, fast düster und hat etwas beschränktes in der Physiognomie, aber seine grauen, an sich nicht schönen Augen haben auch im gemeinen Leben einen sonderbar melancholischen Ausdruck, der ihn ganz zum prince tragique (wie er sich selbst einmahl nannte) stempelt. Er ist ohngefähr 38 Jahre alt, von mittlerer Größe und gut gebaut. In England erzogen, befleißigt er sich einigermaßen der englischen Weise, und giebt gerne zu verstehen, daß er die Sprache kann. Madame Talma, die als mademoiselle Vanhove im komischen Fach sonst bekannt gewesen, ist älter wie er, weniger interessant und nicht hübsch, eine Pariserin im ganzen Sinn des Worts, aber ihr artiges verbindliches Wesen gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Beyde waren neugierig das deutsche Theater zu sehen, obgleich sie die Sprache nicht verstanden. Den Abend ward Camilla gegeben und mademoiselle Jagemann, die in dieser Rolle ihr schönes Talent entfaltete, erntete ihren gerechten Beyfall.

Den anderen Tag gab Bertuch, vor dessen Industrie-Comtoir sich mancher Rittersitz verbergen muß, ein stattliches Déjeuner dinatoire. Goethe, Wieland, Talmas, der Gesandte Bourgoing, Verfasser der Reise durch Spanien, und einige vornehme Russen waren dort. Talma ward über alle Vorstellung von jedermann fetirt und benahm sich mit einem so feinen Anstande, so viel Würde, blieb so ganz an seinem Platz und wußte doch diesen so zu erheben, daß man sagen kann, seine sämmtlichen deutschen Collegen, ja ein großer Theil von dem, was hier zu Lande sich zur besten Gesellschaft rechnet, sind erbärmliche Stümper gegen ihn. Er war im großen Costüm, weil der Kaiser Alexander ihn zu sprechen begehrt und trug einen Lapisfarbenen Rock mit einer Garnitur Steinknöpfe, die Goethe wenigstens auf 20 Carolin schätzte, die feinste Wäsche und Points von einer Schönheit, wie ich noch keine gesehen habe. Der Kaiser hatte ihn sehr gnädig empfangen und ihn sammt seiner nicht weniger eleganten Frau auf den Abend zu einer Declamation wieder bestimmt. Der Gesandte Bourgoing ist eine so seltsame diplomatische Figur voll steifer Förmlichkeit, daß wenn dergleichen auf dem Theater vorkäme, so würden wir es für eine grelle Carikatur halten.

Des Mittags hatte Goethe Talmas geladen, und hier schien ein wahrer Wettstreit zwischen dem Wirth und seinen Gästen einzutreten, wer den anderen an Liebenswürdigkeit übertreffen könnte. Goethe ist des Französischen nicht ganz mächtig, aber seinem Geist legt keine Sprache, die er nur einigermaßen kann, so leicht Fesseln an. Talmas bathen ihn dringend nach Paris zu kommen und bei ihnen zu logieren, das Glück den Autor vom Werther bey sich zu besitzen, würde ganz Frankreich ihnen beneiden, keine Frau in Paris würde ruhen, eher sie ihn gesehen, auf allen Toiletten, in allen Boudoirs würde er sein Buch finden, das immer von neuem gelesen, von neuem übersetzt jetzt, wie vor dreißig Jahren, den Reitz der Neuheit besäße. Es gab keine Art der feinen Schmeicheley, die sie nicht mit der Leichtigkeit des guten französischen Tons, der nie fade noch kriechend wird, ihm ausgespendet hatten. Goethe antwortete heiter und artig, wollte sich aber auch auf kein Versprechen einlassen und meinte spaßhaft: das Glück in Paris eine solche Sensation bey seinen jetzigen Jahren zu machen, wäre für seine Schultern zu schwer. Nun rückte Talma mit dem Plan eines Trauerspiels los, in welches er und Dulise den Werther verwandeln wollten. Dieses schien in der That ziemlich ungewaschenes Zeug zu seyn; Goethens unerschöpfliche gute Laune ließ sich indeß durch die Verunstaltung seines Kindes nicht irre machen, zuletzt nur sagte er mit einer fast unmerklich spöttlichen Miene: wenn sie mit ihrem Trauerspiel im Reinen wären, so möchten sie es ihm schicken, damit er es übersetzen und bei sich könne aufführen lassen.

„Mon Dieu," sagte Talma, der, um mit der Herzogin von Orléans zu reden, wohl fühlen mochte, wo Barthel den Most hohlt, „mon Dieu, qu'avez vous besoin de notre pièce, vous qui feriez cent fois mieux que nous?" — „C'est qu'on n'aime pas à refaire ce qu'on a fait une fois," antwortete Goethe. Sein Kammerdiener brachte ihm inzwischen ein dicken Brief, den er erbrach, durchsah und ohne weiter seiner zu erwähnen in's Fenster legen ließ.

Talma fragte jetzt ziemlich indiskret, ob es wahr sey, wie man allgemein versichere, daß eine wahre Geschichte dem Roman zu Grunde läge? Besorgt über die Wirkung dieser Frage blickte ich nach Goethe, auf dessen Gesicht sich aber keine Spur von Verstimmung zeigte. „Diese Frage," erwiederte er freundlich, „ist mir schon oft vorgelegt worden, und da pflege ich zu antworten: daß es zwey Personen in einer gewesen, wovon die eine untergegangen, die andere aber leben geblieben ist, um diese Geschichte der ersteren zu schreiben, so wie es im Hiob heißt: Herr, alle Deine Schafe und Knechte sind erschlagen worden, und ich bin allein entronnen Dir Kunde zu bringen." Unser lautester Beyfall lohnte den herrlichen Einfall; ernsthafter mit einem unbeschreiblich tiefen Ausdruck setzte er hinzu: „So etwas schreibt sich indeß nicht mit heiler Haut." Er hatte bisher französisch gesprochen, dieses Wort aber sprach er deutsch, und sich zu Sartorius wendend: „traduisez cela à nos amis, monsieur." — Talma mit dem Gepräge der großen Leidenschaften bekannt, faßte leicht den Sinn, ohne die Worte zu verstehen. Goethe ging schnell wieder in seine vorige Heiterkeit über. „Gewöhnlich," sagte er, „muß man schwer seine Jugendthorheit abbüßen; ich aber gehöre zu den wenigen Glücklichen, denen sie noch in späteren Jahren Heil und Segen bringen; erstlich so manche erfreuliche und interessante Bekanntschaft, wie dieß heute noch der Fall ist, dann hat vorgestern mir der Kaiser Napoleon das Ehrenkreuz gegeben, und eben beschenkt auch Alexander mich mit einem Orden"; und nun zeigte er das Packet, das der Kammerdiener ihm früher gebracht, und welches das große Band des Annaordens mit einem brillantnen Stern enthielt. Hiermit entfernte er sich um sich anzukleiden, weil er nach Hof zu der oben erwähnten Declamation gebethen war. Er hinterließ Talmas wie uns alle von seiner Liebenswürdigkeit entzückt, die wirklich diesen Tag über alle Beschreibung war.

Talmas, welche die Scene, wo Othello die Desdemona erwürgt, erwählt hatten, überhörten sich ihre Rollen auf meinem Zimmer, und hier war Talma so gefällig uns einige der bedeutendsten Stellen zu declamiren. Schon des morgens bey Bertuch, als man ihm ein Bild von Othello zeigte, tadelte er den Ausdruck im Munde als zu schwach gegen den in den Augen und rechtfertigte seinen Tadel vollkommen, in dem er auf einen Augenblick selbst den Character so annahm, daß er einem Mahler ein reiches Studium dargebothen hätte. Sein Mienenspiel ist unübertrefflich schön, und die eine Stelle, wo Desdemona von neuem ihm Versicherungen ihrer Treue und Liebe gibt, und er mit einem lauten, halb wahnsinnigen Lachen, das zwischen Hoffnung, Freude und Verzweiflung hinschwankt ausruft: „Tu m'aimes?" war so gräßlich schön, das sein Bild mir immer noch vor Augen schwebt.

Als sie weg waren, trat Goethe in seiner Hofuniform mit Stern und Ordensband geschmückt herein: „Ich komme," sagte er, „mich Ihnen zu zeigen und zu fragen, ob Sie mich accreditiren wollen?" Er war in dieser Kleidung so jugendlich und schön, daß ich ihm um den Hals fiel und ausrief: „Ew. Excellenz, Ihnen so zu widerstehen ist unmöglich, aber ich hoffe, Sie werden mein Unglück nicht wollen."

Den Abend ward Don Carlos gegeben, und Talmas kamen, nachdem sie ihre Aufgabe vollbracht, zu uns in Goethes Loge. Sie kannten das Stück aus einer Uebersetzung, und was sie nicht verstanden, übersetzten wir ihnen, so gut es gehen wollte. Talma folgte dem Stück mit der größten Aufmerksamkeit, lobte oft, tadelte manches, vielleicht nicht immer richtig, aber ohne alle Arroganz und mit so wenig Vorurtheil, als man dieses von einem Franzosen nur immer erwarten kann. Das Ganze schien ihm un peu froid zu seyn, „il a trop peu de couleur dedans," meinte er, und es läßt sich nicht läugnen, daß dieses Stück so wenig reich an Handlung ist, daß es jemandem, für den die Anmuth der Diction verlohren geht, leicht kalt erscheinen mag. Lebhaft ward er indessen von der großen Schönheit der letzten Scene ergriffen, wo Carlos von seiner Stiefmutter in der Nacht Abschied nimmt, um nach Flandern zu entfliehen, und der König beyde belauscht. „C 'est beau, c'est touchant, c'est vraiment dramatique," rief er einmahl über das andere.

Nach dem Schauspiel fuhren Talmas mit uns nach Goethens Hause zurück, wo er uns noch vor seiner Abreise in der Nacht eine Probe von seiner Kunst versprochen hatte. Außer diesem Talente besitzt er noch ein anderes, welches leicht noch mehr Neider finden möchte, nehmlich das sehr solide mit der unglaublichsten Leichtigkeit — Geld zu schneiden. Im Theater noch schickte die Herzogin an Mad. Talma einen brillantenen Ring, und der Herzog ihrem Manne ebenfalls für die Mühe einer halben Stunde eine sehr schöne Dose mit einem Mosaik Gemälde, und auf Goethens Treppe erwartete ihrer schon ein Hoflaquai mit einem Brief vom Grafen Romanzow, worin ihm dieser, wie man nachher erfuhr, einen Wechsel von 500 Ducaten im Nahmen des Kaisers überschickte, der sie schon in Erfurth mit einem Ringe beschenkt hatte, wie Talma selbst sagte: de la moitié de la grandeur de ma main et une grande plaque de diamants pour madame Talma. Ebenso sind sie von allen übrigen Königen und Prinzen beschenkt worden, ich glaube, daß sie leicht für 10.000 Thl. Geld und Schmuck mit nach Haus genommen haben.

Die Könige haben sich überhaupt mit Geschenken sehr angegriffen, es mag manchem sauer genug geworden sein. Der Sachsen König hatte allein klüglich in seinen Archiven nachschlagen lassen, was die Auguste von Polen in ähnlichen Fällen gegeben hatten, und war nach dieser Vorschrift mit 8, 10, 18 Ducaten losgerückt, wo die anderen es sich hatten Hunderte kosten lassen.

Talma hatte zuletzt noch die große Artigkeit für uns allein (denn Goethe war auf dem Schloß geblieben) eine Scene aus Gaston de Foix und die Hexen Scene aus Macbeth, die aber bei den Franzosen in einen Traum, den er seiner Frau erzählt, verwandelt ist, vor zu declamiren. Noch einmahl: als Mimiker leistet er alles, was möglich ist, als bloße Pantomime wäre schon sein Spiel ein herrlicher Anblick. Seine Declamation ist weniger französisch wie die seiner Collegen, aber immer noch genug um deutschen Ohren nicht ganz angenehm zu sein. Für uns, die wir durch die schöne Abwechslung des Versbaues in Goethens und Schillerns Stücken verwöhnt sind, hat der französische Alexandriner etwas höchst schleppendes und eintöniges, das uns ohne ihren

Aufwand an Geschrei und Lärm bald wie das Rauschen eines Mühlrades einschläfern würde . . . .

Für den Abschieds Abend hatte der Dichter seine schönste Gabe, seine Gedichte uns aufgespart. Er erschien abends bei Tisch mit einer Hand voll Papiere, die er neben sich hin legte und war über alle Maßen wohl gelaunt.

Nach dem Essen fing er an vorzulesen, aus dem Kopf zu rezitiren, bis des Nachts 1 Uhr; an diesem Abend übertraf er sich selbst. Des Dichters Glück war von jeher: Weiber, Wein, Gesang, und unseren Freund, für den ein ewiger Frühling blüht, begeistern die beiden ersten noch im Herbst seines Lebens zu den herrlichsten Gesängen. Verliebt sein ist die Weise des Hauses; verliebt ist jedermann, der darin aus- und eingeht; ich war zuletzt wahrhaftig besorgt auch uns würde die Epidemie ergreifen. So hat er diesen Sommer in Karlsbad ein Liebchen gehabt, dem er seine süßesten Lieder gesungen, und diese Sonette, die noch sämtlich ungedruckt sind, theilte er uns mit. Schön waren sie alle, am schönsten aber die, in welchen er *Sie* sprechen ließ, und mit deren Zartheit ich nichts zu vergleichen wüßte, wie es denn wohl noch nie einen Dichter gegeben hat, der in das weibliche Gemüth so tiefe Blicke gethan hat, es ist als habe das ganze Geschlecht von der Edelsten bis zur Niedrigsten bei ihm Beichte gesessen. In denjenigen Liedern worin Er sprach herrschte schon mehr das gemäßigte Feuer der reiferen Jahre, als die Gluth, die im Werther z. B. alles entzündet und verzehrt, was seinem Kreise sich naht. — Alsdann gab es allerhand Gelegenheitsgedichte, zum Theil aus früheren Zeiten, die wegen mancherley Personalitäten nicht gedruckt sind, noch es werden können, in denen aber eine Laune herrschte, die uns bald in das unsinnigste Lachen versetzte; in meinem Leben glaube ich nicht so gelacht zu haben.

In tiefer Nacht schieden wir endlich von einander, nachdem er uns in diesen wenigen Stunden durch alle Stufen des Vergnügens geführt hatte.

Ich glaube gern, daß Goethe, nur gegen wenige und nur selten ist, wie ich ihn gesehen habe; aber so wie er war, habe ich nie einen liebenswürdigeren Mann gesehen.

So hast Du denn eine Art Reisejournal von mir erhalten, wo ich noch so manchen interessanten Tag, so viele pickante Anecdoten wegen des zu großen Reichthums an Gegenständen habe auslassen müssen. Für die mündliche Unterhaltung ist noch so vieles. C.

Goethe an Caroline Sartorius.

Haben Sie recht viel Dank, liebe kleine Frau, für die baldige Nachricht Ihrer glücklichen Zurückkunft. Daß die vegetabilischen Späße[1]) ihre gute

[1]) Bezieht sich vermuthlich auf den berühmten „Zwiebelmarkt“, der damals, wie heute noch, um dieselbe Zeit im October alljährlich in Weimar abgehalten wird. Die „Zwiebelrespen“, eine Art Guirlande von Zwiebeln, werden dort in den Speisekammern aufgehängt.

Wirkung gethan haben freut uns recht sehr. Versäumen Sie nur nicht jährlich dergleichen bey uns von dem famosen Markte abzuhohlen.

Ihrem theuren Gatten empfehlen Sie mich auf's beste. Was er mir schreibt ist in einem treuen Herzen verwahrt. Möchte er mir doch einige Nachricht von den englischen und irländischen Klosterstudien geben können aus jener dunklen Zeit von der man wenig weiß. Wäre es auch nur Nachricht, daß man nicht viel wisse. Empfehlen Sie mich im Blumenbachischen Hause zum allerschönsten. Zwey Hefte für den Herrn Präfecten liegen bey. Er dürfte nur die Nummern der Verzeichnisse angeben, die ihn interessieren und ich würde gern Exemplare davon überschicken. Leben Sie recht wohl und denken in Ihrem häuslichen Kreise mit freundschaftlicher Neigung an uns, wie wir an Sie und lassen uns manchmal von Ihrem Befinden etwas erfahren.

Goethe.

Kalliope.

Episode aus einem Roman.

Von

Rudolf Lindau.

[Nachdruck untersagt.]

Es war an einem heißen Augusttage. In dem obern Stockwerke der Villa Argyriadi in Therapia waren alle Fenster geschlossen, und dunkle Vorhänge verwehrten dort dem Lichte Eingang in die Zimmer; im Erdgeschoß dagegen hatte Marco, der aufmerksame Haushofmeister, gegen fünf Uhr, als sich eine kühlende Brise erhoben, Thüren und Fenster öffnen lassen, um der frischen, reinen Luft freien Zug durch das schwüle Haus zu gestatten. — Der schmale Quai vor dem Hause war verödet, auch auf dem Bosporus zeigten sich nur wenige Fahrzeuge, außer den Dampfschiffen „Schirkets“ genannt, die den Personenverkehr zwischen Konstantinopel und den zahlreichen, am europäischen und am asiatischen Ufer des Bosporus gelegenen Ortschaften vermitteln. — In Therapia selbst schien Alles zu ruhen, in Erwartung des nahenden Abends, der die vornehmen, jede Ermüdung scheuenden Bewohner des aristokratischen Vorortes von Konstantinopel nach des Tages Unthätigkeit zur Erholung ins Freie zu locken pflegte.

Auf der Veranda der Villa saßen Frau Kalliope und deren Freundin Marianne. Die schöne Frau erschien in hohem Maße erregt. Das gewöhnlich bleiche Antlitz war geröthet, und die dunklen, großen Augen glühten.

„Beruhige Dich,“ sagte Frau Marianne besänftigend.

„Sprich nicht so, wenn Du mich nicht erzürnen willst,“ fuhr Frau Kalliope auf. „Du bist nicht meine Freundin, wenn Du kein Gefühl hast für die unerhörte Kränkung, die dieser Mensch mir zugefügt hat. Wir haben ihn gastfreundlich empfangen, das Haus ist ihm geöffnet gewesen wie einem Mitgliede der Familie, wochenlang ist er darin aus- und eingegangen, als wäre es sein eigenes. — Und eines Tages fällt es ihm ein, uns den Rücken zu kehren, und er verläßt das Haus ohne ein Wort der Erklärung, wie einen Gasthof, in dem man schlecht behandelt worden ist. — Wäre Argyriadi ein Mann, er würde den Schimpf, der ihm und mir angethan ist, zu rächen

wissen. — Agyriadi . . ." — sie lachte höhnisch, —" der hat andere Sorgen als die um die Ehre seiner Frau. Heute früh, als ich mich bei ihm beklagen wollte, sprach er so lange von Geld und Geschäften und immer nur von Geld und Geschäften, bis ich es nicht mehr mit anhören konnte und ihm die Thüre wies. — Hätte ich einen Bruder, einen treuen Freund . . ."

„Ich begreife Deinen Unwillen, Liebe, aber gestatte mir ein Wort."

„Nun?"

„Du sagst, Herr von Oer habe das Haus verlassen, ohne ein Wort der Erklärung zu geben; aber, Liebe, hast Du ihm denn gestattet, zu sprechen? Ist er nicht mehrere Male hier gewesen, sicherlich doch nur, um sein Benehmen aufzuklären, und hast Du ihm nicht deutlich zu erkennen gegeben, daß Du ihn nicht hören und sehen wolltest?"

„Er ist seit jenem Tage, wo er so ungezogen war, daß es selbst Deiner Nachsicht mit ihm auffiel, zweimal hier gewesen. — Das nennst Du ‚mehrere Male' — wäre es nicht seine Absicht gewesen, mich zu beleidigen, er hätte wieder kommen müssen, bis ich ihm Gelegenheit gab, sich zu entschuldigen. — Konnte er nicht schreiben? Sprich!"

„Vielleicht konnte er nicht schreiben, was er Dir sagen wünschte. — Herr von Oer . . ."

„Es ist besser, der Name wird nicht mehr zwischen uns ausgesprochen," unterbrach Frau Kalliope heftig. „Du willst mich nicht verstehen, oder Du kannst mich nicht verstehen. Ich bedaure, daß ich überhaupt mit Dir von der Sache gesprochen habe."

„Liebe," sagte Marianne sanft und versuchte Kalliope's Hand zu ergreifen.

„Nein, laß nur!" stieß Kalliope hervor. „Wir verstehen uns nicht. Ich will mir den Hut aufsetzen, wenn es es Dir noch recht ist, daß wir zusammen ausfahren." Und ohne eine Antwort abzuwarten, erhob sie sich und wollte die Veranda verlassen.

Frau Marianne hielt sie zurück. „Geh nicht im Zorn von mir, Kalliope. Denke an unsere alte, alte Freundschaft, und daß Du mich stets treu gefunden hast. Ich bin ungeschickt — das erkenne ich. Verkenne Du nicht, ich bitte Dich darum, daß ich nur Dein Bestes will. Gieb mir die Hand, Kalliope. Sei mir nicht böse!" Sie wollte die Freundin umarmen, aber plötzlich trat sie schnell einen Schritt zurück.

In der offenen Thür, die von der Veranda nach dem Empfangszimmer führte, erschien Marco, ein hochgewachsener, hagerer Mann, von edler Haltung, mit feingeschnittenen Gesichtszügen. In seiner reichen kroatischen Nationaltracht, die er aber im Hause Argyriadi niemals anlegen durfte, weil sie Frau Kalliope mit der Haushofmeisterwürde, die er bekleidete, nicht vereinbar erschien, sah er prächtig und stolz aus; aber auch im schwarzen Frack mit der tadellos weißen Binde hatte er den Anstand eines vornehmen Mannes. Er trug jetzt einen großen silbernen Teller in der Hand, auf dem Süßigkeiten und zwei Gläser reinen Wassers standen. Er näherte sich den beiden Damen gemessenen, ruhigen Schrittes, wartete, die Augen niedergeschlagen, und ohne

eine Miene zu verziehen, bis eine Jede ein Glas Wasser genommen, zur Hälfte geleert und auf den Teller zurückgestellt hatte, und zog sich sodann lautlos, wie er gekommen war, wieder zurück.

„Der Mann kann jedes Wort, das wir gesprochen haben, gehört haben," sagte Frau Marianne leise.

„Ich glaube nicht, daß er gehorcht hat — und wenn er es gethan hat — nun . . ." Sie machte eine Bewegung mit den Achseln, als wollte sie sagen: ‚Was macht es aus, ob ein Diener uns belauscht oder nicht' — und fuhr dann laut fort: „Ich zürne Dir nicht, Marianne ... Entschuldige mich einen Augenblick!"

Nach wenigen Minuten erschien sie wieder mit Hut und leichtem Umhang. Der Wagen stand bereits vor der Thür. Die Freundinnen nahmen darin Platz, und gleich darauf befanden sie sich auf dem Wege nach Bujukdere, der sich langsam mit Fußgängern, Wagen und Reitern zu füllen begann.

Auf dem Quai von Bujukdere herrschte reges Treiben. Der schöne, kühle Abend nach des Tages schwerer Hitze hatte die Mehrzahl der Villen- und Yali-bewohner — mit dem Namen „Yali" bezeichnet man eine unmittelbar am Wasser gelegene Villa — ins Freie getrieben. Die beiden Freundinnen grüßten und dankten nach rechts und links. Der Wagen fuhr im Schritt. Frau Kalliope hatte sich wieder beruhigt und empfand stolz, daß der verschleierte Blick ihrer Augen über viele Männerherzen gebieten konnte. Dies Siegesbewußtsein verlieh ihrem Antlitz und ihrer Haltung eine feierliche Würde.

„Da kommt Sotiri," sagte Frau Marianne. „Ich war sicher, daß wir ihn antreffen würden. Er hält es für unpassend, gegen Abend auf der Promenade zu fehlen."

„Ich habe ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen," entgegnete Frau Kalliope. Sie winkte dem jungen Stutzer. „Steigen Sie ein, lieber Sotiri," sagte sie freundlich. „Sie finden zwei verlassene Frauen, die sich nach starkem männlichem Schutz sehnen."

Der Kyrios Sotiri dankte artig und nahm den beiden Damen gegenüber Platz. Dann begann das unvermeidlich lange Gespräch über das Befinden, das Wetter, die nächsten Anverwandten, und nachdem dies Thema durch die stereotypen Fragen und Antworten erledigt war, fragte Frau Kalliope: „Sind Sie heute Abend frei?"

„Ich bin immer frei, wenn Sie mich zu Ihrem Gefangenen machen wollen," antwortete Sotiri selbstgefällig. — Er war stolz auf eine gewisse Sammlung fader Redensarten, die er in Paris gelernt zu haben glaubte, auch im Griechischen anwandte, und die ihn, wie er meinte, zu einem außerordentlich wohlerzogenen, liebenswürdigen Mann stempelten.

Frau Kalliope und die Freundin nickten beifällig. „Toujours le parfait gentilhomme," sagte Frau Marianne.

„Schön, lieber Sotiri," unterbrach Frau Kalliope; „dann bitte ich Sie, heute Abend mit meiner und meines Mannes Gesellschaft fürlieb zu nehmen und bei uns zu essen."

„Vielen Dank. Ich gehorche mit Freuden. Haben Sie die Gnade, mich vor meinem Hause abzusetzen, damit ich pünktlich um acht bei Ihnen sein kann."

„Kommen Sie doch sogleich mit uns!"

„Nein," antwortete der Kyrios mit großer Bestimmtheit. „Das ist unmöglich. Ich muß mich doch festlich schmücken."

„Aber ich bitte Sie! Wir sind ganz allein."

„Das ist ein Grund mehr, der schuldigen Ehrerbietung nicht zu ermangeln. Uebrigens ist es meine Gewohnheit, im Frack zu speisen." Der Kyrios liebte dies bei jeder passenden Gelegenheit festzustellen, denn er hielt es für vornehm, sich stets zum Diner, auch wenn er allein aß, feierlich anzukleiden. Man konnte ihm überhaupt zum Lobe nachsagen, daß er für jede Gelegenheit correct angezogen war und es für ein schweres Verbrechen gehalten haben würde, mit hohem Hut und gelben Schuhen oder mit weichem Filz und schwarzen Schuhen zu erscheinen.

„Wie Sie wollen, Sie Sonderling." Angenehmeres hätte Frau Kalliope Herrn Sotiri nicht sagen können, und das wußte sie.

Uebrigens hatte der Kyrios, obgleich er ein vollkommener Geck war, mehrere hübsche Eigenschaften: er war gefällig und verschwiegen, er sprach ein halbes Dutzend Sprachen, hatte alle neueren französischen Romane gelesen, war auf die „Revue des deux Mondes", in der er nur den novellistischen Theil las, und den „Figaro" abonnirt, und man sagte ihm nach, er habe sich in Paris in einem geheimnißvollen Zweikampf kaltblütig-brav benommen. Das machte ihn in der friedfertigen griechischen Gesellschaft sehr „interessant". Er selbst sprach niemals von diesem Ehrenhandel.

Herr Sotiri war an jenem Tage besonders liebenswürdig, was wohl dem Umstande zugeschrieben werden mußte, daß Frau Kalliope's Augen mit einem Ausdruck auf ihm ruhten, der sein Blut schneller pulsiren machte. Seit Jahren folgte er der schönen Frau in stummer, fast hoffnungsloser Verehrung. Dies mußte sie längst erkannt haben, aber nie hatte sie bisher darauf anders als durch oberflächliche, kühle Freundlichkeit geantwortet. — Heute sprachen ihre Augen eine Sprache, durch die er sich ihr plötzlich näher gerückt fühlte.

Als Sotiri die beiden Freundinnen vor seinem Hause verlassen hatte, sagte Frau Kalliope zu Mariannen: „Willst Du heute Abend bei uns speisen? Das Wetter ist herrlich. Wir könnten nach dem Essen eine Spazierfahrt auf dem Bosporus machen. Demosthenes" — dies war der Name des keineswegs beredten, vielmehr etwas blöden Gemahls Frau Marianne's — „läßt Dich gewiß frei, wenn Du ihn darum bittest, oder er begleitet Dich, was noch liebenswürdiger von ihm sein würde."

Aber Frau Marianne war nicht frei. „Wie gern käme ich zu Euch! Entschuldige mich und bedaure mich: meine Schwägerin hat sich bei uns angesagt."

„Da bedaure ich Dich in der That. Aber dann entschädige mich und komme morgen. — Versöhnungsfeier! — Ich war heute vielleicht ungerecht gegen Dich, aber Du hast keine Idee, wie sehr ich mich über die Unart jenes

Menschen geärgert habe. Das war mehr als er verdiente. Du sollst mich nicht wieder über ihn sprechen hören."

„Du machst mich froh, Liebe. Ich danke Dir. Also auf morgen Abend. Vielleicht sehe ich Dich schon vorher."

Herr Sotiri erschien mit dem Glockenschlage acht im Yali Argyriadi. Frau Kalliope trug ein duftiges Kleid, in dem sie verführerisch schön aussah, aber es hätte dessen nicht bedurft, um Sotiri zu ihrem Sklaven zu machen. Dazu genügten ihre Augen, wie sie an jenem Abend auf ihn blickten. — Herrn Argyriadi war Sotiri, der Sohn eines Jugendfreundes, ein vertrauter, willkommener Gast. Nach der kurzen, vorzüglich zubereiteten Mahlzeit, der Frau Kalliope und Sotiri kaum gebührende Ehre widerfahren ließen, während der alte Hausherr starken Appetits, über den sich die Frau Gemahlin zu ärgern pflegte, zur Nacht speiste, zog sich Herr Argyriadi auf wenige Minuten, wie er sagte, in sein Zimmer zurück. Das that er gewöhnlich, wenn fremde Gäste ihm keinen Zwang auferlegten. Er liebte es, sich nach Tische auszuruhen, und Frau Kalliope wußte, daß er dazu nie weniger als eine Stunde gebrauchte. Auf Sotiri, der seine Gewohnheiten kannte, brauchte er keine Rücksichten zu nehmen. — Sobald Herr Argyriadi verschwunden war, begab sich Frau Kalliope, von Sotiri gefolgt, auf die dunkle Veranda, wo nunmehr erfrischende Kühle herrschte.

„Darf ich Ihnen einen Shawl holen?" fragte besorgt der aufmerksame Kyrios. „Sie könnten sich erkälten."

„Sie sind zu gütig, lieber Freund. Ich bitte, lassen Sie sich von Marco ein Tuch für mich geben."

Sotiri eilte davon und war gleich darauf wieder neben Frau Kalliope, um den Shawl über ihre zarten Schultern zu breiten.

„Wie geschickt Sie sind!" sagte Frau Kalliope. „Man merkt leicht, es ist nicht das erste Mal, daß Sie Kammerfrauendienste versehen."

Was kann eine schöne Frau nicht alles sagen, um einem verliebten jungen Manne zu schmeicheln! Der gute Sotiri fühlte sich beglückt durch das ihm gespendete Lob. „Zu gütig, gnädige Frau, zu gütig," murmelte er.

Es war eine schöne, stille, sternenhelle Sommernacht. Der Quai vor dem Yali war vollkommen verödet. Im Hause rührte sich nichts. Auf dem dunklen Bosporus leuchteten einige wenige Schiffslichter. Aus weiter Ferne erklang leiser Gesang. Die niedrigen, leichten Wellen der Wasserstraße brachen sich mit sanftem Plätschern an der Quaimauer, und von der Mitte des Bosporus her drang der ewige Accord der Meeresströmung geheimnißvoll murmelnd an das Ohr der am Ufer Weilenden. Nach einer langen Pause, die Sotiri nicht zu unterbrechen wagte, denn er fühlte, daß sich etwas Außerordentliches vorbereitete, sagte Frau Kalliope mit gedämpfter, klagender Stimme: „Sie sind mein Freund, Sotiri?"

„Das bin ich, gnädige Frau. Das wissen Sie."

„Ja, ich habe es immer gewußt. Heute will ich es Ihnen beweisen." Sie sprach ganz leise. — Er wußte nicht, wie es gekommen war, daß er ihre Hand in der seinigen hielt. — Ihre Worte drangen kaum vernehmbar an sein

Ohr. Was sie besagten, war verworren, unklar, fast unverständlich wie die Fortsetzung einer vorher gegangenen Erzählung, Kenntnisse bei ihm voraussetzend, die er nicht besaß. Nach und nach wurde ihm der Sinn dessen, was er hörte, einigermaßen klar: sie war von einem Mann, den sie vertrauensvoll aufgenommen, nachdem sie sich geweigert hatte, ihm schändliche Vergünstigungen zu gewähren, tödlich beleidigt worden. — Und diese Beleidigungen und Kränkungen dauerten fort, und sie war wehrlos, sich dagegen zu vertheidigen. „O, hätte ich einen Mann, der mich schützen wollte und könnte, einen Bruder, einen Freund!“ sagte sie mit Thränen in der Stimme.

„Sie haben einen Freund.“

„O, Sie Guter, Edler!“ Er fühlte den sanften Druck ihrer Hand, die er erschauernd an seine Lippen führte.

Ihre Rede wurde wieder verworren, unverständlich. — Was verlangte sie von ihm?

„Nennen Sie mir den Elenden,“ sagte er, „damit ich Rechenschaft von ihm fordere und ihn züchtige.“

„Um Gottes willen! Woran denken Sie? Sollte ich meinen Ruf, Ihr Leben aufs Spiel setzen? Lieber suche ich den Tod, um Frieden zu finden.“

„Kalliope!“ kam zärtlich flehend über Sotiri's bebende Lippen.

Sie schwieg. Ihre Hand drückte die seine krampfhaft. Plötzlich beugte sie sich zu ihm. Er fühlte ihren heißen Athem auf seiner Wange, und sie flüsterte ihm zu: „Dann sei es Deine Sorge, mich von ihm zu befreien.“

Sotiri fuhr erschreckt zurück. „Wie heißt er?“ fragte er endlich mit heiserer Stimme.

„Der!“ hauchte sie.

* * *

Im unteren Theile von Galata zieht sich längs des Bosporus eine sehr lebhafte Straße von der Hafenbrücke von Karakeui über Top-haneh und Fyndykli bis nach dem weißen Schloß von Dolma-Batschi hin. Sie ist die Hauptverkehrsader jenes Stadttheils und unter dem allgemeinen Namen der Straße von Galata bekannt. Zwischen derselben und dem Quai befindet sich, in der Nachbarschaft der Neuen Brücke, ein enges, schmutziges Hafenviertel. — Zur Rechten der Brücke, von Galata herabkommend, wird es von arbeitsamen Kaufleuten, Händlern und Handwerkern bewohnt, die ausschließlich mit Schiffern und Fischern verkehren, denen sie Alles liefern, was auf dem Wasser für lange oder kurze Fahrten gebraucht wird: Proviant, Taue, Segel, Anker, Ketten, Kisten, Laternen, Ruder, Riemen, Nägel, Schrauben, Wäsche, Kleidungsstücke u. s. w. — In den engen, schlecht gepflasterten Gassen, wo es nach Theer, Petroleum, Oel und Fischen riecht, wimmelt es von Käufern und Verkäufern, von Matrosen und Packträgern und, zur Mittagszeit, auch von Maklern und ähnlichen Geschäftsleuten, denn in demselben Stadttheil befindet sich die Börse von Galata. Diese macht einen kläglichen Eindruck und ist keineswegs reinlicher als die dumpfigen Straßen, durch die man zu ihr gelangt.

Dem Arbeiter- und Börsenviertel gegenüber, auf der linken Seite der Brücke, hinter dem stattlichen Gebäude des Crédit Lyonnais, der großen französischen Bank von Konstantinopel, betritt man ein Gewirr von engen, schmutzigen, übel riechenden Straßen, die jedoch zum Theil durch hohe, massive Bauten gebildet sind. In diesen sind unter Anderem die Bureaux des Oesterreichischen Lloyd und der französischen Messageries, sowie zahlreicher Rheder und Geschäftsleute, die mit Schiffen zu thun haben, untergebracht; auch erhebt sich dort ein von Mönchen des Mont Athos bewohntes russisches Kloster, ein neues, weitläufiges, hohes Gebäude mit zahlreichen, blank geputzten, kleinen Fenstern. Außer dem Kloster, das durch sein ordentliches Aussehen auffällt, sind nur noch wenige einigermaßen gut gehaltene Häuser zu entdecken. Die meisten erscheinen vernachlässigt und abscheulich schmutzig. — Etwa in der Mitte des Viertels liegt die unansehnliche griechische Kirche des Heiligen Nicolaus, deren eine Seite, von dem dem Gottesdienst geweihten Raum abgeschlossen, einen engen öffentlichen Durchgang von einer Straße zu einer andern bildet. — Im Erdgeschoß der meisten Häuser haben sich Händler, Schenk- und Speisewirthe niedergelassen. Die niedrigen, in vielen Fällen halbdunkeln Räume machen einen unheimlichen Eindruck.

Der ganze Stadttheil wird nach der Hauptstraße, die ihn, mit der nahen Rue de Galata gleichgerichtet, durchschneidet, gewöhnlich das Viertel Mummhaneh, seltener das von St. Nicolaus oder auch der Christkirche genannt. — In dieser Hauptstraße sieht es nicht viel schlimmer aus als in den meisten Straßen von Galata, die fast ausnahmslos verwahrlost und schmutzig sind; aber wenn man von der Rue Mummhaneh nach rechts oder links abbiegt, so befindet man sich in kurzen, engen, feuchten Gassen inmitten der Schlupfwinkel des gefährlichsten Verbrecherthums von Konstantinopel. Die Männer, die ihren Wohnsitz während des Tages dort aufgeschlagen haben — wo sie die Nächte verbringen, könnte wohl nicht einmal die Polizei sagen —, tragen meistentheils den Schlapphut mit niedriger, schmieriger Krempe; — Fez und Turban bilden Ausnahmen; weibliche Wesen sieht man auf offener Straße fast gar nicht, aber in den Thüren vieler Häuser kauern widerwärtige Frauengestalten, in manchmal glänzende, stets schmutzige Fetzen gehüllt, auf deren frechen, dick geschminkten Gesichtern das niedrigste Laster seinen Stempel unverkennbar aufgedrückt hat. — Doch fehlt es in dem Viertel nicht an anständig gekleideten Menschen. Das sind in den meisten Fällen Beamte der großen Rhedereien oder Geschäftsleute, die auf deren Bureaux zu thun haben. Man erkennt sie schon daran, daß sie gleichmäßigen, gewöhnlich schnellen Schrittes dahingehen, wie Männer, die einem bestimmten Ziele zusteuern, während die große Masse, die die Straßen belebt, unthätig umherlungert und am liebsten auf den grob gezimmerten Schemeln ruht, die vor der Mehrzahl der Kaffeehäuser und Schenken aufgestellt sind. Auffällig ist die Stille, die in dem Viertel herrscht, in dem es von gewaltthätigen Menschen der schlimmsten Art wimmelt. Man vernimmt keinen Ruf, man hört kaum lautes Sprechen. Die Männer sitzen und stehen sich stumm oder in leises, anscheinend gleichgültiges Gespräch vertieft gegenüber, und vergeblich würde man auf ihren kalten Ge-

fichtern nach einem Ausdruck leidenschaftlicher Erregung suchen. — Wirft man von der Straße aus einen Blick in die halbdunkeln Schenken, Kaffeehäuser und Gewölbe — nur wenige Abendländer möchten dieselben wohl betreten —, so sieht man dort nur Gäste derselben Menschenclasse, die sich in den Gassen, anscheinend zwecklos, umhertreibt. Einige der Insassen der Spelunken halten schmutzige Karten in den Händen, vor anderen stehen Bretter, auf denen eine eigenthümliche Art des Damespiels geübt wird. Auch Roulette wird in diesen Lokalen gespielt. Davon kann man jedoch von außen nichts sehen, da die Roulette in dem hinteren, dunkeln Theile des Raumes aufgestellt ist. Ebenso wie auf der Straße geht es in diesen Lokalen ruhig zu, und überhaupt kann man sagen, daß, wenn man im Viertel von Mummhaneh rufen oder schreien hört, man ziemlich sicher sein darf, daß es sich um eine blutige Schlägerei handelt. Dann erscheinen, gewöhnlich sehr schnell, Soldaten oder Polizisten — denn die Anzahl der Wachtposten in Mummhaneh ist eine ungewöhnlich große, — um die kämpfenden Parteien zu trennen und zu verhaften; aber trotz der Eile, mit der sie sich genaht haben, finden sie in den meisten Fällen nur noch einen der Streitenden, der, von gleichgültigen Zuschauern umstanden, blutig am Boden liegt; der Gegner ist entkommen, und wenn sein verwundeter Feind ihn nicht verräth, so wird er schwerlich wieder gefunden.

Albanesen, Montenegriner, Laasen und Kurden bilden einen nicht geringen Bestandtheil der gewaltthätigen Bevölkerung von Konstantinopel, aber in Mummhaneh darf man sie nicht suchen; dort hausen viele Malteser und hauptsächlich Griechen, unter denen die Kephalonier, ob verdient oder unverdient, dürfte schwer zu entscheiden sein, den schlechtesten Ruf haben. Die meisten blutigen Missethaten, die von Mummhaneh ausgehen, werden ihnen zugeschrieben, und man sagt, der Kephalonier sei bereit, Alles zu thun, wofür man ihn bezahlt, nur keine ehrliche Arbeit.

* * *

Ein junger Mann, in einfarbigem, dunkelgrauem Sommerkostüm, einen Strohhut auf dem Kopfe und einen billigen, festen Stock in der Hand, betrat an einem schwülen Augusttage die, üble Gerüche ausdünstende, Straße von Mummhaneh. Er schritt gelassen einher, vielleicht etwas zu langsam für einen Abendländer, den ein Geschäft in das Hafenviertel gerufen hat, doch erregt seine Erscheinung keines der Männer, deren Ellenbogen er in der engen Straße streifte, besondere Aufmerksamkeit. Er bog, ohne sich aufzuhalten, wie Einer, der seines Weges sicher ist, in eine enge Quergasse und stand bald vor einem niedrigen Kaffeehause. Dort trat er ein und ließ sich an einem kleinen, schmalen Tische nieder. Er zog den Hut ab und wischte sich mit einem feinen weißen Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Auf der Straße war er gewissermaßen unbemerkt geblieben. Dem Wirthe des Kaffeehauses fiel er sofort auf. Anständig gekleidete Abendländer sah er nur in seltenen Ausnahmefällen in seinem der Polizei und vielen Verbrechern wohlbekannten Locale. Er näherte sich dem vornehmen Gaste: „Guten Tag. Der Herr befehlen?"

„Eine Tasse Kaffee und ein Glas Wasser."

Das Verlangte wurde ihm sogleich auf einem zu dem Zweck besonders reingewaschenen Teller überbracht. Der Fremde schlürfte das Getränk langsam ein, steckte sich eine Cigarette an und sah sich gleichgültig in dem halbdunkeln, fast leeren Raum um. Dabei begegneten seine Augen alsbald den lauernden Blicken des Wirthes, die sich von dem Angekommenen nicht wieder abgewandt hatten. Er winkte diesem durch eine kaum bemerkbare Bewegung des Hauptes. Der Wirth war, ohne sich besonders geschäftig zu zeigen, an seiner Seite. Der Fremde legte einen Medschidije, ein großes Silberstück im Werthe von etwa vier Mark, unhörbar auf den Tisch. — Eine Tasse Kaffee in einer der Schenken von Mummhaneh wird von den üblichen Gästen mit zehn Para — etwa fünf Pfennigen — bezahlt. Der Wirth zog aus der großen Tasche der kurzen, hellen Jacke, die er trug, eine Handvoll kleinen Silber- und Kupfergeldes.

„Der Rest ist für Sie," sagte der Gast.

Der Wirth steckte den Medschidije gelassen ein, ohne dafür zu danken. Dann beugte er sich zu dem Fremden und fragte leise: „Kann ich dem Herrn gefällig sein?"

„Ja . . . Sie könnten mir vielleicht einen Dienst erweisen."

Der Wirth wartete ruhig, daß der Andere weiterspreche.

„. . . wenn Sie mich mit einem Mann bekannt machten, auf den ich mich verlassen könnte."

„Um was zu thun?"

„Das würde ich ihm lieber selbst sagen."

Der Wirth blickte den Gast mit einem eigenthümlichen, schweren Blicke an. „Ich kenne einen solchen Mann," sagte er.

„Wann könnte ich ihn sehen."

„Das Einfachste wäre, ich schickte ihn zu Ihnen."

„Es paßt mir besser, ihn hier zu treffen."

„Dann kommen Sie eine Stunde vor Sonnenuntergang zurück. Er wird hier auf Sie warten."

Darauf erhob sich der Gast langsam, nickte dem Wirthe zu und entfernte sich, wie er gekommen war.

Der Wirth trat wieder hinter seinen Schenktisch und schaute sich, die Anwesenden musternd, in seinem Zimmer um. Dann trat er vor die Thür und blickte die Straße auf und ab. Er fand dort augenscheinlich nicht, was er suchte, denn er kehrte wieder hinter den Schenktisch zurück, öffnete dort eine schmale Thür und sagte, in einen dunkeln Raum sprechend, in ruhigem Tone: „Jani."

Ein Knabe von etwa zwölf Jahren, bleichen Angesichts, mit bösen, für sein Alter zu wissenden Augen, trat heraus. Der Mann gab ihm eine kurze Weisung, und das Kind entfernte sich sogleich. In etwa zehn Minuten kam er mit einem jungen Manne zurück, einem Vollblut-Kephalonier aus Mummhaneh.

„Weißt Du, wo Spiro ist?" fragte ihn der Wirth.

„Bei Georgi."

„Sag ihm, er solle um elf Uhr" (eine Stunde vor Sonnenuntergang nach türkischer Zeitrechnung) „hier sein."

„Hast Du eine Cigarette für mich?“

Der Wirth gab ihm das Gewünschte, und der Kephalonier entfernte sich, ohne weiter gesprochen zu haben.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang trat ein Mann von etwa dreißig Jahren in das Kaffeehaus. Er war mittelgroß, schlank, tief gebräunten Angesichtes, mit den scharf gezeichneten edlen Zügen, die man auch bei den unteren Volksclassen der Eingeborenen der griechischen Inseln häufig findet, mit langem, feinem Schnauzbart und dichtem, schwarzem, glänzendem, sorgfältig gescheiteltem Haar. Die Augen blickten ruhig, ernst. Er trug einen grauen, vom Regen ausgewaschenen und von der Sonne ausgebleichten Filzhut, ein leichtes, kurzes, dunkles Jackett und ein Beinkleid desselben Stoffes, das nach Matrosenart durch einen schmalen ledernen Riemen über den Hüften festgehalten war. Er trat trägen Ganges, sich nachlässig in den Hüften wiegend, an den Schanktisch, stützte, die Hände in einander gelegt, die Ellenbogen darauf und blickte den Wirth, ohne ein Wort zu sagen, fragend an.

„Bist Du aufgelegt, ein Geschäft zu machen?“

„Ja,“ kam gleichgültig über Spiro's Lippen.

„Ich weiß nicht, was man von Dir verlangt. Man wird es Dir sagen.“

„Ist der Mann hier?“

„Er wird wohl sogleich kommen. Du kannst ihn nicht verkennen. — Ich werde ihm, wenn er sich gesetzt hat, Kaffee und Wasser bringen.“

Es befanden sich etwa ein Dutzend Personen im Kaffeehause. Spiro setzte sich an einen leeren Tisch in der Nähe der Thür und steckte eine Cigarette in Brand. Gleich darauf trat der vornehme Fremde herein und nahm in Spiro's Nähe Platz, der ihn, ohne den Kopf zu wenden, von der Seite musterte. — Der Wirth brachte dem Neuangekommenen Kaffee und Wasser und sagte leise, während er den Kaffee aus einem von Rauch geschwärzten blechernen Gefäß in die Tasse goß: „Ihr Mann ist hier. Er wird Sie anreden. Es ist der sicherste Kephalonier in Mummhaneh.“

Nach einer Minute etwa erhob sich Spiro, trat auf den Tisch zu, an dem der Fremde saß, und ließ sich, ohne ein Wort zu sagen, neben dem vornehmen Gast nieder. Eine kurze Pause. Dann eröffnete er die Unterhaltung: „Sie wünschen mich zu sehen, mein Herr?“

„Ich wünsche Sie zu sprechen.“

„Zu Ihren Diensten.“

„Wo kann ich mit Ihnen sprechen?“

„Hier wird uns Niemand stören.“

„Ich würde vorziehen, Sie allein zu sehen — bei mir.“

„Wie Sie befehlen. Wo wohnen Sie?“

„Lesen Sie griechisch?“

„Ja.“

Der fremde Gast nahm ein Stück Papier aus der Tasche, auf dem in deutlichen Buchstaben der Name einer Straße und eine Hausnummer verzeichnet waren. Er reichte es Spiro, der es etwas lange für einen des Lesens Kundigen studirte und dann sagte: „Ich kenne die Straße und das Haus.“

„Kaufen Sie eine Occa Tabak und bringen Sie mir das Packet morgen Vormittag um zehn Uhr — französische Zeit. — In der offenen Hausthür finden Sie einen Diener, der Sie fragen wird, ob Sie den Tabak für seinen Herrn mitgebracht haben. Darauf antworten Sie, Sie hätten ihn mitgebracht. — Haben Sie verstanden?"

„Ich habe verstanden: Ich bin um zehn Uhr — französische Zeit — vor Ihrem Hause und antworte dem Diener auf seine Frage, ich hätte den Tabak mitgebracht."

„Richtig. Der Mann führt Sie dann in mein Zimmer, und dort wird sich das Weitere finden."

Spiro wartete noch eine Minute, und als er erkannte, daß der Fremde seine Mittheilungen beendet hatte, erhob er sich und nahm seinen alten Platz wieder ein. Der Fremde winkte dem Wirth, legte wie am Morgen ein großes Silberstück auf den Tisch, das der Mann gleichmüthig, ohne Miene zu machen, etwas herauszugeben, und ohne Dank, in die Tasche steckte, und entfernte sich in ruhiger, möglichst unauffälliger Weise. Die alten Insassen des Cafés hatten ihn natürlich bemerkt, und einige von ihnen wechselten verständnißvolle Blicke unter einander, aber keiner sprach ein Wort. — Spiro steckte eine zweite Cigarette an, und erst nachdem er diese langsam aufgeraucht hatte, verließ er das Local.

Am nächsten Morgen zu früher Stunde trat Spiro in eine Barbierstube, wo er sich rasiren ließ und wusch. Er hatte ein frisches Hemd angezogen und einen noch ziemlich guten Hut aufgesetzt. Auf den ersten Blick hätte man ihn wohl für einen Handwerker oder Händler, vielleicht für einen Schmuggler halten können. Ehe er auf die Straße trat, wandte er sich an den Besitzer der Barbierstube, einen älteren, reinlich gekleideten Mann. „Können Sie mir vielleicht sagen, wohin ich dies zu tragen habe?" fragte er auf ein in Papier eingeschlagenes Packet deutend, das er unter dem Arm trug, und gleichzeitig hielt er dem Barbier einen kleinen, zusammengekniffenen Zettel hin, den er aus der Tasche gezogen hatte.

Der Mann las schnell die eine Zeile, die darauf geschrieben stand, und nannte ein Haus in einer der besten Straßen von Pera.

Spiro wiederholte in bedächtig fragendem Tone den Namen der Straße und die Hausnummer.

„Das ist richtig," sagte der Barbier, worauf Spiro, nachdem er durch eine flüchtige Bewegung der Hand gedankt hatte, die Stube verließ.

Zur bestimmten Stunde befand sich der Kephalonier vor dem ihm bezeichneten Hause. Ein Diener erwartete ihn an der Thür. „Haben Sie Tabak für meinen Herrn?" fragte er.

„Ich habe ihn mitgebracht. Hier ist er."

„Folgen Sie mir!"

Spiro wurde in ein im Erdgeschoß gelegenes, mittelgroßes, hohes, kühles Zimmer geführt, das den Eindruck machte, augenblicklich nicht bewohnt zu sein. Stühle und Sessel und ein Kronleuchter waren mit weißen Ueberzügen bedeckt, und vor den Fenstern hingen schwere Gardinen, die dem Lichte den

Eingang verwehrten. — Spiro, von der hellen Straße kommend, erkannte den Fremden erst, als dieser, vom anderen Ende des Zimmers auf ihn zuschreitend, zu sprechen begann: „Setzen Sie sich!"

Spiro that, ohne sich nöthigen zu lassen, wie ihm geheißen, und der Andere nahm dicht neben ihm Platz. Dieser, der Andere, hatte sich wohl überlegt, was er sagen wollte. Seine Rede war kurz und bündig: „Ich bin von einem Manne schwer beleidigt worden und will ihn dafür züchtigen. Wollen Sie das übernehmen?"

„Wer ist der Mann?"

„Ein Fremder, den kaum zehn Personen in Konstantinopel kennen."

„Ist er jung?"

„Er ist jung und stark, und wenn es Ihnen nicht gelingt, ihn sofort unschädlich zu machen, so wird er sich vertheidigen."

„Wie soll er gezüchtigt werden?"

„Schwer."

„Soll er getödtet werden?"

„Das wäre nicht nöthig, aber es soll für einige Zeit erkennbar bleiben, daß er bestraft worden ist."

Spiro hatte den Kopf gesenkt und drehte nachdenklich an seinem feinen Schnurrbart. Nach einer längeren Pause sagte er leise: „Was bekomme ich, wenn ich Ihren Auftrag ausführe?"

„Was verlangen Sie?"

„Hundertundfünfzig Pfund."

Der Andere lachte höhnisch. „Sie sollen sich an einen Fremden machen," sagte er. „Ich aber bin kein Fremder. Ich kenne Pera, Galata, Stambul und Mummhaneh. Sie sind der Erste, an den ich mich gewandt habe. Wenn Sie mir nicht dienen wollen, so finde ich ein Dutzend Anderer, die bereit sein werden, zu thun, was ich verlange."

„Das ist möglich, mein Herr, aber wenn Sie sichere Arbeit haben wollen, so müssen Sie dafür bezahlen. Zu dem Unternehmen, das Sie vorschlagen, sind zum mindesten drei Männer nöthig, von denen ein Jeder sein Leben aufs Spiel setzt. Dafür sind fünfzig Pfund nicht zu viel. Sie thäten es nicht für das Zehnfache. Also sagen Sie ‚ja' oder ‚nein' zu meinem Vorschlage."

Wenn Grieche mit Griechen zusammentrifft, so gibt es heißen Kampf, — heute zwar gewöhnlich nur, wenn es sich um Geschäfte handelt. Der Preis, den Spiro forderte, war unverhältnißmäßig hoch für Gefälligkeiten der Art, die man von ihm verlangte, aber der Kephalonier hatte den Anderen, obgleich der kein einfältiger Thor war, schnell erkannt und hoch eingeschätzt. Der Kyrios hatte sich bereits demaskirt. Wäre er ein erfahrener Mann gewesen, so würde er sich gehütet haben, in persönlichen Verkehr mit einem Bravo von Mummhaneh zu treten. Er hätte mit Leichtigkeit für wenige Pfund einen passenden Zwischenträger, einen Armenier, Juden, Levantiner, in Pera oder Galata finden können, mit dem Spiro zu billigen Bedingungen handelseinig geworden wäre. Der Kephalonier witterte ein gutes Geschäft. Er wollte es sich nicht entgehen lassen. Seine hohe Forderung war ein Erpressungsversuch.

„Sehr wohl, mein Herr,“ sagte er, sich gelassen erhebend, als das gewünschte „Ja“ auf seine Forderung nicht kommen wollte. „Dann empfehle ich mich Ihnen, aber Sie sollen sich nicht ganz umsonst bemüht haben. Ich will Ihnen unentgeltlich einen guten Rath geben: Wenn Sie einen Anderen suchen, um Ihnen den bewußten kleinen Dienst zu erweisen, so gehen Sie nicht selbst nach Mummhaneh, wo in diesem Augenblick bereits zwanzig Leute Ihre Personalbeschreibung geben könnten, unter Anderen Giovanni, dessen Schweigen Sie mit dem Medschidije, den Sie ihm für seine Tasse Kaffee bezahlten, keineswegs erkauft haben. Nehmen Sie sich in Acht, daß, im Falle einem Fremden ein Unfall zustoßen sollte, die Polizei sich nicht bei Ihnen nach ihm erkundigte. — Ich wußte bereits gestern Abend die Vor- und Zunamen sämmtlicher Bewohner dieses Hauses, das Sie die Güte gehabt haben, mir so deutlich zu bezeichnen. Giovanni ist nicht ungeschickter als ich. Mich kennt er. Mich wird er nicht verrathen. Mich verräth Keiner von Denen, die Sie im Gespräch mit mir gesehen haben, aber wenn ein Anderer als ich sich veranlaßt sehen sollte, wegen eines Unfalls, der einem Fremden zugestoßen wäre, auf einige Zeit aus Mummhaneh zu verschwinden, so möchte ich nicht dafür einstehen, daß nicht einem oder dem Anderen der Gedanke kommen könnte, sich auf ehrliche Weise einige Pfund zu verdienen und die Aufmerksamkeit der Polizei oder des Gesandten des verunglückten Fremdlings auf Sie zu lenken. Das wäre Ihnen vielleicht unangenehm.“

Der Kephalonier wandte sich langsam der Thüre zu.

„Was schulde ich Ihnen für den Tabak?“ fragte der Kyrios mit zitternder Stimme. Er war bleich geworden, und Spiro's Augen hatten sich nun hinlänglich an das im Zimmer herrschende Halbdunkel gewöhnt, um dies zu erkennen.

„Geben Sie mir ein halbes Pfund,“ sagte er lächelnd. „Das ist die Hälfte von dem, was Sie auf der Regie dafür zu bezahlen haben würden, und ich verdiene ein Viertelpfund daran.“

Auch die Finger des Kyrios zitterten, als er die Geldtasche öffnete. „Hier ist ein Pfund,“ sagte er. — „Seien Sie vernünftig,“ fügte er besänftigend hinzu. „Ich kann Ihnen nicht hundertfünfzig Pfund geben. Ich besitze sie nicht. Wenn Sie darauf bestehen, so muß ich auf mein Vorhaben verzichten. Ich thue es ungern, aber Sie lassen mir keine Wahl. Ich hatte mir gedacht, die Sache mit zwanzig oder dreißig Pfund abzumachen. Ich wollte ja den Mann nicht tödten lassen, ich sagte es Ihnen schon. Er sollte nur eine ordentliche Tracht Prügel bekommen. Die hatte er verdient. Das hätte mir Spaß gemacht, aber jeder Spaß hat seinen Preis. So theuer, wie Sie es verlangen, kann ich ihn beim besten Willen nicht bezahlen. — Seien Sie vernünftig!“

„Ich bin vernünftig, Herr. Sie sind ungerecht. Was Sie von mir verlangen, ist kein Kinderspiel. Wenn ich dabei ergriffen werde, so stehen mir im günstigsten Falle fünfzehn Jahre Kerker bevor, — fünfzehn Jahre Budrum oder Rhodos.“ Er preßte die Zähne zusammen, die Backenknochen traten hervor, und sein Gesicht erschien plötzlich mager und schrecklich. „Eine tüchtige

Tracht Prügel sagen Sie jetzt, mein Herr," fuhr er fort. „Sie sprachen von schwerer Züchtigung und fügten hinzu, der Mann sei jung und stark und werde sich vertheidigen, wenn es mir nicht gelänge, ihn sofort unschädlich zu machen. Glauben Sie, daß ich einen Knüttelschlag oder einen Dolchstich, der einen starken Mann niederwerfen soll, auf ein Loth oder das Zehntel Zoll berechnen kann? Nein, mein Herr, das wissen Sie selbst, das geht nicht. Wenn ich Ihren Auftrag übernehme, ich oder jeder Andere, so muß es dem Zufall überlassen bleiben, ob Ihr Feind den Anschlag überlebt oder nicht. Er ist dem Schlimmsten ausgesetzt; aber auch ich muß auf das Schlimmste vorbereitet sein. Dafür sind fünfzig Pfund, die auf mein Theil kommen würden, ein billiger Preis."

„Ja," sagte der Kyrios, den Entmuthigten vortrefflich spielend, aber doch nicht gut genug, um Spiro zu täuschen, „dann muß ich auf die Sache verzichten. Ihnen entgeht ein gutes Geschäft. Ich spare mein Geld. Unannehmlichkeiten habe ich nicht zu fürchten. Ich verlasse Konstantinopel in einigen Tagen, und wenn ich zurückkomme, ist mein Gegner von hier verschwunden. Ich aber habe gelernt, mich in Zukunft nur auf mich selbst zu verlassen, wenn ich nicht getäuscht sein will. In Ihnen habe ich mich getäuscht. — Ich halte Sie nicht weiter zurück."

Spiro lächelte höhnisch, winkte bedeutungsvoll, schritt langsam der Thüre zu, öffnete diese und war verschwunden, aber er hatte noch keine zehn Schritte auf der Straße gemacht, als der Diener, der ihn vor einer Stunde empfangen hatte, wieder an seiner Seite war.

„Mein Herr ersucht Sie zurückzukommen."

Spiro entgegnete kein Wort und befand sich gleich darauf wieder dem Kyrios gegenüber. „Sie befehlen?" fragte er kalt.

„Setzen Sie sich, seien Sie vernünftig! Ich kann Ihnen unmöglich hundertundfünfzig Pfund geben. Nennen Sie einen vernünftigen Preis!"

Aber Spiro, der bis dahin mit vollkommener Ruhe gesprochen hatte, zog nun andere Saiten auf. „Sie feilschen mit mir, als wollten Sie ein Pferd von mir kaufen. Es handelt sich nicht um ein gewöhnliches Geschäft, weder für Sie noch für mich. Sie dürfen nicht glauben, daß ich dergleichen oftmals mache. Es ist richtig, daß mein Messer hier und da roth gefärbt worden ist, aber das war in eigener Sache. Da habe ich rasch gehandelt, ohne an die Folgen zu denken. Jetzt soll ich es für Ihre Rechnung thun. Da überlege ich mir reiflich, ob die Gefahr nicht zu groß ist für den Lohn, — für jeden Lohn. Ich bin kein kleinmüthiger Mann. Wäre ich einer, so hätte mich Giovanni nicht zu Ihnen geschickt; aber ich bin auch kein leichtfertiger Narr. Ich weiß, was ich aufs Spiel setze, wenn ich Ihren Auftrag übernehme, und ich übernehme ihn unter keinen anderen als unter meinen Bedingungen. Sind diese Ihnen genehm, so bin ich Ihr Mann, und Sie werden einen sicheren, verschwiegenen Diener in mir haben, dafür bürgt Ihnen mein Leben, denn ich gebe es dann in Ihre Hand; verweigern Sie, darauf einzugehen, so ziehe ich mich zurück, um einige Pfund ärmer, aber meines Lebens und meiner Freiheit sicher. Das ist auch ein Geschäft, und wenn ich mir die

Sache ruhig überlege, wohl das beste, was ich machen könnte; aber ich bin nicht Einer, der auf sein Wort zurückkommt. Ich wiederhole: hundertfünfzig Pfund! Und nun habe ich des Redens genug, und zum letzten Male frage ich: Herr Sotiri Stamitiades, wollen Sie das annehmen: ja oder nein?"

Sotiri fuhr erschreckt zusammen, als er beim Namen genannt wurde, aber er faßte sich einigermaßen wieder, und kaum hörbar kam leise über seine bleichen Lippen: „Ja."

Darauf streckte Spiro mit etwas theatralischer Gebärde seine Rechte aus, in die Sotiri zitternd die seine legte. „Nun haben Sie mein Wort, Herr," sagte der Kephalonier, „und können ruhig sein. Es ist besser als die meisten Unterschriften in Galata."

Sotiri ließ sich schwerfällig auf einen Sessel fallen. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Das Ungeheuerliche seines Vorhabens wurde ihm zum ersten Male klar. Er blickte in einen tiefen, schwarzen Abgrund, der zu seinen Füßen gähnte, und in den er sich stürzen sollte. Er würde seines Lebens nie wieder froh werden, er würde keine ruhige Stunde mehr haben. Eine Fluth wüster Gedanken schoß durch sein Gehirn: der Mörder, im Besitz eines furchtbaren Geheimnisses, würde sich an seine Fersen heften, würde ihn nie wieder freigeben. Er fluchte der Schändlichen, die ihn verführt, die sein Leben vergiftet hatte, sein schönes, sorgenloses, genußreiches Leben. Er sank in den Sessel zurück, auf dem er saß. Angstschweiß perlte auf seiner bleichen Stirn. Er schloß die Augen.

Spiro blickte mit einem Ausdrucke unbeschreiblicher Verachtung auf den Schwächling nieder. Nach einer langen Minute öffnete Sotiri die Augen wieder. Sein Entschluß war gefaßt. Er zog ein kleines Portefeuille aus der Tasche, dem er zwei Fünfpfundscheine entnahm, die er vor Spiro auf den Tisch legte.

„Hier, nehmen Sie das für Ihre Bemühungen," sagte er leise, aber ruhig.

Spiro blickte ihn erstaunt an. „Was soll das bedeuten?" fragte er.

„Ich will nichts mehr mit Ihnen zu thun haben . . . nichts. Nehmen Sie das für Ihre Bemühungen."

Spiro verstand, daß die ernste, große Partie nicht gespielt werden würde. Nun, zehn Pfund war gute Bezahlung für einen Morgenbesuch. Er steckte das Geld gelassen ein. „Wie Sie wollen," sagte er. „Von mir haben Sie nichts zu befürchten."

„Was sollte ich von Ihnen zu befürchten haben?" entgegnete Sotiri, der mit dem von seiner Feigheit, nicht von seinem Gewissen eingegebenen Vorsatz, sich nicht in die Hände des Bravos zu begeben, seine Ruhe wiedergewonnen hatte. „Sie haben nichts für mich gethan. Ich verlange nichts von Ihnen."

„Richtig, mein Herr, richtig, Herr Stamitiades. — Sie haben den Tabak etwas theuer bezahlt" — er wies auf das von ihm mitgebrachte Paket, das noch auf dem Tisch stand, — „aber Sie sind ja ein reicher Herr. Wenn Sie später mehr davon haben wollen, so wenden Sie sich wieder an mich. Auf mich können Sie sich verlassen." Und mit einem eigenthümlichen Lächeln setzte er hinzu: „Wissen Sie, Herr, zehn Pfund ist nicht zu viel für das, was

Sie heute von mir gelernt haben. Sie werden mir später dafür danken. — Ich bin Ihr gehorsamster Diener."

Um fünf Uhr Nachmittags desselben Tages saß Frau Kalliope Argyriadi auf der Veranda ihres Yali. Ein Schirket fuhr dicht am Ufer vorüber. Sie musterte aufmerksam die Fahrgäste, die an der Brüstung standen, und als sie keinen Bekannten darunter erblickte, trat sie in das Zimmer zurück, um einen Roman, den sie vor wenigen Minuten beiseite gelegt hatte, wieder aufzunehmen.

Nach einer halben Stunde überreichte ihr Marco einen Brief, den, wie er sagte, ein Eilbote soeben abgegeben habe.

Frau Kalliope erbrach ihn schnell. Er enthielt nur wenige Zeilen:

„Gnädige Frau, ein unabweisbares Geschäft zwingt mich, sofort nach Paris abzureisen. Ich bedauere, mich nicht persönlich von Ihnen verabschieden zu können. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl. Ich küsse Ihnen die Hand. Sotiri Stamitiades."

Ein Ausdruck wüthender Enttäuschung lagerte sich auf ihr Antlitz und entstellte es bis zur Häßlichkeit. Sie trat vor den Spiegel und strich sich das Haar aus der Stirn. War sie denn alt und häßlich geworden, daß sie alle Macht über Männerherzen eingebüßt hatte? Vor einigen Wochen hatte Der sie verlassen, heute wagte sogar Sotiri ihr den Rücken zu kehren. Es kochte in ihr. „Ich werde mich rächen," murmelte sie vor sich hin, aber sie wußte sehr wohl, indem sie dies sagte, daß sich kaum eine Möglichkeit bieten würde, ein solches Vorhaben auszuführen. — Sie fühlte sich sehr unglücklich.

Der Grieche, an dem sie sich rächen wollte, befand sich um die Zeit im Orient-Expreßzuge auf dem Wege nach Paris und fühlte sich froh und frei. — Kalliope, pah! Als ob es nicht in Paris ebenso schöne Frauen die Menge gäbe!

Spiro saß im Café Giovanni und rauchte eine Cigarette nach der anderen. Er hatte einige Worte mit dem Wirthe gewechselt.

„Nun, was wollte der schöne Herr von Dir?" fragte dieser.

„Nichts, aber er hat mich für meinen Besuch bezahlt. Hier ist ein Pfund für Dich. Ich theile ehrlich mit Dir."

Giovanni steckte das Geld gleichgültig in die Tasche. „Ich hatte Besseres erwartet," sagte er mürrisch.

„Für nichts gibt es wenig," erwiderte Spiro. „Man muß mit dem zufrieden sein, was man dafür bekommt."

„Auf wen hatte er es denn abgesehen?"

„Er hat es mir nicht gesagt."

„Das ist schade. Man hätte sicherlich auf der anderen Seite etwas verdienen können."

„Das mag Deine Art sein," sagte Spiro unfreundlich. „Meine ist es nicht."

Giovanni wandte sich achselzuckend ab.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte September.

Das preußische Staatsministerium hat am 31. August an die Oberpräsidenten einen Erlaß gerichtet, in dem betont wird, daß nicht nur die höheren politischen Beamten, sondern auch die Landräthe in ihrer amtlichen Thätigkeit sich durch die Stimmungen ihrer Kreise und die Meinungen der Bevölkerung über die Maßnahmen der Regierung nicht beirren lassen dürfen. Vielmehr sind sie, wie in dem Erlasse hervorgehoben wird, berufen und verpflichtet, die ihnen bekannten Anschauungen der Regierung zu vertreten, die Durchführung ihrer Politik insbesondere in wichtigen Fragen zu erleichtern und das Verständniß für diese in der Bevölkerung zu erwecken und zu pflegen. Der vom Fürsten zu Hohenlohe als Präsidenten des Staatsministeriums unterzeichnete Erlaß schloß mit dem Ausdrucke des Vertrauens, daß es genügen werde, die politischen Beamten mit Ernst und Bestimmtheit auf ihre Aufgaben hinzuweisen, woran dann noch die Hoffnung geknüpft wurde, es werde nicht wieder ein Anlaß geboten werden, weitergehende Maßregeln zu treffen. Während mehrfach angenommen wurde, daß die von der Regierung gelegentlich der Verwerfung der Canalvorlagen angekündigte Action sich zunächst auf den Erlaß vom 31. August beschränkt habe, war diesem bereits der Beschluß voran gegangen, durch den zwei Regierungspräsidenten und eine Anzahl von Landräthen zur Disposition gestellt wurden. Weitere Aenderungen in der inneren Verwaltung Preußens vollzogen sich dann mit dem Rücktritte der Minister des Innern v. d. Recke und des Cultusministers Dr. Bosse, von denen der Erstere durch den Regierungspräsidenten in Düsseldorf, Freiherrn von Rheinbaben, der Letztere durch den Oberpräsidenten der Provinz Westfalen, Studt, ersetzt wurde. Mit dem Erlasse des Staatsministeriums an die Oberpräsidenten steht allem Anscheine nach auch eine andere Verfügung im Zusammenhange, durch die den Landräthen und anderen politischen Beamten untersagt werden soll, dem Bunde der Landwirthe anzugehören und dessen Bestrebungen zu unterstützen.

Die Verurtheilung des Capitäns Dreyfus hat überall, und in Deutschland nicht am wenigsten, wenn auch nach Lage der Dinge nicht überrascht, doch aufs Tiefste bewegt. Noch vor dem Abschluß des neuen kriegsgerichtlichen Verfahrens sind deutscherseits die Erklärungen amtlich wiederholt worden, die früher bereits von der deutschen Regierung „bei loyaler Beobachtung der einer fremden inneren Angelegenheit gegenüber gebotenen Zurückhaltung, zur Wahrung ihrer eigenen Würde und zur Erfüllung einer Pflicht der Menschlichkeit“ abgegeben wurden. Sicherlich darf die Veröffentlichung dieser Note im amtlichen Theile des „Deutschen Reichs-Anzeigers“ auf die hochherzige Initiative des Kaisers Wilhelm II. zurückgeführt werden, dessen Intervention von einem der Vertheidiger des Capitäns Dreyfus, Labori, zu dem Zwecke angerufen worden war, dem früheren Militärattaché in Paris, Oberst von Schwartzkoppen, möchte gestattet werden, vor dem Kriegsgericht in Rennes oder vor einer Commission in Deutschland Zeugniß abzulegen. Der von dem muthigen

Rechtsbeistande des Angeklagten in Vorschlag gebrachte Weg mußte sich allerdings sogleich als ungangbar erweisen. Freilich hatte das Kriegsgericht in Rennes selbst den Grundsatz aufgegeben, wonach ausländische Zeugen in einer die internationalen Beziehungen Frankreichs unmittelbar berührenden Angelegenheit nicht vernommen werden sollten. Nimmermehr hätte sonst eine so problematische Erscheinung wie der frühere österreichische Officier Czernusky in Rennes seine ganz im Stile Quesnay's de Beaurepaire gehaltene Aussage vortragen dürfen, deren widersinnige Einzelheiten nicht bloß jedem mit diplomatischen Gepflogenheiten selbst nur einigermaßen Vertrauten von Anfang an in ihrer ganzen Nichtigkeit erscheinen, sondern auch vom schlichten gesunden Menschenverstande sogleich zurückgewiesen werden mußten. In ihrer Verblendung wollten jedoch die französischen Generale sogar ein solches Zeugniß gelten lassen; nur daß sie dadurch den Maître Labori in vollem Maße berechtigten, seine auf die Vernehmung der Obersten von Schwartzkoppen und Panizzardi abzielenden Anträge zu formuliren.

Vielleicht verhehlte der Vertheidiger des Capitäns Dreyfus sich selbst von Anfang an nicht, daß seine Anträge in der von ihm gestellten Weise nicht angenommen werden könnten. Auch wurden sie thatsächlich von dem Kriegsgerichte in Rennes abgelehnt. Der Zweck, von deutscher Seite eine neue, authentische Bestätigung der Schuldlosigkeit des Capitäns Dreyfus zu erhalten, ist jedoch durchaus erreicht worden. Abgesehen von jenen Generalen und all' Denen, die diesen nach wie vor Heeresfolge leisten, kann nur eine Stimme darüber herrschen, daß durch die ebenso knappe wie würdige Erklärung der deutschen Regierung, die sich zugleich jeder Intervention, jedes Eingriffs in die Rechtsprechung eines fremden Staates enthält, die ganze Anklage gegen den Capitän Dreyfus vernichtet worden ist. Als bedeutsames Actenstück für Deutschlands Verhalten in dieser Angelegenheit wird die Note des „Reichs-Anzeigers", zu deren Veröffentlichung das amtliche Organ ausdrücklich ermächtigt zu sein erklärte, dauernden Werth behalten. Wie der Auftact mit dem Hinweise auf die eigene Würde der deutschen Regierung und auf die Erfüllung einer Pflicht der Menschlichkeit dieser Note jede Spitze nimmt, ja vielmehr in vollem Einklange mit den guten Beziehungen steht, die zwischen Deutschland und Frankreich sich in erfreulicher Weise entwickelt haben, wird im zweiten Theile die Schuldlosigkeit des Capitäns Dreyfus in unzweideutiger Weise erhärtet.

Weder an Vollständigkeit noch an Präcision und Klarheit lassen diese einander ergänzenden Erklärungen auch nur das Geringste zu wünschen übrig. Allerdings ist bereits vor Jahren die Legende beseitigt worden, wonach Capitän Dreyfus zwar nicht directe, aber indirecte Beziehungen zu deutschen Organen unterhalten haben könnte. Noch bei den jüngsten kriegsgerichtlichen Verhandlungen in Rennes versuchte aber einer der Generale, diese Legende den Militärrichtern von Neuem zu suggeriren. Um so mehr empfahl es sich daher, auf die früheren Erklärungen des deutschen Botschafters in Paris hinzuweisen, in denen in aller Form betont wurde, daß auch niemals indirecte Beziehungen zwischen dem Angeklagten und der deutschen Regierung bestanden haben. Mit welchen Mitteln aber die Entschließung des Kriegsgerichts von Rennes beeinflußt werden sollte, erhellt aus der Thatsache, daß man sogar der Insinuation Raum gab, der Capitän Dreyfus und Esterhazy könnten gemeinsam operirt haben, falls dieser, wie er selbst zugesteht, das Bordereau geschrieben haben sollte. Und dieser circulus vitiosus sollte von den Militärrichtern in Rennes nicht sofort erkannt worden sein? Nur als Urheber des Bordereau ist der Capitän Dreyfus im ersten kriegsgerichtlichen Verfahren verurtheilt worden, und jetzt sollte er, obgleich das einzige ihm zur Last gelegte Document eingestandenermaßen von einem Anderen herrührt, die darin verzeichneten Actenstücke ausgeliefert haben?

Im Hinblick auf die Thatsache, daß die gesammte civilisirte Welt von der Schuldlosigkeit des Capitäns Dreyfus überzeugt ist, waren die Generale bemüht, das Kriegsgericht in Rennes durch die zwar mit keinem einzigen ernsthaften

Beweismittel unterstützten, aber immer von Neuem wiederholten Versicherungen von der Schuld des Angeklagten gleichsam zu hypnotisiren. Da es nun aber nicht an militärischen Zeugen fehlte, die, wie der Oberstleutnant Picquart, der Commandant Hartmann, der Capitän Freystätter und Andere, für den Angeklagten eintraten, schreckten dieselben Generale nicht davor zurück, die Ehre dieser Zeugen zu verunglimpfen. Vor Allem galt es auch, eine so gewichtige Aussage wie die des Capitäns Freystätter zu entkräften, der selbst an dem Kriegsgerichte im Jahre 1894 theilgenommen hatte und durch das den Angeklagten schwer belastende Zeugniß des Oberstleutnants Henry, sowie durch die wider Recht und Gesetzlichkeit vorgelegten geheimen Actenstücke bestimmt worden war, sich dem Verdict auf Schuldig anzuschließen. Als Capitän Freystätter dann davon Kenntniß erhielt, daß Oberstleutnant Henry, als Fälscher eines dieser geheimen Actenstücke entlarvt, durch Selbstmord an sich Justiz geübt habe, als er ferner darüber belehrt wurde, daß die Vorlegung von Actenstücken, von denen weder der Angeklagte noch dessen Rechtsbeistand Kenntniß erhielt, durchaus ungesetzlich war, fühlte er sich in seinem Gewissen bedrängt und bekannte dies rückhaltlos vor dem Kriegsgerichte in Rennes.

Für dieses hätte auch wesentlich in Betracht kommen müssen, daß die überwiegende Mehrzahl der Sachverständigen das belastende Document, die Grundlage der früheren Verurtheilung des Capitäns Dreyfus, nunmehr dem ehemaligen Commandanten Esterhazy zuschrieb, wie denn überhaupt kein Zweifel darüber obwalten kann, daß Esterhazy nicht bloß die in diesem Verzeichnisse aufgeführten Actenstücke, sondern auch eine ganze Reihe anderer, viel wichtigerer an das Ausland verkauft hat. Um das eigene Geständniß Esterhazy's zu entkräften, mußte von den Generalen die phantastische Legende vom Dreyfus-Syndicate aufrecht erhalten werden. Am zweideutigsten war in dieser Hinsicht freilich das Verhalten des früheren Kriegsministers de Freycinet, der, noch immer nach der höchsten Macht in der Republik strebend, es mit den Generalen nicht verderben möchte. So versicherte er zunächst pharisäisch, daß er zwar nicht an der Unbefangenheit der französischen Blätter zweifle, die für die Revision eintreten, daß er aber Berichte erhalten habe, aus denen die Wirksamkeit des Syndicates im Auslande hervorgehe. Auf anonyme oder doch auf die von ihm in keiner Weise näher bezeichneten Berichte stützte sich also dieser Ehrenmann, um die Presse aller Culturländer der Bestechlichkeit zu bezichtigen. Herr Freycinet unterließ nur, zu erklären, auf welchem Wege der höchste französische Gerichtshof genau zu demselben Ergebnisse hinsichtlich der Schuldlosigkeit des Capitäns Dreyfus gekommen ist wie die vorherrschende öffentliche Meinung aller Länder außerhalb Frankreichs. Für ihn bedurfte es aber dieser Fiction, um zu erklären, daß selbst Esterhazy, als er sich zu seinem Geständnisse genöthigt sah, vom Dreyfus-Syndicate bestochen worden sei. Immerhin war es von Interesse, von dem früheren französischen Kriegsminister nunmehr zu erfahren, wie er die unzweideutige Erklärung der deutschen Regierung mit seinen Phantasien über die angebliche Irreführung der öffentlichen Meinung in Zusammenhang bringt. Nur widerfuhr Herrn Freycinet sogleich das Mißgeschick, daß, wie die internationale Presse im Allgemeinen entschiedene Verwahrung gegen seine perfiden Verdächtigungen einlegte, so auch insbesondere von berufener russischer Seite gegen ihn Front gemacht wurde. „Die russische Presse," hieß es in dem offenen Briefe, den der Vertreter eines angesehenen Petersburger Organs im „Figaro" veröffentlichte, „war berechtigt, etwas Anderes von Seiten eines Franzosen, eines früheren Kriegsministers zu erwarten." Eine ganze Reihe russischer Blätter und Revuen wurde zugleich namhaft gemacht, die sämmtlich die Freisprechung des Capitäns Dreyfus verlangten. „Ja, alle sind einstimmig," lautete der Schluß dieses offenen Briefes, „sie zu fordern als die einzige Lösung, die dem Rufe von Gerechtigkeit und Billigkeit entspricht, den Frankreich in Rußland genießt und sich vor Europa bewahren muß." Wie ein bitteres Epigramm mußte dieser Hinweis mit Rücksicht auf das ganze Verhalten Freycinet's und der Generale klingen.

Nur dürfte auch für den früheren Kriegsminister der Ausspruch gelten, den Emile Zola in seiner Philippika gethan, wonach keine einzige der Persönlichkeiten, die, offen oder heimlich, die Revision bekämpften, je zur höchsten Macht im Staate gelangen würde. Vergebens bemühten sie sich — und dies gilt wie von Freycinet auch von Cavaignac, von Méline und Dupuy — indem sie die Armee gewinnen, ihr Verhältniß zu dieser gleichsam als das Piedestal zu benutzen, auf dem sie die höchste Stellung im Staate erringen könnten.

Vielmehr sind sie sämmtlich tragisch schuldig und ihre Schuld unsühnbar geworden, nachdem das Kriegsgericht von Rennes am 9. September den Capitän Dreyfus mit fünf gegen zwei Stimmen unter Zubilligung mildernder Umstände zu zehn Jahren „Detention" verurtheilt hat. Als der höchste französische Gerichtshof mit Einstimmigkeit die Revision beschloß, herrschte wohl in allen Culturländern die Ueberzeugung, daß es sich nur noch um eine Formalität handeln würde, sobald ein neues Kriegsgericht die Consequenzen aus dem Urtheile des Cassationshofes zu ziehen hätte. Die grausame Behandlung des Capitäns Dreyfus auf der Teufelsinsel wäre selbst für einen Verbrecher allzu hart gewesen. Und nun wurde ein Unschuldiger, der so schwer gelitten hatte, vor ein neues Kriegsgericht gestellt, und abermals wurde er moralischen Torturen der schlimmsten Art unterworfen und mußte dann, wie muthig er auch den Kampf für seine Ehre aufnahm, und wie vorzüglich er darin durch seine Vertheidiger Labori und Demange unterstützt ward, wiederum unterliegen.

Ueberall, wo menschlich empfunden wird, kann das tragische Loos dieses Unglücklichen nur tiefes, inniges Mitgefühl erregen. Auch darf kein Zweifel darüber obwalten, daß der Eifer, mit dem bisher für die Gerechtigkeit gestritten wurde, nicht erlahmen wird. Ob sich sogleich der Ariadnefaden wird finden lassen, der in dem Labyrinth der französischen Militärgesetzgebung zu dem Ziele einer neuen Revision führt, ist jedenfalls die erste bedeutsame Frage. Daß das Kriegsgericht in Rennes von dem ihm durch das Urtheil des höchsten Gerichtshofes vorgezeichneten Wege bei der Beurtheilung des angeblichen Geständnisses des Angeklagten, sowie hinsichtlich der Urheberschaft des Bordereau abgewichen ist, leuchtet ohne Weiteres ein. Nicht minder kommt in Betracht, daß ein Schriftstück wie der dem österreichischen Militärattaché, Oberst Schneider, zugeschriebene Bericht von diesem selbst als Fälschung bezeichnet wurde. Selbst wenn er in einem weit früheren Stadium wie viele Andere an die Schuld des Capitäns Dreyfus geglaubt haben sollte, ist er doch später in vollem Maße von der Unschuld dieses Officiers überzeugt worden, so daß er zu der Zeit, in die das Schriftstück von einem Fälscher des Datums verlegt wurde, nicht mehr den geringsten Zweifel hegte. Noch andere im kriegsgerichtlichen Verfahren zu Rennes festgestellte Thatsachen lassen sich anführen, um eine neue Revision zu begründen.

Ueberdies wird der bevorstehende Schwurgerichtsproceß gegen Emile Zola, der bisher nur in contumaciam verurtheilt ist, Gelegenheit bieten, in alle Schlupfwinkel hinein zu leuchten, in denen die so schwer compromittirten Anstifter, wie General Mercier und du Paty de Clam, bisher sich zu bergen versuchten. Geradezu unglaublich klingt es, daß du Paty de Clam, dessen angebliche Krankheit ihn nicht gehindert hat, die gefälschte Lesart der Depesche des italienischen Militärattachés Panizzardi an dessen Regierung noch beim jüngsten Processe in das geheime dossier einzuschmuggeln, nicht über einen der wichtigsten Punkte vernommen wurde. Da das Kriegsgericht im Gegensatze zu dem Cassationshofe dem Märchen von dem Geständnisse des Capitäns Dreyfus, wie es von dem Gendarmerie-Capitän Lebrun-Renault colportirt wurde, Bedeutung beimaß, mußte unter allen Umständen in öffentlicher Sitzung contradictorisch festgestellt werden, ob nicht vielmehr die durchaus wahrscheinliche Darstellung des Angeklagten zutreffend wäre. Dieser versicherte aber, nicht er, sondern du Paty de Clam habe davon gesprochen und ihm insinuirt, daß er unwichtige Actenstücke ausgeliefert

haben könnte, um wichtige dagegen einzutauschen. Mit dem ganzen Verhalten du Paty's, der die Rolle der verschleierten Dame spielte, der einem Esterhazy das „befreiende Document" auslieferte, steht eine solche Sprache jedenfalls besser im Einklange als mit dem Charakter des Capitäns Dreyfus. Unter allen Umständen mußte dieser höchst wichtige Punkt im Kreuzfeuer des Verhörs aufgeklärt werden. Statt dessen erfolgte eine commissarische Vernehmung, deren nichtssagende Ergebnisse keineswegs geeignet waren, Licht über die Angelegenheit zu verbreiten.

Das Urtheil des Kriegsgerichts von Rennes, das in seiner vorliegenden Gestalt mehr für das böse Gewissen der Richter als die Schuld des Angeklagten spricht, muß aber auch politische Folgen haben. Während durch die Freisprechung des Capitäns Dreyfus die Regierung in den Stand gesetzt worden wäre, gegenüber den compromittirten Generalen Gnade für Recht ergehen zu lassen, kann es nunmehr nicht fehlen, daß zunächst in der Presse und dann im Parlament nachdrücklich die gerichtliche Verfolgung aller Schuldigen, insbesondere des Generals Mercier, verlangt werden wird. Ein Beschluß der Deputirtenkammer, wonach diese Verfolgung von dem Urtheile des Kriegsgerichts abhängig gemacht werden sollte, liegt bereits vor. Inzwischen sind im Verlaufe des Processes von Rennes dem General Mercier so viele Amtsverbrechen nachgewiesen worden, daß ein parlamentarischer Ansturm gegen den früheren Kriegsminister ganz unvermeidlich ist.

Während also die französische Hauptstadt sich rüstet, bei der im nächsten Jahre bevorstehenden Weltausstellung zahllose Gäste aller Nationen festlich zu empfangen, drohen dem Lande selbst innere Verwicklungen der schwersten Art. Ist doch auch der Senat als Staatsgerichtshof einberufen, um die Theilnehmer an einem Complott abzuurtheilen, unter denen Paul Déroulède an erster Stelle genannt werden muß. Wegen seines ersten Versuchs, die plebiscitäre Republik zu proclamiren, ist der Präsident der alten Patriotenliga vom Pariser Schwurgerichte freigesprochen worden. Seitdem ist aber eine ganze Reihe neuer Thatsachen zur Kenntniß der Regierung gelangt, so daß der Minister des Innern, Waldeck-Rousseau, eine Anzahl Verhaftungen vornehmen ließ und der Ministerrath die Einberufung des Staatsgerichtshofes beschloß. Da insbesondere royalistische Vereine und Ausschüsse durch die Maßregeln der Regierung betroffen wurden, handelt es sich allem Anscheine nach um Versuche, die orléanistische Monarchie wieder herzustellen, obgleich Paul Déroulède aus dem Gefängnisse heraus Erklärungen erläßt, nach denen er zwar die Beseitigung des gegenwärtigen Régimes anstrebt, jedoch ein entschiedener Anhänger der plebiscitären Republik sein und bleiben will. Das gegenwärtige Ministerium hat sicherlich gut daran gethan, die Angelegenheit einer so besonnenen Körperschaft wie dem Senate zu überweisen. Als Staatsgerichtshof wird dieser die Anklage gewissenhafter prüfen als Pariser Geschworene, vor denen Paul Déroulède allzu leichtes Spiel hatte.

Durchaus verfehlt wäre es, in dem betrübenden Ausgange des Dreyfus-Processes, sowie in anderen Erscheinungen der inneren Politik Frankreichs einen Niedergang der Nation zu erblicken. Vielmehr weiß Jeder, der häufiger Gelegenheit findet, das Land zu besuchen und nicht bloß in der Hauptstadt, sondern auch in den verschiedenen Provinzen sich zu orientiren, welch' lebendige Kräfte des Volkslebens jenseits der Vogesen noch wirksam sind. Selbst in der Dreyfus-Angelegenheit ist inzwischen die zuerst winzige Zahl der „intellectuels" außerordentlich gewachsen, und ursprüngliche Gegner der Revision — Jules Claretie ergriff jüngst als ein solcher Bekehrter öffentlich das Wort — haben mit der Zeit die volle Ueberzeugung von der Schuldlosigkeit des nunmehr zum zweiten Male ungerecht verurtheilten Angeklagten gewonnen. Auch in der Deputirtenkammer zeigte sich bereits vor dem Schlusse der ordentlichen Session, welche Fortschritte die Sache der Gesetzlichkeit seit dem Tage machte, an dem der frühere Kriegsminister Cavaignac die mit „Documenten" unterstützte Rede hielt, unter denen die „Fälschung" des Oberstleutnants Henry als besonders beweiskräftig figurirte. Eine Nation,

die so überzeugungstreue Richter wie Bertulus und die Mitglieder des Cassationshofes besitzt, in der Officiere wie der Hauptmann Freystätter und der Commandant Hartmann der unerhörten Pression der Generale Widerstand leisten, birgt in sich selbst die Elemente eines Umschwunges zum Besseren. Namen wie Picquart, Scheurer-Kestner, Trarieux, Emile Zola, Gabriel Monod und viele Andere bürgen dafür, daß mit dem Verdicte des Kriegsgerichts von Rennes das letzte Wort in dieser für einen modernen Rechtsstaat tief beschämenden Angelegenheit noch nicht gesprochen ist, und auch das wollen wir nicht gering anschlagen, daß selbst in diesem von den Generalen beherrschten Gerichte von sieben Mitgliedern zwei den moralischen Muth besaßen, gegen die Verurtheilung zu stimmen.

Daß andererseits das Ansehen Frankreichs im Auslande durch die jüngsten Vorgänge geschädigt wird, können sich die leitenden Staatsmänner in Paris sicherlich nicht verhehlen. Wie schon früher aus Anlaß der Faschoda-Angelegenheit die französische Regierung eine ganz andere Sprache hätte führen können, wenn ihre Action nicht durch die Zwistigkeiten im Innern gelähmt worden wäre, so jetzt nicht minder in der Transvaal-Frage, die neuerdings einen bedrohlicheren Charakter angenommen hatte. Frankreich, das in der Südafrikanischen Republik wichtige Interessen zu wahren hat, würde, wenn es innerlich frei wäre, wohl auch hier seines Ziels klarer bewußt vorzugehen im Stande sein. So verdient denn die aus sicherer Quelle geschöpfte Nachricht vollen Glauben, wonach die französische Regierung ihren Vertreter in Pretoria angewiesen hat, Neutralität zu beobachten und den Bestrebungen der Buren in keiner Weise Vorschub zu leisten. Die von der englischen Regierung an die der Südafrikanischen Republik gerichtete Depesche klang allerdings fast wie ein Ultimatum, war in der That aber versöhnlicher Natur, und enthielt Vorschläge, die hoffen ließen, daß in letzter Stunde noch ein friedlicher Ausgleich erzielt werden könne. Doch hat sich, seit der Antwortsnote Krüger's, die Lage wieder so verschlimmert, daß man auf Alles gefaßt sein muß.

Literarische Rundschau.

Novalis und das neue Jahrhundert.

[Nachdruck untersagt.]

Novalis' sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Meißner, eingeleitet von Bruno Wille. Drei Bände. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. 1898.

Bald sind hundert Jahre herum seit Novalis' Tod. Das Spielen mit der Hundertziffer hat in unserem Tagesbrauch einen banalen, schablonenhaften Zug bekommen. Aber wer will sich der Macht des Moments verschließen, wenn man, rund rechnend, sagt: „Das neunzehnte Jahrhundert begann mit Novalis' Tod!" Das Jahrhundert der That, des Realismus in Forschung, Kunst und Politik, dessen Sonne sich roth heraufhebt über dem armen blauen Grabhügel des jungen, versonnenen Romantikers, — welcher Gegensatz! Novalis starb im März 1801. Er starb wie in einer sanften Verklärung, die doppelt merkwürdig war an einem Neunundzwanzigjährigen, dessen Lebenswerk in unvollendeten Blättern ohne jeden äußeren Erfolg bestand. Man wird an das Ende eines Anderen gemahnt, der auch so friedevoll auslosch, und der mehr als diese eine Aehnlichkeit mit dem Dichter des „Ofterdingen" hat: Spinoza. Aber Spinoza war fünfundvierzig Jahre alt, als er an der Schwindsucht starb, und er hatte der Welt ein Werk gegeben, das diese Welt seiner Auffassung nach für immer erschloß. Novalis mußte, wenn auch er sich am logischen Ende seiner vollen Leistung fühlte, den ganzen Glauben des Künstlers an den ausgestreuten Aphorismus in sich tragen, der dem Kundigen in Satzeskürze eine Welt umschließt, den Glauben, daß in der ungeheueren Logik des Schönen der Torso ebenso rede, wie das vollendete Kunstwerk.

Dann kam das „neunzehnte Jahrhundert". Nach unserem heutigen Urheberrecht sind des Novalis' Werke jetzt seit beinahe siebzig Jahren dem Neudruck frei. Kein deutscher Verleger empfand Jahrzehnt um Jahrzehnt das Bedürfniß, die alte Tieck'sche Gesammtausgabe auf eigene Faust zu erneuern. Selbst diese Originalausgabe hat seit über fünfzig Jahren keine neue Auflage mehr zu Stande gebracht. Inzwischen steht die Sonne des Jahrhunderts im letzten Blitz des Verlöschens. Da jetzt tritt eine neue, vollständige Sammlung vor, die schon im äußeren Gewande verräth, wie sehr eine lebhafte und intime Liebe zum Stoff bei Verleger und Herausgebern zusammengewirkt hat. Man hat das Gefühl, als sei ein dräuendes Himmelszeichen, geknüpft an die Ziffer dieses Jahrhunderts, endlich still vorüber gegangen. Alte Werthe kommen aus ihrem Schlupfwinkel zurück. „Sein Geist," hat Arnold Ruge gelegentlich von Novalis gesagt, „trifft in allen Punkten ins Herz der Zeit." Seltsame Träumerei. Man erinnert sich an gewisse alte Scherzbilder aus dem Frankfurter Parlament, die den guten Ruge mit einer Schlafmütze über den Augen zeichnen. Im neunzehnten Jahrhundert, groß und klein, wie es

war, traf auf keinen Fall Novalis ins Herz der Zeit. Aber der feine und selbstdenkende Kopf, der die Einleitung zu dieser neuen Ausgabe geschrieben hat, setzt die Ruge'schen Worte doch bedeutsam an den Schluß seiner liebevollen Skizze von Novalis' unsterblicher Individualität. Mögen sie im zwanzigsten Jahrhundert endlich ihre Wahrheit finden, — vielleicht.

Ich habe mir, während ich diese drei wirklich sehr hübschen blauen Bände des zierlichsten Liebhaberformates mit ihrem schlicht schönen Druck vor mir sah, die Frage vorgelegt, wie Viele in unserer schnellen Zeit den alten lieben Novalis jetzt wohl zum ersten Male als „Neuen" kennen lernen werden? Und was werden sie jetzt bei ihm finden? Wer da von der blauen Blume im Sinne, wie das jetzt absterbende Jahrhundert sie sah, anfinge, der weckte unabänderlich etwas von Kamillenthee. Es ist das Wesentliche dieser Blume, daß sie neu wird und an neuen Stellen wächst. Nur mit diesem tiefen Entwicklungsprincip und seiner ewigen Auferstehung kann sie in neue Zeiten wieder einwachsen.

Als Dichter ist Novalis auch im neunzehnten Jahrhundert immer mehr oder weniger „achtend" mitgeschleift worden. Dafür war dieses Jahrhundert ein zu kluges Jahrhundert und ein zu aktenmäßig sorgfältiges. Was man aber nicht mehr sah und sehen wollte, war gerade das, was meiner Ansicht (und ich glaube, auch seiner eigenen nach) das Bedeutendste in Novalis war: die philosophische Tiefe. Nach hundert Jahren Neunzehnhunderts-Philosophie ist es möglich, jetzt eine Wegbiegung zu finden, die zu ihm zurücklenkt. Ich meine nicht, zurücklenkt im Sinne einer Reaktion. Aber etwa so, wie man von einem Wege, der im Ganzen höher gestiegen ist, doch eine jähe, wundervolle Fernsicht in zurückliegende Gegenden erhält.

Niemals hat ein Jahrhundert der Menschheit so auf seine Klarheit gepocht wie das neunzehnte. Novalis sollte „unklar" sein. Noch in dem kurzen Vorwort, das der Text-Herausgeber dieser neuen Ausgabe, Meißner, beigefügt hat, findet sich eine kleine Spitze nach dieser Seite, bei allem Wohlwollen. Der Vorwurf ist aber so ungerecht wie nur möglich. Novalis ist voll von unfertigen, jugendlichen Zügen, die sich aufdrängen, weil man bloß diese Jugendsachen von ihm hat. Aber das eigentliche Gerüst, das Alles trägt und um dessentwillen ein Name „Novalis" in der Weltliteratur stehen geblieben, ist ein Gedanke von eminenter Klarheit. Man staunt, daß er in einem so jungen Kopfe sich schon so klar entwickeln konnte. Wie eine Offenbarung muß er von einem bestimmten Moment an sich darin festgesetzt haben, fortan schlechterdings unerschütterlich. Es war der Glaube an die Dichtung als eine W a h r h e i t s q u e l l e. Wie dieser Glaube sich bei Novalis ausspricht, tritt er stets mit voller philosophischer Kraft hervor. Die Philosophie bestimmt die Erkenntnißquellen für unser Weltbild. Für Novalis ist das Aesthetische, ist die Dichtung eine echte Erkenntnißquelle dieser Art. Es handelt sich bei ihm nicht mehr um eine ästhetische Theorie im Engern. Es handelt sich um Welt-Theorie. Die Form, wie Novalis diesen seinen Grundglauben anbringt, ist natürlich eine sehr vielgestaltige. Bald kommt er mit ihm direct, wenn auch meist aphoristisch philosophirend. Bald will er sein großes, erkenntnißtheoretisches Urtheil über die Dichtung mit den Mitteln der Dichtung selbst zum Ausdruck bringen. Ich finde wenigstens in der Prosadichtung des „Ofterdingen", die ganz auf dieser Absicht steht, den Versuch schwächer gelungen, obwohl die Idee einzigartig war, wie die Fortsetzungs-Fragmente ahnen lassen. In den vollendeten Theilen des Romans tritt der Gedanke doch da am schönsten hervor, wo in Reden mehr oder minder unmittelbar und auf naiver Kunsttechnik philosophirt wird, während die Handlung als Ausdrucksmittel unvollkommen bleibt. Immer aber und wie nun auch der große Erkenntniß-Gedanke durchgedrückt werde, es bleibt ihm die sieghafte Klarheit, und in jedem Ausdruck ist er der eigentliche Novalis-Geist, der über den Wassern schwebt: ein eisern logischer Geist.

Gerade in diesem Gedanken von der Kunst als Wahrheitsquelle steckt aber das, was man heute nothwendig durchfühlen muß: die eigenthümliche Beziehung

zwischen Novalis und dem modernen Realismus in der Dichtung. Novalis, der Romantiker, der Mann der blauen Blume, war in seiner Weise ein Realist, wie das ganze neunzehnte Jahrhundert für die Theorie der Dichtung keinen schärferen hervorgebracht hat. Und der Dichter des „Ofterdingen" und das Jahrhundert, das ihm folgte und ihn so selten verstand, sind im letzten Grunde gar nicht deswegen auseinander gekommen, weil der eine ein Träumer und das andere realistisch war; sondern der verwegene Realismus dieses Dichter-Denkers war dem ganzen Jahrhundert des Realismus noch zu realistisch-kühn. Die realistische Theorie unserer Tage hat mit so viel Energie betont, daß die Kunst der Wirklichkeit gerecht werden, daß sie gleichsam zurück müsse zur Wirklichkeit. Von einer neuen „Wahrheitskunst" ist viel gesprochen worden. Novalis wird nicht müde, uns immer neu zu verkünden, daß die Kunst Wirklichkeit sei, daß sie Wahrheit sei. „Poesie ist das absolut Reelle. Dies ist der Kern meiner Philosophie. Je poetischer, je wahrer." Die Stimmungsgegensätze zweier Zeiten liegen in diesen verschiedenen Fassungen des realistischen Problems. Aber wenn man sie abzieht, leuchtet doch ein merkwürdig Gemeinsames hindurch. Novalis wächst auf und erlischt inmitten einer Blüthezeit der Dichtung. Wie groß oder klein er selbst sich nun noch bei längerem Leben hätte als Dichter entfalten können: jedenfalls stand die Dichtung im Ganzen, als Zeitbild, in einer Glorie der Erfüllung über ihm. Der unbestritten größte Mensch der Zeit, Goethe, war ein Dichter. Im Kopfe und der Arbeit dieses Dichters und seiner Genossen schien das größte Stück Wirklichkeit umspannt zu sein, das man je besessen hatte. Aber die Kunst war letzten Endes immer die Klammer, die Alles zusammenhielt. Wer in solcher Stunde von der Kunst sprach, dem erschien sie als ein absoluter Werth, dessen weltumfassende Größe als solche nicht diskutirt zu werden brauchte. Und Novalis war der Philosoph dieser Stunde und dieser Kunst. Das spätere neunzehnte Jahrhundert stand dagegen auf einem ganz anderen Fleck. Die „Wirklichkeit" hatte sich ihre ganz besonderen Gebiete geschaffen. Vor Allem der Naturforscher, doch auch der Historiker, der Politiker schalteten mit ihr wie mit einem Privatbesitz. Unendlicher Segen strömte von hier aus, darüber war kein Zweifel. Aber es war, als wenn man die Dichtung jetzt von hier aus erst für Etwas zurückerobern müsse. Die Frage des „Sollens" kam in den Vordergrund. Die Kunst „sollte" etwas. Sie sollte realistisch werden, sollte sich irgendwie an jene Wirklichkeit annähern, sollte gleichsam sich durch besondere Thaten legitimiren, daß sie in jenen Kreis überhaupt wieder aufgenommen werde. Für diese Generation war die Wirklichkeit nicht mehr innerhalb des großen Dichters, sondern der Dichter sah sich vor sie gestellt wie vor eine Art Prüfungscommission, vor Vertreter dieser „Wirklichkeit", die alle einen ganz anderen Rock trugen als er selbst. Die Philosophie dieser Zeit konnte nicht mehr den prachtvollen Harras-Sprung wagen, zu sagen: „die Kunst ist Wirklichkeit". Sie versteckte ihren dunkeln Drang in der mehr oder minder schulmeisterlichen Weisheit: die Kunst soll versuchen, sich der Wirklichkeit möglichst zu nähern.

Und doch liegt eben in dem „dunkeln Drange" selbst die tief innerliche Zielgemeinschaft zwischen Novalis und den Späteren. Durch die ganze Kette der Versuche, Wirklichkeit und Kunst in Einklang zu bringen, geht als Grundfaden ein scharfer Protest. Der Protest gegen die innere Entzweiung des Menschen in seinem köstlichsten Gesammtbesitz. Der Protest gegen die starre Aufstellung eines Dinges, das „Wirklichkeit" genannt wird und dem wir in eiserner Wahrheitsforschung allein nahe zu kommen hoffen; und eines zweiten, gänzlich davon getrennten Dinges, das „Kunst" heißt, das mit Wahrheitsforschung schlechterdings gar nichts zu thun hat, und das neben jener Wirklichkeit schließlich nichts Anderes ist als blauer Dunst und flüchtig ergötzende, aber sonst zwecklos verschwebende Gaukelei. Es war eine verfeinerte Form dieses Dualismus, wenn man zugab, daß die reale, die wirkliche und wahre Welt ein Jammerthal sei, während in jenem schönen Gaukelspiel das Erhabenste, Befreiende, Versöhnliche liege. Aber der Riß blieb auch so und das Er=

habene blieb Schein. Novalis war es, der sich gegen diese zugleich dualistische und tief pessimistische Lehre mit flammendem Zorn erhob. Er kam aus der Schule Goethe's, dessen ganze Lebensarbeit innerlich auch auf jenem Protest steht. Aber Novalis' philosophische Fassung ist völlig original, in Formen, die Goethe wenigstens theoretisch nie so ausgesprochen hat. Man hat Novalis einen Mystiker genannt. Er theilt aber nur mit so manchem anderen „Mystiker" das Loos, daß seine Mystik nichts Anderes ist als ein folgerichtiger Monismus, der sich vor der unfaßbaren Größe seines Einheitsbildes der Welt bloß oft in der stammelnden Rede des dunkel Begeisterten ergeht. Für Novalis ist die Kunst Wirklichkeit, weil es eben für ihn kein Zweierlei in der Kunst gibt. Der grüne Baum und die Venus von Milo erblühen aus der gleichen Realität. Für den engeren Ausbau dieser Ideen wurde ihm dann Fichte bedeutsam. Diese Details brauchen hier nicht angedeutet zu werden. Wille hat in der Einleitung einige Linien sehr gut entwickelt. Andere mögen aber noch eine Masse Gold für modernstes Denken hinzuheben.

Jene monistische Linie fand nun das neunzehnte Jahrhundert unabhängig und in seiner besonderen Weise auch heraus. Nicht bei Novalis, dessen Tiefe es wie einen mythischen Schatz unter blauen Flämmchen liegen ließ, sondern in der Welt selber, auf Grund eines zunehmenden Realismus äußerlicher Art. Nicht umsonst ist gerade das Wort Monismus aus naturwissenschaftlichen Kreisen heraus in Umlauf gesetzt worden. Die Naturforschung hat am meisten wohl beigetragen, ein einheitliches Weltbild dem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts wahrscheinlich zu machen. Die Linie vom fernsten Nebelfleck des Alls bis zur Flechte auf irdischem Granitgebirge, wie sie Alexander von Humboldt zuerst seherisch als Einheit schaute, ist in den Tagen der Spektralanalyse und Darwin's aus einem Sehertraum zur Realität geworden. Zuerst der physische Mensch, dann aber auch der moralische Mensch fühlte sich selber hineingerissen in diese großartig einheitliche Verknüpfung. Anfangs mit etwas Angst, aber dann doch allmählich mit der großen Zuversicht, daß sich hier eigentlich nur auf einem neuen Wege erfülle, was alle tiefste Philosophie seit Jahrtausenden gehofft und geglaubt: die organische Einfügung des kleinen Reigens „Mensch" in den vollkommeneren Reigentanz eines Höheren, mochte man das nun Gott oder Naturgesetz oder Entwicklung oder wie sonst nennen. Keine Frage der Dauer konnte es sein, daß auch der ästhetische Mensch schließlich hier einmünden müsse. Die ersten Versuche dazu waren nur, wie gesagt, schwach. Man muß immer nicht vergessen, durch welche einseitigen Hände diesmal die ganze Sache ging. Die Naturforschung des neunzehnten Jahrhunderts oder, weiter gefaßt, überhaupt der ganze Realismus dieses Jahrhunderts hat uns ja unschätzbare neue Bausteine zu einer einheitlichen Weltansicht aufgehäuft. Aber die philosophische Durchdringung des neuen Materials ist streng genommen jetzt, am Ausgange des Jahrhunderts, noch erst in den Anfängen. Man muß sich erinnern, wie kurzsichtig und nothdürftig nach dieser Seite Anfangs gebaut worden ist. Wenn ich mir das Einheitsbild der Allnatur so eng aufbaue, wie es etwa der jüngst verstorbene alte Büchner gethan (der sonst und in seiner Weise menschlich ja auch Idealist genug war), wenn ich das einzige Einheitsband dieser Natur bloß in gewissen Gewichtsverhältnissen des Stoffes, der Materie suche: so werde ich nie über die bedrohliche Thatsache hinauskommen, daß ein beliebiger roher Mamorblock von so und so viel Stoffgewicht absolut gleichwerthig sei der Venus von Milo. Ueber solchen Standpunkt hinweg ist noch ein gewaltig weiter Weg, den der echte Monismus philosophisch erst wandeln soll. So lange der aber nicht allgemein und bis zur handgreiflichsten Deutlichkeit für Jedermann zurückgelegt ist, wird an der Einfügung des ästhetischen Welttheils in diese modern-realistische Einheitswelt noch gar manches Gewaltsame und Schiefe haften. Das ist aber im Einzelnen hier auch nicht zu kritisiren.

Worauf es ankommt, ist die tief innerliche Gleichartigkeit des Zieles bei Novalis wie beim modernen Realismus. Von zwei Seiten rollt die Welle hier gegen den

gleichen Fels. Es ist ein altes Bild: der Fels, der die Welle bricht, der Geologe von heute wird es veraltet nennen. Im Laufe der Zeiten gibt es keinen Fels, den nicht die Welle durch langsame Erosion zerstörte. Auch der Glaube an die Realität des Aesthetischen ist eine solche Welle der Jahrtausende. Was vor hundert Jahren Novalis hieß, das heißt heute Naturalismus in der Kunst. Und in nochmals hundert Jahren, wenn der Begriff Natur sich selber noch wieder ein Stück geklärt hat, wird es nochmals wieder anders heißen. Die Welle aber ist die gleiche. Bloß eins sollte unsere Zeit mit aller Energie sich von Novalis wieder als einem wahren Erzieher aneignen. Novalis stand in harmloser Freude der Naturforschung gegenüber. Seine letzte äußere Lebensleistung galt sogar gerade ihr, als er in Freiberg bei Werner sich auf das Bergfach einzuschulen begann. Auch das stolze Fragment der „Lehrlinge zu Sais" redet dichterisch davon. Aber Novalis hatte noch jenes Andere, das wir so schmerzlich vermissen. Er hat den großen Glauben an die Dichtung, an ihr königliches Recht, Welten zu vergeben, an ihr Messiasthum, Berge zu versetzen. Das ist es, was wir vor Allem brauchen, wenn unser Realismus nicht zur Schulmeisterei, sondern zum wirklichen Einklang von Theorie und Praxis führen soll. Die Kunst ist keine arme Seele, die vor einer Wahrheits-Commission zu erscheinen hat, um sich nothdürftig mit ihrem Dienstbuch von sechs Jahrtausenden auszuweisen und Besserungsvorschläge demüthig hinzunehmen. Vor solcher Commission möchte es immer geschehen, daß sie etwa auf ihr Marmorgewicht gewogen werde und daß sich keine Ziffer herausrechnen ließe, die das Gewicht der Atome jenes rohen Marmors aus dem Steinbruch von dem der Venus von Milo unterschiede.

Wilhelm Bölsche.

Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert.

Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Paul Seippel. Mit zahlreichen Illustrationen. Bern, Schmid & Francke. Lausanne, F. Payot. 1899.

Das Unermeßliche der endlos dahin fluthenden Zeit sucht der menschliche Geist durch eintheilende Abschnitte zu bewältigen. Hundert Jahre, die auch die längste Dauer eines menschlichen Einzellebens überragen, werden ihm zur Ehrfurcht gebietenden Einheit, vor der er, sich besinnend, stille steht. Daher ist es keine überraschende Erscheinung, daß alle Culturnationen auf das nahe Ende des laufenden Jahrhunderts hin die Bilanz ihres Lebens und Strebens zu ziehen versuchen. Deutsche, englische, französische Werke encyklopädischen Charakters sind im Entstehen begriffen; wie sollte da der Schweizer zurückbleiben und den praktischen Sinn und Ordnungsgeist, der ihn im Geschäftsleben auszeichnet, nicht auch durch Buchführung und Rechnungsabschluß auf idealem Gebiete bewähren?

Eine Unternehmung solcher Art ist das in Lieferungen erscheinende Prachtwerk: Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Deutsch und französisch kommt dieses groß, doch ohne Weitschweifigkeit angelegte literarische Document heraus. Der erste Band, mit 600 Seiten Text, 38 Vollbildern, 73 Porträts und 75 Illustrationen im Text, wurde auf Neujahr 1899 vollständig; über die beiden anderen, im Erscheinen begriffenen Bände liegt ein kleines Programm vor, so daß über Werth und Bedeutung des Unternehmens schon jetzt ein bestimmtes Urtheil möglich ist.

Dieses Urtheil darf dahin lauten, daß ein besseres Gesammtbild der inneren und äußeren Geschichte der Schweiz und der Entwicklung ihres Lebens auf allen Gebieten dem Schweizervolke wie dem Auslande noch niemals dargeboten wurde. Was würden wir darum geben, wenn wir vom achtzehnten Jahrhundert ein ähnliches Werk besäßen! Aber das Ende des vorigen Jahrhunderts gestattete der Schweiz so wenig wie einem anderen Volke Europa's stille Einkehr bei sich selbst

und ruhiges Erwägen erfüllter Schicksale und erreichter Lebensziele. Der Corse, der die Welt in Athem hielt, zertrümmerte 1798 die stärkste der cantonalen Republiken, Bern; Suwarow's Colonnen zogen über den Gotthard, österreichische Scharen schlugen sich bei Zürich in offener Feldschlacht mit Napoleon's Heerführern herum, als ob die Schweiz herrenloses Gebiet wäre. Wo man gezwungen war, in solcher Weise Geschichte tagtäglich zu erleben, da hatte man wahrhaftig nicht Muße, sie zu schreiben.

Wie anders am Ende des neunzehnten Jahrhunderts! Lange Jahre des Friedens haben der Schweiz gestattet, nicht bloß ökonomisch zu gedeihen, sondern vor Allem auch am festen politischen Aufbau des Schweizerhauses zu arbeiten, an jener nicht ohne Opfer erkauften Umgestaltung eines bloßen Staatenbundes zu einem Bundesstaate, der seit der Mitte des Jahrhunderts sich immer fester einigte.

Nun ist freilich die Schweiz im Vergleich zu den gewaltigen Mächten, in deren Mitte sie liegt, ein sehr kleines Land. Aber am wenigsten von deutschen Lesern ist zu besorgen, daß sie diese Bemerkung als einen Einwand gegen ein tieferes Interesse für die Entwicklungsgeschichte der Schweiz ausspielen werden, indem gerade der deutsche wissenschaftliche Geist die culturelle Bedeutung eines Volkes, z. B. der alten Griechen oder der italienischen Städterepubliken der Renaissance, niemals nach dem geringen territorialen Umfange solcher Kleinstaaten abgeschätzt hat. Der im gebildeten deutschen Publicum so entwickelte historische Sinn begreift ohne Mühe, daß es von Wichtigkeit ist, zu beobachten, wie die älteste Demokratie Europa's, bei der die Eigenthümlichkeit mitwirkt, daß sich in ihr drei sprachlich unterschiedene Rassen zu einer einzigen Volksgenossenschaft vereinigt haben, die großen Fragen der Zeit zu lösen suchte. Gewiß nicht allein ihrer durch Verträge garantirten politischen Neutralität, sondern auch dem in ihr zu friedlicher Bethätigung entwickelten internationalen Geiste verdankt es die Schweiz, daß die Großmächte den Mittelpunkt ihrer „Unionen" in die kleine schweizerische Bundeshauptstadt verlegt haben, damit dieselben hier, auf praktischem Boden, das Kommen eines Reiches der Gerechtigkeit und des Völkerfriedens vorbereiten helfen.

Ist mit diesen Andeutungen die allgemeine Wichtigkeit des kleinen schweizerischen Gemeinwesens und damit auch einer geschichtlichen Schilderung desselben dargelegt, so darf nun versichert werden, daß das Werk, von dem wir sprechen, die ihm zukommende Aufgabe aufs Schönste löst. In Professor Paul Seippel, der (trotz des so deutsch klingenden Namens) Genfer, jedoch neben der französischen auch der deutschen Sprache mächtig ist, hat das Unternehmen einen ungemein feinen und geschmackvollen Leiter gefunden, einen Mann von weiten Horizonten und von klarstem Verstande, dem es bei dem Vertrauen, das seine Persönlichkeit einflößt, nicht schwer fiel, sich mit einem Generalstabe hervorragender und ausgezeichneter Mitarbeiter zu umgeben. Als solchen nennen wir in erster Linie den ehemaligen Bundesrath und Bundespräsidenten Dr. Numa Droz (der in den letzten Jahren als der für Kreta in Aussicht genommene Pacificator oft in der europäischen Presse genannt wurde). Er hat die den ersten Band hauptsächlich füllende politische Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert geschrieben, von der er, wenigstens was die zweite Zeithälfte anbetrifft, wohl sagen durfte: „et quorum pars magna fui." Trotz seiner eigenen persönlichen Betheiligung an jener glücklichen Umgestaltung der schweizerischen Verfassung ist jedoch die Arbeit von Numa Droz eine zwar warmherzige, aber in den Urtheilen streng objective historische Schilderung. Ebenso ist die von dem Luzerner Stadtarchivar Th. von Liebenau verfaßte Einleitung, d. h. die Hinüberleitung aus dem achtzehnten Jahrhundert in unsere Zeit, die umsichtige Darstellung eines Mannes, der als Kenner vaterländischer Geschichte einen ersten Rang einnimmt.

Naturgemäß gaben diese beiden großen historischen Arbeiten in besonders hervorragender Weise Veranlassung zu begleitendem illustrativem Schmuck des ersten

Bandes, d. h. zu vorzugsweise historischen Zeitbildern. Aufs Zuvorkommendste stellten zu diesem Zwecke die Bibliotheken und Museen in Basel, Bern, Zürich, Genf u. s. w. ihre Schätze an passenden Bildern zur Verfügung. Für die Zeit der „Putsche", d. h. der kleinen Aufstände zu gewaltsamer Beseitigung einer Cantonsregierung, die in den dreißiger und vierziger Jahren häufig waren, ebenso für die Freischarenzüge und den Sonderbundskrieg sind auch Flugblätter aller Art, vor Allem die satirischen Bilder des damaligen berühmten und genialen Zeichners Disteli, vielfach benutzt worden. Vor Allem aber sind sämmtliche im Text genannten wichtigeren Persönlichkeiten durch gute Porträts vertreten.

Der erste Band enthält ferner eine Darstellung des heute geltenden Staatsrechts der schweizerischen Eidgenossenschaft aus der Feder Professor Dr. Hilty's, des Staatsrechtslehrers an der bernischen Universität, sodann einen Ueberblick über das schweizerische Milizheer von Oberst Ed. Secretan, endlich eine Abhandlung von Professor Ernst Röthlesberger in Bern über die internationale Bedeutung, welche die Schweiz durch die Genfer Convention, durch die Schiedsgerichte, durch die Friedensgesellschaften und durch die internationalen Unionen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erlangt hat; ebenso wird die Stellung der Schweizer im Auslande in dieser vortrefflichen Arbeit ins Auge gefaßt.

Der zweite Band, von dem bereits viele Lieferungen erschienen sind, wird die Culturarbeit in Schule, Kirche, Wissenschaften, schöner Literatur, Presse, bildenden Künsten und Musik behandeln. Auch für diese Gebiete wurden berufene Bearbeiter gewonnen, deren Namen aufzuzählen uns jedoch zu weit führen würde. Auch ist es wohl nicht nothwendig, auf die Bedeutung schweizerischer Literatur und Kunst in einer Zeit hinzuweisen, die von ersten Namen, wie Gottfried Keller, C. F. Meyer, Arnold Böcklin, erfüllt ist — wobei man übrigens nicht vergessen möge, daß das literarische und künstlerische Schaffen auch der französischen Schweiz manche sehr erfreuliche Seite aufweist.

Der dritte (und Schluß-)Band des Werkes wird der wirthschaftlichen und socialen Entwicklung gewidmet sein. Sind die Aufsätze über die schweizerischen Arbeiterverhältnisse (von Nationalrath Dr. Curti), über Landwirthschaft, Industrie, Handel, über Verkehrswege und über Hygieine naturgemäß ernsteren Charakters, so kommen in jenem Bande doch auch gewisse andere Elemente schweizerischen Lebens zur Sprache, an die man im Auslande gewöhnlich zuerst denkt, wenn von der Schweiz die Rede ist: vor Allem die alpine Welt mit ihren Naturwundern. Hier wird viel zu sagen sein, wenn man die einfachen Zustände zu Anfang des Jahrhunderts mit der Entwicklung modernen Touristenlebens vergleicht, dessen markantestes Wahrzeichen die elektrischen Wagen der Jungfraubahn sind.

Der Schilderung des Alpenlebens schließt sich eine solche der schweizerischen Nationalfeste, der in neuester Zeit so sehr entwickelten dramatischen Festspiele unter freiem Himmel, des Schießwesens u. s. w. an. Ueber Sitten und Gebräuche und die Lebensgewohnheiten der Gegenwart im Vergleich zum vorigen Jahrhundert gibt endlich Paul Seippel am Schlusse des ganzen Werkes Auskunft.

Man sieht aus diesen immerhin noch lückenhaften Angaben, daß „Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert" ein für Forscher, Historiker, Nationalökonomen, Politiker u. s. w. ungemein ergiebiges Sammelwerk zu werden verspricht, das eine Menge sonst schwer zu beschaffender Auskünfte umschließt. Behandeln doch die erwähnten Beiträge der Mitarbeiter in nirgends vorher veröffentlichten Originalabhandlungen meistens Gebiete, über welche bisher eine zusammenfassende Arbeit nicht vorhanden war. Dabei geschieht dies nicht im Ton trockener Gelehrsamkeit, sondern in Darstellungen, die sich an alle gebildeten Leser wenden und dem Verständniß eines Jeden leicht erschließen. Man begreift daher, daß wir in der Schweiz uns dieses schönen Werkes freuen, und daß wir hoffen und wünschen, auch das Ausland möge ihm freundliche Beachtung schenken.

J. V. Widmann (Bern).

ϱ. **Alfred Lord Tennyson.** A Memoir. By his Son. Copyright Edition. With Portrait. In four volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1899.

Der Pietät des Sohnes hat der große englische Dichter, der die „Königsidyllen“ und „In Memoriam“ schuf, es überlassen, sein ernstes, harmonisches, in tiefer Gedankenarbeit und im Dienste des Ideals verbrachtes Leben zu erzählen. Wir haben die Londoner Ausgabe des monumentalen Werkes (London, Macmillan & Co.) in einer ausführlichen, liebevoll in den Kern des Gegenstandes eindringenden Studie der Lady Blennerhassett erst kürzlich in dieser Zeitschrift gewürdigt (Februarheft 1899) und sind erfreut, es nun auch in der „Tauchnitz Edition“ begrüßen zu dürfen, in der es sich den früher erschienenen zwölf Bänden Tennyson'scher Dichtung, als deren Abschluß gleichsam, anreiht. Die deutschen Verehrer englischer Poesie dürfen wohl dankbar dafür sein, daß ihnen dies Alles in einer so vollständigen und correcten, so sauber ausgestatteten und dabei so wohlfeilen Ausgabe zugänglich gemacht wird; und gern werden sie das schöne Jugendporträt Tennyson's, nach einem Gemälde von Samuel Laurence, betrachten, mit dem der erste Band dieser Darstellung seines Lebens geschmückt ist. Aber die Biographie, in welcher der nunmehrige zweite Lord Tennyson das Bild seines Vaters in schlichten Zügen verewigt hat, setzt eine so genaue Kenntniß der zeitgenössischen englischen Verhältnisse voraus, daß es wohl wünschenswerth erscheinen konnte, mit Benutzung des dort gebotenen Materials den zahlreichen Lesern, bei denen jene Voraussetzung nicht zutrifft, ein deutsches Leben Tennyson's zu geben. Dies ist von kundiger Hand in dem nachstehend angezeigten Buch geschehen.

βλ. **Leben und Werke Alfred Lord Tennyson's.** Von Th. A. Fischer. Gotha, F. A. Perthes. 1899.

Th. A. Fischer, Verfasser einiger werthvoller „Studien zur englischen Literaturgeschichte“, eines „Lebens Thomas Carlyle's“ und Uebersetzer von dessen „Sartor Resartus“, trat wohl vorbereitet an die Aufgabe heran, die er mit großem Verständniß und Geschick gelöst hat. Sein Buch wendet sich an alle Gebildeten, vor Allem an Diejenigen, die das Bedürfniß fühlen, einer der edelsten und mächtigsten Stimmen zu lauschen, die unserem, von allen Verlockungen und Verführungen einer aufgeregten Zeit bedrängten Geschlecht das Unsichtbare und Göttliche als das Reale und einzig Bestehende verkündet haben. Wie der Jüngling, so der Greis in Tennyson huldigt dem sehnsuchtsvollen, aber männlich starken Optimismus, der die unsterbliche Tröstung bietet: „Klagen werden Sphärenklang, Eh Du Deinen Lauf vollendet: Dreh Dich sausend, folg' der Sonne, Gut ist Alles, was gut endet!“ Ist des Verfassers Befürchtung begründet, und Tennyson in Deutschland wirklich so gut wie unbekannt, dann wünschen wir um so mehr dem Buche Heil auf seinem Wege zu den Seelen, die nach Schönheit und Liebe verlangen, „denn so ist festgeknüpft die ganze Erde, mit goldnen Ketten rings an Gottes Fuß“.

βλ. **In Memoriam von Alfred Lord Tennyson.** Aus dem Englischen übersetzt von Jakob Feis. Straßburg, Heitz. 1899.

Eine namhafte Zahl von Uebersetzern hat es im Laufe der Jahre versucht, Dichtungen von Tennyson, insbesondere seinen „Enoch Arden“, ins Deutsche zu übertragen. Unseres Wissens ist jedoch nur einmal, und zwar von einer Dame, A. von Bohlen, das eigenthümlichste und berühmteste seiner Werke, „In Memoriam“, in unsere Sprache übersetzt worden. Das Versmaß des Gedichtes besteht aus zwei gereimten jambischen Tetrametern, die zwischen zwei Versen gleicher Art eingefügt sind. A. von Bohlen ist, zum Theil mit großem Glück, dem Versbau des Originals treu geblieben. Der neueste deutsche Uebersetzer, Jakob Feis, hat Tennyson's Versform nur ausnahmsweise beibehalten und es im Uebrigen vorgezogen, den einzelnen Gedichten die Fassung zu verleihen, die nach seinem Empfinden ihre ernste, melancholische Stimmung am besten wiedergab. Auch mit diesen Abweichungen hat er einen schönen Erfolg erzielt, und sein Wunsch, dem großen philosophischen, tiefreligiös denkenden Dichter in Deutschland neue Freunde zu gewinnen, verdient in jeder Beziehung in Erfüllung zu gehen. Wenn nicht Alles so gelang, daß die ursprüngliche Schönheit der Form und der wunderbare Tonfall der Verse Tennyson's in der Uebertragung sich wiederfinden, so ist doch dieses erreicht, daß der Gedankengang einen unverfälschten, würdigen, oft von Wohllaut getragenen Ausdruck fand. Wir können es uns nicht versagen, das schöne, mit XLIII bezeichnete Gedicht als Probe davon zu geben:

Wenn wirklich Tod und Schlaf dasselbe wär',
Und, von dem Tod berührt, verschlösse sich
Der Menschengeist, so wie die Blume sanft
Am Abend ihre Blüthenkrone schließt;
Dann, unbekümmert um die flücht'ge Zeit,
Könnt' er des Körpers ledig fortbestehn
Und wahrte, wie die Blume ihre Pracht,
So alle Spuren der Vergangenheit;
Der Mensch verlöre nichts; gebettet läg'
Im blumenreichen Seelengarten stumm
Der Geisterkronen blattumhüllte Pracht:
Seit ihrem Urbeginn die ganze Welt.
Und seine Liebe blieb' so voll und rein,
Als da er mich auf Erden hier geliebt;
Und wenn einst tagt der Allerseelentag,
Dann wiederum erwachte auch sein Geist.

γ. **J. v. Döllinger.** Von J. Friedrich. Zweiter Band. München, C. H. Beck. 1899.

Dieser zweite Band der Lebensbeschreibung Döllinger's, die wir seinem Amts- und Kampfgenossen, Professor Friedrich in München, verdanken, schildert die zwölf Jahre von 1837 bis 1849. Die Hauptereignisse dieser Zeit sind Döllinger's Eintreten für den Erlaß des Kriegsministeriums, der auch von den protestantischen Soldaten die Kniebeugung vor dem Allerheiligsten verlangte — Döllinger kam übrigens selbst zur Ueberzeugung, daß, wenn die Prote-

stanten in der Kniebeugung nicht eine bloße militärische Ehrenbezeugung, sondern eine Gewissensbedrängung erblickten, der Erlaß aufgehoben werden müsse —; die Herausgabe des berühmten dreibändigen Werkes „Die Reformation“; die Ernennung Döllinger's zum Propst von St. Cajetan; seine Pensionirung als Professor in Folge der Wirren, die das Auftreten von Lola Montez hervorrief; endlich seine parlamentarische Wirksamkeit im bayerischen Landtag und im Frankfurter Parlament. Das Hauptinteresse concentrirt sich auf die Frage — die wir schon bei Besprechung des ersten Theils aufzuwerfen hatten — ob Döllinger in der früheren Periode seines Lebens ultramontan genannt werden kann; und noch bestimmter als dort muß diese Ansicht jetzt als irrig bezeichnet werden. Ueberall zwar erscheint Döllinger als Vorkämpfer dessen, was er selbst einen „eifrigen Katholicismus“ genannt hat, und die Protestanten haben dies oft genug zu fühlen bekommen. Ultramontan aber in dem Sinne, in welchem dies Wort einzig gebraucht werden kann, ist Döllinger thatsächlich und nach seiner eigenen bestimmten Erklärung niemals gewesen. Er hat demnach auch die Rückführung der Jesuiten nach Bayern im Jahre 1841 weder für ausführbar noch auch nur für recht wünschenswerth erklärt und im Frankfurter Parlament im Namen der katholischen Abgeordneten eine Erklärung verfaßt, die darauf hinaus lief, daß man in Deutschland Jesuiten weder wolle noch brauche. So kann es nicht Wunder nehmen, daß Döllinger gelegentlich von ultramontaner Seite auch Angriffen ausgesetzt war. Von großem Interesse ist Friedrich's Mittheilung, daß Döllinger sich längere Zeit mit der Absicht trug, in einem Parallelwerk zur „Reformation“ auch die Uebelstände der katholischen Kirche ausführlich zu erörtern, daß er sich aber von der Ausführung dieses Planes wieder abbringen ließ, um nicht in schwere Conflicte zu gerathen.

γ. **Histoire des rapports de l'église de l'état en France de 1789 à 1870.** Par A. Debidour. Paris, Félix Alcan. 1898.

Diese Schrift steht auf dem grundsätzlichen Standpunkte, daß die Freiheit der Religionsübung staatlicherseits anerkannt und gewährleistet sein muß, derart, daß der Staat in geistlichen Dingen keinerlei Einmischung und Gerichtsbarkeit hat, daß aber, wo die Kirche ihrerseits auf die bürgerliche Gesellschaft gestaltend einwirken will, der Staat seine Souveränetät in weltlichen Dingen aufrecht erhalten und das letzte Wort sprechen muß. Dieser Standpunkt ist nicht bloß der individuelle des Verfassers; er ist in Frankreich alt eingewurzelt seit den Tagen, da Philipp der Schöne die ganze Nation gegen die ultramontanen Ansprüche Bonifacius' VIII. aufrief und sie dem Ruf ihres Königs mit imposanter Einmüthigkeit Folge leistete. Man kann also sagen, daß Debidour sich zum Dolmetsch der nationalfranzösischen Auffassung der Beziehungen von Kirche und Staat macht, und das verleiht seinem Buche ein hohes Interesse. Im Uebrigen befleißigt er sich einer möglichst objectiven Darstellungsweise, und so wird das Werk von allen Historikern und Politikern, für welche ja die von Debidour behandelte Frage das größte Interesse hat, mit Nutzen gelesen werden. Seine Brauchbarkeit wird dadurch erhöht, daß am Schluß auf S. 651—736 noch einundzwanzig pièces justificatives angehängt sind, lauter Actenstücke von hervorragender Bedeutung, wie die vier Artikel vom 19. März 1682, das Decret über die Einziehung der geistlichen Güter vom 2. December 1789, die Civilconstitution des Clerus vom 12. Juli 1790, das Concordat, das Unterrichtsgesetz vom 15. März 1850, endlich die Encyclica quanta cura und der Syllabus.

βλ. **Pascal.** Par Maurice Souriau. (Classiques populaires, édités par la Société française d'Imprimerie et de Librairie.) Lecène, Oudin & Cie. Paris 1897.

Seit den zweihundertundvierzig Jahren, die vom Zeitpunkt des Erscheinens der Apologie des Christenthums durch Pascal bis heute verstrichen sind, hat er die Gedanken der Menschen unablässig beschäftigt. „Pascal, den ich beinahe liebe, weil er mich unendlich belehrt hat,“ schreibt ironisch genug am 20. November 1888 Nietzsche an G. Brandes: „Der einzige logische Christ . . .“ fügt er hinzu! Wie gegen diese Behauptung gerichtet erscheint die vorliegende, unter Heranziehung der Urtheile moderner französischer Theologen verfaßte Studie über „Pascal“. Die Frage, ob das Christenthum der „Pensées“ auch wirklich das Christenthum des Evangeliums sei, wird auf das Bestimmteste verneint und die Doctrin der Jansenisten in Bezug auf die verschwindend kleine Zahl der Auserwählten, die Pascal noch überboten habe, wie schon so oft mit der Calvinischen Lehre in Verbindung gebracht: „La doctrine de Jansénius, repensée par Pascal, ce n'est plus le Jansénisme, c'est le Pascalisme,“ schreibt Souriau. Er häuft Citate und Argumente, um sich und Anderen „die Unmenschlichkeit“ der Theorie von Pascal zu beweisen, und beruft sich auf die härtesten Aussprüche der „Pensées“. Daß auch mildere angeführt werden könnten, verschweigt er nicht, allein er folgt der Schule, gegen welche die Polemik der „Provinciales“ gerichtet ist, und behauptet mit einem Muth, um welchen ihn die Gesellschaft Jesu beneiden könnte, daß diese Polemik ihr Ziel verfehlte, weil Escobar noch unter den Augen Pascal's seine Moraltheologie um viele Bände bereichert habe. Man könnte Herrn Souriau füglich erwidern, daß diese Thatsache nicht gegen den siegreichen Angriff von Pascal, sondern nur für die Kurzsichtigkeit und Bornirtheit des spanischen Casuisten angeführt werden kann. Es gibt vielleicht noch heute Franzosen, die nicht begreifen, was ihnen bei Sedan widerfahren ist. Wir haben aber nicht bemerkt, daß Moltke's Ruhm dadurch beeinträchtigt worden wäre. In der Serie, in welcher dieser Band erschien, und die ganz vortreffliche Biographien enthält, ist er einer der schwächsten. Im Interesse

Derer, die sich zu Pascal besonders hingezogen fühlen, sei deshalb an die belehrenden und gründlichen Arbeiten von L. Derôme erinnert, der seinen Gegenstand unter den Neueren mit am besten kennt.

βl. **Memoiren einer Idealistin.** Von Malwida von Meysenbug. Drei Bände. Vierte Auflage. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1899.

Vierundzwanzig Jahre sind ins Land gegangen, seitdem das Buch, das nun in vierter Auflage vorliegt, sich Freunde erwarb. Der Vorrede von 1881 hat diesmal die Verfasserin kein Wort hinzugefügt, „Die Memoiren einer Idealistin" gelassen, wie sie waren. Noch einmal ziehen die Entwicklungsphasen an uns vorüber, welche die Namen Theodor, Alexander Herzen, Joseph Mazzini, Richard Wagner bezeichnen. Die Geschichte der politischen Flüchtlinge von 1848, „der Pioniere von Ideen, für welche die Zeit noch nicht reif war", spricht zu einer veränderten Welt und hat doch nicht aufgehört, zu rühren und Theilnahme zu erwecken, obwohl sie Ziele verfolgte und Ideen huldigte, mit welchen wir heute nichts mehr anzufangen wissen. Schreibt doch die Verfasserin selbst in den ersten Zeiten der Verbannung, daß die politische Revolution ihr gleichgültig geworden sei, weil sie sich überzeugt habe, daß sie stets mißglücken werde, so lange das Volk Sklave des Capitals und der Unwissenheit bleibe, wie es ihr schon damals klar geworden sei, daß die Zukunft der socialen Frage gehöre. Wie sie sich die Lösung dachte, hat sie S. 59—62 des zweiten Bandes näher ausgeführt, wo sie Arbeit, Verdienst und das Recht der Bildung für Alle fordert und dem Einwand, wie denn die Gesellschaft die Mittel hierzu beschaffen werde, mit dem Hinweis auf den Luxus der Höfe und das ungeheure Budget der stehenden Heere begegnet. Es war die Zeit der Utopien, wo man ohne Lächeln den Plan discutiren hörte, vermittelst kleiner Luftballons, die in einer mäßigen Höhe in der Luft zerplatzen mußten, revolutionäre Flugblätter, welche denselben entfallen sollten, über ganz Rußland zu verbreiten und dadurch die Landbevölkerung (die des Lesens, nebenbei, unkundig war!) zum Aufstand gegen die despotische Regierung zu vermögen. Malwida von Meysenbug, die den russischen Urheber dieses Planes „eine seltene Intelligenz" nennt, erwiderte ihrerseits einem Anwalt der Todesstrafe, „daß es unmöglich logisch sein könne, wenn die Gesellschaft auf legalem Wege dasselbe thue, wofür sie strafe, nämlich: morde!" Eine Begegnung mit Lothar Bucher, der, gleichfalls ein Flüchtling, damals in London lebte, brachte einige Ordnung in das Chaos, indem er die Idealistin mit den Grundzügen der Nationalökonomie vertraut zu machen suchte. Nicht in ihren sociologischen Phantasien und entlehnten philosophischen Anschauungen, die, nach mancher Wandlung, das Reich des Ideals in der Kunst verwirklicht fanden, wohl aber in der Güte dieser Seele, die zu lieben, zu dulden, zu verzeihen und sich hinzugeben wußte, liegt ihre Anziehungskraft geborgen. Sie, die Heimath und Familie den Träumen ihrer Jugend opferte, bot einst ihrem Vater die Hingebung ihres Lebens. Hätte er sie angenommen, schreibt sie, so wäre der ganze Lauf desselben ein anderer geworden. Er that es nicht, und nach vielen Irrfahrten und qualvollem Leid, um den Preis herber Demüthigungen, opferte sie sich dem Wohl eines fremden Kindes. Sie erzählt, wie sie unter dem Einfluß und Zauber Schopenhauer's die Kleine allabendlich mit dem großen Worte des Veda „Tat wam asi" eingeschläfert habe. Das Kind hätte noch viel weniger verstanden, wenn sie ihr das seither so oft mißbrauchte Wort verdeutscht hätte. Aber es verstand, daß es mütterliche Liebe war, die zu ihr sprach, und hat sie vergolten. Das ist Malwida von Meysenbug's werthvollster Beitrag zur Frage, die sie so viel und so lange beschäftigt hat, der Frage der Emancipation der Frau, in Uebereinstimmung mit den Bedingungen ihres weiblichen Glückes.

γ. **Le rôle social de la femme.** Par Madame Anna Lampérière. Paris, Félix Alcan. 1898.

Vorliegende Studie ist darauf gerichtet, den einseitigen „femininistischen" Bestrebungen entgegenzutreten und nachzuweisen, daß die Abhülfe gegen die auf der Frauenwelt lastenden Uebelstände nicht darin gesucht werden darf, worin die Frauenrechtlerinnen sie finden wollen. Nicht in Wettbewerb soll die Frau mit dem Mann treten, nicht auf dieselben Erwerbszweige wie dieser sich werfen: das Erzeugen von Werthen soll sie ihm überlassen; ihre geistige Anlage ist eine andere. Ihre Aufgabe ist, einzutheilen, zu organisiren und so zu bewirken, daß die vorhandenen Mittel für die Familie ausreichen; suppléer l'homme au lieu de l'imiter, das ist das Ziel der Frau, und wenn man sie hierzu befähigt und ihr etwa da gesetzlichen Schutz gibt, wo er ihr noch fehlt, wie im Punkte des Vermögensrechts, so wird man Alles gethan haben, was man thun kann und soll. Die Schrift macht den Eindruck, daß in Frankreich in manchen Stücken für die Frauenausbildung erheblich weniger geschieht als bei uns, und man kann deshalb die Vorschläge der Verfasserin nicht einfach auf deutsche Verhältnisse übertragen; aber die Grundgedanken scheinen uns richtig, und daß eine Frau es ist, die den Satz einschärft: „Il faut retenir dans la famille les femmes au lieu de les en écarter", das kann das Gewicht dieser Mahnung nur verstärken.

βl. **Eine Vertheidigung der Rechte der Frau.** Von Mary Wollstonecraft. Aus dem Englischen übersetzt von P. Berthold. Dresden, Pierson's Verlag. 1899.

Mehr als hundert Jahre sind verstrichen, seit im schwülstigen, empfindsamen Ton ihrer Zeit, aber nicht ohne Geist und Einsicht eine schöne und begabte Frau der Sache ihres Geschlechtes das Wort geredet hat. Mary Wollstonecraft, am 27. April 1759 geboren, starb am 10. September 1797 bei der Geburt ihrer Tochter, welche als nachmalige Gattin Shelley's

Schicksale erfuhr, kaum weniger stürmisch als diejenigen, welche das Leben der Mutter verdüstert hatten. Eine Deutsche, Helene Richter, hat es biographisch dargestellt; die Uebersetzerin des vorliegenden Buches fand es angezeigt, es in einer kurzen biographischen Skizze, die sie demselben voranschickt, zu verschleiern. Nicht dicht genug, um nicht die Thatsache durchblicken zu lassen, wie Vieles zu verschleiern war. Mary Wollstonecraft gehört zu den Frauen, welche die Moral in ihren Büchern unterbrachten. In ihrer Existenz hat sie keine Rolle gespielt. Der Brief an Talleyrand, „den ehemaligen Bischof von Autun", dem sie ihr Buch dedicirte, ist ein Stück unfreiwilliger Komik. In seinem vom 10. September 1791 datirten Bericht über das Unterrichtswesen werden zwar den Frauen mit der Gleichberechtigung in Bezug auf die Mittel zur Bildung auch dieselben politischen Rechte wie den Männern zugestanden; dann aber wird „im Namen des Glücks und der Wohlfahrt beider Geschlechter" in der Praxis wieder zurückgenommen, was die Theorie soeben anerkannt hatte. Wenige Tage nach Verlesung dieses Berichtes von Talleyrand trat die Legislative an die Stelle der Constituante, und erst 1802 und 1806 lebten manche seiner Ideen in der Organisation wieder auf, in welcher das napoleonische System die Frauenfrage überging. Mary Wollstonecraft hatte Talleyrand von der Güte ihrer Sache nicht zu überzeugen vermocht, und wohl nur mit spöttischem Lächeln mag er Tiraden gelesen haben wie die folgenden: „Wenn gerechte Gesetze den Bürger gebildet haben werden, wird die Ehe heilig sein: die jungen Männer werden aus Neigung ihre Frauen wählen, und in den Mädchen wird die Liebe über die Eitelkeit siegen. Familienväter werden dann nicht mehr in liederlicher Gesellschaft ihren Körper schwächen, ihre Gefühle erniedrigen und, indem sie ihren Lüsten fröhnen, vergessen, zu welchem Zweck das Verlangen in sie gepflanzt worden ist."

ϱσ. **Geschichte des Mädchens von Orlach.** Von Justinus Kerner. Mit einem geschichtlichen Rückblick des Verfassers auf ähnliche Vorkommnisse im Alterthum, einschließlich derjenigen in der Heiligen Schrift, einem literargeschichtlichen Anhang von Wilhelm German und zwei Bildern. Schwäbisch Hall, Wilhelm German's Verlag. 1898.

Dieses Büchelchen bringt aus Justinus Kerner's 1834, nach der „Seherin von Prevorst" erschienenen Geschichten Besessener neuerer Zeit an erster Stelle die „Geschichte des Mädchens von Orlach", Oberamts Hall, am Schlusse aus demselben Buche „Einige Vorbemerkungen über Besessensein, besonders in geschichtlicher Hinsicht" zum Abdruck und schiebt dazwischen eine meist ebendaher oder aus den „Blättern aus Prevorst" gezogene Sammlung gläubiger und ungläubiger Zeit- und Zeitungsstimmen ein. Die Herstellungsart ist nicht durchweg lobenswerth: denn über die Quellen, Auslassungen und nicht immer richtigen Zusätze German's empfängt der Leser nicht diejenige Auskunft, die er verlangen darf. Trotzdem erregt das Buch durch den Inhalt, um Justinus Kerner's willen, unsere Aufmerksamkeit. Kerner sah in der menschlichen Natur ein Mittelglied zwischen einer Uebernatur und einer Unnatur, dergestalt jedoch, daß die Scheidelinien zwischen ihnen fließend wären und ein Hereinragen der Geisterwelt in unsere sinnliche Welt nicht ausschlössen. Als ein Mittel, den gewöhnlichen Zustand zu verändern, galt ihm z. B. die Anwendung des Magnetismus. Das Mädchen von Orlach, das Kerner, gleich der Seherin von Prevorst, vorher in seinem eigenen Hause behandelte und beobachtete, befand sich seiner Meinung nach in dem Zustande des Besessenseins, ähnlich demjenigen, wie ihn die biblischen Bücher, namentlich des Neuen Testaments, aber auch andere Schriften des Alterthums kennen und voraussetzen. Mögen wir vielleicht an diesem Büchlein, gegenüber dem für Justinus Kerner's Person viel wichtigeren Buche über die Seherin von Prevorst, sachlich nicht dasjenige Maß von Interesse nehmen, das für den Schwäbisch Haller German bestimmend gewesen ist, so lassen wir es doch nicht als ein Sympton derjenigen Beschäftigung außer Acht, die sich jetzt mit Lust und Liebe den schwäbischen Dichtern, insonderheit auch Justinus Kerner, zuzuwenden begonnen hat. Nach den liebenswürdigen Familienmittheilungen noch von Justinus Kerner selbst, dann von seiner Tochter Marie und zuletzt von seinem Sohne Theobald, neben denen Reinhard's Kernerbiographie der urkundlichen Fundirung nicht entbehrte, ist 1897 mit einer inhalts- und umfangreichen Briefpublication aus Kerner's Nachlaß vorgegangen worden. Ernst Müller, der sie besorgte, hat dann das Jahr darauf die Gedichte Kerner's in einer angemessenen Auswahl bei Reclam herausgegeben und ihnen verdienstlich den Weg in alle Schichten des Volkes wieder geöffnet, in das sie als der treuherzige, ungelehrte Ausdruck eines volksmäßig empfindenden Dichtergemüthes mit Fug und Recht gehören.

βλ. **Les Plantes dans l'Antiquité et au Moyen Age.** Histoire, usages et Symbolisme. Par Charles Joret. Paris, Librairie Bouillon. 1897.

Der Verfasser dieses gelehrten, aber auch für den Laien höchst interessanten Werkes ist Professor an der Universität Aix und der Autor von Büchern über Herder und über die literarischen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland vor 1789. Er hat zahlreiche historische und philologische Arbeiten vollendet, bevor er mit einer solchen über „die Gärten des alten Aegypten" die langen und mühseligen Studien begann, die er zum vorliegenden Werk vereinigt hat. Der erste Theil desselben behandelt „die Pflanzen im classischen Orient", vorläufig im alten Aegypten und bei den Semiten. Es ist kein botanisches Interesse, welchem das Unternehmen von Joret sein Entstehen verdankt. „Ich wollte versuchen," sagt er, „die landwirthschaftliche, industrielle, poetische, künstlerische und pharmakologische Geschichte der den verschiedenen Nationen des classischen Alterthums bekannten Pflanzenarten zu geben." Victor Hehn, den er bewundert, A. de Candolle,

K. Sprengel, E. Meyer, K. Jessen nennt er mit höchster Anerkennung als seine Vorarbeiter. Er selbst hat, ihre Forschungen ergänzend, auch „Folklore" und Legende befragt und in seinem Werk über „die volksthümliche Flora der Normandie" schon vor zehn Jahren eine Probe seines Wollens und Könnens dem Publicum vorgelegt. Diesmal hat er die größere Aufgabe mit bewundernswerthem Wissen und Fleiß in Angriff genommen. Wir vermissen nur den Leitfaden eines genauen Verzeichnisses aller angeführten Namen, besonders der Pflanzen selbst, wenn nicht der angeführten Quellen. In Abwesenheit eines solchen ist es auch dem fleißigsten und aufmerksamsten Leser nur schwer möglich, Einzelnes zu finden oder zu controliren. Einer derselben hat das ganze Buch durchblättern müssen, um sich zu überzeugen, daß die Alraune (Mandragore) im Abschnitt über „die Pflanzen in Mythus und Cultus" fehlt und folglich auch die Sage von der Vernichtung des Menschengeschlechts und einer neu sich aufbauenden Weltordnung durch den Lichtgott Ra, der die Alraunfrüchte, mit Menschenblut zu Bier bereitet, siebentausend Krüge voll, ausgießen läßt zur Ueberschwemmung des Landes. Glücklich der Verfasser, der keinem anderen, als diesem rein sachlichen Einwand begegnet! Mit der deutschen Literatur völlig vertraut, hofft er, neben seinen Berufsgeschäften als Lehrer, nach dem hier besprochenen Werk auch noch das andere über „die Geschichte der intellectuellen und literarischen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland" zu vollenden, von welchem er bisher nur Fragmente veröffentlicht hat. Wir wünschen Herrn Joret — und nicht minder uns selbst, seinen Lesern — ein fröhliches Gelingen.

γ. **Geschichte der römischen Literatur.** Von Martin Schanz, ord. Professor an der Universität Würzburg. Erster Band. Zweite Auflage. München, C. H. Beck. 1898.

Professor Martin Schanz hat sich, nachdem die erste Auflage des ersten Bandes seiner römischen Literaturgeschichte vergriffen war, nicht damit begnügt, den ursprünglichen Text bloß durch Berichtigungen und Nachträge zu verbessern und zu vervollständigen; er hat vielmehr das ganze Werk völlig überarbeitet, wobei freilich die Grundlagen sich als dauerhaft erwiesen; er hat mehrere Paragraphen, die dann mit dem Zusatz a gekennzeichnet sind (so über „das Fortleben Cäsar's") neu eingefügt, die Belegstellen vielfach ausführlicher mitgetheilt, das Literaturverzeichniß vermehrt, und schließlich dem Ganzen ein Register beigegeben. So ist das Werk (dessen zweiter Band auch bereits vergriffen ist, während der dritte noch nicht das Licht der Welt erblickt hat) in jeder Beziehung ein standard-Werk, das zur Zeit nur in der — seit bald zehn Jahren aber nicht mehr neu aufgelegten — römischen Literaturgeschichte von Teuffel-Schwabe ein Seitenstück hat. Alle die großen Schriftsteller der republikanischen Zeit, an welchen wir unsere Jugend gebildet haben, ziehen an unserem Auge vorüber in anschaulicher Beleuchtung, unter allseitiger gerechter Würdigung; es ist ein Genuß, dem Historiker zu folgen, und manche seiner Urtheile dringen uns ins Herz, so wenn er über die seit Generationen altherkömmliche Verwendung Cäsar's in der Schule sagt: „Die Neuzeit hat seine unsterblichen Schriften dem Knaben als Schulbuch in die Hand gedrückt, an dem sie die grammatischen Regeln des Latein lernen, und hat sich dadurch schwer an dem großen Genius versündigt; denn die Werke Cäsar's versteht und würdigt nur der reife Mann." Diese Sünde verschafft aber unseren Knaben doch wieder die unmittelbare Anschauung eines großen Mannes, und sie wird kleiner, wenn der Lehrer dieses Bild — neben der formalen Behandlung der Commentarii — anschaulich heraus zu arbeiten sich bemüht. Daß er dies thue, dazu mahnt freilich Christ's kritische Bemerkung mit allem Nachdruck.

δq. **Die Ingenieurtechnik im Alterthum.** Von Curt Merckel, Ingenieur. Mit 261 Abbildungen im Text und einer Karte. Berlin, Julius Springer. 1899.

Der technische Fortschritt der Gegenwart ist größtentheils der Fortschritt der letzten 100—150 Jahre. Die Verkehrsanstalten (Straßen, Posten u. dgl.) sind im Römerreiche z. B. auf einer Höhe gewesen, welche in den europäischen Staaten und deren neuester Geschichte erst etwa zu Anfang oder im Laufe des 19. Jahrhunderts erreicht worden ist. Auch sonst war das Ingenieurwesen der alten Welt zu einer Virtuosität gebracht, die uns in ihren Resten noch staunende Anerkennung abnöthigt. — Die Forschung hat seit lange diese Seite der alten Geschichte klar zu legen gesucht, und es hat sich allgemach eine umfangreiche Literatur darüber angesammelt. Die hier zu bewältigende Arbeit fällt theils dem historisch-philologischen Fachmanne, theils dem ausgrabenden oder deutenden Techniker zu. Ein Ueberblick über das bis jetzt Vorhandene aus dem Standpunkte und der Sachkunde der gegenwärtigen Ingenieurwissenschaft ist wünschenswerth. Er zeigt den Gang der stufenweisen Entwicklung in den technischen Hülfsmitteln des Völkerlebens durch die Jahrtausende der ältesten Geschichte — von Asien herüber durch Aegypten, Griechenland, Italien. — Hier nun hat ein Hamburger Ingenieur aus einer längeren Reihe von öffentlichen Vorträgen ein schönes Buch hervorgehen lassen, welches in klarer Darstellung und zahlreichen Abbildungen jene Aufgabe zu lösen versucht. Die vortreffliche Verlagsbuchhandlung hat ein wahres Muster in der Ausstattung des Werkes geliefert — einfach, vornehm, anmuthend; dazu ein Einband, welcher den besten Beispielen des Auslandes entspricht und hoffentlich den zum Theil arg zurückgebliebenen Leistungen der deutschen Verlagsbuchbinderei ein belebender Sporn werden mag.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 18. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achelis. — Sociologie. Von Prof. Dr. Th. Achelis. Leipzig, G. J. Göschen. 1899.

Bern. — Aus meinem Leben. Gedichte. Fremdländische Sinnsprüche. Romanfragmente. Von Maximilian Bern. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 1900.

Brügelmann. — 100 Aphorismen. Ein Vademecum für denkende Menschen. Dargestellt von Dr. W. Brügelmann. Frauenfeld, J. Huber. 1899.

Büdingen. — Zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht. Streifzüge eines Arztes in das Gebiet der Strafrechtspflege. Von Dr. med. Theodor Büdingen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1899.

Carli. — Il Ce-Kiang. Studio geografico-economico con una introduzione storica e una carta. Del Dott. Mario Carli. Roma. Forzani & C. Tipografi del senato. 1899.

Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen. Bis zur sechsunddreissigsten Lieferung. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Deutscher Humor. — Erste Abtheilung: Schleswigholsteinischer Humor. Herausgegeben von Albert Johannsen. Erste und zweite Lieferung. Husum, Verlag: „Deutscher Humor". O. J.

Federn. — Zwei Novellen. Von Karl Federn. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Fischer. — Goethe und Napoleon. Eine Studie von Andreas Fischer. Frauenfeld, J. Fischer. 1899.

Flachs. — Ein gebeizter Schurke. Uebermüthige Geschichten von Adolf Flachs. Berlin, Georg Minuth. O. J.

Frantz und Schuchardt. — Die deutsche Politik der Zukunft von Constantin Frantz und Ottomar Schuchardt. Celle, Verlag der Schulbuchhandlung. 1899.

Gotthelf. — Uli der Pächter. Ein Volksbuch von Jeremias Gotthelf. (Sechster Band der Volksausgabe seiner Werke im Urtext.) Bern, Schmid & Francke. 1899.

Gyp. — Eine Leidenschaft. Roman von Gyp. Einzig berechtigte Uebersetzung von Franz von Laroche. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Hase. — Kirchengeschichte. Von Karl von Hase. Zwölfte Auflage. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1899.

Henkel. — Sidney Whitman und seine Verdienste um Deutschland von Dr. Wilhelm Henkel. Mit Whitman's Bildniss von Franz von Lenbach. Marburg, N. G. Elwert. 1899.

Hoffmann. — Tante Fritzchen. Skizzen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Horaz. — Ausgewählte Lieder. Deutsch von Heinrich von Wedel. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 1899.

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren vom wissenschaftlich-humanitären Comitée Leipzig und Berlin. Leipzig, Max Spohr. 1899.

Köster. — Streik und Terrorismus der socialdemokratischen Gewerkschaften. Von Jos. Köster. Berlin, Hermann Walther. 1899.

Larsen. — Entehrende Arbeit. Drama in vier Aufzügen von Erich Larsen. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Leander. — Sämtliche Werke von Richard Leander. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Lehmann. — Die Deutsche Reichsangehörigkeit vom nationalen und internationalen Standpunkt. Eine Studie von Bodo Lehmann. München und Leipzig, G. Hirth. 1899.

Lenz. — Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen" des Fürsten Bismarck. Von Max Lenz. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Lessing. — Maria Bashkirtseff. Eine Studie von Theodor Lessing. Oppeln und Leipzig, Georg Maske. 1899.

Löwenstimm. — Der Fanatismus als Quelle der Verbrechen. Von August Löwenstimm. Berlin, Johannes Räde. 1899.

Marcks. — Fürst Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen". Versuch einer kritischen Würdigung von Erich Marcks. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Meyer's Hand-Atlas. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Bis zur vierundzwanzigsten Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Monod. — Das Weib. Die Bestimmung und der Beruf der Frauen von Adolf Monod. Nach dem Französischen bearbeitet und mit Zusätzen aus anderen Schriftstellern versehen von Dr. Ferdinand Seinecke. Neunte Auflage. Berlin und Hannover, Carl Meyer. 1899.

Mosen. — Ausgewählte Werke von Julius Mosen. Herausgegeben und mit einer Lebensgeschichte des Dichters versehen von Dr. Max Zschommler. Dritter Band. Leipzig, Arwed Strauch.

Neubürger. — Goethe's Jugendfreund Friedrich Maximilian Klinger. Von Emil Neubürger. Frankfurt a. M., Reinhold Mahlau. 1899.

Oldenberg. — Aus Indien und Iran. Gesammelte Aufsätze von Hermann Oldenberg. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1999.

Oncken. — Die Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris Januar bis März 1813. Urkundliche Mittheilungen von Wilhelm Oncken. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1899.

Pichler. — Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen von Adolf Pichler. Erster Band. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 1898.

Rapport d'ensemble du Général Galliéni sur la situation générale de Madagascar. Deux tomes. Paris, Imprimerie des journaux officiels. 1899.

Reclam's Universal-Bibliothek. Nr. 4000. Geschichten und Gestalten aus den Alpen. Von Peter Rosegger. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Reimar. — Stökl. — Schwere Bürde. Novelle von F. L. Reimar. — Der rechte Bräutigam. Erzählung von Helene Stökl. Berlin, Albert Goldschmidt. 1900.

Sachs. — Ein Lebensmorgen. Skizzen von Erich Sachs. Berlin, E. Ebering. 1900.

Schwabe. — Frauen-Berufe. Die Kontoristin. Forderungen, Leistungen, Aussichten in diesem Berufe von Jenny Schwabe. Leipzig, E. Kempe. 1899.

Schweiz, Die, im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Paul Seippel. Mit zahlreichen Illustrationen. Bis zur fünfzehnten Lieferung. Bern, Schmid & Francke. 1900.

Sintenis. — Nicolaus Lenau. Von J. Sintenis. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Steinschneider. — Ueber Sprachkenntniß und Sprachkunde. Zwei Vorträge von Moritz Steinschneider. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Suttner. — Im Berghause. Novelle von Bertha von Suttner. Dritte Auflage. Berlin, Albert Goldschmidt. 1900.

Torresani. — Der beschleunigte Fall. Roman in zwei Bänden von Carl Baron Torresani. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1899.

Trinius. — Der Rennstieg. Eine Wanderung von der Werra bis zur Saale. Von August Trinius. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Zeichnungen von F. Holbein. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1899.

Ward. — Great Britain and Hanover. Some aspects of the personal union. By Adolphus William Ward. Oxford, At the Clarendon Press. 1899.

Weise. — Salonmüde. Zwei Novellen von Lisa Weise. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Weiß. — Weltgeschichte von Dr. Joh. Bapt. von Weiß. Vierte und fünfte Auflage. Erste und zweite Lieferung. Graz und Leipzig, „Styria".

Wilsdorf. — Gräfin Cosel. Ein Lebensbild aus der Zeit des Absolutismus. Nach historischen Quellen bearbeitet von Oscar Wilsdorf. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1900.

Xénopol. — Les principes fondamentaux de l'histoire. Par A.-D. Xénopol. Paris, Ernest Leroux. 1899.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Eine Reklame aus Überzeugung.

Im Auslande, vornehmlich in unseren Kolonien hält sich fast jeder Deutsche sein Leiborgan. Aus allen möglichen Motiven. — Der eine das Kreisblatt aus Liebeswerder. Dort wohnt eine Jungfrau, der er sich seit Jahren versprochen hat. Sie weiss zwar nichts davon — jedoch mit brennenden Augen durchfliegt er fieberhaft die Familien-Nachrichten des voluminösen Zeitungspakets — Gott sei Dank! noch nicht!

Ein anderer, ein Vaterstadtenthusiast, entnimmt geschwellten Herzens dem B.dorfer Stadtanzeiger, dass sich B.dorf nach der letzten Volkszählung um 5 Seelen vermehrt hat und erzählt abends am Biertisch überzeugend von dem kolossalen Anwachsen der deutschen Bevölkerung.

Ein blonder Jüngling liest mit zitternden Händen und gerötetem Gesicht zum 20. Mal im „Plagiat" einen Bericht über die deutschen Kolonien. Es ist sein Geist, den er in diesen Zeilen verspritzt hat. Jetzt steht es da — gedruckt — 800 mal gedruckt! Am nächsten Tage bestellt er ein zweijähriges Abonnement auf das „Plagiat". Glückliche Zeitung.

Der wieder wundert sich, dass seine „Tante", die sich aus Anhänglichkeit an den Berliner Westen hält, von Deutsch-Ostafrika wenig und von Geldausgaben für dasselbe noch weniger wissen will. „Der Schreiber hiervon müsste einmal herkommen!" und, von einer plötzlichen Ahnung erfasst: „Ach nein, Tropen sind ja nichts für cholerische und korpulente Leute."

Ein anderer kleiner Kolonist sitzt nachdenklich in seinem Bombaystuhl. Er sieht von seinem Hause aus, wie sich die wohlbeleibten kräftigen Negerkörper im Sande und in der Sonne wälzen. Er ruft sich die gestrige Nacht ins Gedächtnis zurück, wo er bei unzähligen Tanzfesten die fetten und starken Gestalten der eingeborenen Männer und Frauen sich vergnügen gesehen hatte und ärgert sich über den Suahelihalunken, welcher neulich ein Trinkgeld von 10 Pesa (20 Pfg.) als zu wenig zurückwies. In seiner linken, schlaff herabhängenden Hand hält er das Centralblatt „Schneeball". Der Leitartikel trägt die Devise: „Die hungernden Schwarzen in Deutsch-Ostafrika."

Einer wirft nach hastiger Durchsicht die Blätter wütend zur Erde. „Schlechte Zeitung" schreit er. Er hat wieder nichts in der „Preussischen" gewonnen. [224]

Die Post ist abends angekommen. Nach flüchtiger Durchsicht liegen die Blätter überall herum. Jetzt ordnen! Nein. Und am nächsten Morgen sind die fliegenden Blätter zum grössten Teil unter der säubernden unsauberen Hand der Boys verschwunden.

Doch ein Leser ist vergessen worden. Zu Hause entnimmt er einem bescheidenen Kreuzband ein umfangreiches, broschürenähnliches Heft. Er lässt sich in seinem long chair nieder und beginnt zu lesen. Erst als guter Patriot vergewissert er sich, wie es seinem Kaiser geht. Dann zieht er seine Schlüsse aus den verschiedenen Ansichten der massgebendsten in- und ausländischen Blätter über die aktuellen politischen Angelegenheiten. Nachdem er dies gewissenhaft besorgt, blättert er ein paar Blätter weiter und erquickt sich an einigen Anekdoten oder einer Novelle. Da erinnert er sich, dass er schon lange aus Deutschland bestellen wollte. Aber wo? Kurz entschlossen blättert er durch die Inserat-Seiten des Allerweltsheftes, und siehe: Qualität vorzüglich. Schon in die Kolonie geliefert! Bei X. & Co. wird bestellt! Er blättert weiter und studiert mehrere Seiten über industrielle Erfindungen. Er ist bei zweistündiger Lektüre müde geworden. „Donnerwetter, ist das Blatt reichhaltig! Und hier, sämtliche deutsche Vereinigungen im Auslande in Bild und erklärendem Text! Nun da habe ich ja noch tagelang zu lesen. Das „Echo" ist doch wirklich das Organ der Deutschen im Auslande!"

Aus der Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung in Daressalam vom 10. Juni 1899.

Neue Belletristik

aus dem

Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Zwei Novellen.

Von

Karl Federn.

Octav. 18 Bogen. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Tante Fritzchen.

Skizzen von **Hans Hoffmann.**

Octav. 8¼ Bogen. Geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Salonmüde.

Zwei Novellen von **Lisa Weise.**

Octav. 15¼ Bogen. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Gleichzeitig mit den neuen Werken zweier so wohlbekannter und allgeschätzter Autoren, wie Hans Hoffmann und Lisa Weise, gelangt das Buch eines Dichters an die Oeffentlichkeit, dessen Name bisher nur einem kleineren Kreise geläufig gewesen ist, jetzt aber sicherlich schnell weithin einen guten Klang gewinnen wird. Denn Karl Federn, eines der stärksten Talente unter den jüngeren Wiener Erzählern, offenbart in seinen zwei Novellen eine so feine Kunst der Darstellung, und weiss die behandelten Probleme psychologisch so folgerichtig zu entwickeln, so überzeugend zu lösen, dass sich ihm die Gunst des Lesers, dem er einen reinen künstlerischen Genuss bereitet, alsbald zuwendet und seine Gestalten und deren Schicksale dauerndes Interesse wecken. — Hans Hoffmann und Lisa Weise dürfen für ihre neuesten Gaben auf ganz besonders herzlichen Dank ihrer Verehrer rechnen — treten doch in ihnen ihre oft gerühmten Vorzüge auf das Bestimmteste zu Tage: in «Tante Fritzchen» ist eine Gestalt geschaffen, wie sie nur einem Meister gelingt — voll unmittelbaren Lebens, gesättigt von kernigem und herzhaftem Humor, unwiderstehlich in ihrer Wahrheit und Ursprünglichkeit. Nicht minder glücklich behauptet Lisa Weise ihre Kraft in der plastischen Durcharbeitung ihrer Figuren; sie führt zu Menschen, die, der Unnatur und Ueberreiztheit des Salonlebens überdrüssig, meinen, zur Natur und zu ungekünsteltem gesunden Empfinden zurückkehren und dadurch neues Glück finden zu können, und nun durch den Ernst der Welt und der Menschennatur in herbe Conflicte verwickelt werden. Dabei geleitet die Erzählerin den Leser in sehr verschiedenartige Gesellschaftskreise, macht ihn durch charakteristische Schilderungen bekannt mit deren Gewohnheiten und Anschauungen und fesselt ihn durch den Reiz der Naturstimmungen, die sie dem landschaftlichen Hintergrund abgewinnt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Schutz den Vögeln! Mit Bekümmerniß erfüllt es das Herz des Naturfreundes, wenn er beobachtet, wie in jedem Jahre die Schaaren unserer lieblichen Sänger und munteren Bewohner der Wälder, Fluren und Gärten weiter gelichtet werden. Es wirft wirklich kein günstiges Licht auf unsere vielgerühmte Civilisation, wenn wir gleichmüthig zuschauen, wie Tausende und Abertausende unschuldiger Opfer dazu dienen müssen, den Gaumen der Feinschmecker zu kitzeln oder Putz- und Gefallsucht der Damen zu befriedigen. Als Entschuldigungsgrund mag man allerdings Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit gelten lassen, aber gerade diese Gründe lassen sich mit Erfolg beseitigen, und ist es daher für Jedermann möglich gemacht, der bedrängten gefiederten Welt zu Hülfe zu kommen. Besonders für hochherzige und gemüthvolle Frauen liegt hier ein Gebiet offen, das wohl einer eingehenden Bearbeitung werth ist. [292]

Der „Internationale Verein für Vogelschutz in Bremen" stellt sich die Aufgabe, durch Vermittelung einer möglichst großen Anzahl von Mitgliedern dem Massenmorde in der Vogelwelt, welchem unlautere und niedere Motive zu Grunde liegen, sowie den vielfach (allerdings meistens unwissentlich) begangenen Quälereien der gefangenen Sänger kräftig zu begegnen. Wer ein warmes Empfinden für seine Mitgeschöpfe hat und ganz besonders für die anmuthige, farbenprächtige Vogelwelt Liebe und Wohlwollen hegt, möge sich dem Verein anschließen. Zuschriften und Aufnahmegesuche sind zu richten an den Vorstand, Fabrikbesitzer Karl Fr. Töllner in Bremen. Der jährliche Beitrag ist nur M. 2.50.

Jedes Mitglied wirke nach Kräften in seiner Umgebung durch Beispiel und Belehrung. Fort mit den Vogelleichen und Federn von den Hüten der Frauen! Fort mit den Lerchen, Drosseln und Nachtigallen aus den Küchen und Restaurationen! Durch die Organisation des Vereins werden Rathschläge und Anregungen, welche den Vogelschutz betreffen, unter den Mitgliedern zum Austausch gebracht, so daß diese voraussichtlich bald die schönste Genugthuung finden, wenn unsere gefiederten Freunde in größerer Anzahl wieder bei uns heimisch werden und das menschliche Gemüth erfreuen durch ihr fröhliches Gebahren und ihre unvergleichlichen Lieder.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg. — Für den Inseratentheil verantwortlich: Albert Vibal in Berlin.

Peterl.

Von
Ossip Schubin.

[Nachdruck untersagt.]

Motto: Plus je connais l'homme,
Plus j'aime le chien!
Montaigne.

Warum liebte man ihn nicht mehr — warum liebte ihn gar Niemand — aber Niemand auf der weiten Welt mehr?

Er schüttelte seinen kleinen Kopf und die unverhältnißmäßig großen Ohren, die daran waren, nachdenklich. Immer und immer wieder drehte er die Frage in seinem Gehirn herum und konnte keine Antwort darauf finden.

Wenn er überhaupt nie geliebt worden wäre, so hätten ihn seine Entbehrungen nach der Richtung hin nicht weiter gedrückt; aber er war der verwöhnteste kleine Hund gewesen in ganz Böhmen — und darum konnte er sich in seinen verstoßenen Zustand nicht hinein finden.

Warum liebte man ihn nicht mehr? — Er war ein schmutziger, schlecht gehaltener, struppiger weißer Spitz und lag mißmuthig blinzelnd, an einen Pflock gebunden, vor einem verfallenen Hundehaus, neben ihm ein drahtumflochtenes Thonschüsselchen mit schmutzigem Wasser, rings um ihn herum ein Gemüsegarten, der sich zwischen zwei mit Brettern abgesteckten Bauplätzen in einer ärmlichen und übelriechenden Vorstadt ausdehnte.

Zwei Gärtnerburschen wanderten mit roth angestrichenen Gießkannen zwischen den Kohlrüben- und Gurkenbeeten herum, thaten, was sie konnten, um den Garten vor dem Verdursten zu bewahren, und brachten es nicht zu Stande. Ehe sie zu dem Bottich gelangen konnten, aus dem sie die Kannen füllten, mußten sie an Peterl vorbei. Mißmuthig von der Hitze, versäumten sie es nie, ihm bei dieser Gelegenheit einen Fußtritt zu geben oder ihm mindestens ein Schimpfwort an den Kopf zu werfen.

Peterl seufzte, rasselte mit seiner Kette, vergrub den Kopf zwischen den Vorderpfoten — und dachte an alte Zeiten.

Das Erste, woran er sich erinnern konnte, war ein großer, ganz mit sauberem gelbem Stroh gefüllter Verschlag (box nannten es die Menschen) in

einem gemüthlichen Pferdestall, in den das Licht durch kleine, hoch in den Wänden angebrachte Fenster brach, so daß es den Pferden in weißen Streifen über Kopf und Rücken schwebte, ohne ihnen je in die Augen zu fallen. Zwei Paar Pferde standen in dem Stall, ein Paar große und ein Paar kleine. Die Box befand sich am äußersten Ende des Stalles, neben einem der großen Pferde. Alle Tage wurde das Stroh darin erneuert, und in dem Stroh spielte Peterl Verstecken mit seinen kleinen Geschwistern — zwei winzigen Hündchen, die so weiß und weich und zottig waren wie er selber. Manchmal spielte die Mama der Kleinen mit ihnen — die Vorderbeine ausgestreckt, den Kopf an der Erde, stand sie auf der Lauer, zum Sprung bereit, und ehe sich's einer versah, hatte sie sich auch schon auf ihn geworfen und rollte ihn mit ihren Tatzen hin und her wie einen Ball, während die anderen, vor Freude bellend, um sie herum rasten und einander aus einer Ecke des Verstecks in die andere jagten.

Die Mama war sehr schön — ein weißer Spitz war sie mit schwarzen Augen und einem schwarzen Näschen, mit kleinen, spitzigen, rosigen Ohren und einem schlanken Körper, der ganz mit langen, dichten, weißen Haaren bedeckt war. Sie hatte keinen guten Charakter und war sehr naschhaft. Aber man ließ sie gewähren, weil sie eben schön war.

Anfangs wollte sie sich gar nicht von den Kleinen rühren, aber später wurde es ihr lästig, immer fort mit ihnen beisammen zu sein. Sie stellten auch zu große Anforderungen an sie und zerrten mit ihren spitzigen Zähnchen gar zu unbarmherzig an ihr herum.

Auf die Dauer war das nicht auszuhalten. So entfernte sie sich denn immer häufiger von ihnen und blieb auch immer länger weg — nur so manchmal, ganz unerwartet und plötzlich, kam sie über das Brett gesprungen, das vor die Oeffnung des Verschlags gestellt worden war, damit Peterl und seine Geschwister nicht davon laufen könnten — und da hüpften sie an ihr hinauf und wälzten sich mit ihr herum, daß sich die ganze Familie in dem gelben Stroh ausnahm wie ein riesiger weißer Knäuel. Und jeden Abend legte sie sich noch zu ihnen in die warme, mit Heu ausgepolsterte Kiste, die ihnen zur Lagerstätte diente. Dann duckten sie sich alle zusammen in sie hinein und schliefen wundervoll und träumten, daß der nächste Tag gerade so schön sein würde wie der jüngst vergangene.

Aber die Tage blieben nicht immer so schön — so ganz allmählich ging es den Hündchen schlechter.

Einmal verging ein ganzer Tag, ohne daß die Spitzmama kam. Und sie kam auch nicht am Abend — sie schlief nicht mehr bei ihnen.

Die Nacht war ihnen recht traurig zu Muthe, sie weinten bis in den Morgen hinein. Dann kam die dicke Kutschersfrau und brachte ihnen ihr Frühstück, Milch in einem hübschen weißen Napf. Erst wollten sie nicht fressen — dann tauchten sie ihre kleinen Mäuler vorerst neugierig in den Napf und zogen sie schnell wieder heraus, und dann schmeckte ihnen die Milch so gut, daß sie den ganzen Napf leer schlürften, und wie sie fertig waren, da fingen sie an, sich alle unter einander zu küssen, nur um sich den süßen Rahm

von den Schnäuzchen herunter zu lecken, und das war wieder eine Freude! Die dicke Kutschersfrau fütterte sie jetzt sehr oft im Tag — alle zwei Stunden — und dabei redete sie mit ihnen und streichelte und lobte sie und versicherte ihnen, daß sie die hübschesten Hunde seien in ganz Böhmen. Häufig stand nicht nur die Frau, sondern auch der Kutscher und der kleine, blau- und weißgestreifte Stallbub — alle Drei bewundernd vor dem Brett, hinter dem sich die zottigen weißen Knirpse in ihrem Verschlag tummelten, und bewunderten die schönen, jungen Hunde.

Dann eines Tages kam ein Diener aus dem Schloß und meldete, daß die kleinen Herrschaften die jungen Hunde kennen zu lernen wünschen. Da wurden die drei Spitze noch extra gebürstet und gekämmt, dann wickelte sie der dicke Kutscher in seine Schürze und trug sie in das Schloß bis in den Flur, denn es regnete — da konnten sie unmöglich zu Fuß gehen.

Im Schloß waren zwei kleine Knaben, und die geriethen in das hellste Entzücken beim Anblick der jungen Hunde, und sie herzten und küßten sie und gaben ihnen Leckerbissen zum Fressen und lachten, wenn die kleinen, weißen Dinger sich auf dem Teppich überpurzelten — und wenn sie sich dann auf den Hintertheil setzten wie große, alte Hunde und gähnend ihre rosigen Mäuler aufrissen und mit ihren winzigen, kindischen Stimmen anfingen, zu klaffen und zu bellen, da freuten sich die jungen Herren noch mehr.

Außer den kleinen Jungen war noch eine alte Dame im Schloß, die Tante der Kleinen, welche die Aufsicht über sie zu führen hatte während der Abwesenheit des Papas. Der Papa befand sich nämlich gerade auf der Hochzeitsreise.

Er durchstreifte Italien mit seiner jungen Gattin, welche er genau drei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau — der Mutter der beiden Jungen und eines kleinen Mädchens, das Peterl erst später kennen lernen sollte — geheirathet hatte.

Die Kinder kannten die Stiefmama noch nicht, aber sie haßten sie schon. Erstens war sie die Stiefmama, und zweitens war sie gelehrt. Die Köchin und die Kinderfrau hatten es den Jungen gesagt, daß sie gelehrt sei — und die mußten es wissen. Daß alle gelehrten Frauen unausstehlich sind, hatte ihnen einmal früher ihr Papa mitgetheilt — früher, viel früher, ehe er noch von der Existenz seiner jetzigen Frau eine Ahnung gehabt hatte. Jetzt dachte er wahrscheinlich anders, sonst wäre es unbegreiflich gewesen, daß er gerade diese Wahl getroffen. Denn seine Frau war wirklich ganz voll gepfropft von Weisheit — oder vielmehr von Wissenschaft, was ja bekanntlich zweierlei ist.

Wie weit diese junge Gattin und Stiefmutter bereits auf dem Wege gekommen war, wo Wissenschaft Weisheit wird, soll hier noch nicht verrathen werden — vorläufig nur so viel: sie war wirklich gelehrt — sie kannte sich in der deutschen Philosophie aus wie ein Professor und hatte über Alles, wenn auch nicht ihre eigenen, doch die vornehmsten modernsten Ansichten Anderer. Mit der Religion war sie natürlich ganz und gar fertig, besonders mit dem Christenthum, aber nebstbei betrachtete sie auch Kant, Hegel und Schopenhauer als überwundene Standpunkte, und selbst in Nietzsche, für den

sie, wie sie lächelnd einzugestehen pflegte, eine Schwäche besaß, sah sie nur eine Uebergangsstation, die an und für sich sehr interessant gelegen war, aber einstweilen noch nach keiner Richtung hin vernünftigen Anschluß hatte. Doch auch abgesehen von der Philosophie war ihre geistige Ausstattung imponirend. Sie hatte zwei Jahre lang in Zürich Medicin studirt.

Das war alles ganz und gar unerhört und gegen das Hergebrachte, und die beiden jungen Herren, ihre Stiefsöhne, grübelten jetzt schon darüber nach, was für Schabernack sie der neuen Frau ihres Vaters anthun wollten. Unter Anderem hatten sie sich's fest vorgenommen, daß sie ihr auf keinen Fall Mama sagen wollten, sondern immer nur gnädige Frau.

Die Gesellschaft der jungen Hunde stimmte sie so vergnügt, daß sie für eine halbe Stunde gänzlich der Stiefmutter vergaßen. Sie wälzten sich schließlich auf der Erde mit ihnen, und die Tante, welche, wie bereits erwähnt, interimistisch die Aufsicht über sie führte, freute sich mit ihnen an den allerliebsten weißen Geschöpfchen. Erst als diese sehr deutliche Beweise von mangelhafter Salonfähigkeit zu geben anfingen, fand man es gerathen, sie nach Hause zu schicken. Dann wurden sie noch draußen von dem ganzen Dienstpersonal angestaunt und bewundert, so daß, als sie in den Stall zurückkehrten, sie sehr hochmüthig geworden waren, d. h. die beiden Geschwister Peterl's waren hochmüthig geworden — Peterl selbst machte sich aus der Bewunderung nicht so viel, dem hatte nur die Freundlichkeit wohlgethan. Er ließ sich lieber streicheln als bewundern. Manche Hunde sind so! Andere wieder lassen sich lieber bewundern als streicheln — und noch anderen ist das Liebste — ihr Fressen. Das sind die häufigsten.

Peterl war die Liebe das Nothwendigste, und darum blieb er auch den Stallleuten, die ihn aufgezogen hatten, am anhänglichsten.

Als er zu ihnen zurückkam, konnte er gar nicht aus noch ein vor Freude, wedelte sich fast sein damals noch sehr kurzes Schweifchen ab und bellte mit seinem jungen, schrillen Stimmchen von einem Athemzug zum andern. — Die Kutschersfrau begriff sofort, was er wollte, nämlich ihr erzählen, was er im Schloß alles erlebt. Sie klopfte ihm auf den Hals und versicherte ihn, daß er ein kluges Hündchen sei — und der Kutscher streichelte ihn auch, befaßte sich aber gleich darauf mit seiner höheren Ausbildung. Er lehrte ihn das Pfötchen geben, damit er sich das nächste Mal im Schloß auszeichnen könne.

Der kleine Stallbursch stand daneben und grinste andächtig, und die schwarze Katze, die auch zum Stall gehörte, sprang dem Pferde, dessen Stand an den Verschlag der Hündchen stieß, auf den Rücken, von wo aus sie zusah, wie Peterl seine ersten Lectionen nahm.

Die Katze hieß Diblik (was auf Böhmisch „Teufelchen" bedeutet), und während sie auf dem Pferde hockte, stand ihr der Schweif vom Rücken kerzengerade in die Höhe wie eine schmale, schwarze Feder, und sie machte ihrem unheimlichen Namen alle Ehre. Das Pferd hieß Lepidus. Es war auch schwarz, aber es hatte doch einen weißen Stern auf der Stirn und sah gutmüthig aus.

Die Katze war ganz schwarz, sie hatte keinen weißen Stern auf der Stirn und war auch nicht gutmüthig. Nicht nur, daß sie selber kein gutes Herz besaß, verachtete sie noch alle Thiere, die eins hatten. In ihren Augen war ein gutes Herz ein Beweis von Dummheit. In Folge dessen verachtete sie alle Hunde, weil sie ihrem Herrn anhänglich waren, weil sie folgten — und weil sie sich bemühten, etwas zu lernen.

Sie war Niemandem anhänglich — sie folgte nie — und sie nahm sich nicht die geringste Mühe, etwas zu lernen.

Peterl konnte indeß nicht begreifen, was der dicke Kutscher von ihm wollte, während er da in dem sauberen Stroh vor ihm kniete, warum er ihn immer wieder beim Vorderpfötchen nahm und ihm hierauf wieder die Hand hinreichte. Er blickte mit seinen hübschen, dunkelgrauen Hundeaugen aufmerksam in das breite, glatt rasirte Gesicht des Mannes, zog seine kleine, mit zarten weißen Härchen bedeckte Stirn zusammen vor Aufmerksamkeit und kraute sich mit seiner winzigen Hinterpfote nachdenklich hinter dem Ohr. — Aber er konnte nicht begreifen . . .

Da befahl der Kutscher dem Stallbuben, in den Verschlag zu springen und auf allen Vieren herum zu kriechen, dann hieß er ihn das Pfötchen geben, und schließlich lobte und streichelte er ihn dafür.

Nun hatte Peterl die Sache weg. Er lief auf den Kutscher zu und legte ihm die Pfote in die Hand — erst einmal, dann zwanzigmal — er war so stolz auf seine Kunstfertigkeit, daß er nicht aufhören wollte, sie zu produciren.

Und das ganze Stallpersonal schlug die Hände zusammen über seine Klugheit und rief einmal über das andere: „Der kann's — der kann's, unser Peterl ist ein Mordskerl!" Und Peterl wedelte mit dem Schweif und war selig.

Wir ersehen hieraus, daß er sich ebenso gern loben ließ wie seine Geschwister, nur in einer anderen Tonart. — Es gibt eine Art Lob, das auf das Gemüth wie Liebkosungen wirkt, und ein anderes, das nur eine Befriedigung der Eitelkeit ist.

Aus der zweiten Sorte machte sich Peterl nichts, für die erste hätte er sein Leben gelassen.

Wenn man ihn so lobte, wie ihn die armen Leute im Stall lobten, da war's ihm, als ob man seine kleine Seele gestreichelt hätte. Hunde haben nämlich auch eine Seele, wenn auch die Menschen zu hochmüthig sind, es zugeben zu wollen.

Er konnte gar nicht aufhören, sich schön thun lassen; er fand immer wieder eine beredtere Art, sein Wohlbehagen auszudrücken, und die Stallleute fanden immer neue Schattirungen von Anerkennung, bis die schwarze Katze, die nach wie vor beobachtend auf dem Rücken des schwarzen Pferdes saß, auf ihre vier Beine sprang und anfing, vor Aerger und Neid zu fauchen. Denn obwohl sie selber mit der Liebe der Menschen gar nichts anzufangen gewußt hätte, gönnte sie selber doch keinem Anderen. — Da wurde der schwarze Lepidus unter ihr unruhig, sprang mit seinen Vorderbeinen in seinen marmornen Trog hinein, und der Kutscher mußte sich von Peterl trennen, um nach dem Rechten zu sehen.

Die beiden Geschwister Peterl's lagen indessen phlegmatisch in ihrer Kiste zusammengerollt, die der Stallbursche mit frischem, duftigem Heu ausgestattet hatte, und blinzelten nur manchmal überlegen nach dem betriebsamen Peterl hin, der nicht aufhören wollte, das Pfötchen zu geben.

Mit dem Besuch im Schloß war eine große Unruhe in die kleine Hundegesellschaft hinein gerathen. Sie fühlten sich in ihrem Behälter nicht mehr zufrieden und trommelten mit ihren Vorderpfoten gegen das Schutzbrett, was das Zeug hielt, den ganzen Tag, bis sie müde waren. Und wenn die Thür in den Stall aufging, dann kläfften und quietschten sie jämmerlich.

Der Kutscher, der nun auch fand, daß seine zottigen, weißen Schützlinge etwas von der Welt kennen lernen sollten, und daß der Verschlag für die freie Entwicklung ihrer Persönlichkeiten nachgerade zu eng geworden war, führte sie dann eines Tages heraus, ließ sie draußen herumtollen nach Herzenslust, und zwar auf den etwas verwilderten Rasenplätzen, welche sich von der Rückseite des Schlosses an bis zu dem Stall zogen.

Das war wunderschön! — Es regnete diesmal nicht wie am Tage ihrer Vorstellung im Schloß, aber kurz zuvor war ein Gewitterschauer über den Rasen niedergegangen, und an den hohen Halmen glänzten die Wassertropfen — sie glänzten auch in den Kelchen der gelben Butterblumen und weißen Maßliebchen, die noch über die Grashalme hinaus ragten, und weiße und blaue Schmetterlinge gaukelten darüber hin.

Und die kleinen Hunde hetzten einander, daß es eine Lust war. Hier war es noch viel schöner zu spielen als in dem Stall — und wenn sie es satt hatten, einander nachzulaufen, so liefen sie Schmetterlingen nach, und dann erblickte Peterl plötzlich die großen, weißen Blüthendolden in den Kastanienbäumen, bildete sich ein, daß es eine besondere Abart weißer Hunde sei, setzte sich auf sein kleines Hintertheil und bellte zu den Kastanienbäumen hinauf wie toll.

„Peterl, kusch dich — kusch dich, Peterl!" rief der Kutscher, aber Peterl war nicht zum Schweigen zu bringen, als er plötzlich ein feines, weiches Stimmchen hörte, das zweimal hinter einander „Peterl! . . . Peterl!" rief.

Er sah sich um, ob ihn die Schmetterlinge gerufen hätten oder die Blüthen. Wer konnte denn ein so feines, weiches Stimmchen haben? . . . Da erblickte er . . . ein kleines, wunderhübsches Menschenkind. Es war, bis auf seine rothen Schuhe, ganz weiß gekleidet; auch sein Hut war weiß. Es war eigentlich gar kein Hut, nur eine weit vorspringende Batistkrause, die einen Schatten über die kleine, von hellbraunen Haaren umkräuselte Stirn und über die großen, schelmischen braunen Augen warf. — Unter den Augen hörte der Schatten auf. Das feine Stumpfnäschen, der rothe Mund und die Grübchen in den Wangen waren frei, so daß der Sonnenschein sie nach Herzenslust küssen konnte.

„Peterl, Peterl!" rief das kleine Mädchen noch einmal mit ihrem zarten, glockenreinen Stimmchen. Da hüpfte Peterl von dem Rasenplatz herunter auf den Kiesweg und trippelte auf die kleine Schönheit zu.

Er setzte sich vor sie hin und wollte ihr das Pfötchen geben. Sie neigte sich zu ihm nieder, schüttelte seine dargereichte Pfote und rief in einem fort: „Peterl! . . . Peterl!“

Sie selber hieß „Liesel“ — das erfuhr Peterl durch die Domestiken, welche indessen Alle herbeigelaufen waren, um sich den neuen Freundschaftsbund anzusehen.

Peterl vernahm es mit großem Interesse, daß sie „Liesel“ hieß — er versuchte auch sofort, den Namen auszusprechen, aber es kam nicht viel Gescheidtes dabei heraus. Die Deutlichkeit der Articulation hatte ihm die Natur entschieden versagt. Er konnte nur bellen, und das that er denn auch in allen Tonarten der innigsten Hundezärtlichkeit, und dabei drehte er den Kopf nach allen Richtungen und leckte die winzigen rothen Schuhe des kleinen Fräuleins; schließlich, um sein unterthäniges Entzücken ganz besonders deutlich kund zu geben, legte er sich auf den Rücken, gerade vor die Kleine hin, focht mit den Vorderbeinen in der Luft und knurrte beseligt.

Die Kleine war indessen auch ganz außer Rand und Band vor Freude; sie zappelte und hüpfte und tanzte und lachte und bückte sich schließlich zu dem Hunde nieder, nahm ihn in die Arme und küßte ihn und drückte ihn an sich, daß ihm darüber der Athem verging, und er fast gestorben wäre.

Es that dem Peterl weh, aber es war doch schön!

Die Kleine wollte ihn auch gar nicht mehr hergeben. Obgleich die Kinderfrau energisch erklärte, daß es für sie Zeit sei, ins Schloß zurückzukehren, um ihre Milch zu trinken, hielt sie ihn noch immer fest an sich gedrückt. Offenbar konnte sie nicht begreifen, warum der Peterl nicht mit ihr Milch trinken solle!

Schließlich mußten die Beiden mit Gewalt getrennt werden.

Während die Kinderfrau Liesel ins Schloß schleppte, trug der Kutscher seinen weißen Schützling in den Stall.

Am Abend bellte Peterl öfter aus dem Schlaf. Die Kutschersfrau behauptete, er träume zu lebhaft.

Er träumte von Liesel!

Sie waren gute Freunde, das Kind und der Hund.

Da die drei weißen Spitze wirklich viel zu groß waren, um in den Verschlag eingesperrt zu bleiben, so spielten sie den ganzen Tag draußen in dem Stallhof. Sehr oft kam Liesel mit ihrer Kinderfrau die Hunde besuchen, aber sie kümmerte sich nicht um Peterl's Geschwister, nur den Peterl liebte sie — sie holte sich ihn jeden Tag ab zum Spaziergang.

Er war aber auch ein gar zu kurzweiliger Spielgefährte.

Erst trug sie ihn ein Stückchen, und dabei lehnte er den Kopf gegen ihre Schulter wie ein Kind. Dann wurde er ihr zu schwer, sie setzte ihn auf die Erde. Ein Weilchen stapfte er bedächtig neben ihr her; so lange sie sich um ihn bekümmerte, nahm er nie Reißaus. Wenn sie ihn aber nicht mehr zu

beachten schien, fühlte er sich beleidigt und lief davon. Da vermißte sie ihn sofort und rief mit ihrem feinen Stimmchen: „Peterl! . . . Peterl!"

Er ließ sich ein Weilchen rufen, lief eine Strecke weit, dann duckte er sich in das hohe Gras neben dem Weg, an dem sie vorüber gehen mußte, und wenn sie wirklich kam, streckte er den Kopf vor und bellte, und wie sie das Händchen nach ihm ausstrecken wollte, war er fort.

Die Kinderfrau mußte sie sehr festhalten, damit sie ihm nicht auf die Parkwiesen nachlaufe. Dort belustigte sich indessen Peterl in der ausbündigsten Weise, tollte in weiten Kreisen über den hohen Rasen, in dem der Wind Wellen zog und der kleine Hund wie in einem Meere versank.

Und Liesel rief ganz empört: „Peter! . . . Peter!" und wenn sie schon überzeugt davon war, daß er wirklich gänzlich in Verlust gerathen sei, da kam er plötzlich aus der Richtung, von wo sie ihn am allerwenigsten erwartete, herangestürmt und legte sich ihr demüthig vor die Füßchen, von denen er mit seiner rosigen Zunge den Staub herunter leckte. Und Liesel wiederholte strafend und empört: „Peter, Peter!" und dann bückte sie sich zu ihm nieder und klopfte ihn tüchtig durch mit ihren kleinen, weichen Händchen — manchesmal auch züchtigte sie ihn mit einem Blumenstengel.

Wenn die Tage sehr schön und die Wiesen ganz trocken waren, da durfte sich Liesel mit Peter darauf herum treiben zwischen dem hohen Gras und dem röthlichen Sauerampfer und den gelben und violetten Blumen — und zuweilen haschten sie sich — da lief Peterl immer recht langsam, damit sie ihn einholen könne.

Manchmal überließ die Kinderfrau die Kleine für ein Weilchen der Obhut des zottigen Freundes. Sie ging ins Schloß, um etwas zu holen. Und wenn sie wieder kam, fand sie Alles in Ordnung. Peterl hielt einen Zipfel von Liesel's Kleidchen zwischen den Zähnen, damit sie nicht davon laufen könne, und Liesel lachte und trommelte mit den dicken Fäustchen auf ihm herum.

Alle verwöhnten Peterl. — Nur einer mochte ihn nicht, und das war sein eigener Papa!

Derselbe hieß auch Peter, und zwar nannte man ihn immer „Peter den Großen", um ihn von Peterl zu unterscheiden. — Ursprünglich hatte man ihm den Namen beigelegt, weil er aus Rußland oder vielmehr aus Sibirien stammte und von illustrer Herkunft war. Sein Großvater, hieß es, war eine wichtige Persönlichkeit am russischen Hof, spielte eine große Rolle in Gatschina, wo er ein vertrauter Freund des jungen Kaisers war. — „Peter der Große" war durch einen der deutschen Verwandten des Zaren an seinen jetzigen Herrn gekommen, und dieser Herr besaß sogar eine Photographie, auf welcher man Peter's hochgeborenen Großvater mit der vollzähligen russischen Kaiserfamilie abgebildet sehen konnte.

Wie stolz Peter's Herr sich durch den Besitz dieses vornehmen Hundes fühlte, kann man sich vorstellen.

Uebrigens war Peter der Große, ganz abgesehen von seinem tadellosen Stammbaum, wirklich ein Prachtstück. Er hatte einen kurzen, hochmüthig gebogenen Nacken, der aus einer breiten Halskrause hervorragte, rosa durch-

schimmerte, sehr spitzige Ohren, ein Paar leuchtende Raubthieraugen, ein Fell wie ein Eisbär, so tadellos weiß und zottig, und einen Schweif wie ein Federbusch. So einen Schweif hatte die Welt noch nicht gesehen. Wenn er durch ein grünes Getreidefeld lief im Mai, wo die Halme schon lang sind, so daß sein ganzer Körper darin versteckt war, da leuchtete der Schweif von Weitem wie ein weißes Banner aus den Feldern heraus. — Seinem vornehmen Aeußeren entsprechend hatte Peter auch einen ganz eigenthümlichen Charakter.

Seinen Herrn liebte er über alle Maßen, die Dienerschaft behandelte er mit freundlicher Herablassung, allen fremden Elementen aber brachte er das unbegrenzteste Mißtrauen entgegen. Wenn Besuch ins Schloß kam, so versteckte er sich sofort in einen Winkel, aus dem er nicht eher heraus zu bringen war, als bis sich der Besuch entfernt hatte. Wenn er aber außerhalb des Schlosses ein unberufenes Element witterte, so schoß er sofort darauf los, biß, was er erreichen konnte, oder riß den Leuten wenigstens die Kleider vom Leibe.

Es hieß, Peter der Große habe den Park von Monplaisir von Vagabunden gesäubert. Und das war immerhin gut; denn der Park von Monplaisir besaß zwar drei fest verschlossene Thore, aber sehr lückenhafte Mauern dazwischen. Darum that ein wenig Aufsicht wohl. Der dicke Kutscher behauptete immer, Peter der Große sei eine ganze Gensdarmerie-Compagnie werth.

Daß Peter der Große in seiner drakonischen Strenge mitunter zu weit ging, ja daß er sich durch das Ungestüm seines vornehmen Raubthierblutes dazu hinreißen ließ, viele unschuldige Röcke, Schürzen und Beinkleider zu zerreißen, für die sein Herr dann bußfertig Schadenersatz leisten mußte, kann leider nicht geleugnet werden. Aber dafür war er eben ein „Ueberhund".

Peterl's Geschwister waren längst an zwei mit dem Besitzer von Monplaisir besonders befreundete Hundeliebhaber verschenkt worden, Peterl aber blieb in Monplaisir: der Kutscher sollte ihn für die kleinen Herrschaften erziehen. Der Kutscher lehrte ihn Kunststücke, er lehrte ihn aufwarten und auf den Hinterbeinen gehen, apportiren und Purzelbäume schlagen, springen und auf Leitern kriechen. Und Peterl lernte Alles. Er war immer so sichtbar bemüht zu begreifen, runzelte die Stirn und sah dabei aufmerksam in das Gesicht seines Lehrmeisters. Seine Augen waren wunderschön, sanfte, dunkelgraue Augen, aus denen ein Menschenherz heraussah — vielleicht ganz einfach ein gutes Hundeherz. Denn wenn ein Hundeherz gut ist, so ist es besser, als das beste Menschenherz.

Er begriff sehr rasch, und wenn er einmal begriffen hatte, dann wedelte er immer auf das Unbändigste mit seinem Schweif.

Der Kutscher behauptete, er lache mit dem Schweif.

Er war so brav, wie nie ein Hund vor ihm. — Wenn die Kutscherfrau in den Wald ging, um Holz zu sammeln, sammelte er mit, legte große und kleine Stücke bedächtig auf einen Haufen zusammen; wenn sie Gras für ihre Kaninchen sichelte, trug er ihr's in seinem Maul in den Korb, — wenn sie Abends müde nach Hause kam, zog er ihre Pantoffeln unterm Bett

hervor, um sie ihr zu bringen; artig, ohne etwas für sich zu verlangen, sah er zu, während die Katze ihre Milch aus einem Schüsselchen trank, und nur, wenn er sehr hungrig war, zupfte er die Kutscherfrau am Schürzenzipfel, um sie daran zu erinnern, daß er auch etwas haben möchte, und nie steckte er sein schwarzes Näschen in den Milchnapf, selbst wenn dieser auf der Erde stand. Draußen vertrug er sich mit allen Hunden und schnappte nach keinem Menschen, seinen Stall aber vertheidigte er bis aufs Blut. Er hätte sich lieber todtschlagen lassen, als einem Fremden, sei's Hund oder Mensch, zuzugeben, daß er über die Schwelle trete, wenn er nicht von berufener Seite ausdrücklich Befehl dazu erhielt.

Ja, er war ein rührendes Hündchen.

Aber im vierten Monat seiner kleinen Existenz stellte sich etwas heraus — etwas recht Fatales — daß die Mutter Peterl's nämlich offenbar nicht von ganz reiner Rasse gewesen war. Seine Beine wurden zu hoch, und sein Schweif blieb zu dünn, und in seinem Fell zeigten sich ein paar verfängliche gelbe Flecken.

Der Mangel an Rassereinheit trat bei Peterl merkwürdiger Weise viel auffälliger hervor als bei seiner Mutter. Der Kutscher, welcher sich in der Sache nicht zurechtfinden konnte, wendete sich um Aufklärung an den Förster, der ein wissenschaftlicher Hundekenner war.

Kurz darauf kam er zu seinem Weib zurück mit dem Bescheid, der Förster habe ihm mitgetheilt, das sei der „Atavismus“ — die am Peterl wahrnehmbaren Schönheitsfehler nämlich. Aber darüber, was der „Atavismus“ sei, hatte der Förster dem Kutscher keine nähere Auskunft gegeben, da er momentan viel zu sehr mit seinen geometrischen Arbeiten beschäftigt war. — Der Kutscher konnte sich nicht klar darüber werden, ob es eine Erbschaft oder eine Krankheit sei. Jedenfalls war es kein Trost! — Mit täglich wachsender Unruhe beobachtete das Stallpersonal seinen Schützling. Für den Stall war Peterl schön genug, — der Stall fand ihn reizend, so wie er war, und machte sich gar nichts aus einer Unregelmäßigkeit in Katja's Stammbaum. Aber was würde der gnädige Herr sagen . . . der gnädige Herr hielt auf Rassereinheit.

Mitten in diese aufgeregte und besorgte Stimmung des Stallpersonals hinein schneite ein Telegramm, welches die Ankunft des Herrn mit seiner jungen Frau meldete.

Das ältere Fräulein, die Tante, welche während der Abwesenheit des Herrn das Haus geführt hatte, seufzte. Es war bisher Alles so schön friedlich gegangen; sie fragte sich, was nun werden solle. Sie würde das Scepter niederlegen müssen, welches sie seit dem Tode der ersten Gattin des Hausherrn über dem Haushalt geschwungen, — das war ihr klar; alles Andere war ihr dunkel. Die Regierung aufgeben zu müssen, ist selbst für den entmuthigtsten Herrscher eine mißliche Sache. Doch war sie bereit, sich in das Unvermeidliche mit Würde zu fügen. Was sie kränkte, war, daß sie nun den Einfluß

über die Kinder verlieren mußte, an denen sie drei Jahre Mutterstelle vertreten hatte.

Natürlich brachte sie der Stiefmutter Mißtrauen entgegen; das aber ließ sie sich nicht merken, sondern nahm ein für die Umstände zurechtgemachtes vergnügtes Gesicht an, um den Kindern die Ankunft der Eltern zu melden. Liesel lachte nur, wie sie immer lachte, wenn ihr die bevorstehende Ankunft von Gästen verkündigt wurde. Das bedeutete für sie jedesmal eine rosa oder blaue Schleife ins Haar und eine besonders gute süße Speise zum Nachtisch.

Die beiden Jungen faßten die Sache anders auf, ernster und mißmuthiger. Erstens fragten sie die Tante, was sie unter dem Ausdruck „Eltern" verstehe, — und als die Tante ihnen dies etwas zögernd erklärte, gaben sie zur Antwort: von einer neuen Mama wüßten sie nichts, sondern nur von einer neuen Frau ihres Vaters.

Die Tante Elisabeth zuckte die Achseln und zog sich in ihr Zimmer zurück, wo sie sofort daran ging, ihre Koffer zu packen.

Während der Hofmeister den beiden jungen Herren, seinen Schülern, einen Ferientag gab, um sich in aller Muße dem Entwurf eines Gedichts zur Feier der Ankunft der Neuvermählten widmen zu können, beriethen sich die Bürschchen über allerhand ruchlose Dinge, mit denen sie die Stiefmama zu ärgern und zu demüthigen gedachten.

Wie sie wußten, sollten außer den großen Pferden auch die Ponies (der Jungen specielles Eigenthum) nach der Bahn entsendet werden — und zwar letztere, um das Gepäck der Ankommenden abzuholen. Daß sie die Ponies nie und nimmer zu diesem Zweck hergeben würden, stand bei ihnen fest.

Sie unterließen es auch keineswegs, ihr empörendes Vorhaben auszuführen. Am nächsten Morgen benutzten sie den Moment, wo der Kutscher und sein blau und weiß gestreifter Adjutant mit Wagenwaschen im Schuppen beschäftigt waren, um sich in den Stall zu schleichen, die Ponies loszumachen und auf den ungesattelten Thieren in den Wald zu jagen, von wo aus die jungen Herren binnen kurzer Frist, die Hände in den Hosentaschen, den Hut auf dem Ohr und die österreichische Volkshymne auf den zum Pfeifen gespitzten Lippen, wohlgemuth zurückkehrten.

Als der kleine Groom die Ponies anspannen wollte, waren sie nicht zu finden. Der arme kleine Stalljunge, der sich aufs Kutschiren gefreut hatte, weinte bitterlich; der alte Kutscher, welcher immer auf der Seite der jungen Herrschaften stand und genau wußte, wieviel es geschlagen hatte, behauptete, es sei ihm unbegreiflich, wo die Thierchen hingerathen seien, und schickte zum Vorsteher des nächsten Dorfes mit der Bitte, die Ponies austrommeln zu lassen. Ehe er selber auf die Bahn fuhr, kam er ins Schloß, sich respectvoll zu erkundigen, ob Niemand der Herrschaft entgegen fahren wolle. Er wußte im Vorhinein, was die Antwort sein würde, und der Empfang war dem entsprechend.

Es war ein etwas kühler Tag, Anfang Mai. Gegen Abend, als der Wagen vor dem Schloß hielt, befand sich Niemand auf der Freitreppe außer

dem Hofmeister mit seinem Gedicht, das er vergeblich versucht hatte, einem seiner hoffnungsvollen Zöglinge einzutrichtern, und dem Diener mit einem Regenschirm. Die jungen Herren waren unter dem Vorwand, die Ponies zu suchen, verschwunden, Tante Elisabeth war mit Packen beschäftigt, und Liesel saß mit ihrer Wartefrau im Kinderzimmer, ganz vertieft in ihr aus süßem Milchbrei bestehendes Abendbrot.

In schwungvollem Bogen fuhr der Kutscher vor. Nicht einmal vor der neuen „gnädigen Frau“ wollte er sich eine Blöße geben. Zum Dank für seine Kunstfertigkeit wurde er von seinem Herrn sofort wegen seines zu raschen Fahrens heruntergeputzt, welches der gnädigen Frau Schwindel verursacht hatte.

Als der gnädige Herr sich ausgeschimpft hatte, und während der Kutscher mit brennenden Ohren dem Stall zufuhr, fing der Hofmeister an, sein Gedicht zu declamiren.

Erhabenes Paar!
Seht, zum Empfang bereit
Steht hier die Kinderschar,
Strahlend vor Dankbarkeit!

„Ja, zum Teufel!“ unterbrach ihn Herr von Feldeck, „wo ist denn die Kinderschar?“

Darüber konnte der Hofmeister keine Auskunft geben.

Vielleicht war das der Umstand, welcher den Hausherrn dazu bestimmte, die weitere Declamation des Pädagogen mit einem unfreundlichen „Schon gut“ abzuschneiden. Der tief gekränkte Mann senkte beschämt sein Haupt, erhob es jedoch wieder, als er die junge Frau sagen hörte: „Du hättest den armen Menschen doch ausreden lassen sollen; er ist der Einzige, welcher mir einige Freundlichkeit bezeigt hat bei meiner Einkehr ins neue Heim!“

„Ach was!“ brummte Herr von Feldeck. Der wohlerzogene Gleichmuth seiner Gattin trug nichts dazu bei, ihn aufzumuntern.

Ehe der Abend vollständig hereingebrochen war, hatte er noch eine ganze Reihe von Zornesausbrüchen. Die Tante, welche nach kurzer Begrüßung der Schwägerin fortfuhr, ihre Koffer zu packen, meinte, er feire seine eigene Ankunft mit „Böllerschüssen“.

Sie besaß entschieden eine humoristische Ader, welcher Umstand ihr über vielfache Unannehmlichkeiten des Lebens hinübergeholfen hatte, ihr auch im Ertragen des neuen Regierungsumschwungs in Monplaisir nützlich war.

~~~

Die Verstimmung des Hausherrn dauerte weiter bis zum nächsten Tag, und sogar darüber hinaus, obwohl die junge Frau ihn freundlichst versicherte, „es würde Alles ganz gut werden, sobald sie nur die Zügel in den Händen hielte“.

Unbegreiflicher Weise schien es ihm jetzt, da es zu spät war, an eine Aenderung zu denken, gar nicht recht geheuer, ihr die Zügel anzuvertrauen. Aber, was war zu machen, — man mußte der Sache ihren Lauf lassen!

~~~

Als Herr von Feldeck am Tage nach seiner Rückkehr im Stall erschien, sich dort umzusehen, bemerkte er Peterl, der etwas verschüchtert mit seinem Hundeinstinct Böses ahnend hinter dem Kutscher stand und höflich mit dem Schweif wedelte.

„Was hast denn Du da für einen scheußlichen Köter, Petrzilka?“ fuhr Feldeck den Kutscher an.

„Ich bitt'r Gnaden, bitt' ich — das ist eins von der Katja und dem Peter!“ gab der Kutscher ängstlich zur Antwort.

„Weißt Du's gewiß?“ fragte Herr von Feldeck mürrisch.

„Ja, ganz gewiß!“

Die schwarze Katze, welche sich mittlerweile wieder einmal auf den Rücken ihres Freundes Lepidus geschwungen hatte, um den Herrn genauer betrachten zu können, stellte ihren Schweif in die Höhe und fauchte mit bedeutsamen, funkelnden Augen.

„Er wird noch schön werden,“ behauptete kleinlaut der Kutscher; dann, mit inniger Ueberzeugung, setzte er hinzu: „Und er ist ein so guter, braver Hund und . . .“

Der dicke Kutscher kraute sich hinter den Ohren und stotterte: „Wenn der Hund auch nicht schön ist, für uns ist er gut genug, und wenn der gnädige Herr es erlaubt, so will ich ihn für mich behalten; auf das Bißchen Essen für das Thier kommt's mir nicht an.“

Dem Herrn war Alles recht; wenn der Kutscher den Hund behalten wolle, so solle er ihn in Gottes Namen behalten, aber nur auf das Eine streng sehen, daß der Hund sich nicht im Schloß zeige, — denn ein so garstiger Köter sei eine Schande fürs ganze Haus. Dann ging der Herr.

Das Trio im Stall aber versammelte sich jetzt um Peterl. — Einer nach dem Anderen wollte den armen Beschimpften liebkosen, und Einer nach dem Andern entdeckte eine neue Schönheit an ihm. Der Kutscher, welcher seinem Herrn noch nie etwas übel genommen hatte, nicht einmal seine zweite Heirath, war diesmal sehr böse auf ihn. — „Marjanko!“ erklärte er seinem Weibe feierlich, „der gnädige Herr wird's noch bereuen, daß er uns den Hund geschenkt hat! Denk an mich, der Hund wird sich auswachsen! — Dann aber geb' ich ihn dem Herrn nicht mehr zurück — lieber verlass' ich den Dienst!“

„Prahlhans!“ sagte das Weib, mit den Achseln zuckend; dann bückte sie sich zu Peterl und setzte ihm eine Schale Suppe vor. Peterl aber fühlte sich sehr glücklich.

Noch eine Person gab's auf der Welt, der Peterl's Schönheitsmängel ganz gleichgültig waren, — und das war Liesel.

Im Schloß durfte sich Peterl nicht mehr sehen lassen. Aber im Park draußen hatte Liesel zahllose und endlose Zusammenkünfte mit ihm, und da jetzt die gute Jahreszeit sich voll entfaltet hatte und Liesel von früh bis Abends draußen herumtollte, so konnten sie nach Herzenslust einander Gesellschaft leisten.

Ach, was war es schön, sich so stundenlang mit dem kleinen Mädchen zwischen dem immer höher und üppiger anwachsenden Wiesengras herumzutreiben und sich von dem herzigen Geschöpfe tyrannisiren zu lassen!

Er folgte der Kleinen meistens auf den Wink; nur manchmal spielte er sich auf den Unfolgsamen hinaus, damit sie das Vergnügen haben möge, sich possirlich über ihn zu ärgern und ihm mit den kleinen Fäustchen auf den Kopf zu trommeln.

Bis gegen Ende Juni dauerte die Freundschaft zwischen Peterl und dem kleinen Fräulein ungestört; dann aber trat eine traurige Schicksalswendung in dem Leben des armen Peterl ein.

Die Stiefmama hatte richtig gleich nach ihrer Ankunft in Monplaisir die Zügel der Regierung an sich genommen. Daß aber die Resultate dieses Regierungswechsels so glänzender Natur gewesen wären, wie Frau Ottilie sich's versprochen, hätte Niemand die Kühnheit gehabt zu behaupten, am allerwenigsten ihr Gemahl. Doch ließ er sie gewähren. Erstens konnte er nichts Anderes thun, und zweitens hatte er eine Theorie von der Nützlichkeit des Hörnerabstoßens, die er auf Alles und Jedes anwendete, jüngster Zeit mit besonderer Vorliebe auf seine Frau, welcher er bei dieser Beschäftigung mit dem erhabensten Phlegma zusah. —

Wenn sie zu energisch vorging, so z. B. an einem Tage den sämmtlichen Dienstboten kündigen wollte, um ein neues, musterhaftes System einzuführen, schritt er ein, aber durch Kleinigkeiten ließ er sich nicht beirren, — z. B. hatte er gar nichts dagegen, daß sie sich um die Lehrstunden seiner Söhne bekümmerte und abwechselnd die beiden jungen Herren und ihren Hofmeister zu unterrichten versuchte.

Nach vierzehn Tagen bedankte sich der Hofmeister und mußte ausdrücklich gebeten werden, zum mindesten bis zu dem neuen Schuljahr zu bleiben, zu welchem Ausharren er sich nur unter der Bedingung verpflichtete, daß die Stiefmama dem Unterricht ihrer Pflegesöhne weiterhin nicht nur nicht mehr beiwohnen, sondern sich in keinerlei Weise weiter hineinmischen möge. Die jungen Herren aber ergaben sich den unbändigsten und respectwidrigsten Siegesdemonstrationen, führten Kriegstänze auf und brannten ein Freudenfeuerwerk gerade vor den Fenstern der Stiefmama ab.

Das war ja recht abscheulich; als sich die Stiefmama aber bei ihrem Gatten über diesen Unfug beklagen wollte, zuckte er nur die Achseln und sagte: „Liebes Kind! Thu, was Du willst, aber laß' mich aus dem Spiel, ich muß jetzt auf die Jagd“ — und schwupps war er ihr entwischt. — Es war Schonzeit, in Folge dessen ging er gar nicht auf die Jagd, sondern irgendwo andershin, — nur um aus dem Haus zu kommen. Dabei stellte er Betrachtungen darüber an, wie komisch es sei, daß sie ihm zu dieser Jahreszeit die Rebhühnerjagd geglaubt hatte. Nun, etwas Gutes habe es doch, wenn man sich eine so eingefleischte Städterin zur Frau genommen!

Hatte es wirklich etwas Gutes? — Außer dem kleinen Vortheil, ihr unter einem falschen Vorwand davonlaufen zu können, sah er nicht viel. Sie hatte andere Interessen, andere Freuden, andere Sympathien als er und seine Kinder; sie entbehrte Bequemlichkeiten, die er nicht entbehrte, und wußte Genüsse nicht zu schätzen, ohne die ihm und den Seinen das Leben fast unerträglich gewesen wäre. Das Aergste war, daß sie für die ihrer Obhut anvertrauten Kinder kein Verständniß besaß, daß sich ihre Fürsorge in ebenso grotesker Art zeigte wie ihre Strenge.

Daß Jungen von acht und neun Jahren reiten sollten, schien ihr ganz ungehörig. Es wurde ihnen nur unter der Bedingung gestattet, daß sie im Schritt ritten und sich auf dem Sattel anbinden ließen. Als ihr Mann ihr zu beweisen trachtete, daß es viel gefährlicher sei, angebunden als frei im Sattel zu sitzen, da zeigte sie sich beleidigt und sagte, dann dürften die Jungen überhaupt nicht reiten, — sie habe Medicin studirt, und das Reiten sei für junge Organismen schädlich, es riefe Erschütterungen des Rückgrates hervor, ganz abgesehen von seiner großen Gefährlichkeit. Und als ihr Mann ihr hierauf erklärte, daß er seit seinem sechsten Jahre zu reiten pflegte, erwiderte sie ihm, das sei nicht maßgebend, nach solchen vereinzelten Erfahrungen könne man sich nicht richten, ihr Vorgehen richte sich nach wissenschaftlich begründeten Gesetzen.

Hierauf scherzte Herr von Feldeck: „Grau, theurer Freund, ist alle Theorie . . .“

Frau von Feldeck ereiferte sich unter Anderem auch über Goethe, welcher sich erkühnt hatte, die Theorie anzugreifen.

An die Theorie dürfe man nicht tasten, behauptete sie, die Theorie sei ein von der Wissenschaft aus einer großen Summe von Beobachtungen gewonnener Weisheitsextract, ein wahres Lebenselixir.

Herr von Feldeck wurde ungeduldig. „Ich versichere Dich, Ottilie, wenn es sich um Kinderpflege und Erziehung handelt, ist mir die mit gesundem Menschenverstand gepaarte Erfahrung zehnmal lieber als alle Theorie. Der gesunde Menschenverstand ist ein genialer Autodidact, die Theorie ist immer eine doctrinäre alte Jungfer!“

Nun erging sich Frau von Feldeck des Langen und Breiten über alles Unheil, das die sogenannten „genialen Autodidacten“ in der Welt angerichtet hatten. Hierauf erklärte sie dem Gatten, sie müsse den Kindern gegenüber nach ihrem besten Gewissen handeln. Entweder wollte sie Mutterstelle an ihnen vertreten oder sich gar nicht um sie kümmern. Sie wurde heftig und stützig, und da er gegen ihren mit großer Leidenschaftlichkeit gepaarten Eigensinn doch nicht aufkommen konnte, ihm die Auseinandersetzung auch schon zu lange gedauert hatte, so ergab er sich in sein Schicksal und lief seiner Gattin unter allerlei Vorwänden davon.

Lüge und List sind immer die Folgen der Tyrannei, der ehelichen ebenso gut wie jeder anderen.

Nach kaum dreimonatlicher Ehe fing er bereits an, sich zu fragen, warum er Frau Ottilie denn eigentlich geheirathet habe.

Um ein Heim zu haben — den Kindern eine Mutter zu geben? Unsinn! — Seine Schwester hätte sein Haus gewiß ebenso gut und bedeutend friedsamer geführt, und die Kinder wären eigentlich auch besser versorgt gewesen.

Ja, warum hatte er sie geheirathet? — Das war so gekommen.

Als er im vorigen Spätsommer in Ostende Seebäder genommen, hatte man sie ihm gezeigt als eine junge Dame, die thatsächlich ihren Doctor machen wollte, worauf er sie sich wie eine Merkwürdigkeit besah. Zu seinem großen Erstaunen war sie hübsch, wenn auch zu mager und mit scharfen Zügen. Sie hatte goldblondes Haar, welches, wie er sofort merkte, nicht künstlich gefärbt war, und ging geschmackvoll, fast immer in weiße Wolle gekleidet.

Dies hatte zur Folge, daß er sich mehr als einmal nach ihr umsah. Sie bemerkte seinen Blick, und nun war es an ihr, nach ihm hin zu schielen, wenn er zufällig vorüberkam. Einer seiner Bekannten, der mit ihrer Familie verkehrte, theilte ihm mit, daß er eine Eroberung bei ihr gemacht habe, — genau wie ihn habe sie sich immer den jungen Siegfried vorgestellt.

Er hatte sein Lebtag nie die „Nibelungen“ gelesen, aber eine Ahnung davon, wer Siegfried gewesen war, hatte er doch.

Die Schmeichelei that ihre Wirkung. — Er ließ sich ihr vorstellen, bezeigte ihr kleine ritterliche Aufmerksamkeiten und merkte bald, daß sie ihn allen Männern ihres Kreises vorzog. Sie war reich, und seine Güter waren verschuldet. — Zu seiner Ehre sei's gesagt, daß ihr Reichthum ihn eher stutzig machte, als ihn anfeuerte, und daß er schließlich von Ostende abreiste, ohne ein bindendes Wort gesprochen zu haben. Aber der gemeinschaftliche Bekannte, welcher mit ihm nach Böhmen fuhr, lag ihm in den Ohren. Zu Neujahr sandte er nicht nur ihren Eltern, sondern dem gelehrten Fräulein speciell eine Glückwunschkarte. Kurz darauf schrieb sie ihm, sich auf Tatjana in „Eugen Onägin“ berufend, einen Brief, der sein Schicksal besiegelte.

Während der kurzen, glühend zärtlichen Brautschaft that er sein Möglichstes, die schlanke Million, welche ihre Mitgift ausmachte, zu vergessen.

Es war ihm gelungen, sich einzureden, daß er thatsächlich in Marie Halbers verliebt gewesen sei; aber, als er jetzt, die Büchse, die er nicht losschießen durfte, über der Achsel, die Feldraine entlang schritt, bereitete die Erinnerung an besagte Million ihm doch recht unbehagliche Empfindungen.

Er hätte nicht genau sagen können, weshalb, — sie hatte ihm nach jeder Richtung hin mehr gebracht, als er ihr gegeben, und da er ein durch und durch anständiger Mensch war, so demüthigte und beschämte ihn das Bewußtsein — machte ihn feig, veranlaßte ihn, hinzunehmen, was er nicht hätte hinnehmen sollen, und verhinderte ihn einzuschreiten, wo das Einschreiten dringend nöthig gewesen wäre.

So ging er denn, über die Regierungsversuche der Stiefmutter grübelnd, recht muthlos zwischen den Weizenfeldern einher, und versuchte sich immer von Neuem mit demselben Trostwort zu beruhigen: „Es wird schon anders werden, — sie wird sich die Hörner abstoßen.“

Aber im Innersten war er sich längst klar darüber geworden, daß seine passive Haltung unwürdig und nur eine moralische Trägheit sei.

Er war nicht der einzige Unbefriedigte der beiden Ehegatten. Vielleicht war seine Frau die Entmuthigtere.

Sie fühlte es genau, daß „Siegfried" ihre Leidenschaft nicht erwiderte; sie fühlte, daß er mit nichts von dem, was sie veranstaltete, eigentlich einverstanden war, daß seine Nachgiebigkeit gewissen höflichen Rücksichten entsprang, die die Frucht eines schlechten Gewissens, und einer Gleichgültigkeit, die die Folge seines phlegmatischen Charakters war. Vergebens zerbrach sie sich den Kopf darüber, wie sie es anders machen sollte.

Daß sie mit ihrem System nicht vom Fleck kam, merkte sie; was sie anrührte, schien in die Brüche gehen zu wollen. Was hatte sie denn im Grunde nach allen ihren Bemühungen für Erfolge aufzuzählen? Verdruß mit ihren Stiefsöhnen, Verdruß mit ihren Dienstboten — und . . . stillschweigenden Verdruß mit ihrem Mann!

Er war unzufrieden mit ihr, wenn er auch aus Höflichkeit darüber schwieg. Im Grunde seines Herzens war ihm das vergnügte „alle Fünf gerad sein lassen", das zur Zeit seiner Schwester geherrscht hatte, viel lieber gewesen als die von ihr eingeführte Musterwirthschaft.

Ja, er schwieg aus Höflichkeit — aus Höflichkeit! Wenn er doch blind gewesen wäre aus Liebe! . . . aber nein, er hatte keine Liebe, — und da er doch ein anständiger Mensch war, so schämte er sich, eine reiche Frau geheirathet zu haben ohne Liebe, — und darum war er höflich . . . geduldig!

Wie der Gedanke sie demüthigte, ihr am Herzen fraß, in der Seele brannte! Was machte sie sich denn aus ihrem Geld! Damit sollte er anfangen, was er wollte, aber ihren Einfluß sollte er gelten lassen, ihr helfen ihre Ideen durchzuführen, mit ihr für ihre Ueberzeugungen kämpfen.

Darum aber war's ihm gar nicht zu thun. Er behandelte sie wie eine Närrin, der man nicht widersprechen darf. Er hoffte, daß die Zeit sie von ihren Schrullen curiren werde. . . . Schrullen . . . Schrullen! . . .

O, das war nicht zum Aushalten kränkend!

Je ruhiger er war, um so gereizter und aufgeregter wurde sie. Da sie im Großen nichts ausrichten konnte, bohrte sie sich in Kleinigkeiten hinein, bewies ihren Dienstboten, ihren Kindern gegenüber eine kindische Rechthaberei, durch die sie sich verhaßt und lächerlich machte, — was sie merkte, ohne die Ursache der heraufbeschworenen Wirkung ergründen zu können.

Sie war unglücklich, und kaum vier Monate verheirathet machte sie sich bittere Vorwürfe darüber, der Wissenschaft untreu geworden zu sein, und dachte mit Sehnsucht an die Zeit zurück, wo sie in Zürich Medicin studirt und gemeinschaftlich mit ihrem Bruder einen neuen Bacillus zu entdecken getrachtet hatte.

Diesem Bruder, welcher noch immer auf den Höhen der Wissenschaft wandelte und seine Bacillenerforschungen mit dem alten Eifer betrieb, berichtete sie ihren Kummer in einem langen, ausführlichen Brief, in dem sie ihm zugleich mittheilte, wie sehr sie sich nach dem Verkehr mit einer gleichgestimmten Seele sehne, und ihn dringend aufforderte, sie zu besuchen.

Ende Juli traf der Bruder ein. Er war ein etwas vierschrötiger Gesell mit zwei kleidsamen Schrammen in seinem rothen, aufgedunsenen Gesicht und einem borstigen, blonden Kopf, der wie ein sehr schlecht gemähtes Stoppelfeld im September aussah.

Er trug eine Brille, hielt sich für unwiderstehlich und hatte über Alles seine eigenen Ansichten.

Herrn von Feldeck war er gründlich zuwider, weshalb dieser noch öfter von Hause weglief als früher. Dr. Emil Halbers merkte das zwar, legte sich den Umstand jedoch auf das schmeichelhafteste aus. Der gute Feldeck wich ihm aus, weil er sich durch die Anwesenheit einer überlegenen Intelligenz gedemüthigt fühlte.

Diese Beurtheilung der Sachlage theilte er seiner Schwester mit, worauf er sich ein Weilchen damit beschäftigte, sie ausbündig zu bedauern, und seine Rede endlich mit dem ermuthigenden Satz schloß, sie müsse sich eben in die geistige Minderwerthigkeit des Gatten finden, — man sei nun einmal im Ehestand darauf angewiesen, seine Ansprüche möglichst tief herunterzuschrauben. Es gebe überhaupt keine glücklichen Ehen, und wenn man schon so thöricht gewesen sei, die veraltete Mode mitzumachen, müsse man sich mit Anstand in die Consequenzen finden. Dann erzählte er allerhand Züricher Neuigkeiten, berichtete von dem und jenem weiblichen Genie, das unlängst seinen Doctor gemacht und viel von sich hatte reden machen, worauf er von seinen eigenen Erfolgen zu erzählen begann, — erst von seinen Erfolgen in Bezug auf Medicinstudentinnen, dann von seinen Erfolgen hinsichtlich des neuen Bacillus; er hatte ihn zwar noch nicht entdeckt, aber er ahnte ihn bereits und war ihm ganz bestimmt auf der Spur.

Den Rest des Tages drehte sich das Gespräch ausschließlich um Bacillen, und die beiden Geschwister redeten sich nun in einen solchen Zerstörungseifer hinein, daß von da an in Monplaisir Alles desinficirt wurde, von der Bettwäsche angefangen bis zum Schwarzbrot. Das ganze Haus roch nach Carbol!

Im Innersten seines Herzens zitterte der Hausherr vor Wuth über das, was er respectwidrig als einen verdammten Schwindel bezeichnete, aber er dachte an die Million seiner Frau und da . . . Er hätte um keinen Preis unritterlich sein mögen; aus lauter Angst, sich als Rüpel zu gebärden, benahm er sich, wie man es auf gut Oesterreichisch ausdrückt, wie ein „Papplöffel“.

So ging denn die große Bacillenverfolgung in Monplaisir ihren Weg. Sie sollte eine Aera bilden in der Geschichte der stillen Stätte, — noch um Jahre später sprach die Dienerschaft von jener Schreckenszeit!

Es ließ sich nicht leugnen — die Zustände waren ungemüthlich in Monplaisir, und daß diese Ungemüthlichkeit auch nur mit dem geringsten Nutzen verbunden gewesen wäre, hätte man dem jungen Doctor aufs Wort glauben müssen, denn irgendwie nachweisbar waren die durch seine hygieinischen Maßregeln errungenen Erfolge nicht.

Dies aber entmuthigte den strebsamen Gelehrten keineswegs. Unbeirrt fuhr er fort, den Bewohnern von Monplaisir jedes kleine Vergnügen zu ver-

gällen, nicht nur das, welches sonst mit dem Essen und Trinken verbunden war, sondern auch manches Andere; denn überall witterte er den unsichtbaren Feind.

Eines Tages, als Frau Ottilie, in das Studium eines wissenschaftlichen Werkes vertieft, in ihrem Boudoir saß, das eigentlich eine Bibliothek, an allen Wänden mit Bücherschränken garnirt war, stürzte Doctor Emil mit sehr aufgeregtem Gesicht zu ihr herein und schwang ein Zeitungsblatt in der Luft.

„Da hast Du's . . ." rief er; „ich hab' Dir's immer gesagt, nirgends ist man sicher, — nichts soll man unnöthiger Weise anrühren, nicht einmal Blumen . . . am allerwenigsten Blumen! . . ." Worauf er mit lauter Stimme zu lesen begann: „Domingo Freine — hörst Du's, Domingo Freine — hat, wie er der französischen Akademie berichtet, in einem gegen Infection aus der Nachbarschaft sehr geschützt (zwei Meilen von Rio und 50 Meter über dem Meeresspiegel) liegenden Garten aufgeblühte Blumen unter möglichster Vermeidung jeder Uebertragung von Mikroorganismen durch die benützten Instrumente abgeschnitten und in Nährflüssigkeiten fallen lassen, in denen sich alsbald Colonien — hörst Du's, Ottilie? — Colonien! verschiedenartiger pathogener oder verdächtiger Bacillen entwickelten . . ." Doctor Emil ließ das Blatt auf einen Tisch fallen und sich selbst in einen Lehnstuhl —, „es ist schrecklich . . . schrecklich! . . . die Unvorsichtigkeiten, die man aus Mangel an wissenschaftlicher Bildung begeht, die Gefahren, denen man sich aussetzt! . . . Höre nur weiter . . ."

Und nun folgte eine lange Aufzählung der Blumen, mit welchen man in Folge ihrer Bacillenverdächtigkeit den Verkehr meiden müsse, — vor allen anderen zeigten sich verschiedentliche, besonders anmuthige Rosengattungen verpönt. „Denke Dir, aus der wundervollen nach Rothschild benannten Rosenspielart wurde Leptothrix ostrana gezüchtet!"

Während nun Frau Ottilie sämmtlichen Rosen, welche zum Schmuck der Stuben herumstanden, den Krieg erklärte, spazirte der Doctor etwas tiefer in den Park hinein, um für seinen, durch den Artikel mächtig erregten wissenschaftlichen Eifer neue Opfer zu suchen. Da bemerkte er plötzlich etwas, das ihm, wie er sich später ausdrückte, einen Schauer von Hagelkörnern über den Rücken trieb. Es war Liesel, die neben Peterl im Grase saß und ihm liebevoll die Ohren zauste. Sie hatte ihm soeben einen Kranz von Rosen über den Kopf gezogen, und in diesem Halsschmuck, welcher ihn ihrer Ansicht nach vortrefflich kleidete, fand sie ihn ganz und gar entzückend. — Er seines Theils warf sich hin und her vor Wohlbehagen und leckte ihr aus Dankbarkeit den kleinen Arm — das hatte der junge Mediciner ganz deutlich gesehen: der Hund berührte den Arm des Kindes mit seiner Zunge!

Nun gab es auf der weiten Welt nichts Bacillenhaltigeres, da ein Hund bekanntlich ungenirt an allerhand Dingen herumleckt, die er lieber ungeschoren lassen sollte. Und obendrein trug er einen Kranz aus Rosen um den Hals!

Der junge Gelehrte erstarrte vor Schrecken.

Als seine Geistesgegenwart sich von Neuem bei ihm eingestellt hatte, faßte er Liesel unter beiden Achseln und trug die empört aus seinen Händen Herausstrampelnde ins Schloß zurück. Liesel sah sich wie Hülfe suchend nach ihrem Freunde um. Aber der rührte sich nicht. Er saß da wie angewurzelt und machte über den zerzausten Rosenkranz hinüber, der ihm um den Hals hing, ein ebenso hülfloses wie trübsinniges Gesicht. Er sah, daß hier weiter nichts zu thun war. — Ihm ahnte Böses, und seine traurige Ahnung ging nur zu bald in Erfüllung.

Der junge Mediciner wußte der Stiefmama die unausbleiblichen Folgen, welche Liesel's Umgang mit Peter nach sich ziehen mußte, so entsetzlich darzustellen, daß die Stiefmama erklärte, Peterl müsse auf der Stelle weggegeben werden.

In ihrem ersten Schrecken wollte sie auch zugleich die Kinderfrau wegschicken, welche Liesel's Verkehr mit Peterl gestattet, sowie den Kutscher, welcher Peterl bei sich beherbergt und die Freundschaft des kleinen Fräuleins mit dem Hunde wohlgefällig unterstützt hatte. Da sich aber Herr von Feldeck wieder einmal „auf der Jagd" befand, mußte man seine Rückkehr abwarten, um etwas Definitives beschließen zu können.

Gegen Abend kam er zurück, machte sein freundlichstes Gesicht und nannte seine Frau „Mausi". Eine Anwandlung von Flitterwochenverliebtheit durchwärmte ihre gelehrte Seele. Eigentlich hätte sie am liebsten alle Bacillen der Welt vergessen, um ungestört die Stunde genießen zu können, welche das Schicksal ihr bot. Aber — „die Pflicht vor Allem!" lautete ihr Wahlspruch, und nach dem richtete sie sich.

So erzählte sie denn dem Gatten mit fliegendem Athem und schreckenerregenden Beiwörtern die ganze Geschichte. Herr von Feldeck verstand das musterhafte Hochdeutsch seiner gebildeten Gattin überhaupt schlecht, am allerschlechtesten aber, wenn es mit hochtrabenden Bei- und Fremdwörtern garnirt war. Für ihn hatte das, was sie vorbrachte, weder Hand noch Fuß. Nur so viel hörte er aus all' dem heraus, daß seine Frau schon wieder im Begriffe stand, einen „Krawall" heraufzubeschwören. Und diesmal riß ihm die Geduld, — die Sache war ihm gründlich zuwider. Er zog seine dunklen Augenbrauen zusammen und begann: „So gut ich's verstehe, Ottilie" — mit Mausi war's vorläufig zu Ende — „so gut ich's versteh', handelt sich die ganze Aufregung darum, daß der kleine Stallköter meinem Mädel die Hand geleckt hat!"

„Nicht die Hand," unterbrach sie ihn. „Gott sei Dank, so arg war's nicht, aber den Arm . . . begreifst Du denn nicht, wie gefährlich . . ."

„Nein, ich begreife gar nicht," erwiderte der Gatte trocken; „da der Köter eben so gutmüthig als garstig ist — und gesund dazu, begreif' ich Deine Aufregung gar nicht. Ich bin zwischen Hunden und Pferden aufgewachsen, und wenn meine Eltern jedesmal das halbe Dienstpersonal hätten hinausjagen sollen, sobald mir ein Hund oder ein Pferd die Hand geleckt hatte, da wären wir weit gekommen!"

„Aber Leopold! . . . bedenke den Fortschritt der Wissenschaft! In Deiner Jugend wußte man noch nichts von Bacillen, man konnte nicht daran denken Gefahren vorzubeugen, die man nicht fürchten gelernt hatte!"

„Ach der Teufel hole die Wissenschaft, wenn sie Einem jedes Plaisir vergällt, und mit den ewigen Gefahren, denen man vorbeugen muß, laß mich aus! Etwas muß man doch auch dem lieben Gott überlassen!" schnaubte Leopold.

„Gewiß" — erwidert sie ihm in ihrer belehrenden Weise — „nur nicht zu viel!" — Nach einer Pause hub sie von Neuem an: „Uebrigens weißt Du, was den Gottesbegriff anbelangt . . ."

Da aber hielt sich Herr von Feldeck die Ohren zu und lief davon. Er ertrug viel von seiner gelehrten Frau — nur nicht Vorträge über den „Gottesbegriff".

Natürlich bereute er kurz darauf seine Ungezogenheit und büßte sie ab mit Concessionen.

Schließlich wurde die Angelegenheit folgendermaßen geordnet: die ganze Last der Strafe fiel auf Peterl's schwachen Rücken. Kutscher und Kinderfrau kamen mit einem blauen Auge, d. h. mit einer vernichtenden Strafpredigt davon; aber für Peterl gab's keine Gnade, der mußte binnen drei Tagen entfernt werden. Entweder er kam fort — oder er wurde erschossen.

Bei dem Gedanken, daß sein harmloser kleiner Schützling erschossen werden sollte, weinte der dicke, alte Kutscher wie ein kleines Kind. Und Peterl, der die drei Tage über natürlich den strengsten Hausarrest erdulden mußte, sah ihn mit seinen rührenden Augen immer so traurig an, daß dem Dicken das Herz mit jeder Stunde schwerer wurde.

Die Kutscherfrau rieth ihrem Mann, sich in die Sache zu fügen — „Herrschaft bleibt Herrschaft", sagte sie — „die Herrschaft hat immer Recht — das ist einmal so — und es handelt sich ja doch nur um ein unvernünftiges Thier!"

„Ach' gib Du mir Ruh'," erwiderte der Kutscher — „ein Hund hat oft mehr Verstand als ein Mensch, — und mehr Herz hat er fast immer; Peterl — mein armer Peterl!" Und dabei klopfte er dem kleinen Köter liebevoll auf den Hals, und Peterl wedelte hierauf mit dem Schweif. Aber er sah immer gleich traurig aus, und seine armen, geängstigten Augen fragten deutlich: ‚Was nun?' Er hatte nämlich genau verstanden, um was sich's handelte. Denn wenn die hochmüthigen Menschen, die sich so viel besser und klüger als die Thiere denken, auch nie lernen, die Hundesprache zu verstehen, so verstehen im Gegentheil die Hunde von dem, was die Menschen reden, jedes Wort, — besonders, wenn es auf die Hunde Bezug hat.

Der Kutscher überlegte indessen, wie er es anstellen solle, damit Peterl's Zukunft sich nicht gar zu traurig gestalte. Ihn irgend Jemandem in den umliegenden Ortschaften zu schenken, hätte nichts genützt, da Peterl auf meilenweite Entfernung doch immer den Weg zu seinem geliebten Stallhof und seiner noch geliebteren Liesel zurückgefunden hätte. Er mußte irgendwohin expedirt werden, von wo aus die Gefahr seiner Rückkehr nicht mehr befürchtet zu werden brauchte.

Ein ganzer Tag verstrich; der Kutscher hatte nichts ausgeklügelt zu Peterl's Rettung. Der zweite Tag brach an, die Sonne stieg höher und höher, wendete sich schließlich dem Westen zu; — die Schatten wurden lang — der Kutscher speculirte noch immer. Er hatte indessen Peterl angebunden, damit dieser nicht durch erneuerte Ausflüge in den Park und zärtliche Zusammenkünfte mit Liesel die Empörung der Herrschaften vermehren möchte. Anfangs hatte Peterl geheult und an dem Strick gebissen. Jetzt aber lag er ganz geduldig still vor dem kleinen Hundehaus, das neben die Stallthüre gestellt worden und vor dem er an einen Pflock fest gebunden war. Er hatte sich wie eine Schnecke zusammengedreht und sein Köpfchen unter das Hinterbein gesteckt Er wollte der Zukunft nicht in die Augen sehen.

Der Kutscher saß vor ihm auf einer hölzernen Bank und grübelte noch immer. Einen kurzen Augenblick hatte er daran gedacht, um Peterl's willen den Dienst zu kündigen. Den Gedanken jedoch gab er bald auf. Denn wenn er Peterl liebte, so liebte er auch seine Pferdchen, den schwarzen Lepidus und die blonde Licenz, — er liebte den Stallhof, der mit der Försterei verbunden war, und in dem er mit dem Förster und dem Heger seit beinahe zehn Jahren hauste, — er liebte die Linden im Park, von denen der Geruch im Juni und Juli über die Dächer hinüber in den Stallhof drang, — und vor Allem liebte er Liesel, die ihn manchmal mit ihrer Kinderfrau besuchen kam, und deren Stimmchen girrend und lachend von früh bis Abend aus dem Park herüberklang.

Der Lohn war gut, Arbeit nicht übermäßig und die Herrschaft zu ertragen. Es war eher eine gute Herrschaft. Der Herr war sehr gut, die neue Gnädige . . . freilich, die sekirte oft, — aber bei einem Ehepaar ist immer ein Theil schlimmer als der andere; man muß froh sein, wenn man's aushalten kann. Der Kutscher wußte das aus Erfahrung. Nun, was war zu thun?

Der Heger, dem der Auftrag geworden war, Peterl, falls der Kutscher keine anderweitige Versorgung für ihn ausgekundschaftet hatte, zu erschießen, schritt, das Gewehr über der Schulter durch den Hof, und schielte mit einem recht bösen Blick nach der Hundehütte, vor welcher der unschuldig Verurtheilte noch immer geduldig zusammengekauert lag.

Der Heger und der Kutscher hatten sich wieder einmal in den Haaren gelegen, und der böse Blick war die Folge davon. Sie zankten sich oft, aber das hatte weiter nichts zu bedeuten. Die Versöhnung blieb nicht lange aus. Diesmal war die Sache ernster.

Der Kutscher seufzte tief. — Endlich kam ihm eine Erleuchtung. Er erinnerte sich, daß sein Bruder, der ein Kunstgärtner bei X . . . war, sich einen der weißen Spitze, die er im zarten Kindesalter kennen gelernt, für seine Frau gewünscht hatte. Damals, als die Knirpse noch in tadelloser Schönheit prangten und Katja's mangelhafte Rassenreinheit von Niemandem geahnt wurde, hatte der Kutscher nicht darauf hoffen dürfen, dem Bruder einen der Hunde zuwenden zu können; jetzt aber lagen die Sachen anders. Er schrieb sofort ein paar Zeilen an den Kunstgärtner, und zwar folgendermaßen:

„Milí bratře (lieber Bruder)!

Durch die besondere Gnade meiner Herrschaft, welche sich bewogen fühlte, mir einen Beweis allerhöchsten Wohlgefallens zu geben, ist mir einer der weißen Spitze geschenkt worden. Bitte telegraphire augenblicklich, ob Du noch wünschest, das Thierchen zu besitzen.

Es hat Eile, da ich im entgegengesetzten Fall Jemand anderen damit beglücken möchte; die Leute reißen sich um die weißen Hunde, die, wie Du weißt, eine große Seltenheit sind. Es warten hier fünf darauf — falls Du den Spitz nicht mehr wolltest, würden sie darum loosen. Ich kann sie nicht alle befriedigen und möchte doch Keinen kränken, aber Du gehst natürlich vor. Also telegraphire sofort Deinem Dich liebenden Bruder

Wenzl Petrzilka."

Dieser wahrheitsgetreuen Epistel wurde natürlich die gewünschte Antwort zu Theil, nämlich ein Telegramm des Inhalts: „Hund sofort abschicken!"

Der Kutscher athmete erleichtert auf. Dann betrachtete er Peterl, welchen er sonst immer nur mit Liebe anzusehen pflegte, zum ersten Mal in seinem Leben kritisch.

Peterl befand sich entschieden auf einer ungünstigen Entwicklungsstufe. Was würde der Bruder sagen zu den unverhältnißmäßig großen Ohren, zu dem kahlen Schweif? — Hm ... hm! Das war recht fatal: Peterl würde sich schon herauswachsen, aber leider war der Kutscher der Einzige, der daran glaubte!

Mit schwerem Herzen zimmerte er dem armen Peterl aus Kistendeckeln den Käfig zusammen, in welchem er die Reise antreten sollte. Die Kutscherfrau wusch ihn indessen mit Seife und Soda und knüpfte ihm ein rothes Band um den Hals; dann setzte sie ihm sein Lieblingsgericht, süßen Reisbrei, vor. Aber Peterl merkte, daß etwas Verhängnißvolles im Gange war. Er steckte sein Näschen in den Brei und wandte es gleich darauf ab. Er konnte nichts essen. Die Kutscherfrau redete ihm zu und streichelte sein Köpfchen. Er wedelte mit seinem garstigen Schweif und leckte ihr die Hand, um ihr seine Dankbarkeit zu beweisen, — aber essen konnte er nicht.

Die Kutscherfrau fing an zu weinen, der Kutscher fuhr sie an, dann aber trat ihm selber das Wasser in die Augen.

Als er mit der Kiste fertig war, wurde er nachdenklich.

Es wäre doch zu traurig, wenn der arme Peterl fort müßte, ohne von seiner kleinen Herrin Abschied genommen zu haben. Das meinte die Kutscherfrau auch. Aber wie eine letzte Zusammenkunft herbeiführen?

Wenn es schönes Wetter gewesen wäre, so hätte sich die Sache eher gemacht. Er hätte der Kinderfrau und Liesel aufgelauert im Park. Aber es regnete in Strömen.

Da blieb denn nichts Anderes übrig, als ins Schloß zu schleichen, in das Bügelzimmer einzudringen und eines der Stubenmädchen zu bitten, sich an die Kinderfrau zu wenden mit der Frage, ob sie ihre kleine Schutzbefohlene nicht in den Stall bringen wolle, damit sie von ihrem guten Freund Abschied nehme.

Das Stubenmädchen, welches eine Schwäche für Peterl, nebstbei Gründe hatte, sich mit dem dicken Kutscher gut zu stellen — da er um mehrere ihrer

Geheimnisse wußte, — verfügte sich denn auch ganz bereitwillig in die Kinderstube, kam aber mit der entmuthigenden Nachricht zurück, die Frau Streubel könne der Aufforderung des Herrn Petrzilka nicht nachkommen, so leid es ihr auch thäte; sie habe strenges Verbot. Diesem zuwider zu handeln, hieße ihre Stelle aufs Spiel setzen. Und um die Stelle sei's ihr gar nicht zu thun, Stellen bekäme sie genug und sogar bessere; aber von Liesel wollte sie sich nicht trennen, denn ein reizenderes Kind habe sie auf der Welt nicht gesehen.

Da zog denn der Kutscher wieder ab, in den Stall zurück, wo er sofort seinem Weibe erzählte, wie es ihm im Schlosse ergangen, wobei er natürlich gewaltig auf die Frau Streubel zu schimpfen begann, welche er als eine infame deutsche Intriguantin bezeichnete.

Er selber war nämlich ein Altczeche und hegte die strengsten conservativen und nationalen Ueberzeugungen. Wenn er nüchtern war, äußerten sie sich friedlich. Aber heute hatte er einen Schnaps getrunken, um sich für die bevorstehende Trennung von Peterl zu stärken, — da wurde er immer rabbiat.

Sein Weib fing sofort an, ihm die Leviten zu lesen. — Er gehe viel zu weit und schütte das Kind mit dem Bade aus, — die Frau Streubel sei eine gute Frau, wenn auch eine Deutsche, und daß sie dem Verbot der Herrschaft nicht zuwider handle, sei nur in der Ordnung. „Denn Herschaft bleibt Herrschaft, das hab' ich Dir schon einmal gesagt," erklärte sie.

Der Kutscher antwortete nichts mehr — es brummte ihm der Kopf vor Sorgen und Branntwein. Er wendete sich ein letztes Mal zu Peterl und ließ sich alle seine Kunststücke von ihm vormachen. Peterl führte Alles aus, aber mit so traurigen, geduldigen Augen!

Der Kutscher seufzte, dann klopfte er ihn ein letztes Mal ab, seufzte noch einmal und . . . plötzlich legte er den rothen Zeigefinger an die Stirn. Das bedeutete so viel, als daß in seinem Kopf ein neuer Gedanke aufzudämmern begann. Seine Gedanken brauchten sehr lang zum Ausreifen, dann aber waren sie auch darnach.

Wenzl Petrzilka stand auf, schnitt einen langen Papierstreifen zurecht, denjenigen ähnlich, die den Medicinflaschen an den Hälsen hängen, und schrieb darauf: „Hier ist der Hund! Er heißt Peterl. Bitte, seine Struppigkeit zu verzeihen — diese ist etwas Vorübergehendes und liegt in der Rasse. Er wird noch sehr schön werden. Im Uebrigen kann er apportiren, aufwarten, Purzelbäume schlagen und verlorene Taschentücher finden. — Dein treuer Bruder W. P."

Diesen Steckbrief mußte die Kutscherfrau dem armen Peterl an das Band stecken, welches seinen Hals schmückte.

Und nun hatte die Abschiedsstunde geschlagen — es gab kein Zögern mehr. Peterl wurde in den Lattenkäfig gesteckt. Er wehrte sich, wie er konnte; zweimal entwand er sich seinen Freunden und versteckte sich in die fernste Ecke des Stalls, wo er dann schwanzwedelnd mit Augen, aus denen die Todesangst herausleuchtete, stumm um Gnade flehte. Es nützte nichts — in den Käfig mußte er! Und als er drin war, nagelte der Kutscher den Deckel auf den Käfig. Der Stallbub lud das Gehäuse auf den Einbringwagen, mit dem der Kutscher zur Post fahren sollte, und holperti, polterti ging's hinaus, den

dicht umbuschten Weg hinunter, der aus dem Park führte, und in dem die letzten Regengüsse grausame Risse gemacht hatten.

Peterl rüttelte nicht mehr an den Stäben, er war zu müde zur Verzweiflung. Der letzte Hoffnungsschimmer war in seinem kleinen Hundeherzen gestorben. Elend, zusammengekauert, mit gesträubtem Fell lag er in einer Ecke seines Käfigs . . . Da rief ein feines Stimmchen plötzlich: „Peterl! Peterl!"

Er fuhr auf, er zappelte, tanzte, wedelte.

Die sich bereits senkende Sonne trat aus den Wolken und ihre Strahlen legten sich weich und goldig über das vom letzten Regen noch triefende Gras.

Liesel machte ihren Nachmittagsspaziergang mit Frau Streubel. Jetzt kam sie an der Hand der Gestrengen einen Seitenpfad entlang, der auf die Straße mündete. War es Zufall, oder hatte Frau Streubel ein Einsehen gehabt? Auf Letzteres deutete ein Biscuit in Liesel's Hand.

Der Kutscher hielt. Die Frau Streubel, welche zu finden schien, daß ein Hund im Käfig Niemandem mehr gefährlich vorkommen kann, hob die Kleine so, daß sie dem Peterl das Biscuit zwischen die Stäbe seines hölzernen Kerkers stecken konnte — dann streichelte Liesel noch den Käfig, klopfte mit ihren zarten Patschen darauf herum, rief mit ihrem weichen Stimmchen einmal ums andere: „Peterl! armes Peterl!" bis Frau Streubel erklärte: jetzt sei's genug. — Da zogen die Pferde an, der Wagen setzte sich in Bewegung. — Das Letzte, was Peterl sah, war Liesel, die auf einer hohen, smaragdgrünen Rasenböschung dem davonholpernden Gefährt nachspähte und ihm Kußhändchen zuwarf.

Jetzt wendete sich der Weg. Er sah sie nicht mehr, aber durch das Rauschen der Büsche hindurch hörte er's ein letztes Mal: „Peterl, armes Peterl!"

Er wedelte mit dem Schweif, seufzte auf und — legte sich nieder. Liesel's freundliche Augen hatten ihm ein wenig Muth gemacht. Es würde vielleicht doch nicht gar so schlimm kommen, dachte er.

Nun, schön war's immerhin nicht, was er in den nächsten vierundzwanzig Stunden erlebte. In Folge der Haltestation im Park war der Kutscher nur gerade vor Thorschluß auf die Post gekommen; es blieb ihm nur noch Zeit, den Hund aufzugeben; dann legte er zum Abschied die Hand auf den Käfig, sagte „Adieu, Peterl!" und die Thüre hatte sich hinter ihm geschlossen — Peterl lag ganz verlassen da in der fremden Poststube zwischen verschiedenen Paketen und Kisten, mit denen er eine Viertelstunde später in den gelben, mit einem doppelköpfigen Adler verzierten Wagen verladen wurde, den er bereits bei der Anfahrt vor dem Postgebäude bemerkt hatte. Dann wurde er umgeladen in irgend einen ganz dunklen Raum, wo neben ihm noch ein Hund bellte und verschiedenes Geflügel, jedes nach seiner angebornen Art, Spectakel machte.

Plötzlich schrie etwas draußen langgedehnt, fürchterlich, dann fing der dunkle Raum an sich zu schütteln, die Gänse schnatterten, die Hühner gackerten, ein Kalb blökte, ja die Wände der dunklen Stube selbst schienen zu stöhnen und zu schreien. — Mit Schrecken dachte Peterl, daß dies überhaupt nicht mehr aufhören würde, — daß das die Hölle sei, von der die Frau des Kutschers einmal mit dem Stallbuben gesprochen, die ewige Qual, mit der die Menschen gepeinigt wurden, die nicht hatten folgen wollen.

Aber er war ja gar kein Mensch, nur ein armer kleiner Hund, und er war immer so brav gewesen!

Anfangs drehte er sich in seinem Käfig herum wie ein Kreisel und bellte, bis ihm der Athem verging. — Dann sank er todmüde nieder. Er war heiser — er konnte nicht mehr bellen, und rühren konnte er sich auch nicht mehr, da ihm jeder Knochen in seinem Körperchen wehe that. So ließ er denn Alles über sich ergehen.

Von Zeit zu Zeit blieb die dunkle, närrisch herumtanzende und stöhnende Stube, in welcher er sich befand, stehen, und einer oder der andere von Peterl's Reisegefährten wurde herausgeschoben. Erst das Kalb, dann die Gänse. Peterl sagte sich, endlich würde die Reihe auch an ihn kommen, und das war ein Trost.

Und die Reihe kam auch an ihn. Das weißliche Morgenlicht drang durch die Thür der dunklen Stube, als diese mit einem scharfen Ruck zum dritten Mal stehen blieb.

Ein Mann trat herein, stöberte da und dort herum und wollte wieder fortgehen — gerade, als ob er den Gegenstand, den er gesucht, nicht hätte finden können. Da rief von draußen eine Stimme: „Ich weiß es bestimmt — es muß ein Hund da sein — er ist in Risnitz aufgegeben worden — Abends um 7 Uhr!"

Peterl fing an zu bellen, so laut er mit seinem wunden kleinen Hals noch bellen konnte . . . „Haf . . . haf . . . haf!"

„Hab' ich's nicht gesagt?" rief die Stimme von draußen — „jetzt aber schnell!"

In aller Eile wurde Peterl's Käfig ins Freie gesetzt, und zwar auf die gepflasterte Plattform eines Stationsgebäudes, dessen verwischter Umriß gerade anfing, sich aus der Morgendämmerung herauszuarbeiten.

Peterl erblickte bläulichrosa ins Morgenlicht hereinschillernde Fensterscheiben, eine gelb angestrichene Veranda, mit wildem Wein umrankt, in dem der Morgenthau kühlend von einem Blatt ins andere raschelte.

Er athmete auf, während er sich aus seinem Käfig heraus nach einer neuen Wendung seines Schicksals umsah. Drei oder vier Männer, von denen der eine eine rothe Mütze und blanke Knöpfe an einem blauen Rock trug, hatten sich um den Käfig versammelt, und einer von ihnen, der in einem sauberen bürgerlichen Anzug dem Kutscher Petrzilka sehr ähnlich sah, nur daß er einen Schnurrbart trug, erklärte dem mit den blanken Knöpfen: der soeben angelangte Hund sei „etwas Großartiges", das sein Bruder durch besondere Protection geschenkt bekommen habe, — der Hund heiße „Peter", und sein Großvater sei der Lieblingshund des Kaisers von Rußland.

Nun wurde der Hundekäfig vorsichtig geöffnet.

Die Männer hatten sich herumgestellt, damit der kleine Reisende nicht davonlaufen könne.

Er schien keine Lust dazu zu haben. Freundlich blinzelte er Demjenigen, den er als seinen neuen Herrn erkannte, zu, wedelte mit seinem Schweif.

„Etwas ganz Beson . . .," begann der neue Herr wieder, — aber beim Anblick Peterl's blieben ihm die zwei Silben des eben begonnenen Wortes im Halse stecken.

„So . . . so!" murmelte der Mann mit der rothen Mütze und den blanken Knöpfen, den die Anderen als Herrn Stationschef anredeten.

„Ein allerliebstes, freundliches Hundl," versicherte einer der Packer und begann den verdutzten und verschämten Peterl zu streicheln — „und hübsch wird er auch noch, wenn ich mich nicht sehr irre!"

„Hm! hm! Wie sagten Sie . . . ein sibirischer Bärenhund?" fragte der Stationschef. „Sonderbar! er hat so lange Ohren; Bärenhunde haben gewöhnlich spitze Ohren und einen buschigen Schweif. — Dieser hat keinen buschigen Schweif!"

„Das wird alles noch werden," erklärte überlegen Peterl's neuer Herr, der indessen den Papierstreifen an Peterl's Hals entdeckt hatte. „Ich empfehle mich Ihnen, Herr Stationschef." Damit nahm er Peterl unter den Arm und marschirte mit ihm aus dem Stationsgebäude hinaus bis zu seiner Britzka, die draußen auf der Straße seiner wartete.

Er setzte erst Peterl in den Wagen, sprang dann selber nach und hieß den Kutscher, einen plumpen Bauernburschen in einer carirten Zwilchjacke, zufahren.

„Es ist etwas nicht ganz in der Ordnung," murmelte er, indem er den Hund musterte, der sich bescheiden zu seinen Füßen zusammengeduckt hatte. „Was nur die Rosa dazu sagen wird?"

Die „Rosa" war seine Frau — die Tochter eines Gewürzkrämers aus der nächsten Kreisstadt, der gute Geschäfte gemacht und sich drei Häuser gekauft hatte. Diese drei Häuser waren das Unglück des Kunstgärtners geworden. Erstens hatten sie ihn veranlaßt, seine jetzige Gattin zu ehelichen, und zweitens wurden sie ihm — wie er sich ausdrückte — jedesmal „an den Kopf geworfen," wenn der geringste Anlaß zu Verdrießlichkeiten am ehelichen Horizonte aufdämmerte.

Während er mit Peterl nach Hause fuhr, fürchtete er sich im vorhinein vor den drei Häusern, und rieb sich von Zeit zu Zeit den Kopf, als ob er zukünftige Beulen daran spüre.

Indes ging's mit knarrenden, nach Theer riechenden Rädern über die staubige Straße, in deren Gräben Unkraut wucherte. Der Knecht in der braun und grau carirten Zwilchjacke hielt die Zügel zwischen den Knieen, auf die er seine Ellenbogen gestützt hatte. Er machte einen runden Rücken, sein Kopf sank auf seine Brust, er schlief ein. Sein Herr ließ ihn schlafen. Das Pferd kannte den Weg — es war ein grobknochiges, langbeiniges braunes Pferd mit einem sehr langen Schweif, mit dem es sich unaufhörlich die Fliegen wegwedelte.

Der Kunstgärtner rieb sich noch immer den Kopf. Manchmal warf er einen Blick auf Peterl, der ihn unaufhörlich bittend ansah, als wolle er sagen: ‚Ich weiß, daß ich nicht so hübsch bin, wie Du es erwartet hast, aber ich werde ein so braver Hund sein!' Da fühlte der Gärtner deutlich, wie ihm eine Neigung zu Peterl ins Herz schlich, trotzdem dieser nicht so schön ausgefallen war, wie er es erhofft.

Aber was würde die Rosa sagen?

Neben der Straße begannen jetzt Häuser aufzuragen, — große, schmucklose Häuser, die noch keine regelmäßige Reihe bildeten, und hinter denen Schutt- und Kehrichthaufen sich zwischen Zäunen thürmten, an denen zerrissene Kinderwäsche hing.

Der Kunstgärtner versetzte dem Knecht einen Stoß zwischen die Schulterblätter, um ihn aufzurütteln.

Der Knecht richtete sich auf und rieb sich schläfrig den Rücken seiner braunen Zwilchjacke. Durch eine Gasse, in der es nach Gerberlohe, welkem Gemüse und alten Selcherwaaren roch, ging's in eine Nebenstraße und dann durch ein geöffnetes Gartenthor — man war angekommen.

Zwischen Gemüsebeeten fuhr das Wägelchen, bis zu einem einstöckigen Haus, das oben sechs und unten fünf vor Sauberkeit glänzende Fenster und eine Thüre hatte. Auf der Schwelle der Thür stand mit erwartungsvoll glänzenden Augen die Frau Kunstgärtnerin, die sich der „Kaiserlichen Hoheit" zu Ehren eine schwarzseidene, mit bunten Blumen bestickte Schürze vorgebunden hatte. Der Hund, der Verwandtschaften am russischen Hofe besaß, imponirte ihr, als ob er selber ein Stückchen Großfürst gewesen wäre!

„Wo ist der Hund?" fragte sie.

„Da," erwiderte verschämt der Gärtner, indem er Peterl aus dem Wägelchen helfen wollte. Aber Peterl brauchte keine Unterstützung, er sprang heraus mit der Flinkheit eines Seiltänzers und legte sich der Frau Gärtnerin vor die Füße.

Sie fuhr bei seinem Anblick entsetzt zusammen. „Das ist ja ein ganz gemeiner Köter!" erklärte sie.

Peterl, der wirklich die besten und einschmeichelndsten Absichten gehegt hatte, fühlte sich durch diesen Ausspruch gekränkt und knurrte ärgerlich.

„Das scheint Dir nur so im ersten Moment," entschuldigte der Gärtner den kleinen Ankömmling. „Besieh Dir ihn näher, er hat wunderschöne Augen, er hat Augen wie ein Mensch."

„Ach, was braucht ein Hund Augen zu haben wie ein Mensch! — Auf die Augen sieht man nicht. Ein gemeines Mistvieh ist's — zum Schinder mit ihm!"

„Er wird sich noch machen — da lies," rief der Mann, und er reichte ihr den Papierstreifen, welchen Peterl um den Hals getragen hatte.

Die Gärtnerin, die sich übrigens von ihrem Dienstmädchen „gnädige Frau" tituliren ließ, wurde nachdenklich. „Vielleicht macht er sich wirklich noch," murmelte sie, „aber, weißt Du, Jaroslaw — sehen darf ihn einstweilen Niemand."

„Ist auch nicht nöthig," erklärte der Gatte. „Meinetwegen versteck ihn in der Küche, und wenn die Schwatzbasen kommen, denen Du, wie ich weiß, seine Ankunft schon angekündigt hast, sag ihnen: Se. Durchlaucht sei müd' von der Reise und empfange heute nicht."

Der Gärtner war eine Zeitlang Kammerdiener bei einem Fürsten gewesen, und darum kannte er sich aus in den Sitten der großen Welt.

„Aber jetzt gib dem armen Thiere etwas zu fressen, hörst Du!" fuhr er fort.

Die „Gnädige" führte Peterl in eine sehr sauber gehaltene Küche, wo sie dem Dienstmädchen auftrug, dem Kleinen Milch und Semmel zu verabreichen.

Das Schüsselchen, in welchem ihm diese Leckerbissen vorgesetzt wurden, war zu klein — Peterl machte beim Essen zwei Flecken auf die Erde, das war der Gnädigen ein Greuel. Peterl wurde sofort für seine Ungeschicklichkeit gezüchtigt, aber vorläufig machte er sich nichts daraus.

Er war froh, ein gutes und reinliches Frühstück bekommen zu haben, froh, aus seiner Haft entlassen zu sein — außerdem war er todmüde. Er kauerte sich auf einen Sack zusammen, den das gutmüthige Dienstmädchen hinter dem Herd für ihn ausgebreitet hatte, und schlief ein.

Er träumte von Monplaisir und schlief so fest und träumte so lebendig, daß er sich in der Situation gar nicht zurechtzufinden wußte, als er aufwachte. Mit erschrocken-aufmerksamen Augen blinzelte er in die ihm gänzlich fremde Umgebung hinein. Erst allmählich erinnerte er sich dessen, wo er war, und fühlte zugleich, daß in der Küche der Frau Kunstgärtnerin etwas Besonderes im Anzuge war. Rings um sich hörte er Tellergeklapper und Gläsergeklirr, der Herd sprühte Feuer, in Peterl's Ecke wurde es so heiß, daß er sein Plätzchen verließ und unter den Küchentisch kroch. Aber auch dort war seines Bleibens nicht; das Gepolter, das die Dienstmagd im Verein mit der Gärtnerin auf der Tischplatte ausführte, war so laut und aufregend, daß es ihn an nichts so sehr erinnerte als an seine unvergeßliche Eisenbahnfahrt. — Er verkroch sich unter einen Sessel, weil er das Zuckerstoßen und Mandelhacken über seinem Kopf nicht mehr aushielt. „Bum . . . bum . . . bum! — Bum . . . bum . . . bum!"

Er fing an, melancholisch zu heulen, und erhielt einen Fußtritt.

Nach einer Weile hörte das Gepolter auf, die Gärtnersfrau und das Dienstmädchen waren verschwunden, die Küche füllte sich mit würzigem Duft. Er sah unter dem Sessel hervor, unter dem er sich verdrießlich zusammengerollt hatte, und erblickte auf dem Küchentisch eine große Schüssel voll wunderschöner, dick mit weißem Zucker bestreuter Kuchen.

Die Schüssel übte eine geradezu dämonische Anziehungskraft auf ihn aus. Er war ganz allein. — Erst legte er den Kopf zwischen die Vorderpfoten und machte die Augen zu und zitterte am ganzen Leib aus Angst vor der Versuchung.

Nachdem er ein Weilchen in dieser Stellung verharrt hatte, fühlte er sich überzeugt von der Festigkeit seiner Principien, und davon, daß die Versuchung unfähig sei, über seinen starken Charakter zu siegen. Warum sollte er sich nicht in aller Unschuld und Enthaltsamkeit an dem Anblick der schönen Kuchen erfreuen?

So hob er denn den Kopf, betrachtete die Kuchen und athmete vergnüglich schnuppernd ihren Duft.

Ein Weilchen ließ er sich daran genügen. Aber immer schwerer fiel ihm die Entsagung. Bald lernte er, was viel Klügere und Bessere vor ihm erfahren mußten, daß das einzige Mittel, der Versuchung nicht zu unterliegen, darin besteht, ihr den Rücken zu kehren. Denn es ist nun einmal ein solcher Klapperschlangenzauber in jeglicher Versuchung, daß Derjenige, der ihr ins Gesicht zu sehen wagt, immer den Kürzeren gegen sie zieht.

Peterl's Augen wuchsen sich fest an der Kuchenschüssel, der Mund wässerte ihm vor Eßlust, die würzigen Düfte umschmeichelten aufreizend seine schwarze Nase. — er suchte seine Sehnsucht durch immer intensiveres Schnuppern hinzuhalten, — aber dieser genügsame Genuß war nicht danach, ihn auf die Dauer zu befriedigen.

Volle fünf Minuten währte der Kampf mit seinem besseren Ich, dann streckte er die Waffen — es duftete zu schön! Mit der Kunstfertigkeit, die ihm im Springen eigen war, schwang er sich auf den Tisch hinauf, schnappte nach dem schönsten Kuchen ... Doch kaum hielt er ihn zwischen den Zähnen, so öffnete sich die Thür, das Dienstmädchen trat ein. Peterl erschrak dermaßen, daß er bei einem hastigen Sprunge vom Tisch herunter die ganze Küchenpyramide umstieß, so daß das Gebäck nach allen Seiten hin auf die Erde rollte.

Die Dienstmagd warf ihm in aller Eile einen zürnenden Blick zu; denn ihn zu züchtigen, blieb ihr keine Zeit mehr. — Sie las die Kuchen von der Erde auf, wischte sie mit dem Schürzenzipfel ab, schichtete sie von Neuem auf die Schüssel, von der sie herunter gefallen waren, bestreute die Pyramide mit Zucker und trug sie aus der Küche hinaus an ihren Bestimmungsort — d. h. in die Putzstube. Sie stieß an die Küche und war von dieser nur durch eine mit weißen Gardinen verhängte Glasthür getrennt.

Es war Alles glimpflich abgegangen. Außer dem ersten, gestohlenen Kuchen hatte Peterl noch einen zweiten verzehrt, der unter den Tisch gerollt war, und von dem reichlichen Mahle ermüdet, war er neuerdings eingeschlafen.

Da weckte ihn das Geklirr von Geschirr und Geschnatter von Stimmen, welches aus dem anstoßenden Raume hervortönte.

„Ja, ein wunderschöner Hund!“ hörte er seine Herrin sagen — „in ganz Europa hat Niemand einen so schönen Hund, außer dem Kaiser von Rußland. Sein Vater ist der Liebling des Zaren, der auch Niemandem einen von der Rasse geschenkt hat als dem Kaiser von Deutschland und meinem Schwager ...“ Dann mit einem nachdenklichen Zusatz: „Damit ich nicht lüg'! ich glaube, der König von Dänemark hat auch einen ... ja, ja — der König von Dänemark ... der Deutsche Kaiser ... und wir ...“

„Hm!“ hörte Peterl weiter eine andere Stimme — die Stimme einer Frau, die zwischen jedem Wort schmatzte — „das ist ja sehr interessant, Frau Petrzilka; wie kommt denn Ihr Herr Schwager zu dieser hohen Auszeichnung?“

„Ach, mein Schwager ist Ingenieur, er baut die Eisenbahn zwischen ... zwischen ... ach, wie heißt es nur? ... Gatschina und Sebastopol!“

„So, so, da ist Ihr Herr Schwager ja ein sehr einflußreicher Mann! Hm! hm!“

„Aber natürlich — mein Schwager hat aber auch schon zwei Nihilistencomplotte entdeckt — das erste Mal hat ihm der Kaiser den Wladimirorden geschenkt und das zweite Mal den Hund!“

„Ist es denn nicht gestattet, die Bekanntschaft Seiner Herrlichkeit zu machen?“ fragte nun eine andere, dünne Stimme.

„Ach, leider heute nicht, mein Mann hat ihn nach Podmepitz mitgenommen, um ihn photographiren zu lassen, Frau Apothekerin.“

„Ach wirklich, wie schade!“ — —

Dann hörte Peterl ein Weilchen nichts als das Geklapper von Geschirr, worauf andauerndes Schmatzen folgte, zum Zeichen, daß eine neue Speise aufgetragen worden war.

Nach einer Weile wurde dieses Geräusch von Beiwörtern unterbrochen, als da sind: „ausgezeichnet . . . vorzüglich . . . großartig!“ Zuletzt bat Jemand um das Recept, und dann fragte die dünne Stimme der Apothekerin: „Wie heißt denn dieses merkwürdige Hündchen?“

„Peterl, meine Damen — Peterl. Der Zar selbst hat ihm den Namen gegeben.“

Immer aufmerksamer horchte unser struppiger Freund. Ein Wunsch wandelte ihn an, die Kaffeegesellschaft nicht nur vom Hören, sondern auch vom Sehen kennen zu lernen.

So sprang er denn auf den Stuhl, der vor der Glasthür stand und begann an dem geblümten Vorhang, welcher die Scheiben verhüllte, zu zupfen, erst mit den Pfoten, dann mit seinen spitzigen, weißen Zähnen. Der Vorhang war morsch — ritsch — ratsch riß er entzwei — das Fenster lag bloß, — Peterl, der sich mit den Vorderpfoten auf die Lehne des Sessels stützte, konnte bequem die ganze Gesellschaft übersehen. Sie bestand aus vier Personen und war um einen zum Brechen voll beladenen Tisch gruppirt. Die Kunstgärtnerin saß mit dem Rücken gegen Peterl, der seine großmächtigen Ohren, so gut es anging, spitzte und sofort ein vergnügtes Bellen ausstieß.

„Peterl!“ schrie mit kurzathmiger, tiefer Stimme eine Frau, die ein dunkelrothes Gesicht und ein kaffeebraunes Kleid hatte. „Peterl!“ rief sie noch einmal. Sie war die Frau des Steuereinnehmers.

Peterl bellte noch vergnügter und machte Miene, sich durch die Glasthür in die beste Stube der Frau Kunstgärtnerin zu stürzen.

„Was für ein garstiger Köter!“ bemerkte die Frau mit der dünnen Stimme, die Apothekerin.

Die Dritte am Tisch, ein mageres bescheidenes Mädchen, die Lehrerin an der Industrieschule, meinte nur: „Hübsch ist er nicht, aber ein gutes, freundliches, lustiges Hündchen scheint es zu sein, und wenn er noch jung ist, wächst er sich aus.“

Starr vor Entsetzen, vor Bosheit und gedemüthigter Eitelkeit wendete die Gärtnerin sich um.

„Franzka!“ schrie sie außer sich und mit der Geistesgegenwart der Verzweiflung: „Jag den Köter hinaus; was hat er hier zu schaffen und mir die Küche zu verunreinigen! Marsch!“

„Komm, Peterl, komm her,“ rief die in die Küche zurückgekehrte Franzka. Etwas verdutzt sprang Peterl von seinem Observatorium herunter, und während Franzka ihn hinausführte, hörte er noch die dünne Stimme der Apothekerin sagen: „Ach . . . Sie haben also zwei Hunde, die Peter heißen, Frau Petrzilka!“

(Schluß folgt.)

Im Hauptquartier der II. (schlesischen) Armee 1866
unter dem Oberbefehl
Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

Persönliche Erinnerungen
von
J. von Verdy du Vernois.

[Nachdruck untersagt.]

II. Einrücken in Böhmen. Treffen von Nachod.

Der Vorschlag des Kronprinzen, mit der Armee nach der Neiße abzurücken, war am 10. Juni genehmigt worden, also zu einer Zeit, als der erste Antrag Oesterreichs in Frankfurt a. M., die Mobilmachung der nichtpreußischen Bundescontingente betreffend, noch nicht gestellt und die Entscheidung hierüber daher auch nicht gefällt sein konnte. Dies geschah erst am 11. resp. 14. Juni. Es ist nöthig, dies im Auge zu behalten, um die Bewegungen unserer Armee verstehen zu können, und sich dabei zu erinnern, daß die Offensive der gesammten preußischen Streitkräfte aus dem bereits dargelegten Grunde bis dahin nicht ins Auge gefaßt werden konnte.

Um daher die schlesische Armee nicht vereinzelt dem erwarteten Vorstoße der feindlichen Hauptarmee auszusetzen, war die I. Armee unter Prinz Friedrich Carl angewiesen worden, sich ihr zu nähern; und sie hatte dazu den Marsch auf Görlitz anzutreten. Dieser Marsch erforderte aber noch die Zeit bis zum 18. Juni. Die Lage der schlesischen Armee war daher keineswegs als eine günstige zu betrachten; zwar konnte die I. Armee von Görlitz aus zu Operationen in Schlesien wie zum Einrücken in Sachsen und Böhmen verwandt werden, aber ihre Heranführung bis Neiße hätte einen weiteren Zeitaufwand erfordert, der schwer ins Gewicht fallen mußte, sobald die Oesterreicher frühzeitig die Initiative ergriffen und in Schlesien einfielen.

Mit einem derartigen Einbruch mußte aber sowohl im Großen Hauptquartier wie auch im Hauptquartier unserer Armee gerechnet werden, da die Aufstellung der Oesterreicher um Olmütz auf einen solchen Vorstoß hinwies. Man glaubte sogar annehmen zu können, daß bei vorhergehender Concen-

trirung der österreichischen Kräfte in Mähren, diese im Stande wären, in vierundzwanzig Stunden mit etwa 100 000 Mann vor Neiße zu erscheinen, wenige Tage später sogar mit 150 000 Mann.

Von großem Interesse ist es, hier die Anschauungen der beiden Generalstabs-Chefs Moltke und Blumenthal hervorzuheben. Moltke wies bereits in einem an letzteren gerichteten Schreiben vom 11. Juni darauf hin: „Ich glaube, Sie werden die Ansicht theilen, daß Nichts nachtheiliger sein könnte, als gegen eine entschiedene Ueberlegenheit an der Neiße schlagen zu wollen, wenn wir fünf Tage später auf der Linie Schweidnitz-Breslau 7 Corps versammeln können." Der Brief endigte mit den Worten: „Sie werden an Ort und Stelle besser urtheilen, als ich es von hier aus kann; ich möchte nur warnen, sich nicht fortreißen zu lassen, zum Schlagen unter allen Umständen. Es ist freilich viel leichter, zum Widerstand um jeden Preis zu rathen, als zu einem, wenn auch noch so nöthigen Ausweichen. Ich hoffe, daß wir noch sieben Tage Zeit behalten, um unseren Aufmarsch zu vollenden."

Die Erwiderung des Generals von Blumenthal läßt deutlich erkennen, daß man sich in unserem Hauptquartier vorzugsweise mit dem Gedanken trug, einem Angriffe selbst überlegener feindlicher Kräfte an der Neiße mit der schlesischen Armee entgegen zu treten[1]). Alle Anordnungen wurden getroffen, um eine Aufstellung der gesammten Kräfte für ein Gefecht vorzubereiten, „aus der wir dem Feinde da mit Kraft entgegentreten können, wo er hauptsächlich angreift." Besonders charakteristisch ist in diesem Schreiben demnächst noch der Abschnitt: „Es klingt dies vielleicht Alles kühn, leichtsinnig und übermüthig, aber Eure Excellenz können sich überzeugt halten, daß wir nur nach kaltblütiger Ueberlegung und mit der dringend gebotenen Vorsicht handeln werden. Unsere Aufgabe ist vor der Hand eine defensive, und wenn ich hier von Offensive spreche, so ist nur gemeint, daß wir augenscheinlich günstige Chancen nicht verlieren und nicht an der Defensive-Aufgabe kleben wollen."

Man sieht hieraus wohl unverkennbar, daß bei uns die Stimmung vorherrschte: „Zurückgehen wollen wir nicht; wir lassen es auf eine Schlacht ankommen!" Die Warnungen Moltke's waren daher nicht unberechtigt.

In entscheidender Art änderte sich aber die gesammte Sachlage, als Oesterreich am 11. Juni den bekannten Antrag in Frankfurt a. M. einbrachte und am 14. Juni die Entscheidung über denselben dort erfolgte.

Bereits bei unserem Eintreffen in Neiße fanden wir ein Schreiben des Generals von Moltke an den Kronprinzen vom vorhergehenden Tage vor (13.), in welchem noch auf die Möglichkeit einer Ablehnung des Antrages hingewiesen wurde, worauf wir es alsdann zunächst nur mit Oesterreich allein zu thun hätten. „Wird hingegen der Antrag angenommen, so führt dies unmittelbar zu einer Kriegserklärung an diejenigen unserer Nachbarstaaten, welche gegen uns gestimmt haben . . .

---

[1]) Moltke's militärische Correspondenz. Aus den Dienstvorschriften des Krieges 1866. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

„Das Einrücken eines Teils der I. Armee nach Bautzen oder Löbau wird den Rückzug der am rechten Ufer etwa befindlichen sächsischen Truppen von selbst veranlassen; in wie fern es aber den General Benedek bestimmen wird, einen erheblichen Theil seiner Streitkräfte nach dem nördlichen Böhmen zu dirigiren, läßt sich nicht mit Bestimmtheit voraussehen.

„Euere Königliche Hoheit werden daher zunächst nur mit großer Vorsicht verfahren müssen, um nicht mit der II. Armee in einen Kampf verwickelt zu werden, bevor Sie nicht durch die I. Armee unterstützt werden können . . .“

Noch war der Augenblick nicht gekommen, in welchem es der II. Armee beschieden sein konnte, thatkräftig in die sich entwickelnden Operationen einzugreifen. Wohl war durch das Verfahren Oesterreichs in Frankfurt a. M. der Kriegszustand auch mit dieser Macht eingetreten und somit für uns auch das Ergreifen der Offensive nunmehr außer Zweifel gestellt. Indessen mußten vorher unsere Armeen, welche im Hinblick auf die bisher nur maßgebende Defensive an der langen Grenzlinie weit von einander getrennt standen, zum einheitlichen Handeln näher an einander geführt werden, und dies konnte zunächst in Folge der Gestaltung der Grenze nur durch das Einrücken der Elbarmee in das Königreich Sachsen geschehen. Bis diese aber Sachsen in Besitz nahm, lag immer noch die Möglichkeit vor, daß die feindlichen Hauptkräfte in Schlesien einfielen. Es war daher vorläufig nicht zu vermeiden, daß die schlesische Armee des Kronprinzen zum Schutze dieser Provinz noch einige Tage an der Neiße verblieb, während die I. Armee des Prinzen Friedrich Carl zu Görlitz bereit stand, sowohl uns wie die Elbarmee erforderlichen Falles zu unterstützen, als auch um, mit jener vereint, vom Königreich Sachsen und aus der Lausitz her die Offensive in Böhmen zu ergreifen. Ob dabei unsere Armee ganz oder nur theilweise bei den Operationen in Böhmen mit verwandt werden konnte, hing von den Maßnahmen des Gegners ab und blieb für den Augenblick noch von der weiteren Entwicklung derselben abhängig.

Nach diesen Gesichtspunkten sind demnächst auch die weiteren Anordnungen getroffen worden.

Am 16. Juni begannen die Operationen auf hannöverschem und churhessischen Gebiet von Truppen derjenigen Heerestheile, welche späterhin zur Bildung der Mainarmee Verwendung fanden; in der Nacht vorher erreichte auch die Avantgarde der Elbarmee die sächsische Stadt Riesa. In umsichtig vorbereiteter Weise vollzog sich der Rückzug der Königlich sächsischen Truppen unter der Führung Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Albert nach Böhmen, woselbst das Corps des Grafen Clam-Gallas sich zu ihrer Aufnahme befand.

In Berlin gingen einige Tage nachher Nachrichten ein, welche mit ziemlicher Bestimmtheit vermuthen ließen, daß die österreichischen Hauptkräfte sich aus ihrer Aufstellung um Olmütz nach Böhmen in Marsch setzten. Hierdurch war für Schlesien nur noch wenig zu besorgen, die Entscheidung lag alsdann in Böhmen, und zu dieser mußten alle Kräfte, so weit sie nicht anderweitig in unabweisbarer Dringlichkeit in Anspruch genommen wurden, so schnell als möglich vereinigt werden.

Am 19. Juni Abends ging in Folge dessen bei uns der telegraphische Befehl ein:

„Gemeinschaftliche Offensive nach Böhmen befohlen. I. Armeecorps morgen (den 20.) auf Landeshut in Marsch zu setzen. Bei Neiße verbleibt ein Corps; schriftliche Ordre morgen. gez. v. Moltke."

Wir hatten nunmehr diese Nacht, wie auch — da am 20. die in Aussicht gestellte Ordre eintraf, — die folgende ununterbrochen zu arbeiten, um Alles, was sich für den Augenblick befehlen ließ, anzuordnen, so wie das voraussichtlich noch demnächst Nöthige vorzubereiten.

Die betreffende Ordre wies darauf hin, daß alle Nachrichten eine Concentrirung der feindlichen Hauptmacht in Böhmen wahrscheinlich erscheinen ließen und es der Wille Sr. Majestät sei, daß nunmehr auch die I. Armee (Prinz Friedrich Carl) die Offensive ergreifen sollte, der sich auf ihrem rechten Flügel die Elbarmee anzuschließen hatte.

Die Ordre enthielt ferner die auch für unsere Armee erforderlichen Maßnahmen in den weiteren Sätzen:

„Die erste Armee soll sodann unverzüglich ihren Vormarsch beginnen und hat sich mit dem linken Flügel an das Gebirge zu halten.

„Wenn nun zwar dieses Vorgehen die Entfernung zwischen beiden Armeen abkürzt, so ist doch, um die Vereinigung zu beschleunigen, eine entgegenkommende Bewegung der zweiten Armee unter den jetzt veränderten Umständen nothwendig.

„Das erste Armeecorps ist daher sofort auf Landeshut in Bewegung zu setzen, um erforderlichen Falles über Schreiberhau und Trautenau die erste Armee verstärken zu können.

„An der Neiße darf zunächst nur ein Armeecorps stehen bleiben. Die beiden übrigen sind in der Höhe von Glatz und Frankenstein auf den verschiedenen Straßen so zu echelloniren, daß der größere Theil der Armee in kürzester Zeit bei Landeshut oder bei Neiße weiter versammelt, eventuell die Offensive aus der Grafschaft ergriffen werden kann."

Auch in unserem Stabe hatten sich durch eingegangene Nachrichten die Anzeichen von einem Marsche der österreichischen Nordarmee gemehrt und die Ueberzeugung hervorgerufen, daß unser Rechtsabmarsch nach Böhmen zu einer Nothwendigkeit werden würde. Dieser Gedanke war nach allen Richtungen hin erwogen worden, es konnten nun die erforderlichen Befehle schnell erlassen und die nöthigen Directiven gegeben werden. Um wo möglich den Feind über unsere Absichten zu täuschen, wurden noch folgende Anordnungen getroffen:

Das VI. Armeecorps erhielt Befehl, sich auf dem rechten Ufer der Neiße zusammen zu ziehen und von dort aus über die österreichische Grenze kleinere Abtheilungen vorzutreiben, um dem Gegner glauben zu machen, daß unsere Armee in dieser Richtung mit einem Theile ihrer Kräfte vorgehen werde. Ferner hatte der Kronprinz, schon vor dem Abmarsch von Fürstenstein, bereits befohlen, daß Fourire der verschiedensten Truppentheile nach Oberschlesien entsandt werden sollten, um hierdurch das Gerücht von der Ansammlung größerer Massen in jener entfernteren Gegend auszubreiten.

Am 20. ging demnächst ein weiterer Befehl Sr. Majestät ein, daß am folgenden Morgen bei sämmtlichen gegenüberstehenden österreichischen Vorposten-Commandeuren Schreiben Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen abzugeben seien, des Inhalts: Durch das Verfahren Oesterreichs zu Frankfurt a. M. sei der Kriegszustand factisch ausgebrochen, und hätten die preußischen Truppen daher die Weisung erhalten, demgemäß zu verfahren.

Da wir zur Zeit in die Lage gekommen waren, einigen Anhalt über die Bewegungen des Gegners zu gewinnen, drängte sich uns die Besorgniß auf, daß wir zu spät nach Böhmen hinein gelangen könnten, um bei einem entscheidenden Kampfe bei der Hand zu sein. Seine Königl. Hoheit der Kronprinz wandte sich daher in einem Schreiben am 22. Juni an Se. Majestät, welches, unter Berücksichtigung der allgemeinen Lage, die Ermächtigung erbat, auch mit Seiner Armee sofort in Böhmen einrücken zu dürfen, ferner auch den Wunsch aussprach, das zum Verbleib bei Neiße bestimmte VI. Corps nach der Grafschaft Glatz heranziehen zu dürfen. Dort wäre es noch im Stande, seine, in Deckung der heimathlichen Provinz bestehende Aufgabe zu lösen, andrerseits aber auch bereit, zu einer Entscheidung in Böhmen herangezogen zu werden.

Kaum war jedoch dieser Antrag in Neiße der Post zur Beförderung übergeben worden, als auch ein Telegramm aus Berlin einging:

„Berlin, den 22. Juni Nachmittags.

„Seine Majestät befehlen, daß beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung in der Richtung auf Gitschin aufsuchen. Das VI. Corps bleibt bei Neiße verfügbar.

gez. v. Moltke."

Somit erwies sich die Anschauung des Großen Hauptquartiers in vollster Uebereinstimmung mit der bei uns gewonnenen Ansicht, und der Wunsch des Kronprinzen hatte sich erfüllt, bevor er noch an Allerhöchster Stelle zur Kenntniß gelangte. Auch in Bezug auf die Verwendung des VI. Armeecorps wurde der Vorschlag, dasselbe nach der Grafschaft Glatz heranzuziehen, sobald das Schreiben des Kronprinzen in Berlin eintraf, umgehend telegraphisch dahin beantwortet, daß diese Verwendung ganz dem Ermessen des Ober-Commandos überlassen bliebe.

In einem ferneren Schreiben des Generals von Moltke an Blumenthal vom 24. Juni drückte sich Ersterer noch dahin aus, daß auch er die beabsichtigte Verwendung des VI. Corps für eine sehr zweckmäßige Maßregel hielt. „Ein Vorstoß von Grulich auf Hohenstadt würde sehr wirksam sein und Ihnen vielleicht bei Nachod Erleichterung gewähren."

Während die Colonnen der schlesischen Armee nunmehr in Bewegung zum Einbruch in Böhmen gesetzt wurden, verlegte der Kronprinz am 23. Juni sein Hauptquartier von Neiße nach Schloß Camenz und am 25. nach Eggersdorf, von wo aus am folgenden Tag die böhmische Grenze überschritten werden sollte.

Die Tage in Neiße wurden leider durch einen schweren Schicksalsschlag, welcher den Kronprinzen traf, tief getrübt. Schon am 15. Juni erreichte uns hier die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung Seines Sohnes, des Prinzen Sigismund. Eine weitere Kunde in den nächsten Tagen sprach zwar hoffnungsvoll von einer Besserung, aber diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Bereits am 18. Juni entriß der Tod den jungen Prinzen seinem irdischen Leben. Fern von der geliebten Gemahlin, deren aufopfernde Sorge Er nicht persönlich theilen konnte, in einer Zeit, in der Er selbst bereit war, sein Leben für unseres Volkes Glück und Ehre einzusetzen, trug der Kronprinz, gestärkt durch seine tiefe religiöse Anschauung, den schweren Verlust in bewunderswerther Fassung.

Ihre Majestät die Königin Augusta eilte zu ihrem Sohne, um ihn, wenn auch nur auf wenige Stunden, zu sehen und mit ihrem Troste zur Seite zu stehen. Ihr Eintreffen in Neiße erfolgte am 19. Juni, und die Officiere des Stabes hatten die Ehre, der hohen Frau vorgestellt zu werden. Ihr stets Alles umfassendes Interesse hatte Sie auch bewogen, sich in letzter Zeit genau über diejenigen Männer zu unterrichten, welche bei der Bildung des Hauptquartiers zur näheren Umgebung des Kronprinzen gehörten, und so vermochte Sie es fast bei einem Jeden von uns, in ihren Gesprächen auf Beziehungen des Einzelnen einzugehen. Begleitet war Ihre Majestät von der Fürstin Anton Radziwill, der sie Gelegenheit bieten wollte, ihren Gatten, welcher sich im Generalstabe des Gardecorps befand, vor Beginn der Kämpfe noch einmal zu sehen.

Im Uebrigen nahm seit unserem Eintreffen in Neiße unsere Beschäftigung einen wesentlich anderen Charakter an, als sie in Fürstenstein gehabt hatte. Hier lagen wir nun inmitten des Gebietes, auf welchem wir uns bei einem Vorstoß der Oesterreicher zu schlagen beabsichtigten und auch inmitten der Truppen, welche bestimmt waren, diesen Kampf durchzuführen. Die Bureau-Arbeiten durften im Laufe des Tages nur wenige Stunden in Anspruch nehmen, da es galt, im Gelände selbst sich zunächst gründlich zu orientiren. So wurde auch tags über nur Dasjenige bearbeitet, was einer augenblicklichen Erledigung bedurfte, während für alle mehr vorbereitenden Arbeiten die Nächte benutzt werden mußten.

Die Gegend um Neiße war uns fast Allen vollständig unbekannt. Um so sorgfältiger mußte die Erkundung derselben ausgeführt werden; vor Allem galt es dabei, die Stellungen zu bestimmen, in welcher wir bei der vorausgesetzten Ueberlegenheit des Gegners am günstigsten seinem etwaigen Vorstoß zu begegnen vermochten. Auch der Kronprinz war persönlich in dieser Richtung unausgesetzt thätig; oft wurden die Pferde schon in der Nacht nach weit entlegenen Punkten vorausgeschickt, die wir dann zu Wagen erreichten, und von denen aus das Gelände zu Pferde durchstreift wurde. Hierzu traten noch die Besichtigungen der Vorposten-Aufstellungen, welche südlich der Neiße auf den ins österreichische Gebiet führenden Wegen von den verschiedenen vorgeschobenen Detachements eingenommen waren, sowie die Besichtigung der Festung Neiße und aller derjenigen Truppentheile, welche in erreichbarer Nähe Unterkunft ge-

funden hatten oder bei ihren Märschen die Umgegend von Neiße berührten. Während dieser Ausflüge blieb meistens abwechselnd der Chef des Generalstabes oder der Oberquartiermeister mit einigen Officieren des Stabes in Neiße, um unvorhergesehene Angelegenheiten sofort erledigen zu können. Regelmäßige Vorträge beim Kronprinzen fanden gewöhnlich des Nachmittags statt, und außer den obengenannten beiden Generalen nahmen an denselben diejenigen Officiere Theil, welchen die Bearbeitung der gerade zum Vortrage gelangenden Angelegenheiten zufiel.

Als am 20. Juni der Befehl einging: am nächsten Morgen die Erklärung über den Kriegszustand an die österreichischen Vorposten abzugeben, sagte General Blumenthal im Bureau: „Jetzt dürfte es an der Zeit sein, daß der Kronprinz einen Armeebefehl erläßt", und forderte einige Herren, die augenblicklich nicht beschäftigt waren, auf, einen solchen zu entwerfen. Nachdem dies geschehen, wurden die einzelnen Arbeiten vorgelesen. Zufällig trat der Kronprinz dabei in unser großes Arbeitszimmer und hörte einige Augenblicke zu, ein Lächeln flog über seine Züge, die Fortsetzung aber unterbrach er mit den Worten: „Gebt mir mal Eure Stilübungen her," und ging, nachdem er dieselben zusammengerafft und unter den Arm genommen hatte, mit Mischke in sein Zimmer. Für Ihn war es ja feststehend, daß Er in diesem gewichtigen Augenblick nur aus sich allein heraus zu der Truppe Dasjenige zu sagen vermochte, was ihn ganz erfüllte. Und so währte es auch nicht lange, als Mischke wieder zu uns kam, in der Hand den Armeebefehl, welchen der Kronprinz selbst entworfen hatte und der nunmehr sofort vervielfältigt und an demselben Tage auch ausgegeben wurde.

Dieser lautete:

Armeebefehl.

Neiße, den 20. Juni.

„Soldaten der zweiten Armee! Ihr habt die Worte unseres Königs und Kriegsherrn vernommen! Die Bemühungen Sr. Majestät, dem Lande den Frieden zu erhalten, waren vergeblich. Mit schwerem Herzen, aber stark im Vertrauen auf die Hingebung und Tapferkeit seiner Armee, ist der König entschlossen, zu kämpfen für die Ehre und Unabhängigkeit Preußens, wie für die machtvolle Neugestaltung Deutschlands. Durch die Gnade und das Vertrauen Meines Königlichen Vaters an Eure Spitze gestellt, bin Ich stolz darauf, als der erste Diener Unseres Königs mit Euch Gut und Blut einzusetzen für die heiligsten Güter Unseres Vaterlandes. Soldaten! Zum ersten Male seit über 50 Jahren steht Unserem Heer ein ebenbürtiger Feind gegenüber. Vertraut auf Eure Kräfte, auf unsere bewährten vorzüglichen Waffen und denkt, es gilt denselben Feind zu besiegen, den einst unser größter König mit einem kleinen Heere schlug. Und nun vorwärts mit der alten preußischen Losung: Mit Gott für König und Vaterland! gez. Friedrich Wilhelm."

Im Uebrigen war es eine Zeit größter Spannung, die wir hier in Neiße durchlebten. Zunächst stets in der Erwartung, daß die Oesterreicher, deren Vorposten an der Grenze den unsrigen gegenüberstanden, die Offensive gegen uns ergreifen würden. Für diesen Fall war, wie bereits hervorgehoben

wurde, die Absicht bei uns vorherrschend, ihnen mit den eigenen Kräften der II. Armee entgegen zu treten, eine Absicht, die sich schon in dem Antrage des Kronprinzen bezüglich des Marsches der Armee an die Neiße bekundete. An Drang nach Thaten fehlte es daher nicht, und es kann mithin nicht verwundern, daß die durch die allgemeine Lage bedingte Verzögerung der Operationen eine gewisse Ungeduld hervorrief. Mit um so größerer Freude wurden daher auch die Befehle Sr. Majestät begrüßt, welche alle noch bestehende Ungewißheit lösten, zunächst die Erklärung des Kriegszustandes, dann die Ordre zum Einmarsch in Böhmen.

Allerdings mußte dabei der Weg, den wir vor Kurzem erst in östlicher Richtung verfolgt hatten, nunmehr zum Theil wieder in westlicher Richtung zurückgelegt werden. Wir vermochten in unserem Stabe die Gründe hierfür vollständig zu übersehen, aber in der Truppe mag doch Mancher in jener Zeit etwas den Kopf geschüttelt haben. über dieses Hin- und Herziehen, und dies um so mehr, als eine außergewöhnliche Hitze eingetreten war, welche die Märsche oft recht anstrengend gestaltete. Immerhin hörte man aber auch aus der Truppe die Aeußerung: „Wir verstehen es zwar nicht — aber es wird doch nöthig sein.“ Es gehört in solchen Fällen eben das volle Vertrauen zur obersten Leitung dazu, um mit Zuversicht der Zukunft entgegen sehen zu können.

In umfassender Weise waren Stäbe wie Truppen vom Großen Generalstabe mit allem Hülfsmaterial versehen worden, welches irgend wie von Nutzen sein konnte. Ein äußerst reiches und vortreffliches Kartenmaterial, nicht nur von unseren Provinzen, sondern auch von den anstoßenden österreichischen Kronländern, stand uns in vielen Tausenden von Exemplaren zur Verfügung. Dasselbe wurde ergänzt durch genaue Beschreibungen, sowie geographische und statistische Notizen, welche sich sogar eingehend über jeden Weg durch die vor uns liegenden Gebirge ausließen. Als besonderer Kenner dieses Berglandes trat zu uns der Präsident Graf von Schweidnitz aus Posen, welcher das Hauptquartier begleitete, bis die Armee die Berge durchschritten hatte und an der Elbe in Böhmen angelangt war. Ferner waren übersichtliche Zusammenstellungen über Alles, was zur Kenntniß der österreichischen Armee beitragen konnte, ausgearbeitet worden und gedruckt in kleinen Heften uns zugegangen; selbst eine Charakteristik ihrer Generale, welche sich in den höheren Stellungen befanden, fehlte nicht. Man ersieht daraus, in welcher umfassenden Weise der Große Generalstab schon damals diesem Theile der Vorbereitung für einen möglichen Kriegsfall seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit gewidmet hatte. Glücklicher Weise ließen uns die diplomatischen Verhandlungen vollauf Zeit, dieses so äußerst werthvolle Material gründlich zu studieren, wenn auch manche nächtliche Stunde darauf verwandt werden mußte.

Von Einzelheiten in dieser Periode sei noch Folgendes erwähnt.

Bereits am Tage unseres Einrückens in Neiße fand in unseren Räumen eine kleine Alarmirung statt, indem ein dicht hinter der Kriegsschule befindliches Brodmagazin in Flammen aufging. Am folgenden Tage wurden wir wiederum durch Alarmsignale gestört, welche sich weithin über die Cantonnements und Biwaks der Truppen ausbreiteten. Der Kronprinz mit fast

dem ganzen Stabe begab sich zu Pferde durch Neiße zu der Avantgarde, da von dieser verschiedene Meldungen eingingen, daß die Oesterreicher im Anmarsch wären. Nur Stosch und ich blieben zu Hause und ließen uns in unseren Arbeiten nicht stören, da nach unserer Ansicht die Meldungen falsch sein mußten. So weit wir die Bewegungen des Gegners zu übersehen vermochten, konnte es sich nur um ganz kleine Detachements desselben handeln. Aber auch letzteres war nicht der Fall. Kleine Gruppen von Landarbeitern hatten beim Mähen ihre Jacken ausgezogen, ihre weißen Hemden waren von Weitem für österreichische Uniformen gehalten worden, ihre Sensen, in den Strahlen der Sonne aufleuchtend, für Gewehre. Derartige Täuschungen kommen, namentlich beim Beginn eines Feldzuges, in Folge der allgemeinen Aufregungen häufig vor. Da fällt der Blick bei Veränderungen in der Beleuchtung plötzlich auf einen in weiter Entfernung erst jetzt bemerkbar werdenden dunklen Strich, der sich in der Phantasie zu einer marschirenden Colonne gestaltet, während dies nur eine Hecke ist; jedes Gepolter und wenn es auch nur durch die Hufschläge von einem Pferde gegen die Thüre einer in der Nähe befindlichen Scheune herrührt, wird für einen Kanonenschuß gehalten. Die Zahl der Sinnestäuschungen gerade in diesem Stadium eines Krieges ist eine ungemein große, indes verliert sich die Aufregung späterhin, macht aber dann öfter einer gewissen Sorglosigkeit Platz, die unter Umständen recht schlimme Früchte tragen kann.

Auch unter den Landesbewohnern zeitigt die Erregung, in Folge der Gefahren, die auch ihnen drohen, insbesondere in den Grenzdistricten übertriebene Gerüchte in manchmal kaum glaublicher Weise; andere Nachrichten dagegen tauchen in Folge ihrer Beziehungen zu der jenseits der Grenze ansässigen Bewohnerschaft auf, welche schon ernster genommen werden müssen und einer gründlichen Untersuchung bedürfen. So war, als unser Hauptquartier nach Schloß Camenz kam, überall das Gerücht verbreitet, daß die Oesterreicher an der hier ziemlich nahen Grenze Truppen zusammengezogen hätten und einen Ueberfall beabsichtigten. Das Zusammenziehen eines stärkeren Detachements des Gegners in jener Gegend war keineswegs unmöglich, ein geplanter Ueberfall des Hauptquartiers in Folge der Nähe unserer Truppen dagegen sehr wenig wahrscheinlich, als besondere Uebertreibung aber erschien dabei die mehrfach eingehende Mittheilung, daß die Mannschaften jenes angeblichen Detachements zur Ausführung des Ueberfalles sämmtlich mit Blendlaternen versehen worden wären.

Immerhin veranlaßte die Möglichkeit der Versammlung eines feindlichen Detachements, welches bei der so großen Nähe des Hauptquartiers durch Patrouillen hätte Störungen hervorrufen können, daß einige von unseren Officieren zur Erkundigung vorgeschickt wurden. Diese entdeckten allerdings von der Anwesenheit österreichischer Truppen nichts, aber sie stellten doch fest, daß sich zwischen uns und der Grenze auch keine preußischen Truppen befanden, wie wir dies nach den eingereichten Marschübersichten der einzelnen Corps angenommen hatten. Nun herrschte am Tage wie in der folgenden Nacht ein Ungewitter, mächtige Wolkenzüge sendeten unablässig ihre gewaltigen

Wassermassen herab; wir hatten bei unserem Marsche gesehen, wie sich die Colonnen des V. Armeecorps nur mit der allergrößesten Anstrengung in den völlig aufgeweichten Wegen fort bewegten, dabei hinderte Wolken und Regen jede Fernsicht; es erschien daher fraglich, ob jene Marschcolonnen ihr Ziel auch wirklich erreichen würden. So mußte nunmehr Hauptmann von Rauch mit der Infanterie und Cavallerie unserer Stabswache kleine Feldwachen auf den verschiedenen Wegen vorschieben und während des Sturmes in der Nacht selbst unablässig patrouilliren .... Da — am anderen Morgen, als die Sonne wieder die gesammte Gegend in vollem Lichte beschien, entdeckten wir von der schönen Terrasse des prächtigen Schlosses, von der man eine herrliche Aussicht genießt, daß diese Vorsichtsmaßregeln völlig überflüssig gewesen waren, denn zwischen uns und der Grenze sahen wir nunmehr das Biwak eines großen Theiles des V. Armeecorps. Bei dem Generalcommando dieses Corps waren nämlich auch im Laufe des Nachmittags die Nachrichten von der Ansammlung der Oesterreicher eingegangen und hatten dasselbe veranlaßt, nachdem unsere recognoscirenden Officiere zurückgekehrt waren, eine stärkere Abtheilung dorthin vorzuschieben, wovon wir keine Kenntniß erhielten, so daß unsere Mannschaften vergeblich die Nacht sich abgemüht hatten und ebenso unsere Pferde dieselbe unter dem Sattel oder angespannt vor unseren Wagen unnütz zubringen mußten.

Das Obercommando hatte selbstverständlich das lebhafteste Interesse daran, daß der Rechtsabmarsch unserer Armee hinter der Grafschaft Glatz fort und theilweise durch dieselbe den Oesterreichern nicht zur Kenntniß gelangte oder daß diese wenigstens so spät als möglich etwas davon erfuhren. Die sich beim Einrücken in Böhmen abspielenden Ereignisse ließen auch vermuthen, daß dieser Wunsch theilweise in Erfüllung gegangen ist. Aber man kann bei derartigen Vorgängen nicht vorsichtig genug sein! Ein oder zwei Jahre nach dem Kriege lasen wir zu unserer größten Ueberraschung in der officiellen Bearbeitung desselben durch den österreichischen General-Quartiermeisterstab einige der während des Aufenthaltes an der Neiße zwischen unseren Commandos gewechselte Telegramme und erfuhren, daß diese schon unmittelbar nach ihrer Absendung bereits damals den Oesterreichern bekannt gewesen waren. Unsere Vermuthung ging darauf hinaus, daß in den Wäldern durch Ableitung diese Kenntniß herbeigeführt sein konnte.

Mehrfach wurden uns auch in dieser Zeit Leute zugeführt, welche im Verdacht standen, Spionage zu treiben, doch stellten sich diese Sistirungen stets als Mißgriffe heraus, herbeigeführt allerdings durch große Unvorsichtigkeit der Betreffenden. Unter diesen war auch ein Herr, welcher sich als englischer Officier entpuppte, der in Civilkleidern als Correspondent einer englischen Zeitung die Gegend um Neiße durchstreifte; er fand bei uns nach Feststellung seiner Persönlichkeit eine höfliche Aufnahme, auch lud der Kronprinz ihn zur Mittagstafel ein.

Seitdem wir Schloß Fürstenstein verlassen hatten, waren sämmtliche Officiere und höheren Beamte des Stabes stets Gäste des Kronprinzen bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten, deren einmal festgesetzte Zeiteintheilung, so weit

die Verhältnisse es gestatteten, innegehalten wurden. Dies blieb bis zur Beendigung des Feldzuges, und der besonderen Umsicht des als Hofmarschall functionirenden persönlichen Adjutanten, Premierleutnant Grafen von Eulenburg, war es zu danken, daß für unser leibliches Wohl in ausgiebigster Weise während des ganzen Krieges gesorgt wurde. Bei dem schnellen Verlauf der Operationen hatte die Beschaffung der Lebensmittel nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten zu überwinden, um so mehr als die Zahl der Tischgenossen sich häufig durch Theilnahme von eingetroffenen Ordonnanzofficieren und anderen Passanten plötzlich in unerwarteter Weise vermehrte. Das leutselige Wesen des Kronprinzen, welcher stets unseren Mahlzeiten beiwohnte, gab diesen Vereinigungen einen besonderen Reiz. Das gesammte Feldservice war von Silber, dem jedenfalls eine größere Dauerhaftigkeit innewohnte, als wenn es von Porzellan gewesen wäre; Tassen und Gläser ersetzten ebenfalls silberne Becher.

Am 25. Juni hatte uns unser Ritt bei herrlichem Wetter über das Gebirge von Camenz nach Schloß Eggersdorf, dem Grafen Magnis gehörig, geführt. Der Weg durch die wundervolle Gebirgslandschaft ließ uns die Schönheiten derselben im vollsten Maße genießen. Eggersdorf selbst war stark mit Truppen überlegt; hier stieß auch Colonel Walker zu uns, während der Erbprinz von Hohenzollern und Fürst Pleß bereits in Neiße, Fürst Wied in Camenz bei uns eingetroffen waren. Die Liebenswürdigkeit des Grafen Magnis und seiner Familie ließen uns den letzten Abend, den wir auf heimathlichem Boden verbringen sollten, in einer sehr wohlthuenden Weise verleben, aber auch mancher ernste Gedanke tauchte auf in Hinblick darauf, daß wir am kommenden Morgen den ersten Schritt in Feindesland thun würden. Bis dahin war es nur zu einzelnen kleinen Patrouillen-Zusammenstößen gekommen, eine schwierige Operation mit voraussichtlich sehr ernsten Kämpfen stand uns nunmehr bevor!

Am 25. Juni Abends war die allgemeine Lage folgende:

Die Elb- und I. Armee befanden sich bereits in Böhmen im Vorrücken gegen die Iser, an welcher ihnen nur das I. österreichische und das königlich sächsische Armeecorps gegenüber standen.

Von unserer, der schlesischen Armee, waren die zunächst zum Einrücken bestimmten Armeecorps bis nahe an die böhmische Grenze gelangt: Auf dem rechten Flügel das I. Corps und die Cavalleriedivision zwischen Liebau, Schömberg und Waldenburg, in der Mitte die Garde bei Wünschelberg und Neurode, während der linke Flügel, das V. Corps, Rückerts und Glatz erreichte; ein jedes dieser Corps hatte somit eine der großen Straßen zum Vormarsch zur Verfügung, welche über die Gebirge in Feindesland führten.

Das VI. Armeecorps befand sich zur Zeit noch um Patschkau. Wir wissen, daß es, zum Schutze Schlesiens bestimmt, zunächst noch bei Neiße hatte verbleiben sollen, daß aber der Vorschlag des Kronprinzen vom 22. Juni, dasselbe nach der Grafschaft Glatz heranzuziehen, als zweckmäßig anerkannt und die weitere Verfügung über dieses Corps ganz seinem Entschlusse überlassen worden war. In Folge dessen erhielt das Corps die Weisung, den

Rechtsabmarsch in die Grafschaft Glatz weiter fortzusetzen. Diese Maßregel erwies sich späterhin als besonders nutzbringend. Denn hierdurch wurde es nicht nur angängig, dem General von Steinmetz in seinen schweren Kämpfen bereits am 28. Juni eine wesentliche Unterstützung durch eine verstärkte Brigade des VI. Corps zukommen zu lassen, sondern es wurde auch die rechtzeitige Verwendung des gesammten Armeecorps am entscheidenden Tage auf dem Schlachtfelde von Königgrätz ermöglicht.

Von dem vor uns befindlichen Gegner wußten wir mit Bestimmtheit nur, daß derselbe die Grenze mit Cavallerie beobachtete, hinter welcher sich einige kleinere Infanterie-Abtheilungen befanden, alles Uebrige beruhte meist nur auf Combinationen. Aus diesen ergab sich allerdings ein Anhalt, welcher die Wahrscheinlichkeit in sich schloß, daß unsere Aufgabe, das Gebirge in der nur möglichen Theilung in einzelne Colonnen zu durchschreiten und die Vereinigung mit den anderen Armeen in Richtung auf Gitschin zu suchen, sich zu einer sehr schwierigen gestalten konnte.

Am 11. Juni war in Berlin die Ordre de bataille der österreichischen Armee zur Kenntniß gelangt, mit ihr die Versammlungspunkte der einzelnen Heereskörper. Man wußte nunmehr mit Bestimmtheit, daß diese Versammlung nicht, wie bis dahin angenommen, mit den Hauptkräften in Böhmen und nur in Mähren mit einem Corps erfolgt war, sondern daß gerade umgekehrt der Aufmarsch mit sechs Corps in Mähren stattgefunden hatte, während sich nur ein Corps in Böhmen befand, zu welchem die Sachsen zu stoßen vermochten. Weiterhin erhielt man bis zum 19. Juni einige Andeutungen, welche auf stattfindende Bewegungen innerhalb des Gros der österreichischen Armee schließen ließen und auf die Absicht eines bevorstehenden Abmarsches aus Mähren deuteten. Aber noch am 24. schrieb General von Moltke an Blumenthal: „Mit den Nachrichten steht es trotz aller Mühe schlecht. Bestätigt sich, daß die Oesterreicher sich bei Jung-Bunzlau concentriren, so wäre die Vereinigung unserer Armee gesichert, wenn von beiden Seiten rasch vorgegangen wird!"

Inzwischen hatte man in unserem Hauptquartier jedoch die Ansicht gewonnen, daß die gesammte österreichische Hauptarmee ihren Marsch nach Böhmen angetreten habe; mit ziemlicher Bestimmtheit glaubte man, den 18. Juni als den Tag annehmen zu können, an welchem diese Bewegung begann. Da man nun den bisherigen Standpunkt der Oesterreicher genau kannte, auch das Wegenetz, welches von dort nach Böhmen führte, vollständig zu übersehen vermochte, so war es nicht schwer, unter Festhaltung der Durchschnittsleistung in den Märschen größerer Heerestheile ein Marschtableau zu entwerfen, welches, wenn es auch auf völlige Uebereinstimmung mit den österreichischer Seits thatsächlich erfolgenden Bewegungen keinen Anspruch erheben konnte, doch immerhin einen werthvollen Anhalt zur Beurtheilung der Lage zu bieten vermochte. Wohl konnte der Zeitpunkt des Aufbruches um ein oder zwei Tage falsch angenommen sein, ebenso die Märsche, namentlich durch Einlegen von mehr oder wenigeren Ruhetagen oder durch größere oder geringere Bemessung ihrer Länge nicht völlig stimmen, auch der Bahntransport verschiedene Leistungen aufweisen; jedenfalls blieb aber im Allgemeinen als Er-

gebniß fest stehen, daß in den Tagen, in welchem wir das Gebirge durchschreiten und in das Elbthal hinabsteigen wollten, sich recht beträchtliche Massen der Oesterreicher in unserer unmittelbaren Nähe befinden konnten. Ob diese dann bereits so weit vorgeschritten waren, daß sie den Austritt aus dem Gebirge schon unseren vereinzelten Colonnen zu verwehren vermochten, oder ob wir hoffen durften, diesen Austritt noch ohne Kampf zu bewerkstelligen, dann aber sich größere Massen des Feindes der Fortsetzung unseres Marsches entgegenstellen würden, alles Dies ließ sich mit Bestimmtheit nicht übersehen, wohl aber mußte man sich auf diese Fälle vorbereiten. Die Anordnungen wurden daher so getroffen, daß wir, um dem Schwierigsten gewachsen zu sein, zunächst damit rechneten, daß der Feind uns überhaupt den Austritt aus dem Gebirge versperrte.

War nun der Gegner in seinem Vormarsch jedoch bereits so weit gelangt, daß er seine Hauptkräfte gegen uns zu vereinigen vermochte, so war der Kampf, um so mehr da der Mannschaftsstand der österreichischen Corps ein höherer war, als bei den unsrigen, gegen eine beträchtliche Ueberlegenheit zu führen, ohne daß bei dem noch sehr großen Abstande von der unter Prinz Friedrich Carl heranrückenden Elb- und I. Armee auf irgend welche Unterstützung gerechnet werden konnte. Es war daher nicht ausgeschlossen, daß wir in das Gebirge zurückgeworfen wurden und somit unsere Operation gleich beim Betreten des feindlichen Gebietes scheiterte. Hierauf mußten wir es nun ankommen lassen. Jedenfalls war man in unserem Obercommando durchdrungen von der Ueberzeugung, wo wir auf den Feind stoßen würden, denselben auch ohne Rücksicht auf eine etwaige Ueberlegenheit mit aller Kraft zu bekämpfen. Man sagte sich nämlich: Je mehr feindliche Kräfte wir auf uns ziehen, desto leichter und schneller wird das Vorgehen der beiden anderen Armeen erfolgen. Die Richtung ihres Anmarsches mußte sie aber nach Ueberwältigung des Widerstandes untergeordneter Kräfte in Flanke und Rücken der mit uns ringenden feindlichen Corps führen, so daß dadurch sogar der Rückzug der österreichischen Hauptarmee in Frage gestellt werden konnte.

Daß die Aufgabe der schlesischen Armee unter den obwaltenden Umständen im großen Hauptquartier Sr. Majestät des Königs ebenfalls als eine recht schwierige angesehen wurde, geht auch aus zwei Schreiben des Generals von Moltke hervor.

In dem ersten, an den im Stabe des Prinzen Friedrich Carl befindlichen General von Stülpnagel unter dem 23. Juni gerichteten Briefe heißt es:

„. . . Nicht bloß das I. Corps, sondern die ganze II. Armee rückt auf Arnau vor, so daß sie einen erheblichen, ich fürchte sogar allzu großen Theil der feindlichen Streitkräfte auf sich ziehen wird. Nur ein kräftiges Vorgehen der I. Armee kann die Zweite degagiren."

Und ferner finden sich in einem Schreiben an General von Blumenthal aus Berlin vom 24. Juni die Sätze:

„. . . Das V. Corps hat dort (bei Nachod) eine schwere Aufgabe: die Flankendeckung der ganzen Armee. Es kann leicht kommen, daß General Steinmetz nördlich auf Braunau ausweichen muß. Das Gardecorps muß die Aufnahme sichern; sorgen Sie nur für die richtige und correcte Führung."

Die im ersteren Schreiben befindlichen Worte „allzu großer Theil" waren wohl wesentlich aus dem Grunde gewählt, um die I. Armee zu einem schnelleren Vorgehen zu veranlassen.

26. Juni.

Nach den Befehlen des Kronprinzen sollte am heutigen Tage das I. Armeecorps noch um Liebau und Schömberg verbleiben, das V. Corps sich mit dem Gros der Grenze nähern und eine Avantgarde über dieselbe gegen Nachod vorschieben, während in der Mitte das bisher noch in Folge der Grenzgestaltung zurück befindliche Gardecorps nunmehr in das Gebiet von Braunau in Böhmen einzurücken und je eine Division auf den beiden nach Trautenau und Nachod führenden Straßen vorzuschieben hatte, wodurch der Raum zwischen beiden Flügeln ausgefüllt wurde und diese Divisionen zur Unterstützung des I. bezw. V. Corps bei deren weiterem Vorgehen bereit waren.

Der Kronprinz hatte beschlossen, den Vormarsch des Gardecorps zu begleiten. Früh von Eggersdorf aufbrechend, stießen wir auf der Straße Neurode-Braunau bald auf die Marschcolonne der 1. Garde-Infanteriedivision. Lauter Jubel begrüßte aus allen Reihen den hohen Herrn; besonders war dies der Fall, als der schwarzgelbe Grenzpfahl mit dem österreichischen Doppeladler uns erkennen ließ, daß wir das feindliche Gebiet betraten. Erhebend war es, zu sehen, wie innig die Freude von Officieren und Mannschaften aus allen Gesichtern strahlte, als sie in der großen Suite, welche an ihrer Seite vorbeiritt, den geliebten Kronprinzen erkannten, den sie mit ihren Zurufen begrüßten. Ununterbrochen begleiteten uns Hurrahrufe, sowie der Gesang patriotischer Lieder während des ganzen Rittes. Die Haltung der Truppen war eine vorzügliche, was um so mehr anzuerkennen war, als die große Hitze den Marsch zu einem sehr anstrengenden machte. Dabei war die ganze Adjustirung in einem so vortrefflichen Zustande, daß man eigentlich den Eindruck hatte: die Bataillone rückten zur großen Parade auf dem Tempelhofer Felde aus; nur die ihnen unmittelbar folgenden Patronen- und Sanitätswagen und die größere Zahl der Handpferde deuteten darauf, daß dieser Marsch doch einem anderen Zwecke diente.

Braunau betrat der Kronprinz an der Spitze der Gardefüsiliere. Hier kam für den heutigen Tag das Hauptquartier zu liegen. Zunächst ritt der hohe Herr jedoch noch über die Stadt hinaus, um einen Eindruck von dem vorliegenden Gelände zu gewinnen und die vom Garde-Grenadierregiment Königin bezogene Vorpostenaufstellung zu besichtigen. Auf dem Wege dorthin stießen wir auf drei Mann vom 3. Garde-Ulanenregiment, welche einen Wagen begleiteten, auf dem ein schwer verwundeter österreichischer Dragoner sich befand. Es hatte kurz vorher ein kleiner Patrouillenzusammenstoß stattgefunden, wobei letzterer in Gefangenschaft gefallen war; auch einer der Garde-Ulanen war verwundet. Der Kronprinz ließ sich in ein Gespräch mit diesen Leuten ein, und schon hierbei zeigte sich der innige Antheil, welchen er an Jedem, der sein Blut vergoß, nahm. Als er später nach Braunau zurückkehrte, sandte er sofort seinen Leibarzt in das Lazareth, in welchem die Verwundeten untergebracht waren, um über deren Zustand Bericht zu erhalten.

Hier auf der Chaussee beschenkte er den Garde-Ulanen noch reichlich, indem er ihm dabei sagte: „Sie sind unser erster Verwundeter!“

Da die Vorposten noch über eine Meile südlich Braunau auf der Straße nach Nachod standen, setzte der Kronprinz nur in Begleitung von einigen Officieren den Weg dorthin fort, uns Uebrige aber schickte er nach Braunau zurück, um die erforderlichen Bureauarbeiten zu erledigen.

Die Haltung der Bewohnerschaft erwies sich als eine würdige; dabei kam jedoch nirgends eine uns besonders feindliche Gesinnung zum Ausdruck. Auf dem Lande dagegen fanden wir in den Dörfern, welche wir durchschritten, vielfach die Einwohner geflüchtet.

In der Stadt selbst war inzwischen das 2. Bataillon des 1. Garderegiments zu Fuß eingetroffen. Der Kronprinz verweilte nach seiner Rückkehr noch längere Zeit inmitten desselben, ließ sich dann Vortrag halten und erwiderte den Besuch des Abtes vom dortigen Benedictinerkloster, wobei sich noch Gelegenheit fand, einen Blick in die schöne Kirche desselben zu werfen.

Gegen Abend ging Meldung ein, daß die Avantgarde des V. Armeecorps nach einem kurzen Gefecht sich in den Besitz von Nachod gesetzt habe. Der Gegner hatte nur eine kleine Infanterieabtheilung, sowie etwa zwei Escadron und zwei Geschütze gezeigt.

Vom VI. Armeecorps erfuhren wir, daß es am heutigen Tage, wie befohlen, Glatz und Landeck erreicht hatte. Die Meldung, daß österreichische Abtheilungen in die Südspitze der Grafschaft Glatz eingedrungen waren, hatte das Vorschieben des Corps in dieser Richtung veranlaßt. Die von ihr zunächst befindliche Infanteriebrigade Hoffmann mit dem Dragonerregiment Nr. 8 und zwei Batterien waren auf Befehl des Kronprinzen dem General von Steinmetz vorübergehend zugetheilt worden, um dem V. Corps bei seinem weiteren Vormarsch Flanke und Rücken zu decken; sie traf am Abend des 26. in Alt-Heyde und Neu-Wilmsdorf ein.

27. Juni.

Treffen von Nachod. Bereits mehrere Tage zuvor war in unserem Hauptquartier ein Marschtableau in großen Zügen als allgemeiner Anhalt für den Einmarsch in Böhmen und die Fortsetzung dieser Bewegung in Richtung auf Gitschin vorläufig bis an die Elbe entworfen worden. Nach demselben sollten am 27. Juni das I. Corps Trautenau, die Garde Eypel und Kosteletz, sämmtlich Orte, welche am Fuße des Gebirges liegen, erreichen, während dem V. Corps aufgegeben war, bei Nachod aus dem Gebirge zu treten. Am 28. Juni hatte man die Vereinigung dieser drei Corps an der oberen Elbe bei Arnau, Königinhof und Gradlitz in Aussicht genommen. In wie weit diese Märsche zur Durchführung gelangten, hing lediglich von der Einwirkung des Gegners ab.

Da die Bewegungen am 26. ungestört sich vollzogen hatten, konnten auch für den 27. die oben erwähnten Marschziele aufrecht erhalten werden.

Bei Erreichung derselben erschien es am Wahrscheinlichsten, daß zunächst das V. Corps mit dem Feinde in Berührung treten würde. Denn nach der Vorstellung, welche sich bei uns durch Berechnung der österreichischen Be-

wegungen gebildet hatte, mußten die Marschcolonnen des feindlichen rechten Flügels, von Südosten kommend, die Richtung auf die an der Elbe liegende Festung Josefstadt nehmen. Diese Colonne konnte man auf zwei bis drei Armeecorps schätzen, ihre Marschrichtung mußte, wenigstens theilweise, unweit des aus dem Gebirge heraustretenden V. Armeecorps vorbeiführen. Hatte der Feind Kenntniß von dem Marsche unserer Armee oder wenigstens eines Theiles derselben erhalten, so konnte man voraussetzen, daß er uns mit starken Kräften entgegentreten und sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen würde, diese gegen die einzelnen Colonnen zu verwenden, in denen wir nur das Gebirge zu durchschreiten vermochten. Dem V. Armeecorps stand dann eine schwere Aufgabe bevor. In wie weit unsere rechte Flügelcolonne, das I. Armeecorps und die Cavalleriedivision, beim Marsche auf Trautenau in Berührung mit dem Feinde kommen konnte, ließ sich mit Bestimmtheit nicht übersehen.

Unter diesen Umständen erachtete der Kronprinz es für geboten, sich dorthin zu begeben, wo die Aussicht auf eine ernste Entscheidung nahe lag. Es wurde daher am Morgen des 27. aufgebrochen und die Straße von Braunau auf Nachod eingeschlagen. Gleichzeitig wurden Major v. d. Burg und Hauptmann Mischke von unserem Stabe zum I. Armeecorps gesandt, um über etwaige Ereignisse bei demselben aus eigener Wahrnehmung berichten zu können. Das Gardecorps war auf Eypel dirigirt worden, wohin es den Marsch von Braunau und Umgegend auf zwei verschiedenen Straßen antrat, so daß je eine Division bei Nachod oder Trautenau, wenn an diesen Punkten eine Unterstützung erforderlich werden sollte, einzugreifen vermochten. Die Unterbringung des Hauptquartiers war vorläufig in Hronow, einer Ortschaft an der Straße Braunau—Nachod, in Aussicht genommen worden.

Auf unserem Ritte mußten wir bei der Marschcolonne der 2. Garde-Infanteriedivision vorbei, bei der wegen der überaus großen Hitze einige Truppentheile die Tornister auf Wagen mit sich führten. In Hronow erfuhren wir, daß General von Steinmetz bereits dieser Division die Mittheilung habe zukommen lassen: er wäre ohne Gefecht in den Besitz von Nachod gelangt und bedürfe ihrer Unterstützung für den heutigen Tag nicht. Die Gardedivision bog daher rechts in die Berge ab, um das ihr für diesen Fall gegebene Marschziel — Eypel — zu erreichen. Der Kronprinz ritt mit uns noch durch Hronow hindurch, um einen Einblick in das jenseitige Gelände zu gewinnen. Es kam dabei zur Erwägung, ob es jetzt nicht zweckmäßiger wäre, vom Ritt auf Nachod Abstand zu nehmen und in Hronow zu bleiben, wo man mit den beiden anderen Corps (Garde- und I.) die nähere Verbindung erhielt. Zu unserer Ueberraschung trafen wir hier einen Zug Dragoner vom VI. Armeecorps, welches sich noch auf weite Entfernung in der Grafschaft Glatz befand; derselbe sollte die Verbindung mit dem Gardecorps aufsuchen. Der Kronprinz befand sich noch im Gespräch mit dem Officier, der diesen Zug führte, als aus südlicher Richtung — also aus der Gegend um Nachod — einige Kanonenschüsse, deutlich vernehmbar, herüberschallten.

In Folge dessen schickte mich der Kronprinz nach einer Bergkuppe, welche über die nächsten Höhenzüge hervorragte, um zu sehen, ob man von dort aus

einen Ueberblick über das vorliegende Gelände gewinnen könnte. Der Ritt erforderte wegen der Entfernung und Steilheit der Berge einige Zeit. Während desselben verstärkte sich der Kanonendonner derartig, daß man auf ein ernstes Gefecht schließen konnte. Von der Kuppe selbst hatte man auch keine weitreichende Aussicht: höhere Berggruppen stiegen hinter derselben auf und beschränkten den Gesichtskreis. Als ich nach dem Südausgang von Hronow zurückgelangte, fand ich den Obercommandirenden nicht mehr vor, ebensowenig Jemanden vom Stabe: selbst meine Trainsoldaten waren, statt mich zu erwarten, gefolgt, da sie mein Wegreiten nicht bemerkt hatten. Dagegen standen jetzt, durch das Geschützfeuer herbeigelockt, verschiedene Gruppen von Landesbewohnern auf und neben der Straße. Bereitwillig erhielt ich von diesen auf meine Fragen Antwort. Der Kronprinz war mit seiner Suite von ihnen gesehen worden, wie er in langem Galopp die Richtung auf Nachod eingeschlagen hatte; ich beeilte mich daher, ihm zu folgen. Bald gelangte ich auch in die Nähe der Stadt. Auf den jenseits derselben befindlichen Höhen schien ein heftiges Gefecht zu wogen, starke Wolken von Pulverdampf lagerten über denselben, ununterbrochen schallte Schützenfeuer, gemischt mit Salven und Kanonenschlägen, welche in den Bergen donnerähnlich widerhallten, von dort herüber; auch markirten sich hoch in der Luft über dem Plateau springende Geschosse durch leichte hell gefärbte Wölkchen.

Der letzte Theil des von Norden nach Süden laufenden Weges führt auf dem Hange des Gebirges nach Nachod hinein, links begleitet ihn ein tief liegendes, schmales Wiesenthal, in welchem sich die Mettau schlängelt; jenseits desselben erheben sich die Höhen des Glatzer Gebirgslandes, auf denen sich hier in kurzem Abstande fast parallel mit dem Hronow-Nachodaweg die Grenze entlang zieht und aus welchen, tief eingeschnitten, von Osten her, die von Reinerz aus dem preußischen Gebiet kommende Chaussee die Mettau auf einer Brücke in unmittelbarer Nähe von Nachod überschreitet.

Starke Infanteriecolonnen und mehrere Batterien des V. Armeecorps quollen aus dem engen Defilé hervor und theilten sich, um gleichzeitig die zerstört gewesene, aber wieder hergestellte Chausseebrücke, sowie eine zweite, von Pionieren geschlagene Brücke über die Mettau zu benutzen. Die lauten Hurrahrufe, mit denen jede einzelne Abtheilung die Grenzpfähle begrüßte, schallten ununterbrochen von dort herüber. Vor mir war der Weg von zurückgeschickten Wagen der Avantgarde fast völlig verstopft. Da die Marschrichtung der rechten Flügelabtheilungen aus dem Thale nach der Hronow-Nachoder Straße auf diesen Theil der Straße wies, bemühte ich mich, vor ihrem Eintreffen die Straße frei zu machen, indem ich, wo es anging, die einzelnen Wagen Kehrt machen ließ und sie weiter zurückschickte, die anderen dagegen durch die sie begleitenden Mannschaften zur Seite beförderte.

Unmittelbar darauf konnte ich, da die Straße nunmehr für die Truppen frei war, welche zum Theil in aufgelöster Ordnung den steilen Hang, vom Wiesenthal zur Chaussee erkletterten, meinen Ritt fortsetzen. Wenige Schritte weiter fiel mir links des Weges an dem ersten Hause von Nachod ein todter österreichischer Infanterist, welcher in dem kurzen Gefecht der Avantgarde am

Abend vorher gefallen war, um so mehr auf, als er den im Todeskampf erstarrten Arm mit geballter Faust, wie drohend, uns entgegenstreckte.

In Nachod selbst traf ich auf dem Marktplatz die ersten Wagen mit Verwundeten, die dort abgeladen und in den Häusern untergebracht wurden, sowie bereits eine Anzahl gefangener Oesterreicher. Auch fand ich hier den jungen Fürsten Wied von unserem Stabe, und zwar zu Fuß. Bei dem eiligen Durchreiten des Kronprinzen durch die Stadt war bei dem auf dem Platze durch die zurückkommenden Wagen der Avantgarde und voreilenden Truppen und Munitionswagen entstandenen Gedränge sein Pferd gegen eine Wagendeichsel gerannt und todt hingestürzt. Da sich seine Handpferde noch nicht eingefunden hatten, befand er sich auf der Suche nach einem anderen Pferde. Glücklicher Weise trafen eben einige Dragoner mit Beutepferden ein, so daß sich der Fürst wieder beritten machen konnte. Während er noch die Bescheinigung für die Abgabe eines Pferdes für den Dragoner schrieb, setzte ich meinen Weg weiter fort. Massenhaft kamen hier Verwundete mir entgegen, namentlich auch Cavalleristen, unter ihnen eine beträchtliche Anzahl von Officieren — Dragoner und Ulanen —, welche, von den begleitenden Mannschaften unterstützt, sich theils nur noch mühsam auf ihren Pferden hielten, dazwischen Mannschaften, auf Tragen gebettet, verwundete sowie herrenlos gewordene Pferde, zurückeilende Munitionswagen und Transporte von Gefangenen. Da rechts und links der Straße durch die Beschaffenheit des Geländes kein Platz zum Ausweichen war, konnte man gegen diesen Strom nur mühsam vorwärts gelangen. In der Regel vertheilt sich auf dem Gefechtsfelde Alles, was aus dem Kampf zurückkommt, in größerer Breite; hier im Gebirge ging dies aber nicht an, und da nur eine Straße vorhanden war, mußte sich eben Alles auf dieser zusammendrängen. Auf der Thalsohle war ein mächtiges Verbandzelt aufgeschlagen, und unsere Sanitätsofficiere befanden sich bereits in voller Thätigkeit.

Hier machte ich eine angenehme Erfahrung über die Feuerfestigkeit meines Pferdes, einer Stute kaukasischer Rasse, welche zu den Pferden gehörte, die mir aus Warschau geschickt worden waren. Ich ritt sie heute zum ersten Male. Dicht jenseits des Chausseegrabens sah ich einen leicht verwundeten Infanteristen, der ein mächtiges Holzgefäß aus einer dort aus dem Gestein hervorsprudelnden Quelle mit Wasser füllte. Ich bat ihn, mir einen Schluck zu geben. Der Mann kam in Folge dessen durch den tief eingeschnittenen Chausseegraben zu mir und reichte mir das Gefäß, aus welchem ich trank, indem ich dabei die Zügel fallen ließ. In demselben Augenblicke schlug eine Granate neben uns in den Chausseegraben, bohrte sich tief in denselben ein und explodirte, eine trichterförmige Garbe von Erde, von Feuer und Dampf hoch in die Luft werfend, mit starkem Knall. Jedes andere Pferd hätte unter diesen Umständen wohl einen Satz gemacht, das meinige rührte nicht einen Fuß von der Stelle, sondern wandte nur ruhig den Kopf dorthin, wo die Explosion erfolgt war, so daß ich, im Trinken begriffen, nicht einen Tropfen Wasser vergoß.

Endlich gelangte ich in Fühlung mit unserem Stabe. Denn plötzlich entdeckte ich, nachdem ich durch Altstadt geritten war, in einiger Entfernung vor mir General von Stosch und Premierleutnant v. d. Hude unweit der Chaussee auf einem

sich dort abzweigenden Wege halten. Ersterer theilte mir mit, daß der Kronprinz im Eifer, möglichst schnell einen Ueberblick über den Stand des Gefechtes zu gewinnen, in mitten der Infanterie und abprotzenden Geschütze auf dem Hange des Plateaus, durch zurückjagende Dragoner und herrenlose Pferde arg ins Gedränge gekommen und, ausbiegend, an einem Wäldchen in Infanteriefeuer gerathen wäre. Augenblicklich befände er sich auf einer Höhe nahe bei Altstadt. Der General selbst war hierher geeilt, um die einzelnen Abtheilungen des Gros (die 10. Division) zu dirigiren, von welchem das Regiment 46 bereits im Vorgehen begriffen war. Ich konnte ihm sagen, daß auch das zweite Regiment der 19. Brigade, die Grenadiere Nr. 6, unmittelbar folgte, sowie daß nach meinen Erkundigungen auch die andere Brigade der 10. Division (die 20.) sich mit diesen in unmittelbarem Anschluß befände. Vergnügt lächelte der General und sagte: „Na, bis jetzt stand die Sache nicht besonders; jetzt aber wird es sich schon machen!"

Allerdings machte die Lage, soweit man sie von hier unten im Thale aus beurtheilen konnte, auch jetzt noch einen sehr ernsten Eindruck, und ein schnelles und energisches Eingreifen frischer Kräfte in das Gefecht schien dringend geboten, wenn es nicht einen unglücklichen Ausgang nehmen sollte. Bei Altstadt erweitert sich das Thal etwas, so daß es, von den Höhen eingerahmt, eine kesselartige Gestalt annimmt. Die Chaussee gabelt sich hier in zwei Theile: gerade aus führt sie nach Neustadt ziemlich steil und in Hohlwege eingeschnitten auf die Höhen der Branka und das Plateau von Wenzelsberg, welche sich wie ein Riegel vorlegen, und von denen aus das gesammte Defilée von Nachod und Altstadt in seiner ganzen Ausdehnung beherrscht wird; scharf rechts zweigt sich die Chaussee auf Skalitz ab und tritt, über den nördlichen Hang des Brankaberges ziehend, in das lang gestreckte Dorf Wisokow ein, dessen erste Gehöfte und Gärten hier die Aussicht begrenzen. Nördlich letzterwähnter Chaussee lehnen sich, oft steil abfallend, in verschiedene Gruppen gegliedert, die theilweis bewaldeten Berge an sie heran, während den östlichen Theil der Brankahöhe dichter Wald bestand und sich ihr weiterhin ebenfalls völlig bewaldete Berge anschlossen.

Oben auf den Höhen wogte heftiges Gefecht; es war klar, daß, wenn es den Oesterreichern gelang, unsere dort fechtenden Abtheilungen herunter zu drängen, der ganze Kessel von ihnen beherrscht wurde und die Entwicklung von Unterstützungen schwerlich sich ermöglichen ließ. Es kam daher Alles darauf an, daß unsere bereits oben befindlichen Truppen sich dort so lange hielten, bis die herbeieilenden Bataillone und Batterien das Gros in ausreichender Stärke den Hang erstiegen und festen Fuß auf dem Plateau gefaßt hatten. Aber bereits näherte sich das Gefecht, soweit sich dies aus dem aufsteigenden Pulverdampf von abgegebenen Salven erkennen ließ, an einzelnen Stellen in bedenklicher Weise dem Rande des Plateaus, und jetzt zeigten sich auch schon uns gegenüber ein paar Compagnien im Zurückgehen, welche, den Rand überschreitend, am Abhange Deckung suchten, dann aber wieder Front machten; gleichzeitig bemerkten wir auch weiter links zwei Batterien langsam im Schritt den Hang herunterkommend. Stosch schickte sofort Hude hin, den Batterien den Befehl zu über-

bringen, unverzüglich auf die Höhe zurückzukehren und, was auch eintreten möge, dieselbe nicht zu verlassen. Vor uns sahen wir das erste entwickelte Regiment des Gros bereits an verschiedenen Stellen im Aufstieg nach der Höhe, so daß dort wohl noch rechtzeitig Unterstützung, wenn solche erforderlich sein sollte, eintreten konnte. Hierüber beruhigt, wandten wir unsere Aufmerksamkeit den beiden Batterien zu, wobei wir Hude auf seinem Weg zu ihnen genau verfolgen konnten. Ehe dieser sie jedoch erreicht, sahen wir die Geschütze sich wieder bergauf wenden und über den Rand fort das Plateau erreichen, wo sie unseren Augen entschwanden. Jedenfalls hatte auch an dieser Stelle ein kurze Zeit währendes Zurückgehen unserer Truppen statt gefunden, was späterhin auch durch v. d. Hude bei seiner Rückkehr bestätigt wurde.

Sehr bald war zu bemerken, daß das Gefecht auf den Höhen wieder eine günstige Wendung nahm und unsere Truppen bereits im Vorschreiten waren, noch bevor größere Abtheilungen des Gros in dasselbe einzugreifen vermochten [1]).

Stosch hatte mich inzwischen über den bisherigen Gang des Gefechtes orientirt. Da das V. Armeecorps bei Nachod biwakiren sollte, waren die bereits am Abend vorher hier eingetroffenen Vortruppen bis auf die südlichen Höhen vorgeschoben, und die bereits bis dahin schon große Entfernung vom Gros war dadurch bis auf etwa 3 Meilen ausgedehnt worden. Der am heutigen Tage frühzeitig eingetroffene General von Steinmetz hatte, da die Meldungen nur über beobachtende feindliche Cavallerie berichteten, den Befehl für das im Anmarsch befindliche Corps zum Beziehen der Biwaks bereits erlassen, als die Vorhut auf den Bergen vom Feinde angegriffen wurde. Bei der Wichtigkeit, die Höhen zu behaupten, war die gesammte Avantgarde ins Gefecht geführt, auch die beim Gros befindliche Cavalleriebrigade Wnuck eiligst hervorgeholt worden, so daß es bisher der Avantgarde gelungen sei, sich gegen eine bedeutende Ueberlegenheit des Feindes zu behaupten. Jetzt, wo das Gros des V. Corps in das Gefecht eingriff, erschien der Erfolg gesichert.

Wir warteten nun noch den Anmarsch des Grenadierregimentes Nr. 6 ab, welches sich vor uns in zwei Treffen in Halbbataillone aus der Marschcolonne entwickelte, und dessen Führer der General beim Vorbeimarsch orientirte. Die Mannschaften trieften von Schweiß und waren über und über mit Staub bedeckt; man sah es ihnen an, wie überaus anstrengend der Marsch bei der glühenden Hitze in dem bergigen Gelände und bei der Eile, welche die möglichst schnelle Unterstützung der Kämpfenden bedingte, für sie war; aber man konnte auch gleichzeitig mit freudigem Gefühl beobachten, wie sie darauf brannten, um auch an dem Kampfe Theil zu nehmen.

Stosch dauerte die Entwicklung zu lange; er hätte es am liebsten gesehen, wenn jedes einzelne Halbbataillon, sobald es aufmarschirt war, auch gleich in das Gefecht eingriff; er schickte mich hin, um das Vorgehen zu beschleunigen.

---

[1]) Thatsächlich war der erfolgreiche Widerstand gegen drei österreichische Infanteriebrigaden und den größeren Theil der Kavalleriebrigade Solms durch die $6^{1}/_{2}$ Bataillone, 5 Escadrons, 2 Batterien starke Avantgarde des V. Corps und die combinirte Kavalleriebrigade Wunck (8 Escadrons, 1 Batterie) geleistet worden. Vom Gros hatte sich das vorderste Halbbataillon Priebsch (Regiment 46 dabei noch zu betheiligen vermocht.

Ehe ich jedoch die nächste Abtheilung erreichte, trat die ganze Masse schon an. Der kurze Aufenthalt war durch das Ablegen der Tornister entstanden, eine Erleichterung, die bei der starken Erschöpfung der Mannschaften und dem jetzt bevorstehenden schweren Aufstieg auf den steilen Hang der Höhe wohl gerechtfertigt erschien.

Nachdem das Regiment sich in Bewegung gesetzt hatte und hinter uns, allerdings noch in größerer Entfernung, bereits die Marschcolonne der 2. Brigade des Gros sichtbar wurde, meinte Stosch: „Nun rollt Alles von selbst weiter. Jetzt kommen Sie, wir wollen den Kronprinzen aufsuchen."

Wir wandten uns Altstadt zu. Hierbei schloß sich uns Hauptmann von Hahnke an, der, aus der Gefechtslinie zurückkommend, ein herrenloses österreichisches Cürassierpferd eingefangen und sich mit demselben beritten gemacht hatte, da das seinige bereits erschöpft war.

Wir bemerkten den Kronprinzen mit dem Stabe auf einem kleinen Bergvorsprung nördlich der Chaussee, hart am westlichen Ausgange von Altstadt. Auf demselben befanden sich eine abgeprotzte Batterie und eine oder zwei Compagnien 46er[1]); die Batterie war vom Kronprinzen zurückgehalten worden, als das Gefecht einen rückgängigen Charakter anzunehmen schien, um einen etwaigen Abzug der Kämpfenden auf den Hängen der vorliegenden Höhen zu erleichtern, wozu sich hier ein ausreichendes Schußfeld bot. Der Kronprinz selbst beobachtete mit einem Fernrohr Alles, was sich im Vorgelände nur irgend Bemerkenswerthes zeigte, die linke Hand auf den Säbel gestützt; im Knopfloch trug er eine blaue Kornblume, die er hier gefunden und gepflückt hatte — wie er sich später äußerte: dies als ein gutes Omen betrachtend, indem er dabei an seine erlauchte Gemahlin und die vielfache Bedeutung dieser Blume für sein Haus gedachte. Nicht die geringste Spur von Unruhe oder irgend welcher Aufregung machte sich in der ganzen Haltung des Hohen Herrn bemerkbar; es machte seine ganze Art und Weise zu sprechen wie seine gesammte Haltung den Eindruck, als ob auch nicht das geringste Außergewöhnliche für ihn vorläge, was nicht verfehlt hatte, auch die für ein Gefecht so nothwendige Ruhe und völlige Objectivität seiner ganzen Umgebung mitzutheilen. Als ich mich bei ihm meldete, ohne irgend etwas von dem Berge, auf welchen er mich bei Hronow hinaufgeschickt hatte, zu erwähnen, kam er selbst hierauf zurück, indem er lächelnd zu mir sagte: „Na, Ihren Berg wollen wir uns ein ander Mal besehen!"

Hier auf dem Bergvorsprung hatte man einen etwas weiteren Ueberblick, namentlich nach Südwesten hin; man konnte eine größere Zahl von kleinen Infanteriecolonnen erblicken, auch stärkere Cavallerieabtheilungen. Die Truppen wechselten mehrfach die Plätze, um sich den zahlreichen Granaten zu entziehen, mit denen die Oesterreicher die vorliegenden Höhen und das hinter diesen befindliche Gelände überschütteten. Auch bis zu uns gelangten mehrere derselben; zwei schlugen sogar nur wenige Fuß unterhalb des Standpunktes des Kronprinzen in den steilen Abfall des Bergvorsprunges ein, ohne jedoch zu crepiren.

---

[1]) Halbbataillon Stocki.

Sichtlich nahm das Gefecht einen entschieden günstigen Fortgang. Immer weiter entfernte sich die Feuerlinie vom Rande des Plateaus, immer mehr Halbbataillone und Batterien rückten an verschiedenen Stellen auf den beiden großen Straßen und den Hängen vor und verschwanden, die Höhenrücken erreichend, hinter den Kammlinien derselben. Da ertönten von halb rechts herüber laute Hurrahrufe, die sich immer mehr zu uns hin fortpflanzten, und plötzlich, durch den großen Knäuel, den unsere Reitpferde und unsere Trainsoldaten mit den Handpferden rechts von uns in unmittelbarer Nähe bildeten, sprengte der Hauptmann von Jarotzki, Adjutant im Stabe von Steinmetz, heran, die Meldung überbringend, daß die Dragoner Nr. 8 eine feindliche Standarte erobert hätten. Die Freude war groß! Die erste Trophäe in diesem Kriege! Und noch dazu den tapferen österreichischen Reitern abgerungen, für die wir Alle eine besondere Werthschätzung empfanden. Sie war ehrenvoll verloren gegangen, und die hohe Meinung, welche wir von der österreichischen Cavallerie hegten, hatte sie hier — wie auch späterhin bei allen anderen Gelegenheiten des Feldzuges — auf das Glänzendste gerechtfertigt. Des Kronprinzen Antlitz verklärte sich, in seiner Freude umarmte er Jarotzki, den Ueberbringer dieser glücklichen Nachricht. Unmittelbar darauf brachte ein Dragoner die Standarte selbst; ihm folgte wenige Augenblicke später ein zweiter Reiter mit einer zweiten genommenen Standarte. Der Kronprinz nahm eine derselben in die Hand, trat an den der Chaussee zugewandten Rand des Berges und zeigte sie den unten vorbei marschirenden Truppen, ihnen einige Worte dabei zurufend, die mit ungeheurem Jubel von diesen begrüßt wurden.

Jetzt stieg der Kronprinz zu Pferde, um sich weiter vor zu begeben; gleich unten auf der Chaussee stießen wir auf den sehr schwer im Unterleibe verwundeten Hauptmann Graf Rittberg vom Regiment 58, der von Krankenträgern zurückgebracht wurde. Der Kronprinz redete ihn an; er war bei voller Besinnung, erkannte den Hohen Herrn sofort, dessen Mittheilung von der Eroberung der beiden Standarten ihm große Freude bereitete, die in rührender Weise zum Ausdruck kam.

Wir schlugen die Richtung auf Wisokow, die Skalitzer Chaussee benutzend, ein. Bald hinter einem einzelnen Gehöft stießen wir auf das 2. schlesische Dragonerregiment Nr. 8, welches in Escadronscolonnen hinter einander, zum Theil auf der großen Straße selbst, bis zu den ersten Gehöften von Wisokow, gegen Einsicht vom Feinde gedeckt, hielt. Vorne trafen wir den Commandeur desselben, Oberstleutnant von Wichmann, der bis vor Kurzem noch dem Generalstabe angehört hatte, von einem Hiebe im Gesicht noch blutüberströmt, mit zerfetztem Waffenrock. Aus vollem Herzen spendete der Kronprinz dem wackeren Führer und den tapferen Dragonern des neu errichteten Regiments warme Worte des Dankes und der Anerkennung unter dem Jubel der Truppe für die erste glänzende Waffenthat. Freudestrahlend berichtete Wichmann über die Einzelheiten des Kampfes: wie seine Dragoner mit den österreichischen Cürassieren im heftigen Handgemenge gewesen, dann, kaum gesammelt, feindliche Infanterie attakirt hatten. Der Verlust des Officiercorps war ein beträchtlicher; er bezifferte sich fast auf die Hälfte desselben: drei todt, sechs verwundet.

Es ist bekannt, daß der Kronprinz später zum Chef dieses Regimentes ernannt wurde und stets, wenn die Umstände es nicht durchaus anders geboten, die Uniform desselben trug.

Von den Dragonern wandte sich der Kronprinz zu dem in geringer Entfernung links davon befindlichen westpreußischen Ulanenregiment Nr. 1, welches ebenfalls den Kampf mit den österreichischen Cürassieren des Prinzen Solms in ruhmvoller Weise bestanden hatte. Das Regiment war hinter dem aus dem östlichen Theil von Wisokow nach der Neustädter Straße führenden Feldweg in Escadronscolonnen neben einander aufgestellt, und zwar ebenfalls derartig, daß es der Einsicht Seitens des Feindes entzogen blieb. Eine Strecke vor ihm, auf einer Stelle, von der aus man einen Ueberblick weithin in das Gelände hatte, hielt der Commandeur dieser Brigade, Generalmajor von Wnuck, durch einen Hieb am hinteren Theile des Kopfes ebenfalls leicht verwundet. Schwerer verletzt war in dem Reitergefecht der Commandeur der Ulanen, Oberst von Treskow, der bereits zurücktransportirt worden war. Um auf den Standpunkt des Regiments nicht die Aufmerksamkeit des Gegners zu ziehen, war angeordnet worden, daß dasselbe von einer lauten Begrüßung des Obercommandirenden Abstand nehmen sollte. Auch hier spendete Se. Königl. Hoheit dem General wie dem Regiment seine höchste Anerkennung, und um wenigstens einem der braven Leute die Hand drücken zu können, reichte er die seine dem Standartenträger. Während des Verweilens des Kronprinzen vor dem Regiment sausten wieder ein paar Granaten dicht über dasselbe hinweg und schlugen hinter ihm ein. Weiter links von den Ulanen standen Batterien von uns noch im langsamen Feuer und beschossen sich mit österreichischen Batterien, welche jedoch bereits auf weite Entfernungen zurückgegangen waren. So gewann man den Eindruck, daß das Gefecht beendet sei, eine Anschauung, die sich sehr bald als noch nicht zutreffend erweisen sollte.

Bevor unser Ritt weiter fortgesetzt wurde, erschien es angezeigt, die eingetretene Ruhe zu benutzen, um die unter der Hitze sehr leidenden Pferde durch Tränken zu erfrischen. Während der Kronprinz sich mit den übrigen Herren deshalb nach Wisokow wandte, dirigirte ich mich, da ich schon Gelegenheit genommen hatte, mein Pferd zu tränken, nach dem nördlich von Wenzelsberg liegenden Wäldchen, in der Hoffnung, von dort aus mehr vom Feinde zu sehen, als dies von unserem letzten Aufenthaltsort aus möglich war.

Hierbei stieß ich auf einige quer über das Feld ziehende Infanteristen, in deren Mitte ein Tambour eine Fahne trug. Sie gaben mir die Auskunft, daß sie dieselbe auf dem Felde gefunden hätten; zunächst machte diese Fahne, welche wohlerhalten war, in Folge der auf ihrem Tuche befindlichen Figur eines Heiligen den Eindruck einer Kirchenfahne, wie solche bei Processionen geführt werden; ich überzeugte mich jedoch sehr bald, daß es eine Truppenfahne war, und schickte die Leute mit ihr nach Wisokow, um sie dort dem Kronprinzen vorzustellen. Erst lange nachher ergab sich, daß diese Fahne dem österreichischen Regiment angehörte, dessen Oberstinhaber unser Kronprinz war und dessen Namen es führte. Ein eigenthümlicher Zufall, daß gerade die erste eroberte österreichische Infanteriefahne, welche der Hohe Herr zu sehen bekam, eine seines eigenen Regiments war!

Indem ich weiter vorritt, zeigte es sich jedoch bald, daß auch dort nichts weiter zu sehen war als die starke feindliche Artillerielinie, aus der jetzt nur noch vereinzelt Schüsse fielen. Den Abzug der Infanterie des Gegners entzog das mit hohem Getreide bestandene und vielfach durch Dörfer, kleine Büsche und wellenförmige Erhebungen durchsetzte Gelände der Einsicht. Ich wandte mich daher wieder nach Wisokow, und in der Hoffnung, nördlich des Dorfes vielleicht mehr zu sehen, durchritt ich es etwa in der Mitte, wo die große Straße tief eingeschnitten ist, und erkletterte mit meinem Pferde auf einen schmalen und steilen Fußpfad den jenseitigen Hang. Der Pfad führte unmittelbar in ein Gehöft hinein, dessen Wohngebäude mir zur Rechten blieb, während eine an dasselbe stoßende große Scheune sich quer vorlegte, so daß ich im ersten Augenblick nur wenige Schritte weit sehen konnte. Als ich eben mit dem Pferde um die Ecke der Scheune biegen wollte, bemerkte ich, daß an der Hecke, welche etwa hundert Schritt vor mir das Grundstück abschloß, einige dunkle Gestalten mühsam im Weiterschreiten längs derselben mit vorgebeugten Köpfen sich bewegten, andere folgten; den Berghang eben ersteigend, und über dem hohen Getreide fort blitzten die Gewehrläufe geschlossener Colonnen, die sich ebenfalls im Vormarsch befanden, an verschiedenen Stellen herüber. Es war kein Zweifel möglich! Die dunklen Mäntel, in welchen die einzelnen Leute einherschritten, die eigenartigen Tschakos, welche im ersten Augenblick mir wie die Käppis unserer Jäger erschienen, sowie die Richtung des Marsches der Colonnen ließen mir deutlich zum Bewußtsein kommen, daß hier ganz unerwartet stärkere feindliche Abtheilungen im Vorrücken begriffen waren, die sich gegen die Umfassung des Dorfes durch eine dünne Schützenkette sicherten.

Glücklicher Weise übersah ich dies alles mit einem Blicke, als mein Pferd erst zur Hälfte über die mich deckende Wand der Scheune vorgetreten war, so daß ich, ohne bemerkt worden zu sein, es sofort zurückzuziehen vermochte. Wenige Galoppsprünge führten mich an den Rand des Hohlweges, in dem ich vorhin beim Durchreiten in einiger Entfernung eine stärkere Infanterieabtheilung bemerkt hatte, die bei den zusammengesetzten Gewehren ruhte. Ich rief dieser schon von Weitem zu: „An die Gewehre!“ und theilte dem Führer mit, was oben auf der Höhe vorging. Das Halbbataillon erkletterte auch sofort die Ränder, während ich, in der Ueberzeugung, daß sich der Kronprinz in der Nähe befinden mußte, weiter eilte, damit er nicht dem Gewoge des sich überraschend hier entspinnenden Kampfes ausgesetzt würde. Nur wenige Schritte von dem eben erwähnten Truppentheil entfernt, sah ich, um einen Vorsprung des Hohlweges biegend, die Herren unseres Stabes, größtentheils zu Fuß, an einem Gehöfte. Der Kronprinz selbst befand sich in demselben, da dort eine Anzahl Verwundeter lag, die er persönlich hatte sprechen wollen. Auf meine Mittheilung an den General von Blumenthal über die Lage holte dieser den Kronprinzen schleunigst heraus, und dann ritten wir den Hohlweg weiter zurück, zwischen hastig voreilende Truppen hindurch, bis sich Gelegenheit fand, aus demselben herauszubiegen und eine Höhe zu erreichen, von der aus man einige Uebersicht gewann. Auch hier schlug

wieder eine Granate in unserer unmittelbaren Nähe ein und zwar in einem todt daliegenden Pferde.

Bereits bei unserem Abreiten aus Wisokow erscholl lebhaftes Gewehrfeuer sowohl aus dem Dorfe heraus als auch insbesondere auf den nördlich desselben befindlichen Höhen. Wenn auch dieser Angriff frischer österreichischer Streitkräfte aus westlicher Richtung unseren nächsten Truppentheilen sehr überraschend kam, so war er doch andererseits noch rechtzeitig bemerkt worden, und zwar durch den Generalleutnant von Kirchbach, Commandeur der 10. Infanteriedivision, der sofort Abtheilungen der noch im Anmarsch befindlichen Regimenter nördlich der Chaussee und des Dorfes vorgehen ließ. Es kam hier zu einem sehr heftigen Kampf mit dem Gegner, der auch in einzelne Gehöfte eindrang, jedoch schließlich mit großen Verlusten aus den Bergen zurückgeworfen wurde.

Die Einzelheiten des Infanteriegefechtes entzogen sich durch die Gehöfte und Bäume, sowie durch die vielen Falten des bergigen Geländes unseren Blicken; dagegen sahen wir unsere 1. Ulanen am äußersten rechten Flügel zur Attake vorgehen, und bald gewahrten wir zwei österreichische Geschütze, welche ihnen hierbei in die Hände gefallen waren und nun von Ulanen, die auf den Sattelpferden aufgesessen waren, nach der Chaussee zurückgeführt wurden.

Hiermit war auch der letzte — allerdings vorher nicht erwartete — Act des Gefechtes siegreich beendet. Der Erbprinz von Hohenzollern, welcher vom Kronprinzen zum General von Steinmetz geschickt war, um dessen Ansicht über die Lage zu hören, kehrte mit guten Nachrichten zurück und gleich darauf traf auch der Sieger des Tages, der alte Steinmetz, mit seinem Stabe bei uns ein. Als solchen begrüßte ihn der Kronprinz freudigst und umarmte den heldenmüthigen Führer vor den Augen der Truppen.

Deutlich erkannte man auch jetzt den Abzug starker feindlicher Kräfte an verschiedenen Stellen, vorzugsweise in Richtung auf Skalitz.

Mit General von Steinmetz und seinem Stabe wurde nunmehr die gesammte Lage noch gründlich durchgesprochen, sowie die durch sie erforderlich gewordenen allgemeinen Anordnungen für den folgenden Tag getroffen. In Rücksicht darauf, daß der heutige Zusammenstoß des V. Corps mit dem Feinde am 28. stärkere, in der Nähe vermuthete Kräfte desselben auf das Corps ziehen könnte, wurde ihm die Unterstützung vom Gardecorps in Aussicht gestellt.

Nachdem hierauf noch die an Se. Majestät den König zu richtende telegraphische Meldung geschrieben und festgesetzt worden war, daß dem heutigen Kampfe der Name „Schlacht von Nachod“ beigelegt werden sollte, schickte sich Se. Königl. Hoheit an, das Gefechtsfeld zu bereiten, um nähere Kenntniß von den Einzelheiten nehmen und den Truppen seinen Dank und seine Anerkennung aussprechen zu können[1]).

---

[1]) Späterhin trat an Stelle der Bezeichnung „Schlacht“ die eines „Treffens“ oder „Gefechts von Nachod“.

Diesem Ritte über das Gefechtsfeld wohnte ich nicht bei, da ich mir die Erlaubniß erbat, nach Nachod zurückzukehren, um die dorthin gebrachten Gefangenen zu examiniren. Es kam hierbei zunächst darauf an, festzustellen, welche Kräfte der Gegner im Gefecht gezeigt hatte, und gleichzeitig die uns vom Großen Generalstabe übersandte Ordre de bataille der österreichischen Armee in Bezug auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Außerdem war es wünschenswerth, über die bisherigen Bewegungen des Feindes Anhaltspunkte zu erhalten. Selbstverständlich ließ sich Auskunft hierüber nur insoweit erwarten, als der Einzelne in der Truppe Selbsterlebtes mitzutheilen vermochte.

Auf dem Marktplatz von Nachod fand sich bereits eine beträchtliche Anzahl eingebrachter Gefangener vor, welche ich zunächst nach ihren Regimentern rangiren ließ, um mich dann mit Einzelnen von ihnen zu unterhalten. Hierbei ereignete es sich, als ich mich mit Leuten des Regiments Gorizutti nicht recht zu verständigen vermochte, daß ein Jägercorporal aus dem Gliede trat und zu mir sagte: „Herr Officier, die dummen Kerls wissen nichts; fragen Sie mich nur, ich kann Ihnen das alles viel besser sagen." In der That erwies sich dieser Corporal über Erwarten gut unterrichtet. Das schließliche Ergebniß meiner Untersuchung war, daß wir in dem Gefecht das VI. österreichische Corps unter dem Commando des Feldmarschall-Leutnants Baron Ramming und einen Theil der 1. Reserve-Cavalleriedivision gegen uns gehabt hatten. Auffallend war es zunächst, daß sich vom VI. Corps nur die Anwesenheit von drei Brigaden feststellen ließ, doch ergab sich die Theilnahme auch der 4. Brigade sehr bald darauf durch das Eintreffen eines neuen Transportes von Gefangenen, welcher sich nur aus Mannschaften der noch fehlenden Brigade — es war die des Obersten Baron Waldstätten — zusammensetzte. Diese Brigade war es mithin, welche den letzten Angriff in ziemlich überraschender Weise gemacht hatte.

Erfreulich war die Uebereinstimmung, welche die vom Generalstabe aufgestellte Ordre de bataille des Gegners mit seiner thatsächlichen Gliederung aufwies; nur geringe Einzelheiten stimmten nicht. Ferner ließ sich übersehen, daß sich das Corps bereits seit sechs oder sieben Tagen, und zwar ohne Ruhetag, in Bewegung befand und am Morgen aus der Gegend von Opoçno aufgebrochen war, — wenigstens wurden ein paar Ortschaften genannt, die nördlich dieses Städtchens liegen. Allseitig wurde ausgesagt, daß man ein Gefecht nicht erwartet habe.

Ueber die Bewegungen anderer Heerestheile erfolgten nur ganz unsichere Angaben; auffallend war es dagegen, daß Mannschaften der Brigade Waldstätten angaben, schon bei Skalitz angelangt gewesen zu sein, als sie nach dem Gefechtsfelde beordert wurden, ein Punkt, der späterhin am Abend in Hronow noch zu verschiedenen Combinationen über Dasjenige, was der Gegner am heutigen Tage beabsichtigt hatte, Veranlassung bot.

Nachdem ich mit den Mannschaften fertig geworden war, begab ich mich, da ich gehört hatte, daß sich in einem größeren Gebäude — irre ich nicht, so war dies das Rathhaus — eine Anzahl gefangener Officiere befinden sollte, in dasselbe. Es stellte sich jedoch heraus, daß hier nur verwundete Officiere

untergebracht waren, die in geräumigen Stuben auf Stroh gebettet lagen. Ich unterließ daher jede weitere Ausfrage und beschied mich, mich nach etwaigen Wünschen derselben zu erkundigen. In Folge dessen bat mich der durch einen Schuß im Arm verwundete Oberst von Wimpffen, Commandeur eines Infanterieregiments, wenn es möglich wäre, den Feldzeugmeister Graf Wimpffen in Wien, von seinem Schicksal zu benachrichtigen, eine gleiche Bitte sprach mir ein jüngerer Officier bezüglich seiner in Budapest lebenden Eltern aus. Ich schrieb die betreffenden Mittheilungen sofort auf abgerissenem Papier, das zum Einwickeln verwandt gewesen war, nieder, nachdem mir die Aerzte noch beruhigende Erklärungen über die Wunden gegeben hatten, was ich in meinen Zeilen zum Ausdruck brachte. Diese kurzen Bleistiftnotizen übergab ich alsbald auf dem Marktplatz einem Adjutanten des Generalcommandos des V. Armeecorps, den ich zufällig dort traf, mit dem Ersuchen, wenn sich eine geeignete Gelegenheit finden sollte, sie den österreichischen Vorposten übermitteln zu lassen. Thatsächlich sind beide Schreiben auch an ihre Adressen gelangt; leider hat aber das an den Feldzeugmeister Graf Wimpffen gerichtete nur trügerische Hoffnungen erweckt; denn der Oberst erlag nach einiger Zeit doch seiner Verwundung. Wie mir mitgetheilt wurde, war eine Amputation erforderlich geworden, und der Brand hinzugetreten.

Als ich mich eben wieder zu Pferde gesetzt hatte, um zu unserem Stabe zurückzukehren, traf General von Blumenthal mit dem größeren Theile desselben auf dem Marktplatz ein. Der Kronprinz war nur mit seiner nächsten Umgebung auf dem Gefechtsfelde geblieben; alle Anderen mußten jetzt nach Hronow, wo inzwischen für das Hauptquartier Unterkunft besorgt worden war, zurück, um die weiteren obliegenden Arbeiten zu besorgen.

Dort angelangt, wurde zunächst ein ausführlicher Bericht an Se. Majestät den König entworfen, welcher dem Kronprinzen bei seinem Eintreffen vorgelegt werden sollte. Von den anderen Corps fanden wir zunächst noch keine Meldungen im Bureau vor; es waren nur Schriftstücke von untergeordneter Bedeutung bis dahin eingegangen. Dagegen bereitete uns ein chiffrirtes Telegramm einige Schwierigkeiten. Da ich bisher mich unseres Chifferbuches noch nicht bedient hatte, übernahm ich selbst, um mich zu üben, die Entzifferung des Telegramms. Aber schon nach den ersten drei übersetzten Worten schüttelte ich zweifelsvoll den Kopf, ob mir dies gelingen würde, denn was ich herausbrachte, war einfach Unsinn. Ich versuchte es also noch einmal von vorne an, aber mit demselben Resultat. An meiner Befähigung für dieses Geschäft irre werdend ersuchte ich denjenigen Officier, welchem sonst das Dechiffriren oblag, seinerseits das Telegramm zu entziffern. Aber auch er brachte dieselben Worte heraus wie ich: „Wehmüthig — Erinnerung — Vermeiden —“, und in derselben unzusammenhängenden Weise ging es weiter. Entweder war also vom Auftraggeber ein anderes Chiffrirbuch benutzt worden oder eine Verstümmelung erfolgt, die um so eher eintreten konnte, da das Telegramm mehrfach unterwegs abgenommen und bei anderen Stationen wieder aufgegeben worden war. Aus der Unterschrift ergab sich, daß es von der Elbarmee herrührte, aus der Zeitangabe, daß es schon ein paar Tage alt war, sein Inhalt daher jedenfalls

durch die Begebenheiten überholt sein mußte. Als ich nach dem Feldzuge Einsicht in die Acten der Elbarmee bekam, stellte es sich heraus, daß das bewußte Telegramm die Mittheilung über diejenigen Punkte enthielt, welche die einzelnen Abtheilungen derselben einige Tage vor dem 27. Juli erreicht hatten.

Auf Veranlassung Blumenthal's schrieb ich noch eine kurze Uebersicht des heutigen Gefechts zur Veröffentlichung in unseren Zeitungen, damit man in der Heimath so bald als möglich wenigstens einen ungefähren Begriff von dem Verlauf desselben erhielt. Einige Tage später fand ich in einer in Beschlag genommenen österreichischen Zeitung den vollen Wortlaut dieser kurzen Relation wieder. Derselbe war bereits einer Berliner Zeitung entnommen und mit dem Zusatz begleitet: „Jetzt erfahre man in Wien erst durch den Feind, was sich zugetragen habe." Allerdings waren in der ersten Zeit die von der österreichischen Nordarmee veröffentlichten Nachrichten wenig dazu angethan, die Bevölkerung über die Ereignisse aufzuklären.

Indem wir im Bureau auf das Eintreffen Sr. Königl. Hoheit warteten, wurde die Zeit mit nochmaligen Erwägungen über die Lage ausgefüllt, die jedoch um so weniger abschließender Natur sein konnten, als noch keine Nachrichten vorlagen, ob das Garde- und I. Armeecorps ihre für heute vorgeschriebenen Marschziele erreicht hatten. Im Uebrigen machte man sich darüber weiter keine großen Sorgen, da nach den bei Nachod gemachten Erfahrungen man die Ueberzeugung glaubte hegen zu können, daß jedes unserer Corps selbst einem überlegenen Gegner gewachsen sein würde. Ein erster großer Erfolg ist nicht bloß nach außen hin, sondern vor Allem auch für die Stimmung der Betheiligten von ganz bedeutender Wirkung.

Weiter drehte sich unsere gemeinschaftliche Unterhaltung, nachdem alles Nothwendige erledigt war, um die Einzelheiten, die ein Jeder von uns heute auf dem Gefechtsfelde erlebt und beobachtet hatte. Die Truppe hatte sich so vortrefflich geschlagen, wie die höchste Erwartung es sich nur hatte vorstellen können, aber auch dem braven Verhalten der Oesterreicher ließ man volle Gerechtigkeit widerfahren. Vielfach waren sie in Colonnen zum Angriff vorgegangen; um desto mörderischer hatten unsere Zündnadelgewehre gewirkt, unter deren Feuer jeder in solcher Formation geführte Angriff zusammenbrechen mußte. Mit glänzender Festigkeit und Bravour hatte unsere Avantgarde den Angriff der großen Ueberlegenheit, welchem sie ausgesetzt war, zurückgewiesen; schwerlich wäre ihr dies gelungen, wenn sie nicht im Besitz ihrer vortrefflichen Waffe gewesen wäre. Mit besonderem Interesse wurde auch des Reiterkampfes gedacht. Niemand von uns hatte einen solchen bisher erlebt; wir hatten unsere Vorstellungen nur herausbilden können aus den Ueberlieferungen der Veteranen aus dem Befreiungskriege. Diese aber hatten nur gelehrt, daß das Ineinanderreiten zweier größerer Cavallerie-Abtheilungen eine seltene Ausnahme wäre, und daß in der Regel eine von beiden Parteien vor dem Zusammenstoß Kehrt mache, und diese Anschauung war auch in die Lehrbücher übergegangen. Hier hatten sich aber die beiden Gegner durchbrochen, waren ineinander geritten und war ein längeres, hin- und herwogendes Handgemenge entstanden. Dieselbe Erscheinung zeigte sich übrigens, wie wir später erfuhren,

an demselben Tage nicht weit von uns auch noch an anderen Stellen. Bei Czornahora waren die 3. Garde-Ulanen und Mexico-Ulanen, bei Trautenau unsere Lithauer Dragoner mit Windischgrätz-Dragoner in heftiges Handgemenge gerathen und gleiches Verhalten hat sich späterhin in glänzender Weise auf dem Schlachtfelde von Königgrätz auch bei größeren Abtheilungen in den Kämpfen der beiderseitigen Reiterei gezeigt. Indessen übersahen wir es in jenen Stunden in Hronow noch nicht, daß bei dem bei Wisokow stattgefundenen Gefecht der Brigade Wnuck eine beträchliche Ueberlegenheit auf unserer Seite lag; wir glaubten damals noch, daß die Oesterreicher mindestens ebenso stark wie wir gewesen wären.

Wohin sich auch unser Gespräch wandte, immer von Neuem kam es auf unseren fürstlichen Führer zurück. Jeder von uns wußte etwas von ihm zu erzählen, was er gesagt hatte, was an ihm beobachtet worden war. Mit stolzer Freude hatten wir ihn zum ersten Male im Gefecht gesehen, und aufrichtige Bewunderung erfüllte uns über seine unerschütterliche Ruhe, die er in manchem recht ernst hervorgetretenen Moment bewahrt hatte, wie über seine Kaltblütigkeit in der Sphäre der Gefahr und seine klaren Aeußerungen in Beurtheilung der mehrfach wechselnden Gefechtslage. Dabei hatte der Kronprinz inmitten der Aufregung und bei der außergewöhnlichen Hitze des Tages auch körperlich eine seltene Leistungsfähigkeit gezeigt. Als Er endlich nach Sonnenuntergang bei uns eintraf, erschien er, obwohl er mehr als vierzehn Stunden im Sattel zugebracht hatte, so frisch und angeregt, als ob überhaupt keine Anstrengung an ihn heran getreten wäre. Diese Frische erhielt sich aber auch noch weiterhin, obgleich die Verhältnisse ihn nöthigten, noch bis des Morgens um ½2 Uhr aufzubleiben.

General von Blumenthal sagte aber am Abend noch zu uns: „Das nächste Mal müssen wir doch dafür sorgen, daß der Kronprinz sich nicht so exponirt wie heute. Wenn es nöthig ist, dann in Gottes Namen! Aber heute waren wir eigentlich doch nur Zuschauer!"

Der Stab war jetzt wieder vereint, mit Ausnahme vom Fürsten Pleß, welcher mit seinem Gehülfen Salisch in aufopferndster Weise und unermüdlicher Thätigkeit sich den Ansprüchen seiner Stellung als Delegirter der freiwilligen Krankenpflege hingab, überall, wo es noth that, selbst die Hand anlegend. Außer ihnen fehlten noch Burg und Mischke, welche zum I. Armeecorps entsandt gewesen waren, und deren Rückkehr wir mit Spannung entgegen sahen.

Inzwischen hatte auch der innere „häusliche" Dienst unter den sicheren Directiven des Grafen Eulenburg, obwohl denselben auch heute im Gefecht wie auch bei allen anderen Gelegenheiten während des Feldzuges seine Thätigkeit als persönlicher Adjutant voll in Anspruch nahm, mit Sicherheit functionirt, so daß wir gleich nach dem Eintreffen des Kronprinzen an einem frugalen Mahle unsere Lebensgeister zu kräftigen vermochten. Der Kronprinz erzählte hierbei Manches von dem, was er inzwischen gesehen und erlebt hatte: von den massenhaften Verlusten des Feindes, von dem Enthusiasmus, mit welchen ihn die Truppen begrüßt, daß er den Prinzen Adalbert gesprochen, der

im schärfsten Infanteriefeuer sich bewegt, dann von den Verwundeten, die er aufgesucht hatte. Hierbei erfuhr ich auch, daß unter diesen sich General von Olloch, mein alter Lehrer auf der Kriegs-Akademie, befand, dessen anregenden Vorträgen ich viel verdankte, und der demnächst mein sehr wohlwollender Abtheilungschef im Generalstabe gewesen war; seine Verwundung sollte eine recht schwere sein. Ich bedauerte sehr, daß ich erst jetzt davon Kenntniß erhielt, denn da der General in Nachod lag, hätte ich wohl einen Augenblick gefunden, um ihn aufsuchen zu können. Unter den vielen kleinen Zügen, welche der Kronprinz uns noch mittheilte, erinnere ich mich noch, daß er erzählte: wie er zu einer Batterie, die Verluste gehabt, gelangt wäre und in Anerkennung ihrer Thätigkeit dem ihm zunächst stehenden Unterofficier die Hand gegeben habe, da wären sämmtliche Mannschaften der Batterie auf ihn zugestürzt und hätten ihm auch die Hand gedrückt. „Sie können sich denken," setzte der Kronprinz hinzu, „die Händedrücke von den Artilleriefäusten waren kräftig! Ich werde wohl in den nächsten Tagen nur mit der Linken noch schreiben können!" —

Gegen Ende der Mahlzeit erhob sich der Hohe Herr und brachte in kurzen kernigen Worten einen Toast auf den Sieger von Nachod und sein braves Armeecorps aus, in dessen Hochrufe wir Alle mit freudigem Herzen einstimmten.

Obgleich es allmählich spät geworden war und gewiß Mancher von uns nach den Anstrengungen des Tages gern frühzeitig zur Ruhe gegangen wäre, mußte doch noch die Rückkehr von Burg und Mischke abgewartet werden, da wir inzwischen wohl Nachricht vom Gardecorps erhalten hatten, das sein Eintreffen bei Eypel meldete, aber vom I. Corps noch jede Meldung ausstand.

Die Nacht war bereits angebrochen, als endlich beide Officiere unser Hauptquartier wieder erreichten. Die Nachrichten aber, die sie uns brachten, waren recht ernster Natur und keineswegs erfreuliche. Das I. Corps hatte gegen das X. österreichische unter Feldmarschallleutnant Freiherrn von Gablenz ein sehr heftiges Gefecht gehabt, das Anfangs einen günstigen Verlauf nahm, im Laufe des Nachmittags aber durch frisch auftretende Truppen dieses Corps zu einer rückwärtigen Bewegung und schließlich zur Aufgabe von Trautenau geführt hatte. Das Heraustreten des I. Armeecorps, unseres rechten Flügels, von dem aus die Verbindung mit der Armee des Prinzen Friedrich Carl aufgenommen werden sollte, aus dem Gebirge war mithin mißglückt.

Ohne sich mit nutzlosen Betrachtungen über das Ereigniß selbst aufzuhalten, hob der Kronprinz sofort hervor, daß der Unfall reparirt werden müßte, und zwar konnte dies nur dadurch geschehen, daß das in Flanke und Rücken des Gegners bei Eypel befindliche Gardecorps den Auftrag erhielt, gegen Trautenau vorzugehen und sich in den Besitz der Stadt zu setzen. Man rechnete dabei mit Bestimmtheit darauf, daß das I. Armeecorps in Fühlung mit dem Feinde geblieben sei und gleichzeitig denselben in der Front anfassen würde, während die Garde ihm in Flanke und Rücken ginge. Daß General von Bonin mit seinem Corps wieder bis in die alten Quartiere um Liebau und Schömberg zurückgehen würde, wie dies thatsächlich inzwischen ausgeführt wurde, war ein so fernliegender und so unglaublicher Gedanke, daß er überhaupt nicht an uns herantrat. Wie es gekommen war, daß das Anfangs sich siegreich entwickelnde

Treffen sich in eine Niederlage für uns verwandelt hatte, ließ sich zur Zeit nicht übersehen; wir enthielten uns daher zunächst jeder Meinungsäußerung, da die Grundlage, eine solche zu motiviren, uns fehlte. Erst allmählich im Laufe der nächsten Tage klärten sich die einschlagenden Verhältnisse so weit auf, um zu erkennen, daß schwere Fehler in der obersten Führung des Armeecorps wie auch in dem Verfahren einiger anderer höherer Truppenführer die alleinige Schuld daran trugen, daß die Hingabe und Tapferkeit der ostpreußischen Regimenter nicht von dem wohlverdienten Erfolg gekrönt wurden.

Die erforderlichen Befehle wurden, der veränderten Sachlage entsprechend, schnell entworfen und expedirt. Schwer bedauerten wir dabei, daß die Steinmetz zugesagte Unterstützung durch die Garde ausfallen und das V. Corps, nur durch die in der Nähe befindliche Brigade Hoffmann des VI. Corps verstärkt, möglicher Weise dem Anfall starker feindlicher Uebermacht preisgegeben werden mußte. Aber wie die Verhältnisse nun einmal lagen, ließ sich nichts Anderes machen.

Im Uebrigen war die Garde durch den Major v. d. Burg auf seinem Rückritt von Trautenau, welches er etwa um fünf Uhr verlassen hatte, von der Nothwendigkeit einer Unterstützung des I. Armeecorps unterrichtet worden, und ihr commandirender General, der Prinz August von Württemberg, hatte eine solche für den 28. bereits in Aussicht genommen, da sie am Gefechtstage selbst nicht mehr zu ermöglichen war.

Unsere Thätigkeit in dieser Nacht schloß mit einem komischen Intermezzo. Burg und ich waren im Bureau aufgeblieben, um noch die Abschriften einiger Befehle, mit deren Abfassung unsere Schreiber beschäftigt waren, nach ihrer Vollendung zu vergleichen, als der Kriegskorrespondent einer ausländischen Zeitung eintraf. Er war äußerst unglücklich, daß er zu spät gekommen war, und dem heutigen Gefecht beizuwohnen. Da wir beide in dem Augenblick nichts zu thun hatten und es uns ganz angemessen erschien, wenn sich im Auslande eine wahrheitsgetreue Darstellung der Ereignisse verbreitete, dictirten wir ihm eine kurze Relation des Gefechts von Nachod, indem wir ihn gleichzeitig darauf hinwiesen, daß jetzt neue Kämpfe bevorständen und er das für seine Beobachtungen Versäumte reichlich nachholen könnte. Zu unserer Verwunderung aber bedauerte er sehr, nicht hier bleiben zu können, da seine Aufgabe es erfordere, unmittelbar sich nach Berlin zu begeben, um dort zu beobachten, welche Wirkung der heut erfochtene Sieg auf die Bevölkerung hervorbrächte. Hiermit verabschiedete er sich von uns und ließ sich auch ferner nicht mehr bei uns sehen.

Es war bereits zwei Uhr Morgens vorüber, als auch wir uns zur Ruhe begeben konnten.

(Ein dritter Artikel im nächsten Hefte.)

A. Schopenhauer in seinen Beziehungen zu den Naturwissenschaften[1]).

Von

Paul Schultz.

[Nachdruck untersagt.]

„Wo das Rechnen anfängt, hört das Verstehen auf."

Schopenhauer.
S. W. III, S. 94.

Im Jahre 1824 veröffentlichte die Akademie der Wissenschaften zu München eine kurze Uebersicht über die Fortschritte der Physiologie seit dem Anfang des Jahrhunderts; darin werden bei den Fortschritten der Sinneswerkzeuge nur Schopenhauer und Purkinje genannt[2]).

Während Purkinje's Name jedem Physiologen geläufig ist und mehrere seiner Beobachtungen als Phänomene seines Namens in allen Lehrbüchern erwähnt werden, ist es heute noch den Meisten unbekannt, daß der Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung" auch eine bedeutsame, den Fortschritt fördernde Leistung auf dem Gebiete der Sinnesphysiologie soll zu Stande gebracht haben. Ja, es möchte ihnen vielleicht als ein Frevel an der historischen Gerechtigkeit in unserer Wissenschaft erscheinen, daß der ausgezeichnete Breslauer Physiologe, der das erste Experimentalcolleg in Deutschland schuf, den Kranz des Ruhmes theilen soll mit dem Philosophen, der nicht müde wurde, auf die gegen das Ende seines Lebens mächtig aufblühende Naturwissenschaft die volle Schale seines höhnenden Spottes auszugießen. „Medicaster", „Herren vom Scalpell und Tiegel", „platte Barbiergesellen", „unwissende Apotheker" — so nannte er die Forscher, darunter einen Liebig, einen Wöhler,

[1]) Nach einem bei Gelegenheit der Habilitation gehaltenen Vortrag. — Im Folgenden ist die in der Reclam'schen Universalbibliothek erschienene Ausgabe der Schopenhauer'schen Werke zu Grunde gelegt; sie ist als die sorgfältigste und umfassendste anerkannt und ist zugleich die billigste. Griesbach hat sich durch ihre Besorgung ein Verdienst um die deutsche Literatur erworben. Bis jetzt sind erschienen Schopenhauer's Werke Bd. I—VI (im Folgenden: S. W. I—VI), Schopenhauer's Nachlaß I—IV (i. F.: S. N. I—IV) und Briefe (i. F.: Br.). Weiteres ist in Aussicht gestellt.

[2]) S. Br. S. 220.

einen Helmholtz, die, in bewußtem Gegensatz zu den sich überfliegenden Speculationen der Naturphilosophie, mit Beobachtung und Experiment zur inductiven Methode zurückkehrten. Für eine unglaubliche Roheit hielt er das Verfahren der damals wieder aufgenommenen mechanischen Naturerklärung, ihm verwandt das der Physiologen, die die Lebenskraft leugneten und ihr chemische Kräfte substituiren wollten. „Dabei unternehmen sie es, die doch nichts als ihre Elektricitätsspielzeuge, Volta'sche Säulen und Froschkeulen kennen, trotz ihrer krassen, ja schusterhaften Unwissenheit und Roheit in Sachen der Philosophie, über Materie, Bewegung, Veränderung in den Tag hinein zu philosophiren." Es ließe sich noch eine recht, recht stattliche Blüthenlese solcher epitheta ornantia, mit denen er die Naturforscher seiner Tage belegte, aus seinen Werken zusammenstellen.

Und dennoch! Die gerechte Nachwelt muß anerkennen, daß jenes Urtheil der Münchener Akademie durchaus zutreffend war. Es gründete sich auf die 1816 zum ersten Male erschienene Schrift Schopenhauer's: „Ueber das Sehen und die Farben."

Im Salon seiner begabten, aber leichtlebigen Mutter, der später berühmt gewordenen Schriftstellerin Johanna Schopenhauer, wird der soeben in Jena zum Doctor promovirte fünfundzwanzigjährige Jüngling von Goethe angesprochen. Der war durch die Promotionsschrift: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde", insbesondere — für Goethe's Denkweise überaus charakteristisch! — durch das Capitel darin, welches von der anschaulichen, intuitiven Darstellung der Geometrie handelt, auf ihn aufmerksam geworden. Goethe findet Gefallen „an dem merkwürdigen und interessanten Mann", und da er sogleich den bedeutenden Kopf in ihm erkennt, führt er selbst ihn in mehreren Unterredungen und unter Vorzeigung der Versuche in seine Farbenlehre ein. Sie lag dem Dichter, seit er sie ergriffen, am meisten am Herzen, und noch immer hoffte er, Proselyten zu machen. Der junge Philosoph, gehoben durch das Vertrauen des „göttlichen Goethe", ergreift den Gegenstand mit Begierde. In Dresden umgibt er sich mit den nothwendigen Instrumenten und vertieft sich in die Untersuchung. Anderthalb Jahre nach jener ersten Begegnung mit Goethe übersendet er ihm das Manuscript, dessen Drucklegung sich dann durch Goethe's Schuld fast noch um ein Jahr verzögerte.

I.

Was jene Abhandlung noch heute so bedeutungsvoll erscheinen läßt, und was ihrem Urheber einen dauernden Ehrenplatz in der Geschichte unserer Wissenschaft sichert, ist, daß hier zum ersten Male der Versuch gemacht wird, die Lehre vom Sehen empirisch-psychologisch und die Lehre von den Farben rein physiologisch zu behandeln[1]).

Der erste Theil handelt vom Sehen. Einleitend wird bemerkt, daß die Sinne lediglich die Sitze gesteigerter Sensibilität seien. Jeder Sinnesnerv ist

---

[1]) Eine eingehende Darstellung und kritische Würdigung dieser Abhandlung findet sich im „Archiv für Anatomie und Physiologie" (Physiol. Abth.). Suppl.-Bd. 1899.

als ein modificirtes Tastorgan aufzufassen, ihre specifischen Verschiedenheiten beruhen, abgesehen von der eigenthümlichen Art der Erregung durch die verschiedenen äußeren Reize, auf den Besonderheiten der peripherischen Endorgane. „Demnach könnte auch der Gehörnerv sehen und der Augennerv hören, sobald der äußere Apparat beider seine Stelle vertauschte." Hiermit ist nur die Anschauung ausgesprochen, die schon seit Aristoteles in der Sinneslehre herrschte, daß bestimmte Sinnesapparate den besonderen physikalischen Vorgängen, den adäquaten Reizen, angepaßt sind. Das Gesetz der specifischen Sinnesenergie, wie es zuerst Johannes Müller in umfassender Weise aufgestellt und begründet hat, und wie es vor ihm sich nur bei Descartes [1]), allerdings in voller Klarheit, angedeutet findet, hat Schopenhauer, wie auch aus seinem Hauptwerk hervorgeht [2]), nicht gekannt und nicht einmal geahnt [3]). Denn der Kernpunkt desselben beruht gerade darauf, daß auch der inadäquate Reiz die specifische Reaction im Sinnesnerven auslöst. Uebrigens gehört die Frage lediglich in das Gebiet der Physiologie, und was Schopenhauer aus dieser Wissenschaft in seinen Werken beibringt, hat er, wie er selbst immer mit Nachdruck und Genugthuung hervorhebt, von Cabanis gelernt.

Im Folgenden entwickelt er nun die ihm eigenthümliche und höchst folgenreiche Lehre von der Intellectualität der Anschauung. Während „bei Kant die Außenwelt durch die Sinne ganz fertig in den Kopf hinein spaziert" [4]), zeigt Schopenhauer, daß die bloße Anschauung oder Wahrnehmung schon ein zusammengesetzter Proceß ist. Sinne und Verstand bauen sie auf. Jene, der sensuale Antheil, liefern das Material, die bloßen Empfindungen; dieser, der cerebrale Antheil, gibt die Formen Raum und Zeit und schließt zugleich unbewußt auf ein vom Subject verschiedenes die Empfindung erregendes Object. Der Sehact, wie jede sinnliche Wahrnehmung, besteht in einem unbewußten Schließen, das richtig zu üben erst die Erfahrung lehrt. Daher starrt das Kind dumm in die Welt hinein. Erst mit der Zeit lernt es den Verstand gebrauchen, es schreitet von der Empfindung zur Anschauung fort, — nunmehr blickt es mit klugen und intelligenten Augen in die Welt. In der Thatsache, daß alsbald jeder Eindruck, jede Empfindung auf ein äußeres Object bezogen wird, sieht Schopenhauer im Gegensatz zu Kant den allein richtigen Beweis für die Apriorität des Causalgesetzes.

---

[1]) Descartes, De la dioptrique. Discours 6 (V, p. 55 der Cousin'schen Ausgabe). Deutsche Rundschau, 1897. Bd. LXXXXI, S. 341.

[2]) Vergl. besonders S. W. II S. 36 ff., IV S. 107.

[3]) Es ist daher ein Irrthum, wenn Helmholtz (Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen. Deutsche Rundschau, 1882, Bd. LXXII, S. 130) meint: „Die Lehre von den specifischen Energien der Sinne hat Goethe höchstens in unvollkommener Entwicklung durch A. Schopenhauer kennen gelernt." Vergl. Weinmann, Die Lehre von den specifischen Sinnesenergien. Hamburg, L. Voß. 1895.

[4]) Br. S. 132. Ganz ähnlich später Helmholtz, Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen. 1892. Deutsche Rundschau a. a. O., S. 116. „Kant faßte noch alle Zwischenglieder zwischen der reinen Sinnesempfindung und der Bildung der Vorstellung des zur Zeit wahrgenommenen räumlich ausgedehnten Gegenstandes in einem Act zusammen, den er die Anschauung nannte."

Daß in der That die Anschauung intellectual, nicht sensual ist, dafür spricht erstens, daß wir die Objecte verkehrt empfinden, aber aufrecht sehen. Nicht etwa das umgekehrte Bild auf der Retina ist Gegenstand der Anschauung; dort ist überhaupt kein Bild, dort ist nur Empfindung. Sondern indem der Verstand die Ursache der Empfindung auf ein Object außerhalb bezieht, verfolgt er den z. B. den unteren Theil der Netzhaut erregenden Lichtstrahl nach rückwärts und gelangt so zum Oben des Objectes. Alles behält nun seine Ordnung.

Ferner ist es eine erst erworbene Function des Verstandes, die beiden Affectionen der Retina nicht doppelt wahrzunehmen, sondern die Reizung conformer, gleichsinniger Netzhautstellen auf einen Gegenstand zu beziehen. Daher sieht der willkürlich Schielende doppelt, der dauernd Schielende einfach.

Ein dritter Beweis beruht auf der Thatsache, daß, obgleich wir von einem Gegenstande nur flächenhafte Bilder empfangen, wir ihn doch körperlich sehen. Eine experimentelle Bestätigung für die beiden letzten Behauptungen — so wird in der zweiten, 1854 erschienenen Auflage der Abhandlung hinzugefügt — liefert das (1838) von Wheatstone erfundene Stereoskop. Durch dieses werden zwei flächenhafte Bilder desselben Gegenstandes, die von verschiedenen Punkten entsprechend der Stellung der Augen im Kopfe aufgenommen sind, sowohl zu einer Anschauung verschmolzen, wie auch als solider Körper in drei Dimensionen aufgefaßt.

Werden nun aber dem Verstand bei seinem Schlußverfahren falsche Data geliefert, so entsteht im Gegensatz zur Realität der falsche Schein, die Sinnestäuschung. Die Vernunft bildet aus den einzelnen Anschauungen des Verstandes Begriffe, aus diesen Urtheile. Werden Begriffe falsch verbunden, so entsteht ein Trug der Vernunft, der Irrthum. Der wird sofort durch richtige Einsicht beseitigt, die Wahrheit hergestellt. Der Trug des Verstandes dagegen, der falsche Schein, kann nicht ohne Weiteres aufgehoben werden. Wenn beim willkürlichen Schielen das Bild des Gegenstandes auf nicht conforme Netzhautstellen fällt, so belehrt mich die Vernunft vergebens, daß ich nur einen Gegenstand vor mir habe; ich sehe ihn doch doppelt so lange, bis der Verstand gelernt hat, bei der veränderten Lage der Netzhäute die Reizung der einzelnen Stellen anders zu deuten.

Jetzt wird mancher vielleicht verwundert fragen, zu was Ende ich hier eine Paraphrase Helmholtz'scher Gedanken ausführe. Denn man erkennt leicht in dem Voraufgegangenen dessen Lehre von den Localzeichen und den correspondirenden Punkten der Netzhaut wieder, seinen Beweis von der Apriorität des Causalgesetzes, seine Lehre von den unbewußten Schlüssen[1]). Ich aber muß dem

[1]) In seinem Vortrage „Die Thatsachen in der Wahrnehmung" (Vorträge und Reden. Braunschweig 1884. II S. 237) hebt Helmholtz hervor, daß er den in früheren Arbeiten gebrauchten Ausdruck „unbewußte Schlüsse" später vermieden habe, „um der Verwechslung mit der gänzlich unklaren und ungerechtfertigten Vorstellung zu entgehen, die Schopenhauer und seine Nachfolger mit diesem Namen bezeichnen." Dieser scharfe Tadel trifft, wie Heyfelder („Ueber den Begriff der Erfahrung bei Helmholtz", Berlin 1897) mit Recht hervorhebt, unseren Philosophen deshalb, weil für ihn, als echten Kantianer, die Erscheinungen das Erzeugniß des Subjectes sind, während sie für Helmholtz Wirkungen der zwar ihrem Wesen nach unbekannten, aber an sich realen Außendinge auf die Sinnesorgane des Subjectes darstellen.

Fragenden antworten: Schopenhauer's eigenste Gedanken sind es, der Oeffentlichkeit übergeben 39 Jahre vor Helmholtz' Vortrag „Ueber das Sehen des Menschen", worin er zum ersten Male jene Anschauungen entwickelt, und 51 Jahre vor dem Erscheinen der „physiologischen Optik", worin sie eine ausführliche Darlegung und Begründung erfahren.

Diese Ergebnisse auf dem Gebiet der empirischen Psychologie sind es besonders gewesen, welche Helmholtz auch über die Fachkreise hinaus schnell berühmt gemacht haben. Wie das auf Schopenhauer wirken mußte, den ihm gebührenden Lohn der Anerkennung in fremden Händen zu sehen, kann sich denken, wer seine moralische Physiognomie kennt. Mißtrauen war wohl der schlimmen Züge schlimmster darin. Es hat ihn sein Leben lang nicht verlassen und ihm manche bittere Stunde bereitet. Als Goethe ihm vorschlug, das ihm übersandte Manuscript seiner Abhandlung an Seebeck, „den sorgfältigen, denkenden Beobachter", uns bekannt als Entdecker der entoptischen Farben, zur Beurtheilung weiterzugeben, verwahrt sich Schopenhauer energisch dagegen; er fürchtet ein Plagiat. Ja, er bittet Goethen, ihm genau anzugeben, was er jenem etwa bereits über seine Arbeit mitgetheilt habe. Gegen Brockhaus, in dessen Verlage sein Hauptwerk erschien, hatte er die Befürchtung ausgesprochen, dieser möchte ihm das contractlich ausbedungene Honorar vorenthalten. Zur Begründung führte er die völlig aus der Luft gegriffene Behauptung an, er habe dergleichen schon von Brockhaus gehört. Da er der Aufforderung, Namen zu nennen, nicht nachkommen konnte, mußte er sich gefallen lassen, daß der Kaufmann ihm, dem Philosophen, antwortete, er halte ihn von nun an für keinen Ehrenmann mehr, und den Verkehr mit ihm abbrach. Furcht, von der eigenen, geliebten Schwester in Vermögensangelegenheiten übervortheilt zu werden, zerstörte jäh das zwischen beiden bestehende trauliche Verhältniß; es hat sich nie wieder in seiner ursprünglichen Herzlichkeit hergestellt. Später, in der eigenen Behausung in Frankfurt am Main, wähnte er sich vor seiner Umgebung nicht sicher. Geld und Geldeswerth versteckte er in die seltsamsten Schlupfwinkel, an seinem Bette hatte er Degen und geladene Pistolen zur Hand, um einem nächtlichen Ueberfall zu begegnen; nie vertraute er sich dem Schermesser eines Barbiers an. Dieses ihn bitter quälende Mißtrauen gegen die Menschen, diese grenzenlose Furcht vor Bedrohungen seiner Person hat etwas Krankhaftes an sich. Er selbst hat es einmal ausgesprochen, „daß auch das größte Genie Spuren von Beschränktheit und Wahnsinn zeige"[1]). Und daran bei ihm zu denken, liegt um so näher, als er väterlicherseits auf das Schwerste erblich belastet war[2]).

---

[1]) Aristoteles sagt nach Seneca: Nullum magnum ingenium sine insaniae mixtura. S. N. IV S. 82, 159.

[2]) Die Großmutter wurde nach dem Tode ihres Mannes für wahnsinnig erklärt und unter Vormundschaft gestellt. Der älteste Bruder von Schopenhauer's Vater war von Jugend auf geistesschwach, der zweite ist es durch Ausschweifungen geworden, der Vater selbst litt zuletzt an Gedächtnißschwäche, und sein plötzlicher Tod wurde als freiwilliger in Folge geistiger Umnachtung angesehen. Vgl. Gwinner, Schopenhauer's Leben. Leipzig 1878. Brockhaus.

Nach dieser Schilderung wird es nicht Wunder nehmen, wie er sich Helmholtz gegenüber verhielt. Er hatte bereits seine Schrift „Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte" gelesen, worin seiner Meinung nach „von dieser gar nicht die Rede ist, sondern bekannte Sächelchen" oder, wie es ein anderes Mal heißt, „abgedroschenes Zeug aus der Mechanik vorgetragen werden" [1]). Aus dem Königsberger Vortrag „Ueber das Sehen" hatte ihm der pfälzische Advokat C. Becker, einer seiner ersten Anhänger und Bewunderer, Auszüge übermittelt. Schon aus diesen geht ihm deutlich und sicher hervor, daß der Physiker ihn ausgeschrieben habe. „So ein Helmholtz hat bloß die Absicht, sich irgendwie, per fas und nefas, geltend zu machen und eben darum Andere nicht gelten zu lassen, während er sie bestiehlt. Selbst die Hälfte seines Titels ist dem meinigen entnommen" [2]). Den Vortrag selbst hat er wahrscheinlich niemals in den Händen gehabt.

Auf eine Widerlegung dieser Vorwürfe brauche ich nicht einzugehen. Wer den Gang der wissenschaftlichen Untersuchungen und den Charakter unseres großen Physikers kennt, dem werden Schopenhauer's Verdächtigungen und Schmähungen nur als weiterer Beleg für die oben geschilderte Seite seiner eigenen moralischen Physiognomie erscheinen. Dennoch kann man sein Befremden nicht unterdrücken, daß Schopenhauer in der ersten Auflage der „physiologischen Optik" gar nicht [3]), in der zweiten nur einmal beiläufig erwähnt wird. Hier heißt es in der Uebersicht über die Geschichte der Gesichtsempfindungen: „Vieles Richtige, scharf ausgesprochen, findet sich auch bei J. G. Fichte in den ‚Thatsachen des Bewußtseins', namentlich die Zusammenfassung der Empfindungen in Qualitätenkreise, den fünf Sinnen entsprechend. Was in Schopenhauer's einschlägigen Erörterungen richtig ist, wird meist auf diese Quelle zurückzuführen sein" [4]). Dies ist, so weit ich wenigstens sehen kann, unzutreffend. Das, was oben als die wesentliche Leistung Schopenhauer's hervorgehoben wurde, läßt sich nirgend bei Fichte nachweisen. Hieraus folgt nun freilich andererseits, daß auch Helmholtz Schopenhauer's Aufsatz nicht gelesen haben kann. Dies ist leicht begreiflich. Die Naturforscher jener Tage besaßen aus gutem Grunde eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Philosophie. Helmholtz hatte noch auf der Universität die sinnlosen Speculationen

[1]) S. Br. S. 132 u. 331.

[2]) S. Br. S. 132.

[3]) Dies hat zuerst der Mathematiker Joh. Karl Becker, der Sohn des Obengenannten, gerügt. „Zur Lehre von den subjectiven Farbenerscheinungen", Poggendorf's Annalen 1871. V, Ergänzungsband S. 38. In Bezug auf die Intellectualität der Anschauung heißt es dort: „. . . Schopenhauer, der diesen Gegenstand auf derselben Basis und fast mit demselben Ergebnisse wie Helmholtz, nur schärfer und philosophisch durchdachter, wenn auch lange nicht so sehr durch die Ergebnisse experimentaler Forschung unterstützt, behandelt hat." Die experimentelle Begründung ist nun freilich vom Standpunkte der empirischen Psychologie — und vorwiegend in ihr Gebiet gehören diese Dinge — eine unerläßliche Forderung; eben dies ist der Grund, daß Helmholtz' spätere Mittheilungen schnellere und allgemeinere Beachtung und Anerkennung fanden. Auch Zöllner („Ueber die Natur der Kometen", Leipzig, Engelmann, 1872) hat bereits für den Beweis der Apriorität des Causalgesetzes und für die unbewußten Schlüsse die Priorität Schopenhauer's gegenüber Helmholtz geltend gemacht (S. 345 ff.).

[4]) Helmholtz, Physiologische Optik. Zweite Auflage. S. 248. Voß, Hamburg.

jener falschen Naturphilosophen mitanhören müssen, deren Colleg, „mit den Metallen anfing und mit dem Abendmahl endigte". Du Bois-Reymond hat uns davon aus seiner Studienzeit ein paar köstliche Proben aufbewahrt. Als nun die heiteren und kurzen Saturnalien eines reinen ideellen Naturwissens, wie Alexander von Humboldt sich ausdrückte, zu Ende gingen und die neuere physikalische Schule Schritt für Schritt Boden gewann und sich ausbreitete, mußten ihre Anhänger trotz ihrer erstaunlichen Erfolge erleben, daß sie als marktschreierische Neuerer in Bann gethan wurden. Am eifrigsten waren dabei die Philosophen, und von diesen wieder der Eifrigste, wie wir oben gesehen haben, Schopenhauer. Kein Wunder, daß Helmholtz, auch als er geradezu darauf aufmerksam gemacht worden war[1]), wenig Lust verspürte, in dessen Werken herumzustöbern, ob sich darin Vorahnungen seiner Gedanken fänden; um so weniger, als er sich hatte gefallen lassen müssen, daß unser Philosoph ihn, den Naturforscher, mit einem Maulwurfshaufen, sich selbst aber mit einem Montblanc verglich.

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne eines sonderbaren Zusammentreffens zu gedenken. Als Student in Berlin war Schopenhauer gut befreundet mit einem Commilitonen Helmholtz, wahrscheinlich, wie er selbst an Becker schreibt, dem Vater des Physikers[2]). Als der Freund 1813 bei der nationalen Erhebung gegen die Fremdherrschaft zu den Waffen eilte, schenkte ihm Schopenhauer die Uniform als Leutnant und gab ihm einen Sophokles mit[3]). Es hat ihn wohl besonders bitter gestimmt, daß der Sohn des einst ihm so nahe stehenden Studiengenossen nicht bloß, wie er sich nun einmal einredete, das Ignoriren und Secretiren gegen ihn befolgte, sondern sogar sein Plagiator wurde.

Der zweite Theil der Abhandlung behandelt die Farbenlehre. Als leitender Gesichtspunkt wird hier die Untersuchung des Vorganges im Auge aufgestellt. Die Farben werden erklärt als verschiedene Zustände oder Modificationen der Retina. Dadurch erhält die ganze Theorie vom Grund aus ein eminent physiologisches Gepräge. Alle Sensibilität, so lehrt die Physiologie, ist nicht reine Passivität, sondern Reaction auf den empfangenen Reiz. Sie findet bei der Lichtempfindung in der Retina statt. Schopenhauer nennt sie die Thätigkeit der Netzhaut. Sie kann voll und getheilt vor sich gehen. Ihre Theilung geschieht der Extensität, der Intensität und der Qualität nach. Auf der letzteren beruht die Farbenempfindung. Sie wird mit Hülfe der farbigen Nachbilder und der Contrasterscheinungen studirt.

Aus Beobachtungen, die schon Goethe richtig gesehen und als physiologisches Farbenspectrum beschrieben hatte, folgert Schopenhauer, daß es nicht einzelne Farben, sondern nur Farbenpaare gibt. Indem bei einem Farbeneindruck die

---

[1]) Herr Professor Engelmann hatte die Güte, mir mitzutheilen, daß er im Jahre 1864, veranlaßt durch Zöllner, in Heidelberg Helmholtz auf Schopenhauer aufmerksam gemacht habe. Darauf entgegnete ihm Helmholtz, er habe schon davon gehört, daß sich manches Werthvolle bei Schopenhauer finde, doch habe er noch nichts von ihm gelesen.

[2]) S. Br. S. 266.

[3]) Gwinner l. c. S. 130.

qualitative Thätigkeit der Retina durch Bipartition aus einander tritt, entsteht als die eine Hälfte der Thätigkeit die durch das äußere Object hervorgerufene Farbe, und blickt man danach auf eine graue Fläche, so folgt eine bestimmte andere Farbe, die ihr complementäre, als die zweite Hälfte nach. Solche Qualitäten, solche Farbenpaare, die als polare Gegensätze angesehen werden können, sind Orange und Blau, Gelb und Violett, Roth und Grün, wobei aber unter Roth nicht das spectrale, sondern das Goethe'sche, der Purpur, zu verstehen ist. Nur diese sechs sind ursprüngliche Farben. Für sie finden sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten besondere Namen. Sie werden gewissermaßen a priori erkannt; von ihnen findet sich eine Norm, ein Ideal, eine epikurische Anticipation in uns. Indem nun jede Farbe aus der Bipartition der vollen Netzhautthätigkeit entsteht, die der Weißempfindung entspricht, folgt schon von selbst, daß Vereinigung der complementären Farben Weiß gibt. Auf der intensiven Theilung der Netzhautthätigkeit beruht die Abstufung der Empfindungen von Weiß bis Schwarz, welches letztere der Unthätigkeit entspricht. Bei dem gewöhnlichen Gebrauche des Auges, bei den in der Natur vorkommenden Farben bestehen intensive und qualitative Theilung immer neben einander. Darum sehen wir jene Normal- oder Idealfarben nicht in ihrer ursprünglichen Reinheit. Sie erscheinen vielmehr blasser durch Zumischung von Weiß oder dunkler durch Zumischung von Schwarz. Hierdurch und durch die Mischung der Farben unter einander entstehen alle überhaupt vorkommenden Farben. Auf der extensiven Theilbarkeit beruht es, daß verschiedene Stellen der Netzhaut gleichzeitig in verschiedener Weise erregt werden. Dadurch wird auch eine Erscheinung erklärt, welche wir heute als simultanen farbigen Contrast bezeichnen. Zur Begründung dieser Ausführungen werden die damals bekannten Fälle von Farbenblindheit herangezogen. Achromatoblepsie nennt Schopenhauer diesen abnormen Zustand. Er liebte es, seine allerdings gründlichen Kenntnisse der alten Sprachen in mannigfaltigen, oft recht gewagten Wortbildungen an den Mann zu bringen. Daß die Farbe nur ein subjectives Phänomen sei, zeigen die total Farbenblinden, übrigens auch, wie vorher bemerkt wird, der Daguerreotyp, der rein objectiv alles Sichtbare, nur nicht die Farben, wiedergibt. Und daß jede Farbe aus einer Bipartition der Netzhautthätigkeit entstehe, lehren die Roth-Grün-Blinden, deren er selbst drei beobachtet hatte.

Dies ist im Wesentlichen die Schopenhauer'sche Farbenlehre. Nachdem er die Wirkungen vollkommen dargelegt hat, geht er zu den Ursachen, zu den äußeren Farben, über, und hier muß er sich mit Newton auseinandersetzen. Da Goethe zuerst seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt und ihn ausführlich nur mit seiner Farbenlehre bekannt gemacht hatte, so ist es nicht zu verwundern, daß er von seinem großen Lehrer, dem einzigen Menschen seines Zeitalters neben Kant, vor dem er etwas wie Respect fühlte, auch dessen furor antiteutonicus[1]) ganz in sich aufnahm. Der Schüler schwor in diesem Falle,

---

[1]) Der Ausdruck stammt von J. Czermak, Ueber Schopenhauer's Theorie der Farben. Sitzungsberichte der königlich sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Bd. LXII. Abth. II. Juli-Heft 1870.

was doch sonst nicht seine Sache war, in verba magistri. Er hat es sich daher auch, soweit sich schließen läßt, nicht einmal angelegen sein lassen, Newton im Original nachzulesen, obgleich er die Principia mathematica in seiner Bibliothek besaß[1]). Sonst wäre er mit einem Schlage seines fundamentalen Irrthums inne geworden, daß der englische Physiker gar nicht die Farben als objective Phänomene angesehen hat, und ferner, daß er die sieben Farben nicht als Grundfarben betrachtete, sondern ihre Zahl nur wählte aus der Vergleichung mit den Intervallen der Tonleiter. Zum anderen hat sich Schopenhauer auch keine redliche Mühe gegeben, die einschlägigen physikalischen Experimente anzustellen, die ihn eines Besseren hätten belehren können. Allerdings war er gar nicht einmal im Stande, solche nachzumachen, was gewiß bei seiner mangelhaften Vorbildung in diesen Dingen kein Vorwurf, aber darum nicht minder wahr ist. So gelang es ihm trotz vortrefflicher Apparate und der Anweisung von Pouillet nicht, die Fraunhofer'schen Linien im Spectrum darzustellen; was er darüber und über die Polarisation des Lichtes vorbringt, ist besser der Vergangenheit nicht zu entreißen. Ebenso wenig gab ihm das Stereoskop Veranlassung zu weiteren Beobachtungen und eingehenderen Versuchen, die ihm doch leicht für seine Lehre eine umfassendere experimentelle Bestätigung hätten geben können. Helmholtz wurde gerade durch stereoskopische Untersuchungen zur Aufstellung seiner Theorie des Empirismus geführt.

Nahm er nun auch *πυξ και λαξ*, ohne selbst zu prüfen, in Bezug auf die äußeren Farben die Goethe'sche Lehre an, so blieb er doch, wie wir schon gesehen, dabei nicht stehen. Er hat selbst das Verhältniß seiner Leistungen zu denen Goethe's klar ausgesprochen. Er gab die Erklärung zu den von Goethe aufgezeigten Erscheinungen und „damit die erste wahre Theorie der Farbe überhaupt"[2]). Goethe freilich sah die Sache anders an. Er fühlte sehr richtig heraus, daß die Behauptung der Herstellung des Weißen aus Farben ebenso mit der Theorie Schopenhauer's im Grunde genommen im Widerspruch stand, wie sie seine eigene Lehre von Grund aus stürzte. Denn für ihn war das Licht das absolut Einfache; erst aus der Mischung desselben mit dem Dunkel entstanden ihm die Farben. Unmöglich war ihm demzufolge zu denken, wie Dunkel zu Dunkel gefügt Licht, die Mischung das ursprünglich Einfache geben solle. Diesen Widerspruch konnte er nicht in sich aufnehmen, nicht ihn lösen, noch sich ihm bequemen. „Er wollte daher an diese strittigen Punkte nicht rühren"[3]). Vergebens suchte Schopenhauer ihn in Briefen (sie gehören zu den interessantesten, die wir von ihm kennen) durch ergänzende und erklärende Ausführungen umzustimmen. Er hält ihm vor, daß er ja im Objectiven Goethe's Lehre als die einzig richtige anerkenne, daß seine Ausführungen hingegen nur den subjectiven Vorgang im Auge beträfen. Darauf aber, wie überhaupt auf das Subject

[1]) Griesebach, Edita und Inedita Schopenhaueriana. Brockhaus, Leipzig. S. 165. Die entscheidende Stelle hätte er übrigens auch in Goethe's Farbenlehre wörtlich abgedruckt finden können.

[2]) S. W. VI S. 228.

[3]) S. W. VI S. 222.

zurückzugehen, hinderte Goethen, wie Schopenhauer einmal bemerkt, die erstaunliche Objectivität seines Geistes[1]). Dazu kam wohl, daß Goethe es müde war, eine Polemik wieder aufzunehmen, in der er von allen Fachleuten nur Widerspruch, höchstens schonende Nachsicht erfahren hatte. Die Herstellung des Weißen aus Farben hat er Schopenhauern nie verziehen[2]). Aus dem anfänglichen eifrigen Schüler und Anhänger glaubte er sich einen Gegner erstanden. Die beiderseitige Entfremdung folgte. Das schnell geknüpfte Band ward schnell gelöst. Goethe gab seinem Unmuth in den bekannten Versen Ausdruck:

Was Gutes zu denken wäre gut,
Fänd' sich nur immer das gleiche Blut;
Dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
Wird sogleich mit Dir selber hadern.

Und ferner:

Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden[3]).

Schopenhauer trug diesmal das Unvermeidliche mit Würde. Er hörte trotz alledem nicht auf, in furchtlosem Widerspruch mit der gesammten gelehrten Welt, wie er bekannte, die Fahne der Goethe'schen Farbenlehre ganz allein hoch empor zu halten[4]). Die schönste Genugthuung für Goethe's ablehnendes Verhalten blieb ihm freilich versagt: noch zu erleben, daß, während Goethe's Farbenlehre nur noch literarhistorisches Interesse erregte, gerade die ihm eigenthümliche Theorie von Seiten der Physiologie als begründete wissenschaftliche Lehre wieder aufleben sollte. Denn in der That, dies geschah in der Hering'schen Farbenlehre. Auch sie stellt, im Gegensatz zur physikalischen Theorie von Young-Helmholtz, das Princip auf, daß die Farben als ein subjectives Phänomen auch zunächst als solches, physiologisch, erklärt werden müssen. Daß sie sich in ihren Ausführungen nicht bloß an Klarheit und Folgerichtigkeit über die Theorie Schopenhauer's erhebt, sondern in einigen Punkten sich auch ihr geradezu entgegensetzt, ist leicht begreiflich, wenn man erwägt, daß Schopenhauer ein sehr geringes Thatsachenmaterial einseitig verwerthete, und daß er nicht im Stande war, eine Erscheinung nach naturwissenschaftlicher Methodik im heutigen Sinne zu analysiren und mit anderen in umfassender Weise zu combiniren. Das kann indessen, wie ich glaube, unsere Bewunderung für das, was er dennoch geleistet, eher erhöhen als verringern. Es ist hier nicht

---

[1]) S. W. V. S. 198. Vergl. hierzu noch folgende charakteristische Aeußerung Schopenhauer's über Goethe: Dieser Goethe war so ganz Realist, daß es ihm durchaus nicht zu Sinne wollte, daß die Objecte als solche nur da seien, insofern sie vom erkennenden Subject vorgestellt werden. „Was," sagte er mir einst, mit seinen Jupiteraugen mich anblickend, „das Licht sollte nur da sein, sofern Sie es sehen. Nein, Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe." Frauenstädt, A. Schopenhauer. Berlin 1863. S. 222.

[2]) S. W. VI S. 99.

[3]) Am 28. Januar 1854 schreibt Schopenhauer an Frauenstädt: Aus dem soeben erschienenen Briefwechsel zwischen Goethe und dem Staatsrath Schulz ersehe er, daß Goethe zwar seine Fähigkeiten belobe, ihn aber einen Gegner seiner Farbenlehre nenne. „Er thut es aber bloß, weil auch ich eine Herstellung des Weißen aus Farben lehre, und seine Maxime ist: Und weiche keinen Finger breit von Goethe's Wegen ab." S. Br. S. 253.

[4]) Gwinner l. c. S. 155.

der Ort und steht nicht im Bereiche meiner Kräfte, zwischen der Young-Helmholtz'schen Theorie, wie sie von A. König und von v. Kries weiter ausgebildet ist, und der Hering'schen, die besonders unter den Ophthalmologen viele Anhänger sich erworben hat, zu entscheiden. Das aber muß ausgesprochen werden, daß neben den eben genannten Forschern Schopenhauern ein bleibender Ehrenplatz in der Geschichte der Farbenlehre gesichert ist.

II.

Das Gebiet der Farbenlehre hatte indessen Schopenhauer während seines Dresdener Aufenthaltes, wie er Goethen schreibt, „ein paar Wochen ausgenommen, nur als Nebensache behandelt“[1]). Er trug weit andere Theorien als die der Farbe beständig im Kopf herum. Er machte den Gährungsproceß seines Denkens durch, aus dem sich seine ganze Philosophie nach und nach heraushob, wie eine schöne Gegend aus dem Morgennebel[2]). Wann darein der erste Sonnenstrahl der Erleuchtung fiel, wissen wir nicht so genau auf Jahr und Tag wie bei Descartes, nur daß ihm „der einzige glückliche Einfall, aus dem jedes Werk seinen Ursprung hat“[3]), schon sehr frühe gekommen ist.

Da der Vater es sich in den Kopf gesetzt hatte, aus dem einzigen Sohn einen Kaufmann zu machen, so hielt er für nothwendig, ihm eine kosmopolitische Erziehung zu geben. Im Alter von zehn Jahren mußte der Knabe in die Fremde nach Frankreich, im Alter von fünfzehn Jahren begleitete er die Eltern auf einer anderthalbjährigen Reise durch den größten Theil Europa's. So ging ihm verloren, was sonst auf den Menschen bestimmend für das ganze Leben wirkt: Familie, Heimath, Vaterland. Dafür hat er freilich ein Anderes, Wichtigeres kennen gelernt: die Menschheit. Den Wunsch des Vaters, daß er in dem Buch der Welt lesen solle, hat er getreulich erfüllt. So ging bei ihm auch hier im Praktischen, seiner Forderung gemäß, die Anschauung dem Begriff voran. Und dieser Begriff? Durch den Schleier der Maja, der das Leben um ihn her rings verhüllte, drang sein außerordentlicher Scharfblick hindurch in die Tiefe, und dort erblickte er nur Elend, Noth und Langweile. „In meinem siebzehnten Jahre, ohne alle gelehrte Schulbildung, wurde ich vom Jammer des Lebens so ergriffen, wie Buddha in seiner Jugend, als er Krankheit, Alter, Schmerz und Tod erblickte“[4]). Das ganze Leben kam ihm vor wie ein Geschäft, das die Kosten nicht deckt, wie ein Spiel, das die Kerze nicht werth ist, die es beleuchtet. Und trotz allen Jammers, trotz der Aussicht auf den nahen Tod sah er überall den heftigsten Drang zum Leben, den Drang, sich zu erhalten und sich zu genügen, die immer wieder auftauchenden kleinlichen, eitlen Wünsche und Lüste zu befriedigen. Blickte er in das eigene Herz, fand er hier den rastlos treibenden Drang gar mächtig wieder, bisweilen in solchem

[1]) S. W. VI S. 231.

[2]) S. N. IV S. 416. Dann heißt es weiter: „Bemerkenswerth ist dabei, daß schon im Jahre 1814 (meinem 27. Jahre) alle Dogmen meines Systems, sogar die untergeordneten, sich feststellen.“

[3]) S. W. VI S. 223.

[4]) S. N. IV S. 350.

Ungestüm, daß er wie ein unbändiges Roß die Zügel, die der Intellect ihm anlegte, zwischen die Zähne nahm und durchging[1]). Und wie sich, wie die Menschen, so sah er alle lebenden Wesen von der gleichen Macht beherrscht; ja, auch die Kräfte der anorganischen Natur waren ihm nichts Anderes als solche Strebungen auf einer niederen Stufe. Da ging es ihm auf. Der eigentliche Kern, das wahre, innere, unzerstörbare Wesen der Welt ist nichts Anderes als Wille, und alle die flüchtigen Erscheinungen der belebten und unbelebten Natur sind nur seine vorüber gehenden Objectivationen. Was Kant in seiner Vernunftkritik als einen Grenzbegriff hatte stehen lassen, den positiv zu fassen jeder Versuch verfehlt sei, das Ding an sich, das hatte er nun, wie er glaubte, in Wahrheit gefunden. „Das wäre mein höchster Ruhm, wenn man einst von mir sagte, daß ich das Räthsel gelöst, welches Kant aufgegeben hatte"[2]). Hierzu kam die zweite wesentliche Lehre seines Systems, in der er durch die Lectüre Helvetius', Cabanis' und Bichat's bestärkt wurde, daß der Wille das Primäre sei, der Intellect erst das Secundäre, das Accidens. „Jener ist der starke Blinde, der diesen, den gelähmten Sehenden, auf den Schultern trägt"[3]). Diese Trennung, diese Zersetzung des lange untheilbar gewesenen Ichs oder der Seele in zwei heterogene Bestandtheile ist, wie er gern rühmt, für die Philosophie das, was die Zersetzung des Wassers für die Chemie gewesen ist. Das Radical der Seele ist der Wille[4]). Dieses Hinzutreten des Intellectes zum Willen geschieht nun, wie seine Beobachtungen an Thieren und an heranwachsenden Kindern ihn gelehrt hatten, allmählich in zunehmendem Maße, wie in der Thierreihe mit der höheren Ausbildung der Formen, so beim Menschen mit seiner fortschreitenden Entwicklung.

Damit haben wir wieder eine Seite seiner Lehre berührt, die eine merkwürdige Bestätigung durch die Ergebnisse der neueren Naturforschung erfahren hat. Die Untersuchungen des menschlichen Gehirnes in den ersten Lebensmonaten, wie sie besonders Flechsig mit seltenem Geschick und bewunderswerther Ausdauer unternommen hat, haben gezeigt, daß das neugeborene Kind ein in Bezug auf die innere Differenzirung noch nahezu unentwickeltes Großhirn besitzt. Nur die niederen Hirntheile, welche die zur Erhaltung des Lebens nothwendigen Triebe vermitteln, sind fertig ausgebildet. Erst allmählich entstehen Bahnen von den Sinneswerkzeugen nach der Großhirnrinde und stellen hier in ihren Endigungen gleichsam innere Sinnesflächen dar. Von hier aus bilden sich weiterhin Nervenzüge zu den Ursprüngen der Bewegungsnerven. In dem bisher nur von blinden Trieben beherrschten Kinde bemächtigt sich jetzt der Wille der Sinneswerkzeuge und stellt sie in seinen Dienst. Die inneren Sinnesflächen werden nun wieder unter einander auf die

---

1) S. W. II S. 247.

2) S. N. IV S. 348.

3) S. W. II S. 242.

4) S. W. III S. 220. Vergl. auch S. N. IV S. 96: „Lavoisier zersetzte das bisherige Urelement Wasser in Hydrogen und Oxygen und schuf dadurch eine neue Periode der Physik und Chemie. Ich aber habe die bisherige Seele oder Geist (ψυχή) zersetzt in zwei Grund-Verschiedene (Wille und Vorstellung), wodurch die wahre Metaphysik begonnen hat."

mannigfachste Weise verbunden. Die Endigungen dieser intercerebralen Verbindungsbahnen, die sogenannten Associationscentren, nehmen einen großen Theil der menschlichen Großhirnrinde ein. Indem einerseits bei Geistesstörungen vorzugsweise diese Theile erkrankt gefunden werden, und sie andererseits an Masse und Oberfläche absolut wie relativ von allen Thieren beim Menschen am höchsten ausgebildet sind, darf man sagen, daß auf ihnen die geistige Ueberlegenheit des Menschen beruht, daß sie die Organe des Intellectes sind. Diese Bahnen aber bilden sich beim Menschen zuletzt aus. Nimmt man hierzu die Ergebnisse der vergleichenden Hirnforschung, welche zeigen, daß, je niedriger ein Thier in Bezug auf seine geistige Ausbildung steht, je mehr es nur den Trieben der Selbsterhaltung unterworfen ist, innerhalb gewisser Grenzen um so geringer auch die Ausbildung des Großhirns im Verhältniß zum Körpergewicht ist, so hat es allerdings den Anschein, als ob hiermit Schopenhauer's Lehre vom Primat des Willens und der secundären Natur des Intellectes ins Physiologische übersetzt ist.

Hier wird freilich von vielen Psychologen Einsprache erhoben werden. Sie leugnen die Möglichkeit einer Trennung der „Seele" in die beiden heterogenen Bestandtheile Wille und Intellect. Nach ihnen gibt es nur Empfindungen, bewußte Empfindungen. Diese sind das einfachste Element der Psyche; aus ihrer mannigfachen Verbindung auf dem Wege der Association entstehen alle anderen psychischen Vorgänge[1]. Demgegenüber hält Wundt, den in der Beurtheilung solcher Fragen neben Klarheit und Schärfe eine unerläßliche gründliche philosophische Vorbildung auszeichnet, an dem Vorhandensein eines Willensvermögens als einer ursprünglichen Energie des Bewußtseins neben den Vorstellungen fest. Daß wir aus der Fülle der auf uns eindringenden Vorstellungen nur immer auf eine oder einige besonders achten, daß, wenn wir das Bewußtsein mit einem inneren Sehen vergleichen, wir gleichsam den inneren Blickpunkt bald diesem, bald jenem Theil des inneren Blickfeldes zuwenden, ein Vorgang, der mit einem Thätigkeitsgefühl verbunden ist: die Thatsache der Aufmerksamkeit oder Apperception, ist für Wundt ein Beweis für diese Auffassung[2].

Auch der Physiologe wird zunächst die Aufstellung eines besonderen Willensvermögens als eine willkürliche Hypostase zurückweisen. Alles Geistige sucht er unter strenger Durchführung des Gesetzes der Erhaltung der Energie auf Hirn- und Nervenprocesse zurückzuführen, und als Ideal schwebt ihm vor, Newton's Gesetze im Spiel der Gehirnmoleküle wieder zu finden. Daher geht er auf das einfachste gegebene Element eines Nervencomplexes zurück, auf den Reflexbogen, bestehend aus centripetaler und aus centrifugaler Nervenfaser. Denn die Analogie erlaubt, zu schließen, daß, wo jene vorhanden ist, auch diese sich findet und umgekehrt. Aus Reflexbogen baut er sich Rückenmark und Gehirn auf; er sieht in ihnen Apparate, die als Reflexbogen

---

[1]) Vergl. Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psychologie. Jena 1898. Hier wird gleich im Eingang bewußt und psychisch identisch gesetzt.

[2]) Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. Leipzig 1893. S. 266 ff., 560 ff.

höherer Ordnung zwischen den ursprünglichen eine außerordentlich reiche und mannigfaltige Verknüpfung zwischen den verschiedenen Nerven herstellen. In dem centripetalen wie in dem centrifugalen Nerven des Reflexbogens läuft ein Erregungsvorgang ab. Will man dem ersteren einen geistigen Parallelvorgang zuordnen, die Empfindung, so hat der Physiologe nichts einzuwenden; nur sieht er nicht ein, warum nicht eben ein solcher auch dem zweiten zukommen solle, da doch sonst die ganze psychologische Betrachtungsweise eine völlig einseitige, nur auf die eine Hälfte des Reflexbogens beschränkte bleibt. Man könnte dann den Erregungsvorgang in dem centrifugalen Nerven Willensimpuls nennen und ihn als Element des Willens betrachten. So hätte man ein zweites psychisches Aequivalent, und die Scheidung in Empfindung und Wille hätte in den sensiblen und motorischen Nervenprocessen eine anschauliche, streng physiologische Grundlage. Und *nur auf einer solchen* vermag der Physiologe *psychologischen Erörterungen* und *Theorien* zu folgen. In jedem Falle ist für ihn der Reflexerregungsvorgang das Schema und die Urform dessen, was wir als willkürliche Handlung bezeichnen. Gerade dadurch sieht er sich in den Stand gesetzt, das Princip der Evolution auch auf das gesammte „geistige Gebiet" des thierisch-menschlichen Lebens auszudehnen. Gerade dadurch erhalten auch für ihn erst die erwähnten Ergebnisse der Flechsig'schen Forschungen so hohe Bedeutung, und ebenso bewahren Schopenhauer's geistvolle Ausführungen über das Verhältniß von Wille und Intellect in gewissem Sinne ihre Berechtigung und auf jeden Fall ihr Interesse. Denn nun ist verständlich, wie bei den niederen Thieren, wo nur der einfache Reflex vorhanden ist, auf den Reiz, sei er ein äußerer oder ein innerer, unmittelbar die entsprechende eindeutige Bewegung, die Triebhandlung, erfolgt. Aehnlich beim Neugeborenen. Erst mit dem Aufsteigen in der Thierreihe und mit dem Heranwachsen des Kindes treten übergeordnete Zwischenglieder ein, die einen modificirenden und hemmenden Einfluß ausüben: die Bewegungen werden zusammengesetzter, geordnet und abgestuft. Mit der höchsten Ausbildung ist die Wirkung der Verbindung höherer Ordnungen in den Centralorganen noch weiter gestiegen. Auf die Reize erfolgen nicht mehr unmittelbar Bewegungen, und die Bewegungen, welche sich darstellen, *scheinen* frei aus dem Innern des Menschen zu kommen, bestimmt durch längst vergangene Reize und gerichtet auf ein fernes Ziel; nun nennen wir sie Handlungen des Willens, veranlaßt durch Motive[1]).

---

[1]) Indem die übergeordneten Reflexbogen besonders des Großhirns dazwischen treten, entstehen solche Nervenerregungsvorgänge, denen auf der geistigen Seite „das Bewußtsein" entspricht. In Folge der Uebung können sich diese complicirten Bahnen so ausschleifen, daß sie wieder wie einfache Reflexbahnen fungiren, und darauf beruht alle Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit. In der aufsteigenden Thierreihe hat man sich diese Umwandlung bewußter Vorgänge in Reflexe, gleichsam die Entlastung des Bewußtseins zu Gunsten der Erlernung immer zusammengesetzterer, feiner abgestufter und geordneter Bewegungen im zunehmenden Maße zu denken. Daß das Bewußtsein keiner absoluten Stärke des Nervenprocesses entspricht, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß derselbe Nervenvorgang das eine Mal mit, das andere Mal ohne Bewußtsein ablaufen kann.

Sind wir nun auch noch um Siriusweiten davon entfernt, die Principia mathematica der einfachsten Reflexbewegung zu beschreiben, so ist doch die Möglichkeit einer streng mechanisch-causalen Erklärung dargelegt und jedenfalls der Weg gewiesen, den allein die exacte physiologische Forschung zu wandeln hat. Erst an seinem vielleicht nie erreichten Ende eröffnet sich uns die Einsicht in die „willkürlichen Handlungen", können wir den „Willen" begreifen, so weit er überhaupt naturwissenschaftlich zu begreifen ist.

Hiermit sind wir nun aber an einen Punkt gelangt, wo es offenbar wird, daß Schopenhauer's Lehre trotz der oben aufgezeigten Uebereinstimmung sich in einen grundsätzlichen Gegensatz zu der neueren Naturforschung stellt. Es handelt sich um die Methodik.

Hören wir den Philosophen selbst. „Man hat wollen die Folge der Handlung aus dem Motiv verstehen aus der Folge der Wirkung aus der Ursache: ebenso das thierische Leben aus Elektricität und Chemismus, diesen wieder aus Mechanismus: so immer das Nähere aus dem Ferneren, das Unmittelbare aus dem Mittelbaren, das Starkerscheinende aus dem Schwacherscheinenden, das An-Sich aus der Erscheinung. Ich schlage den entgegengesetzten Weg ein: aus der Art wie das Motiv deinen Willen bewegt, sollst du verstehen, wie die Ursache die Wirkung bewegt, aus den auf Motive erfolgenden (vulgo willkührlichen) Bewegungen deines Leibes die ohne Motiv erfolgenden (organischen, vegetativen), aus diesen die lebende Natur, den Chemismus, den Mechanismus und aus dem Wirken des Motivs das Wirken der Ursach: also aus dem Unmittelbaren das Mittelbare, aus dem Nahen das Ferne, aus dem Vollkommenen das Unvollkommene, aus dem Ding an sich, dem Willen, die Erscheinung"[1]).

Es dünkt uns unbegreiflich, daß „der alleinige Thronfolger Kant's" diese Sätze hat niederschreiben können. Da nach den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft in jeder besonderen Naturlehre nur so viel eigentliche Wissenschaft angetroffen werden kann, als darin Mathematik anzutreffen ist, weil deren Sätze allein Erkenntniß a priori geben, so muß astronomische Kenntniß eines Systems, insofern darin die letzte Zurückführung alles Körperlichen auf die bewegte Materie, also ein einziges empirisches Princip, reinen mathematischen Ausdruck findet, als die höchste erscheinen, die wir erlangen können. Daher sucht auch die heutige Naturwissenschaft die Erscheinungen astronomisch aus bewegter Materie zu begreifen. Schopenhauer dagegen besaß gegen jede mechanische Erklärung und ihre experimentelle Begründung, gegen „l'expérience et le calcul der Physiker" eine gründliche Abneigung, der er oft genug durch höhnische Exclamationen Ausdruck gibt. Daher verspottet er auch die Hochschätzung der „allererhabensten" Astronomie. Ja, sein Urtheil über den Werth der Mathematik selbst ist demjenigen Kant's geradezu entgegengesetzt. „Wo das Rechnen anfängt, hört das Verstehen auf"[2]). Dazu beging Schopenhauer den groben, freilich recht begreiflichen Irrthum, zu glauben, daß das

---

[1]) S. N. IV S. 341.

[2]) S. W. III S. 94. Vergl. auch S. W. II S. 353 ff. S. W. V S. 134, 159 u. a. m.

Nächstliegende, das unmittelbar Gegebene auch das Einfache, das Urphänomen sein müsse. Gerade so, wie eine frühere Zeit Luft, Wasser, Erde und Feuer als Elemente angesehen hatte, gerade so, wie Goethe sich nicht ausreden ließ, daß das weiße Licht das Ursprüngliche, Unzerlegbare sei. So wurde Schopenhauer's Naturlehre Anthropocentrismus. Der Mensch ist nicht die Welt im Kleinen, ein Mikrokosmos, sondern die Welt ist ein Mensch im Großen, „Makranthropos"! „Sein eigenes Innere gibt ihm den Schlüssel zur Welt. Γνωϑι σεαυτον!" [1])

Im Widerspruch hiermit — es ist dies einer von den vielen im System — finden wir freilich auch die entgegengesetzte Auffassung über die Aufgabe und das Ziel der Naturforschung vertreten [2]). Danach wird Zeit, Raum und Materie als schlechthin gegeben angenommen. Fortschreitend am Leitfaden der Causalität werden von dem ersten, einfachsten Zustand der Materie alle anderen entwickelt [3]). Wir steigen auf vom bloßen Mechanismus zum Chemismus, zur Polarität, zur Vegetation und zur Animalität. Die thierische Sensibilität, das Erkennen, tritt auf als eine bloße Modification der Materie. Kurz, „im Grunde ist das Ziel und das Ideal aller Naturwissenschaft ein völlig durchgeführter Materialismus". Aber nur innerhalb dieser, nur als Physik und Physiologie hat er seine Berechtigung. Darüber hinaus gilt er nichts. Ja, er wird völliger Nonsens, sobald er absolute Erkenntniß der Welt geben will, sobald er die Metaphysik zu verdrängen oder gar zu ersetzen sich anmaßt. Diese Anmaßung erhob aber gerade der damalige landläufige Materialismus in Deutschland, wie er durch Moleschott begründet und durch Büchner populär gemacht worden war. Darum entlädt sich gegen ihn und seine Vertreter Schopenhauer's Zorn in den verächtlichsten Ausdrücken; am liebsten nennt er ihn „eine Barbiergesellen- und Apothekerburschenphilosophie". Denn indem dieser Materialismus seine Grenze überschreitet, übersieht er völlig, daß er sich selbst auflöst. Sind wir nämlich an seiner Hand auf jenem Gipfel angelangt, wo das denkende Subject mit seinen Vorstellungen als eine Modification der Materie auftritt, so „spüren wir eine plötzliche Anwandlung des unauslöschlichen Lachens der Olympier". Wir werden mit einem Male „der enormen petitio principii und der Grundabsurdität des Materialismus" inne, daß wir als letztes Resultat mühsam herbeigeführt haben, was doch schon im ersten Anfang vorausgesetzt war, das Denken. Ohne Subject kein Object, darum keine Materie als Ding an sich, und das Geistige nicht erst ihre Modification oder ihr Product, sondern gerade ihre Bedingung. Daher ist auch das wirkliche und wahre Rettungsmittel gegen den Materialismus nicht Spiritualismus, sondern Idealismus. In ganz ähnlicher Weise hat F. A. Lange aus der geschichtlichen Entwicklung des Materialismus seine Berechtigung und seine Grenzen festgesetzt und als letztes Ergebniß seiner

---

[1]) S. N. IV S. 116.

[2]) S. W. I S. 63. Vergl. S. W. II S. 23, 371 und S. N. IV S. 39.

[3]) S. W. II S. 359 wird treffend bemerkt, daß die Materie zwar a priori gedacht, aber a posteriori gegeben ist (im Gegensatz zu den Anschauungen a priori). „Sie ist in der That der Anknüpfungspunkt des empirischen Theils unserer Erkenntniß an den reinen und apriorischen, mithin der eigenthümliche Grundstein der Erfahrungswelt."

Kritik gezeigt, daß seine consequente Durchführung mit Nothwendigkeit zum Idealismus führt.

In Schopenhauer's sämmtlichen Werken finden sich aber solche Aeußerungen, in denen die Berechtigung und die Bedeutung des Materialismus innerhalb der Naturwissenschaften anerkannt wird, nur an einigen Stellen. Viel häufiger wird diese „Alte-Weiber-Speculation“ heftig bekämpft, geschmäht oder lächerlich gemacht. Nun ist es aber merkwürdig, höchst merkwürdig, daß Schopenhauer trotz alledem die materialistische Erklärungs- und Ausdrucksweise durchgängig gerade dort anwendet, wo sie nach seinen eigenen obigen Ausführungen gar keine Gültigkeit beanspruchen durfte. Man glaubt einen Stoff- und Kraft-Philosophen strengster Observanz zu hören, sobald er von dem genetischen Verhältniß des Intellectes redet. Der wird nach ihm nicht bloß durch das Gehirn bedingt — das hatte auch Kant gelten lassen —, sondern sogar im Gehirn erzeugt. Wie der Magen verdaut, die Leber Galle, die Nieren Urin, die Speicheldrüsen Speichel absondern, so stellt das Gehirn vor, sondert Vorstellungen ab[1]). Es ist daher wohl möglich, daß „man einmal dahin kommen wird, auf physiologischem Wege das Erkennen als Function des Leibes, folglich der Materie deutlich zu begreifen, ungefähr wie man jetzt den tellurischen Magnetismus aus der Elektricität begreift“[2]). Demgegenüber stehen nun freilich wieder die Worte, daß „die wahre Metaphysik uns belehrt, daß dieses Physische selbst bloßes Product oder vielmehr Erscheinung eines Geistigen (des Willens) sei, ja, daß die Materie selbst durch die Vorstellung bedingt sei, in welcher sie allein existirt“[3]). Also das Geistige Product der Materie, die Materie wieder Produkt des Geistigen. Der Circulus vitiosus liegt am Tage. Schopenhauer hat ihn wohl selbst gefühlt. Aber mit allem Aufwand an Scharfsinn und glänzender Darstellung hat er ihn nicht zu beseitigen oder auch nur zu verdecken vermocht. Wir wissen, wodurch er in ihn hineingerieth. Er hatte seine Kenntnisse über den Bau und die Verrichtung des Gehirnes vorwiegend aus Cabanis und Bichat[4]) geschöpft,

---

[1]) S. N. II S. 54. Das Secretionsgleichniß ist aus Cabanis entlehnt. In Schopenhauer's Werken findet es sich nicht, aber oft genug ganz ähnliche Wendungen (z. B. II, S. 231, 281, 287). Nur die andauernde Nichtbeachtung seiner Werke erklärt, daß Carl Vogt's viel spätere Aeußerung (1847) so großes Aufsehen erregen konnte. Uebrigens ist der Erste, der das Secretionsgleichniß schriftlich fixirt hat, Friedrich der Große in einem Brief an Voltaire. Vergl. Dr. G. Berthold, Friedrich der Große und das Secretionsgleichniß. Monatsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften. 1877. S. 765.

[2]) S. N. IV S. 60. Vergl. S. W. II S. 23, 202: „Wie für die Bewegung der gestoßenen Kugel muß auch zuletzt für das Denken des Gehirnes eine physische Erklärung an sich möglich sein, die dieses ebenso begreiflich machte, als jene es ist.“

[3]) S. W. III S. 220.

[4]) Paul Janet schließt seinen Artikel „Schopenhauer et la physiologie française“ (Revue des deux mondes, 1880, Bd. 39) mit den Worten: „Quelle que soit la valeur de cettes idées, c'est de chez nous qu'elles sont revenues; c'est à nos propres philosophes, qu'il faut en faire honneur: c'est ce qu'oublient trop souvent les admirateurs intempestifs de tout ce qui vient de l'Allemagne. Nous exaltons Schopenhauer, nous avons oublié Cabanis et Bichat. Lui même a été plus juste que nous.“ Ja, bis zum Uebermaß gerecht und bis zum Unverstand ungerecht gegen die deutschen Physiologen seiner Zeit. Diese

von denen gerade der Erstere der Physiologie eine materialistische Grundlage gab. Beide waren Schüler Condillac's, der in Frankreich den Materialismus Lamettrie's zum Sensualismus weiterbildete, wie in England Locke auf Hobbes folgte. Schopenhauer machte nun den Versuch, den französischen Sensualismus mit dem transcendentalen Idealismus Kant's zu verschmelzen. Aber vergeblich — es entstand keine echte Legirung; man erkennt an jedem Stück unverbunden das grobe Schwermetall neben dem Edelmetall wieder.

III.

Die anthropocentrische Betrachtungsweise der Willenslehre — man kann sie überhaupt das Grundgebrechen des ganzen Systems nennen — führte aber noch in einer anderen wesentlichen Beziehung zum schroffen Gegensatz gegen die Naturforschung. „Wahre Philosophie ist es, die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit einer Sache durch alle Zeiten zu verfolgen." Mit diesen Worten hatte Kant der Philosophie und den Naturwissenschaften einen neuen Weg, den der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung, gewiesen, und er selbst hatte ihn in seiner Kosmogonie mit größtem Erfolge betreten. In der Folge wurde er bald zur breiten Heerstraße, in die alle Wissenszweige einbogen, und auf der das neunzehnte Jahrhundert seine großen Wahrheiten fand. Nur „der kühne Fortsetzer der Kantischen Philosophie", wie Schopenhauer sich selbst nannte, stand abseits. Er hatte sich den Zugang verlegt. Der Wille ist das wahre Wesen der Welt, er ist metaphysisch, also außerhalb Raum und Zeit und einer historisch-genetischen Betrachtung unzugänglich; die Dinge sind die Objectivationen des Willens, sie sind für uns nur Erscheinungen, Vorstellungen, folglich können sie nicht objectiv geworden, aus einander hervorgegangen sein. Die Metaphysik des Willens läßt eine zeitliche Entwicklung nicht zu, darum auch keine Geschichte. So kam Schopenhauer zu seinem Urtheil über den Unwerth der Weltgeschichte[1]). Sie ist ein Wissen, keine Wissenschaft; als planmäßiges Ganzes sie zu fassen vermag nur roher und platter Realismus, wie ihn die geistesverderbliche und verdummende Hegel'sche Afterphilosophie vertritt[2]). Wenn Schopenhauer dagegen an anderer Stelle der Geschichte einen positiven Werth zuerkennt, weil sie die Vernunft und das besonnene Bewußtsein des menschlichen Geschlechts darstellt, wodurch dieses erst ein Ganzes werde, so widerspricht er damit wieder einmal, wie so oft, in auffallender Weise sich selbst. Wie für die Menschheit, so ist nun auch für die ganze belebte Natur die Annahme einer *in* der Zeit und *durch* die *Zeit* fortschreitenden Entwicklung werthlos und unwissenschaftlich. Wohl erheben sich die Arten von niederen Formen zu einer höheren. Aber sie sind nicht aus einander *geworden*, sie sind von Anfang so, wie sie sind, *gewollt*. Und weil sie unbewußt gewollt sind, wie der Mensch bewußt will, sind sie zweckmäßig. Die Biologie auf ihrer heutigen Höhe betrachtet als ihre größte Errungenschaft, daß Darwin ihr die Wege gezeigt hat, die anthropocentrische

---

Ideen sind nun aber noch nicht Schopenhauer's Philosophie, sie sind nur ein Theil seines Systems und, wie oben gezeigt, noch dazu einer, der recht schlecht zum Ganzen paßt.

[1]) Vergl. *Kuno Fischer*, A. Schopenhauer. Heidelberg 1893. S. 454 ff.

[2]) S. W. II S. 519.

Erklärungsweise zu beseitigen, und Du Bois-Reymond hat ihn deswegen als den Copernicus der organischen Welt gepriesen. Schopenhauer dagegen sah in jener Lehre (er hatte „the origin of Species“ freilich nur im Auszug kennen gelernt) nichts als platten Empirismus und wies jede Verwandtschaft derselben mit seinem System zurück[1]).

Unbegreiflicher Weise haben aber einige allzu eifrige Anhänger unseren Philosophen als einen Vorläufer des englischen Naturforschers hinstellen wollen[2]). Zwar es ist richtig: bei Schopenhauer finden sich, vielleicht in der deutschen Literatur zum ersten Male, gerade die Ausdrücke „Kampf um das Dasein“, „Kampf um die Existenz“, und die Sache, die wir heute damit bezeichnen, hat auch er in immer wieder neuen, geistvollen und packenden Wendungen dargestellt. Es ist ja die Grundlage seines Pessimismus. Aber das „homo homini lupus“ stammt nicht von ihm, und das „πολεμος πατηρ παντων“ hat schon einer der ältesten griechischen Philosophen gelehrt. Zwar lassen sich von Schopenhauer die Worte anführen: „Daß aus dem Unorganischen die untersten Pflanzen, aus den faulenden Resten dieser die untersten Thiere und aus diesen stufenweise die oberen entstanden sind, ist der einzig mögliche Gedanke“[3]). Daß aber diese seine Worte nicht im Darwin'schen Sinne zu verstehen sind, daß vielmehr zwischen beiden Anschauungen eine völlige Diversität besteht, ergibt sich leicht, wenn wir Schopenhauer's Gedanken näher betrachten. Vorab noch eine Bemerkung.

Kant hatte die mechanische Erklärungsart als die einzig zulässige und wissenschaftliche anerkannt, auch für das organische Gebiet. Freilich reicht sie in diesem vor der Hand nicht und, wie unser Verstand beschaffen ist, überhaupt niemals aus. Darum ist das Princip der Zweckmäßigkeit bei der Erklärung der Lebewesen als nothwendig beizubehalten, aber nur als Leitfaden für die Beobachtung, als regulativer, nicht als constitutiver Grundsatz. Die Möglichkeit einer mechanischen Entstehung der Organismen ist damit nicht geleugnet. Ja, Kant hat sogar, indem er für einen Augenblick die selbst gezogene Grenze außer Acht läßt und ein Abenteuer der Vernunft zu wagen zugibt, einen Plan dazu skizzirt. Daher hat ihn D. Fr. Strauß unter die Vorgänger Darwin's gerechnet[4]). Ihnen kann mit einigem Recht auch Goethe, muß mit vollem Lamarck beigezählt werden. Nun ist es für Schopenhauer's Standpunkt schon allein bezeichnend, daß er jenen auffälligen Versuch Kant's, ob nicht doch mit dem Princip des Mechanismus in der Biologie etwas auszurichten sei, gar nicht erwähnt[5]), daß er von Goethe's entwicklungsgeschicht-

[1]) Br. S. 384.

[2]) So von Voß, Frauenstädt, Schemann, Herrig. Noiré (Der monistische Gedanke, Leipzig 1875) behauptet geradezu, daß Schopenhauer durch Aufstellung des Willens (d. h. Kampfes ums Dasein) den Grundgedanken der Entwicklungslehre durch divinatorische Intuition bis in seine Tiefen ausgedacht habe!

[3]) S. N. IV S. 132.

[4]) „Der alte und der neue Glaube“. Bonn 1895. S. 122.

[5]) Daß er ihn in der „Kritik der Urtheilskraft“ gelesen hat, ist bei diesem Kenner der Kantischen Werke selbstverständlich. Wir besitzen aber auch noch ein ausdrückliches Zeugniß dafür von seiner Hand. Vergl. S. N. III S. 74.

lichen Ideen nur einmal und sehr abfällig spricht [1]), und schließlich, daß er sich zu Lamarck, auf dessen Lehre er ausführlich eingeht, in entschiedenen Gegensatz stellt. Hören wir nun seine Lehre selbst.

Das Organische ist in den niedersten Formen durch Urzeugung entstanden. Dem gegen das Ende der fünfziger Jahre heftig entbrannten Streit in der Pariser Akademie über die generatio aequivoca folgte Schopenhauer mit größtem Interesse. Er macht dazu die richtige Bemerkung, daß die Urzeugung schon a priori aus der Thatsache folge, daß die Thiere da sind. Er hielt aber für gewiß, daß sie bei niederen Thieren auch heute noch eintritt. In Deutschland war bereits durch Schwann und Helmholtz selbst für die niedersten Keime ihre Unmöglichkeit für die Gegenwart im höchsten Grade wahrscheinlich gemacht. Pouchet, der sich in Paris zu ihrer Vertheidigung wieder aufwarf, wurde durch Pasteur glänzend widerlegt. Die daraus sich ergebende Schlußfolgerung, daß in der atmosphärischen Luft „Billionen Keime aller möglichen Schimmelpilze und aller möglichen Infusorien beständig herumschweben", mochte damals nicht bloß für Schopenhauer „eine enorme Hypothese" sein [2]). Heute ist sie jedem Gebildeten eine geläufige Thatsache. Die Pflanzen waren die Vorboten und Quartiermacher für die Thiergeschlechter; von diesen wieder gingen die niederen den höheren vorauf. Da Schopenhauer noch an der Katastrophentheorie festhält, so mußte sich nach jeder Erdrevolution das Leben wieder von Neuem entzünden. Die Art, wie nun die höheren Formen aus den niederen hervorgehen, ist die der generatio aequivoca in utero heterogeneo. Unter besonders glücklichen Umständen ging das Neugeborene um eine Stufe über die erzeugende Mutter hinaus, sprang gleichsam zu einer höheren Art über. „So z. B. ist einmal aus dem Ei eines Fisches ein Ophidier, ein andermal aus dieses seinem ein Saurier, zugleich aber aus dem eines anderen Fisches ein Batrachier, dann aber aus dieses seinem ein Chelonier hervorgegangen" [3]). Der Aufbau der ganzen belebten Natur geschieht also in sogleich bestimmten, deutlichen Stufen, nicht in allmählichen Uebergängen. „Es ist daher unberechtigt, die Arten zu vermischen und zu identificiren und etwa die vollkommeneren für Spielarten der unvollkommeneren zu erklären" [4]). Schopenhauer vergleicht gern das Stufenreich der Natur mit den Tönen, aber „es ist nicht die Analogie eines von der unteren Octave bis zur obersten allmählich steigenden, folglich heulenden Tones, sondern die einer in bestimmten Absätzen aufsteigenden Tonleiter" [5]). Nun ist klar, was er meinte: nicht Evolution, sondern Gradation schafft den Formenreichthum der Natur.

Auf der höchsten Stufe steht der Mensch. Hier haben wir wieder Gelegenheit, trotz der irrthümlichen Grundanschauung doch den genialen Scharfblick und das über jedem Vorurtheil schwebende Denken unseres Philosophen zu bewundern. Wir können es uns nicht verhehlen, sagt er etwa,

---

[1]) S. W. II S. 391.
[2]) S. N. IV S. 131.
[3]) S. W. V S. 168.
[4]) S. W. I S. 205.
[5]) S. W. V S. 169.

daß wir uns die ersten Menschen als vom Affen geboren zu denken haben, aber nicht als Affen, sondern sogleich als Menschen. Diese Entstehung des Menschen geschah an verschiedenen Stellen der Erde zugleich, darauf deuten die ursprünglichen Rassen hin. Sie konnte aber nur zwischen den Wendekreisen und nur in der Alten Welt vor sich gehen. Jenes, weil im rauhen Norden der neu erstandene Mensch dem ersten Winter erlegen wäre; dieses, weil es die Natur in Australien zu gar keinen Affen, in Amerika nur zu den langgeschwänzten Meerkatzen, nicht aber zu den kurzgeschwänzten, geschweige zu den obersten, den ungeschwänzten Affengeschlechtern gebracht hat. Der Schimpanse ist als der Stammvater der schwarzen äthiopischen, der Pongo als der der braunen mongolischen Rasse anzusehen. Die kaukasische Rasse ist eine abgeleitete; ihre weiße Farbe entstand erst aus der dunklen durch Verbleichen in dem kälteren Klima.

Größte Zeiträume und kleinste Veränderungen: das war die Zauberformel, mit der zuerst Lyell für die Geologie und Darwin für die Biologie eine neue Aera heraufführte.

Schopenhauer konnte diese Formel nicht finden und, wo er sie fand, nicht verstehen. Zeiträume waren für ihn nichts; ihm fehlte gleichsam das Organ für historische Betrachtung. Auf der anderen Seite: Veränderungen, Uebergänge zwischen den Arten anzunehmen, daran hinderte ihn Plato. Indem das Ding an sich, der Wille, in Raum und Zeit eintritt, sich objectivirt, entstehen die Erscheinungen. Diese Objectivationen geschehen von verschiedenen, aber bestimmten Stufen aus, von jeder in unendlicher, unerschöpflicher Fülle. So entstehen die Einzelerscheinungen, die Individuen. An ihnen ist nichts gelegen, sie entstehen und vergehen wie die Blätter des Baumes, verschwenderisch geht die Natur mit ihnen um, sie sind das nie Seiende, das ewig Werdende. Die Stufen aber, von denen sie ausgehen, sind unveränderlich, unwandelbar, ewig gewollt, das immer Seiende, nie Werdende, die species rerum naturae, in der organischen Welt die Arten, es sind die platonischen Ideen, oder, wie er sie einmal nennt, die Gestalten[1]. Mit demselben schönen und kräftigen Ausdruck hatte auch Schiller sie bezeichnet, was Schopenhauer nicht erwähnt.

Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.

Jedes Thier ist also der in die Erscheinung getretene Wille auf einer bestimmten Stufe seiner Objectivation. Wille und Körper sind identisch, — das ist, wie Schopenhauer wiederholt hervorhebt, die philosophische Wahrheit *κατ᾽ ἐξοχήν*. Dieser Wille aber ist, was er nicht hervorhebt, weil er es anders sich nicht denken konnte, ein Analogon des menschlichen Willens. Daraus folgt von selbst sowohl die genaue Angemessenheit des Baues zu den Zwecken und äußeren Lebensverhältnissen des Thieres, als auch die so bewunderungswürdige Zweckmäßigkeit und Harmonie im Getriebe seines Innern. Der Wille

[1]) S. W. II S. 428.

sehnt sich unter dieser Gestalt sichtbar, Erscheinung zu werden: „Z. B. ihn ergriff die Sehnsucht, auf Bäumen zu leben, an ihren Zweigen zu hängen, von ihren Blättern zu zehren, ohne Kampf mit anderen Thieren, und ohne je den Boden zu betreten; dieses Sehnen stellt sich, endlose Zeit hindurch, dar in der Gestalt (platonischen Idee) des Faulthiers“ [1]). Tritt er in das Leben, so entsteht das Individuum, bestimmt in seiner Gestaltung, angepaßt seiner Umgebung, zweckmäßig in sich, „ein überschwänglich vollendetes Meisterwerk“ [2]). Daß diese gepriesene Zweckmäßigkeit freilich genauerer Prüfung nicht Stand hält, daß die Natur bei der Erhaltung und Fortpflanzung der Arten, nach menschlichem Maß gemessen, geradezu auf das Unzweckmäßigste verfährt, und daß selbst die innere Einrichtung des Körpers in mancher Beziehung eher auf einen schlechten Gesellen als auf einen Meister schließen läßt, wie es Helmholtz z. B. für das menschliche Auge ausgesprochen hat, blieb Schopenhauer verborgen. Wie das ganze Thier, so ist auch jedes Glied und jedes Organ eine ins Dasein getretene Idee, objectivirter Wille. Weil die Sumpfvögel waten wollen, haben sie unmäßig hohe Beine; weil das Hornvieh stoßen will, hat es Hörner; weil die Giraffe das Laub von hohen Bäumen fressen will, hat sie einen langen Hals; weil der Ameisenbär den Termitenbau aufreißen will, hat er lange Klauen an den Vorderfüßen und, um in das Nest einzudringen, eine lange, cylindrische Schnauze mit kleinem Maul und eine lange, fadenförmige, mit klebrigem Schleim bedeckte Zunge. Zähne, Schlund und Darmcanal sind der objectivirte Hunger, in den Augen objectivirt sich das Sehenwollen, im Gehirn das Erkennenwollen. Kurz, der Wille jedes Thieres bestimmte und machte seine Gestalt und seinen Bau.

Also das Metaphysische schafft das Physische. Der Sprung ins Uebersinnliche ist gethan, die mechanische Causalreihe durchbrochen, das Gesetz von der Erhaltung der Energie beseitigt. Von hier aus ist der Schritt zum animalischen Magnetismus und zur Magie nur klein. Und Schopenhauer that ihn. Regazzoni, der damalige Slade, ist ein ehrenwerther Mann, und seine spiritistischen Experimente anzweifeln oder gar für Betrug erklären, können nur von Neid und Bosheit erfüllte „Ignoranten vom Tiegel“ und „Medicaster“.

Der Wille, der die Welt
Gemacht hat und erhält,
Er kann sie auch regieren: —
Die Tische gehn auf Vieren [3]).

Hiermit hat die Naturwissenschaft natürlich nicht das Mindeste zu thun. Für sie macht es auch keinen Unterschied, ob dieses Metaphysische Wille oder Gott oder devil-devil genannt wird. Es erscheint ihr daher unverständlich, warum sich Schopenhauer so sehr über die Physikotheologie, über Voltaire und Priestley erhitzen konnte, aber sehr verständlich, warum er Lamarck's Theorie einen Irrthum — freilich einen „genialen, wegen der sehr richtigen und tiefen Auffassung der Natur“ [4]) — nannte, und warum er über Darwin's Lehre

[1]) S. W. III S. 235.
[2]) S. W. III S. 254.
[3]) Br. S. 252.
[4]) S. W. III S. 243.

so abfällig urtheilte. Denn diese letztere stellt gerade den ersten ernsten wissenschaftlichen, auf Beobachtung und Experiment gegründeten Versuch dar, den Formenreichthum und die Angepaßtheit der Organismen in sich und zur Umgebung aus dem Mechanismus der Natur zu erklären.

Fassen wir Alles zusammen, so läßt sich in Bezug auf das Verhältniß Schopenhauer's zum Darwinismus sagen, daß sich selten in eines Menschen Kopfe die Keime zu einer großartigen Entdeckung so zusammengefunden haben, ohne Frucht zu tragen, ja, daß sie von dem Unkraut einer vorgefaßten Meinung gänzlich erstickt wurden. Schopenhauer war mit einer genialischen Beobachtungsgabe der Wirklichkeit ausgestattet; er nannte es seinen Kniff, „das lebhafteste Anschauen oder das tiefste Empfinden plötzlich und im selben Moment mit der kältesten und abstractesten Reflexion zu übergießen"[1]). Er hatte den Kampf um das Dasein klar erkannt, durch die ganze Thierreihe verfolgt und in ergreifender Form geschildert. Er hatte das Princip der Evolution als einen Lieblingsgedanken Goethe's kennen gelernt, er hatte in der „Kritik der Urtheilskraft" gelesen, wie selbst Kant diesem Gedanken nachzugehen nicht hatte widerstehen können. Er hatte Lamarck's Lehre studirt, und er bewunderte sie, wenn er sie auch verwarf. Ihm waren auch die Ergebnisse der Embryologie bekannt[2]), die ein so wichtiges Argument der ganzen Theorie bildeten. Und auch das sei nicht vergessen. Er hat bei der Erwähnung einer seiner Zeit berühmten Arbeit des Berliner Arztes Casper über die Sterblichkeit der Bevölkerung[3]) selbständig Folgerungen gezogen, die dem Grundgedanken der Malthus'schen Lehre verwandt sind[4]). Nun haben aber Darwin und Waller, die zu gleicher Zeit völlig unabhängig, ja um die Hälfte der Erde von einander getrennt, zu derselben Theorie kamen, hervorgehoben, daß gerade die Lectüre von Malthus' „Essay on population" in das Chaos ihrer Ideen erst das ordnende Licht warf und ihrem künftigen Gedankengang die entscheidende Richtung gab[5]). In der Lehre von der Evolution der Organismen — das unterliegt keinem Zweifel — war Schopenhauer nicht, wie er sonst gern nach einem Worte Diderot's von sich sagte, die Säule des Memnon, die von allen allein den Strahlen der aufgehenden Sonne erklang.

IV.

Noch in mehrfacher Beziehung fände sich Gelegenheit, vom Standpunkt der heutigen Naturforschung auf Schopenhauer's System einzugehen und manche interessante Bemerkung ließe sich noch daran knüpfen. Ich erinnere nur an seine Fassung der Begriffe Kraft und Ursache. Ich muß hier davon absehen. Aber hervorheben möchte ich doch noch, daß unser Philosoph nicht unvorbereitet an seine Naturerklärung ging. Er hatte es sich angelegen sein lassen, eine umfangreiche naturwissenschaftliche Vorbildung zu erwerben. In

[1]) S. N. IV S. 352.
[2]) S. W. V S. 168.
[3]) Vergl. von Mohl, Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. Erlangen 1858. III S. 459. Ueber Malthus S. 479 ff.
[4]) S. W. II S. 592, V S. 170.
[5]) Marshall, Lectures on the Darwinian Theory. London 1894. S. 212 ff.

Göttingen war er im ersten Semester bei der medicinischen Facultät inscribirt. Ging er auch schon im nächsten Semester zur Philosophie über, so hat er doch alle naturwissenschaftlichen Vorlesungen, manche sogar zwei- und dreimal, belegt und, wie seine sorgfältig nachgeschriebenen, auf der Berliner Königlichen Bibliothek verwahrten Collegheste zeigen, regelmäßig gehört. Sogar als Privatdocent in Berlin 1821, nachdem er bereits sein Hauptwerk veröffentlicht hatte, besuchte er wieder Ermann's Vorlesungen über Elektromagnetismus, und im folgenden Jahre widmete er sich, veranlaßt durch Flourens' Entdeckungen, wiederum dem Studium des Gehirns. Vergleichende Anatomie und Physiologie sind ihm, dem echten Schüler Blumenbach's, sein Leben lang Lieblingsfächer gewesen. „Physiologie," schreibt er einmal an seinen „Erzevangelisten" Frauenstädt, „ist der Gipfel gesammter Naturwissenschaft und ihr dunkelstes Gebiet. Um davon mitzureden, muß man daher schon auf der Universität den ganzen Cursus sämmtlicher Naturwissenschaften praktisch durchgemacht und sodann sie das ganze Leben im Auge behalten haben. Nur dann weiß man wirklich, wovon überall die Rede ist; sonst nicht"[1]).

Indessen waren diese Studien ihm nur Mittel zum Zweck, sie dienten ihm nur zum Aufbau und Ausbau seines Systems. Die Natur hatte ihn zum Philosophen gestempelt und — ein von ihm gern gebrauchtes Citat aus Ariost's rasendem Roland — nach dem einen Gebrauch den Stempel zerbrochen. Diese seine Anlage hatte er selbst schon frühe erkannt. Als dreiundzwanzigjähriger Jüngling antwortete er dem achtundsiebzigjährigen Wieland, der ihm die philosophische Laufbahn ausreden wollte: „Das Leben ist eine mißliche Sache; ich habe mir vorgenommen, das meinige damit hinzubringen, über dasselbe nachzudenken"[2]). Bei ihm war in außerordentlichem Maße entwickelt, was er selbst das metaphysische Bedürfniß genannt hat. Dem tiefsinnigen Capitel darüber möchte ich aus der neueren philosophischen Literatur das letzte in der „Geschichte des Materialismus" von F. A. Lange an die Seite stellen, welches durch seinen tieferen ethischen Gehalt, durch seinen innigeren Ton und durch den Schwung der Darstellung vielleicht eine noch ergreifendere Wirkung ausübt. Das metaphysische Bedürfniß lebt aber in jedem Menschen, denn er ist das animal metaphysicum. Es ist die Sehnsucht, die der Dichter singt:

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!

Um sie zu stillen, wenden sich die Einen zur Religion, die tiefer Fühlenden zur Kunst, die schärfer Denkenden zur Philosophie. Daß diese gerade Schopenhauer's Lehre sein soll, will ich nicht vertreten, auch überhaupt nicht ein bestimmtes System nennen. Ich würde, danach gefragt, vielmehr mit den Worten unseres Dichters antworten:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? Ich weiß nicht.
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn!

---

[1]) Br. S. 219. — [2]) Br. S. 219.

Jugenderinnerungen.

Von
Paul Heyse.

II. König Max und das alte München.

Vor fünfundvierzig Jahren.

Ich habe es stets als eine besondere Gunst meines Geschicks betrachtet, daß mein Leben in jungen Jahren aus dem heimathlichen Berlin nach München verpflanzt wurde.

Nicht allein wegen der frühen Sicherung meiner äußeren Lage und der Verpflichtung, die mir damit auferlegt wurde, meine volle Kraft an meine dichterische Lebensaufgabe zu setzen. Wichtiger noch war, daß ich nun auf mich selbst gestellt wurde und an innerer Reife zunahm durch die Trennung von den literarischen Kreisen Berlins, in denen mir bis dahin wohl, nur allzu wohl geworden war. Was sie dem Anfänger gegeben, bewahrte ich in dankbarem Gedächtniß, wie ich auch im Süden nie verleugnete, daß ich ein Berliner Kind war, und ein Heimweh in mir fortlebte nach Allem, was ich an den Menschen im Norden lieben gelernt: feste Freundestreue, Klarheit und Klugheit und redlicher Wille, dem Strebenden die Wege zu weisen, und bei größter geistiger Regsamkeit der zähe, beharrliche Fleiß, auch in künstlerischen Dingen seinem Gewissen genugzuthun.

Ich war aber auf einem Punkt angelangt, wo ich Gefahr lief, über den Horizont der dortigen Gesellschaft nicht hinaus zu blicken, ihrem Richterspruch mich zwar nicht blindlings zu unterwerfen, ihn aber doch für entscheidender zu halten, als er im Grunde war. Vor Allem wäre mir, wie so viel anderen poetischen Talenten, die dünne, austrocknende kritische Luft der großen Stadt auf die Länge verhängnißvoll geworden, das Ueberwiegen des scharfen, zersetzenden Verstandes über die sinnliche Dumpfheit, aus der jede künstlerische Schöpfung ihre beste Kraft, ihr eigentliches Lebensblut saugt. Wer schaffen will, soll nicht zu klug aus sich selber werden. Er hüte sich, so sehr er der

Selbstkritik bedarf, sich dem Naturboden zu entfremden und durch voreiliges Dreinreden der „alten Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen Phantasie zu beleidigen".

Nun fand ich in München gerade das, was mir bisher gefehlt hatte: eine sehr unliterarische Gesellschaft, die sich um mein Thun und Treiben wenig oder gar nicht bekümmerte, am wenigsten mich durch Urtheilen verwirren konnte. Man sprach damals selbst in den gebildeteren Münchener Kreisen niemals von Literatur, höchstens vom Theater. Dafür empfing mich eine unfreundlich, wo nicht feindselig gesinnte Schar einheimischer Collegen, deren Verhalten gegen den Fremdling seinen Charakter stählte und ihn dazu trieb, stets sein Bestes zu geben. Wichtiger noch war, daß der Großstädter, der bisher nur in den Häusern guter Freunde heimisch gewesen war, sich hier zum ersten Mal auf einen breiten, derben Volksboden gestellt fand, auf dem sich ein eigenwüchsiger, nicht immer löblicher, aber kraftvoller und vielfach poetischer Menschenschlag bewegte, nicht von fern mit dem zu vergleichen, den man in Berlin „Pöbel" nannte. Von diesem sich fernzuhalten war wohlgethan gewesen, zumal man von der Literaturfähigkeit des Berliner Jargons, die heutzutage so eifrig angestrebt wird, damals noch keine Ahnung hatte. Eine Berührung aber mit dem altbayerischen Stamm, der seine eigenen Volkslieder und volksthümlichen Poeten besaß, konnte dem Berliner Kinde nur heilsam sein und seine dichterischen Nerven erfrischen. Zudem galt es hier für mich, da gesellschaftliche Lorbeern nicht zu erringen waren, über die nächsten Grenzen hinaus vor dem deutschen Volke zu beweisen, daß ich nicht von Königsgnaden allein zu den „Berufenen" zählte.

München war im Jahre 1854 eine Stadt von wenig über 150000 Einwohnern. Schon im Sommer 1842 auf einer Reise mit meinem Vater und einem in Petersburg angesiedelten Onkel über Dresden, Prag, Wien, Graz und Ischl war ich auch nach München gekommen, wo wir König Ludwig's große künstlerische Unternehmungen zum Theil noch im Werden fanden.

Noch hatten wir nur erst das Modell der Bavaria in der hohen Bretterhütte auf der Theresienwiese bestaunt, waren in der Basilica auf den Gerüsten herumgeklettert, auf denen Heß und Schraudolph ihre Fresken malten, und in der Ludwigskirche legte Meister Cornelius die letzte Hand an sein großes jüngstes Gericht. Jetzt, zwölf Jahre später, fand ich die schöne Kunststadt an der Isar in vollem Glanz, freilich noch räumlich weit beschränkter als heutzutage. Das Siegesthor und die noch unvollendeten Propyläen begrenzten damals im Norden und Westen, das Hoftheater im Süden die Stadt, die erst durch König Max bis an den schönen, starken Strom fortgeführt wurde, während nach Osten hin die Straßen sich ohne Abschluß bald ins freie Feld verliefen, und die Vorstädte Au, Giesing, Haidhausen und Schwabing sich's noch nicht träumen ließen, daß sie dermaleinst in den Ring der Stadt einbezogen werden sollten. Es lag damals auch noch eine Menge großer Gärten zwischen den Häusermassen verstreut, wenn auch der jetzt so lustig grünende Dultplatz noch eine dürre Wüste war, da man zu gewissen Zeiten dort die Budenstadt hinpflanzte. Den Berliner aber, der diese in fröhlichem Auf-

schwung begriffene lachende Stadt betrat, heimelte sie im Vergleich zu den endlosen Straßenzügen und schwerfälligen Palästen seiner Vaterstadt fast mit ländlichem Reize an, während doch wieder die vielen neuen und alten Kirchen und die drei großen Museen dem Ganzen ein vornehmes Gepräge gaben und die malerischen, alterthümlichen Stadttheile daran erinnerten, eine wie lange, merkwürdige Geschichte dies neue Isar-Athen zu erzählen hatte.

Nicht minder fand sich der Norddeutsche, zumal wenn ihm das muntere Blut des „fahrenden Schülers" noch in den Adern floß, durch die ungebundenen Sitten und den farbigen volksthümlichen Zuschnitt des Lebens angezogen, wenn er auch manches Liebgewohnte vermißte.

So gab es zum Beispiel keine eigentliche Geselligkeit, kein uneingeladenes Eintreten bei Freunden, keine Hausfreundschaft, wie ich es von meinem Elternhause, der Kugler'schen und anderen Berliner Familien her gewöhnt war.

Die Männer gingen allabendlich in ihr gewohntes Bierhaus, die Frauen saßen in sehr zwangloser Toilette zu Hause und empfingen höchstens eine Freundin — gelegentlich wohl auch einen „Freund", den das Négligé nicht abschreckte. Wenn ein Gast von fern zugereist kam, bestellte ihn sein Münchener Gastfreund auf den Abend ins Wirthshaus, oder, wenn er ihn zu seinem Tische einlud, kam die Magd herein, zu fragen, was der Herr zu Nacht zu speisen wünsche. Das wurde dann nebst dem trefflichen Abendtrunk aus dem nächsten Wirthshaus „über die Gasse" geholt. Ich erinnere mich sogar, daß Kobell uns einmal ausnahmsweise zum Abend einlud, ein Drama mit anzuhören, das ein ihm empfohlener junger Poet der Familie vorlesen wolle. Als wir alle versammelt waren, trat der Hausherr herein, begrüßte uns freundlich und sagte: „Nun, unterhalten Sie sich gut! Ich muß in meine Gesellschaft."

Wir konnten, als die Lectüre begann, freilich begreifen, daß er es vorgezogen hatte, in sein „Alt-England" zu gehen. Aber von den ortsüblichen Bräuchen der Gastlichkeit hatten wir doch einen seltsamen Begriff bekommen.

Desto liebenswürdiger erschien uns hier im Süden gegenüber der strengen Sonderung der Stände, die in der Heimath herrschte, der freiere Verkehr der verschiedenen Gesellschaftsclassen unter einander an öffentlichen Orten, der schon an Italien erinnerte. Zwar konnte es in München nicht vorkommen, wie ich es in Rom erlebt hatte, daß ein Bettler im Café von Tisch zu Tische ging und, nachdem er so viel gesammelt, um seinen Kaffee zu bezahlen, sich ohne Verlegenheit unter die Gäste setzte, um vom Kellner wie jeder Andere bedient zu werden. Aber die demokratisirende Macht des Bieres hatte doch eine Annäherung bewirkt. Der geringste Arbeiter war sich bewußt, daß der hochgeborene Fürst und Graf keinen besseren Trunk sich verschaffen konnte als er; die Gleichheit vor dem Nationalgetränk milderte den Druck der socialen Gegensätze. Und wenn im Frühling noch der Bock dazu kam, konnte man in manchem Wirthsgarten eine so gemischte Gesellschaft zwanglos beisammen finden, wie sie in Berlin nirgends anzutreffen war.

Sei mir gegrüßt, du Held im Schaumgelock,
Streitbarer Männer Sieger, edler Bock!

Nicht graues Zwielicht dampfdurchwölkter Schenken,
Den Mittag liebst du und der Gärten Frische.
Hier finden sich auf brüderlichen Bänken
Hoch und Gering in traulichem Gemische:
Den Knechten nah, die seine Pferde lenken,
Der Staatenlenker vom Ministertische;
Pedell, Professor, Famulus, Student —
Du spülst hinweg die Schranke, die sie trennt.

Es wird von jenem Trevi-Quell berichtet,
Daraus man ew'ges Heimweh trinkt nach Rom,
Sehnsucht, die unermüdlich denkt und dichtet,
Nur einmal noch zu schaun Sanct Peter's Dom.
So hat auf München nie ein Herz verzichtet,
Das je hinabgetaucht in deinen Strom.
So rasche Wurzeln hier geschlagen hätt' ich
Nie ohne dich und deinen Freund, den Rettig.

Ein wenig Uebertreibung muß man diesem dithyrambischen Erguß zu Gute halten. Pflegen sich doch alle „Neubekehrten" eines gewissen Fanatismus schuldig zu machen. Zwar war ich nie ein sonderlicher Trinker gewesen und wurde es auch nicht in meiner neuen Heimath, wie denn auch wohl an meiner Begeisterung für den Rettig der Reim den größeren Antheil hatte. Das aber gewann mich sofort für meine neuen Landsleute, daß sie, so sehr sie Rang und Stand zu schätzen wußten, sich durch die Nähe eines Höherstehenden nicht einschüchtern oder im behaglichen Lebensgenuß stören ließen. Freilich hatte das alte München auch noch keine breite Arbeiterbevölkerung. Noch herrschte unter einem strengen Zunftzwang die Handwerksarbeit im Kleinen vor; es fehlte fast gänzlich an Fabriken und jeder Art von Großindustrie, wie denn auch hier vor fünfzig Jahren Diejenigen gezählt werden konnten, die nach heutigen Begriffen für reich gegolten hätten. Dafür gab es auch durchaus keine Massenarmuth, die in großen Städten dem Menschenfreunde das Herz beklemmt. Bettler waren genug vorhanden, an den Kirchenpforten wie in den Häusern. Aber sie waren sämmtlich mit ihrem Loose zufrieden, da in wohlthätigen Vereinen und durch das obligate Almosenspenden frommer Seelen dafür gesorgt wurde, daß sie sich in ihrem Stande wie in einer auskömmlichen Sinecure wohlfühlen konnten. Der gewerbtreibende Bürgerstand vollends genoß eines so reichlichen Lebens und Nahrungszuschnitts, wie in dem sparsamen und nüchternen Norden unerhört war. Zweimal, auch wohl dreimal am Tage Fleisch zu essen, erschien nur als etwas, das der gute Bürger als sein Recht in Anspruch nehmen konnte. Dafür arbeitete er nicht mehr als nöthig war, um das nahrhafte, vergnügliche Leben fortzusetzen, und wurde durch strenge Zunftgesetze gegen betriebsamere Concurrenten geschützt. Aufs Genaueste — für den Uneingeweihten oft unverständlich — war vorgeschrieben, was jeder Handwerker oder Händler anfertigen oder verkaufen durfte. War dann ein ehrsamer Meister, der selbst nicht höher hinausgewollt hatte, zu

einigem Wohlstande gediehen, so ließ er den Sohn, wenn er ihn nicht der Kirche widmete, wohl auch studiren, obwohl er, wie ein bekannter Großbrauer, der Meinung war, „Studiren hält auf". Es war eben noch die gute alte patriarchalische Zeit, deren Sitten und Unsitten im Gegensatz gegen die stark sich aufschwingende norddeutsche Industrie einen „gemüthlich" anheimelnden Charakter trug, ohne daß darum das eigentliche Gemüthsleben wärmer und nachhaltiger gewesen wäre, als in dem für kaltherzig verschrieenen Berlin.

Als wir einmal die Sommermonate in Starnberg zugebracht hatten, wo unsere vier Kinder auf weiten Spaziergängen viel Schuhwerk verschlissen, schickte ich am Vorabend der Abreise unsere älteste Tochter zum Schuhmacher, unsere Rechnung zu bezahlen. Morgen würden wir in die Stadt zurückkehren, erzählte sie dem Meister. „Da bin ich aber froh, Fräulein, daß Sie jetzt fortgehen," versetzte der Biedermann ganz ernsthaft. „Denn so viel wie für Ihnen hab' ich noch für keine Herrschaft zu arbeiten gehabt."

Man mag vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus von dieser Antwort weniger günstig denken. Doch wird man nicht bestreiten können, daß in dem Grundsatz, sich ja nicht zu überarbeiten, bloß um Geld zu erwerben, um dann im späteren Alter die Früchte seines Fleißes vielleicht nicht mehr genießen zu können, ein freierer und vornehmerer Sinn sich offenbart als in dem athemlosen Jagen nach Erwerb, wobei über der Hast, immer reichere Mittel zum Lebensgenuß zu gewinnen, der Zweck oft nicht mehr erreicht wird.

Bestärkt wurde das Volk in dieser leichtherzigen Lebenskunst überdies durch die vielen Feiertage, zu denen im Carneval noch andere Gelegenheiten, sich gute Tage und Nächte zu machen, hinzukamen. Das Alles aber sah sich bunt und lustig an und hing mit so manchen phantasievollen Ueberlieferungen zusammen, daß es auch auf den protestantisch gewöhnten Sohn der Mark einen anziehenden Eindruck machen mußte.

Freilich konnte er sich nicht verhehlen, daß die warmblütigere, sinnlichere Natur dieser Bevölkerung in sittlicher Hinsicht manches Bedenkliche hatte. Nicht nur im Gebirge galt das Sprüchlein: „Auf der Alm da gibt's ka Sünd." Auch in Stadt und Land herrschte eine Sittenfreiheit, die uns Anfangs höchlich befremdete. Als wir für unseren Erstgeborenen ein Kindsmädchen mietheten, das noch sehr jugendlich erschien, fragte sie meine Frau, ob sie auch mit einem so kleinen Kinde umzugehen wisse. „No natürlich," sagte das Mädchen, „ich hab' ja selbst schon ein Kind gehabt." Und durch die etwas betroffene Miene ihrer Herrin sichtbar gekränkt, fügte sie rasch hinzu: „Was meinen S' denn, gnä' Frau? So wüst bin ich doch nicht, daß mich Keiner möcht'!"

Diese naive Offenheit entwaffnete uns. Wir sagten uns, daß die sittlichen Zustände in unserer Heimath schwerlich löblicher seien als hier und nur weniger unbefangen zu Tage träten. Und wenn auch Heuchelei ein Compliment ist, das das Laster der Tugend macht, im Grunde war die Sache damit nicht gebessert und das freimüthige Bekenntniß, der Erbsünde verfallen zu sein, immer noch einem engherzigen Tugenddünkel vorzuziehen, der oft nur die Maske feiger Sündhaftigkeit ist.

Dazu kam als ein weiterer mildernder Umstand die Erleichterung, die hier im katholischen Lande durch die Absolution der Kirche gewährt wird, während ein protestantisches Gewissen in schweren Kämpfen mit sich selbst zu ringen hat. Nicht minder auch mußte man die erhöhte Versuchung durch das gesammte sinnenfrohe Leben in Betracht ziehen und die stärkere Anlage des oberbayerischen Stammes zu allem Künstlerischen, in der sich auch der Sinn für leibliche Schönheit leidenschaftlicher entwickelt.

Die großen Schöpfungen König Ludwig's hatten alte und junge Künstler jeder Art nach München gezogen. Hier fanden sie außer großen, weitreichenden Aufgaben auch alle Mittel zu ihrer Durchführung, vor Allem unter den Mädchen aus den niederen Classen, die sich durch eine kräftige, rassenmäßige Schönheit und frische Anmuth auszeichneten, Modelle genug, während es in Berlin einem ehrbaren Dienstmädchen als eine Beleidigung erschienen wäre, einem Maler diesen Dienst erweisen zu sollen. Daß dies Vorwiegen der Künstlerschaft dazu beitrug, die Unbefangenheit im Verkehr der Geschlechter überhaupt zu steigern, liegt auf der Hand. König Ludwig selbst hatte sich ein „gemaltes Serail“ angelegt, nicht bloß als ein platonischer Verehrer der Schönheit. Und so ging ein Hauch von fröhlicher, warmer Sinnlichkeit durch alle Schichten der Gesellschaft, ein wenig phäakenhaft, doch nicht in unfruchtbares „süßes Nichtsthun“ ausartend, da eben auf dem Boden, wo Leben und Lebenlassen der Wahlspruch der gesammten Bevölkerung war, jene großen künstlerischen Thaten geschahen, denen das heutige München seinen Rang als erste deutsche Kunststadt verdanken sollte.

Damals freilich ging noch ein ganz anderer Geist durch die Münchener Künstlerschaft. Wie alle sich hatten bescheiden müssen, bei den Aufträgen des Königs mehr auf die Ehre als auf reichen Lohn zu sehen, so war auch von einem Kunstmarkt, wie heutzutage, noch keine Rede. Freilich auch nicht von einer so übermäßigen Concurrenz, an der seit einigen Jahrzehnten auch noch die immer wachsende Zahl der „Malweibchen“ in beängstigender Weise Theil nimmt. Die Künstler waren keiner fieberhaften Bilderproduction beflissen, sondern Manche, die mehr Verstand als Glück hatten, ergaben sich sogar zeitweise einem behaglichen Müßiggang, weil es ihnen „so billiger kam“. Wo es aber galt, öffentliche Feste zu verherrlichen, war Jeder bereit, seine Dienste anzubieten, ohne sich für den Zeitverlust entschädigen zu lassen. Die Frühlingsfeste an den reizenden waldigen Isarufern bei Pullach, Grünwald, Schwaneck, die Alles, was an Schönheit, Jugend und Humor in den gebildeteren Kreisen der Stadt vorhanden war, in buntem Gemisch hinauslockten, erschienen von dem fröhlichen Treiben so vieler malerischer Gestalten belebt dem norddeutschen Gast wie ein lebendig gewordenes Bild aus einem Märchen, und die Raketen, die den spät in der Nacht Heimkehrenden einen Gruß auf den Weg mitgaben, wie das letzte Aufleuchten der romantischen „mondbeglänzten Zaubernacht“.

Diese Jugendzeit der Münchener Kunst ist längst dahin. Eine Periode ernster, ruhiger Arbeit ist ihr gefolgt, deren Führer und Meister nur noch bei seltenen Gelegenheiten sich um eine öffentliche Lustbarkeit der Stadt mithelfend verdient machen. Zeit ist Geld geworden, und auch die bildenden

Künste haben sich dem Industrialismus anbequemen müssen, der seit dem französischen Kriege alle Lebensgebiete beherrscht. Viel Schönes ist trotzdem zur Erscheinung gekommen. Wem aber die damaligen Anfänge in der Erinnerung fortleben, dem klingen wohl die Verse im Ohr:

Schöner war die trübe Schwüle
Als die helle Kühle jetzt.
Jene frühen Vollgefühle
Kennst Du was, das sie ersetzt?
(Lingg.)

König Max und die Wissenschaft.

Auf einem anderen Gebiete freilich, dem der Wissenschaften, war von einem ähnlichen jugendlichen Auf- und Vorwärtsstreben desto weniger zu spüren.

„Wenn wir einen Blick auf jenen Culturboden werfen, den München in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts darbot, finden wir, daß es ein ziemlich rauher Boden war, rauh wie die ganze Hochebene, über welche die Frauenthürme hinschauen. Kein Goethe und kein Schiller, kein Lessing und kein Wieland hatten diesen Boden mit geistiger Saat befruchtet. München war eine Stadt von Kleinbürgern, von Staatsbeamten und Hofbediensteten, in welcher als lebhafteste Gäste die Schrannenbauern mit ihrer schallenden Geißel und die Tölzer Flößer mit ihren blanken Aexten und ihren qualmenden Pfeifen einkehrten. Und dennoch war dieser Culturboden kein hoffnungsloser. Denn in die alte Hochburg der Jesuiten war die Akademie der Wissenschaften eingezogen; aus der Staatsverwaltung hatte ein scharfer, aufklärender Wind den ärgsten Dunst und Staub vergangener Jahrhunderte herausgefegt; in der Prannerstraße tagte schon um dreißig Jahre früher als in dem klugen Berlin eine Volksvertretung unter dem Schirm einer volksfreundlichen Verfassung, und in der Residenz thronte ein Fürst von lebhaftem Geist, von feurigen Idealen und beseelt von dem unermüdlichen Willen, aus seiner Stadt München etwas zu machen, das in ganz Deutschland nicht war.“ (Max Haushofer.)

Die Männer aber, zum Theil bedeutende Gelehrte, die der Akademie angehörten oder Lehrstühle an der Universität inne hatten, waren im Lauf der Zeit von dem allgemeinen Geiste behaglichen Genügens angesteckt worden, der den Ehrgeiz, sich durch wissenschaftliche Thaten hervorzuthun, als eine sehr „ungemüthliche“ Störung empfand. Sie glaubten, vollauf ihre Schuldigkeit zu thun, wenn sie ihre Vorlesungen und Examina abhielten, ohne durch neue Forschungen und deren literarische Verwerthung sich an den Fortschritten ihrer Collegen im übrigen Deutschland zu betheiligen.

In den höheren Schulen, die größtentheils noch den alten geistlichen Zuschnitt bewahrten, hatte der treffliche Thiersch, der schon als „Präceptor Griechenlands“ sich bewährt hatte, einen frischeren Geist anzuschüren gesucht, mit zweifelhaftem Erfolge. Alle freie, liberale Wissenschaft, die vor traditionellen Vorurtheilen nicht Halt machte, war der damals in Kirche und

Staat herrschenden Partei ein Dorn im Auge, und König Ludwig's Interesse richtete sich so ausschließlich auf seine künstlerischen Unternehmungen, daß ihn das Zurückbleiben der großen gelehrten Institute hinter der Zeit wenig bekümmert haben würde, auch wenn man ihn über die Gefahren, die der geistigen Cultur dadurch erwuchsen, aufgeklärt hätte.

In seinem Sohne, zu dessen Gunsten er, durch die bekannten Ereignisse dazu gedrängt, auf den Thron verzichtete, erstand ihm ein Nachfolger, dessen höchste und ernsteste Sorge eben das wurde, was der Vater vernachlässigt hatte.

König Ludwig war eine geniale Erscheinung gewesen, eine Künstlernatur mit dem Sinn für Glanz, Größe, freie und schöne Entfaltung des äußeren Lebens. Sein Sohn, der siebenunddreißigjährig zur Regierung kam, war in Allem das Widerspiel des Vaters, der die Erziehung seines Thronfolgers sich nicht sonderlich hatte angelegen sein lassen.

König Max selbst hat es oft genug gegen die, die sein Vertrauen genossen, ausgesprochen, daß er die großen Lücken seiner Bildung schwer empfinde und Alles daran setzen wolle, die Unterlassungssünden seiner Jugend so viel als möglich wieder gut zu machen. Wie gewissenhaft er dabei zu Werke ging, dessen sind alle Diejenigen Zeuge, die ihm jemals näher gestanden.

Er war wie in all' seinen äußeren Regierungsacten so auch in dem Bestreben, seine innere Welt zu ordnen und zu bereichern, das incarnirte Pflichtgefühl, unfähig, mit einer Sache abzuschließen, ehe er sie völlig durchdrungen, unermüdlich im Fragen und Wiederfragen und daher oft lange unschlüssig, wenn es galt in einer Sache, die ihm noch Zweifel erweckte, eine Entscheidung zu treffen. Hatte er aber das ergriffen, was ihn das Rechte dünkte, so hielt er mit zäher Beharrlichkeit daran fest und war bei der Durchführung selbst unter schwierigen Kämpfen in seinem Muthe nicht zu erschüttern.

Dabei war ihm alles Scheinwesen verhaßt, und es wird wenig Fürsten gegeben haben, die ihm an Selbstverleugnung, an Unzugänglichkeit für höfische Schmeichelei, an Bescheidenheit überragendem Verdienste gegenüber gleich kamen. Vor dem Bestreben, es in äußeren Erfolgen seinem genialen Vater gleich zu thun, auf Gebieten, in denen er sich nicht heimisch fühlte, bewahrte ihn „die schlichte Gediegenheit seines Wahrheit suchenden Geistes", wie Alfred Dove es treffend bezeichnet hat. Ueberall war es ihm um die Sache zu thun, nicht um die Person, am wenigsten um seine eigene. Das schloß nicht aus, daß er von seiner königlichen Würde eine hohe Meinung hatte und jede Schmälerung derselben als eine persönliche Unbill empfand. Auch das aber nur, da er es für seine Königspflicht hielt, das ihm anvertraute Herrscheramt mit vollem Nachdruck zum Segen seines Staats und Volkes auszuüben.

Nun suchte er, sobald er ans Regiment gekommen war, das Gebiet, auf dem er sich um das Wohl seines Bayernlandes vor Allem verdient machen könnte. Die Künste hatten unter seinem Vater eine so hohe Blüthe erreicht, daß er ihre weitere Förderung ruhig der Zeit überlassen zu dürfen glaubte.

Dagegen konnte Viel, in mancher Hinsicht noch Alles geschehen, um auch die Wissenschaften auf die gleiche Höhe zu bringen, und da diese Aufgabe zugleich seiner persönlichen Begierde nach weiterer Erkenntniß entgegenkam, zögerte der junge Fürst nicht, das schwierige Werk sofort offen in Angriff zu nehmen.

Schwierig insbesondere, da nicht nur das Widerstreben gewisser clericaler Kreise, sondern auch der Unmuth der heimischen Gelehrten zu überwinden war, die durch das Eindringen berühmter Collegen von auswärts in dem bequemen Besitz ihrer bisherigen Stellung gefährdet wurden.

Wie unbekümmert um alles Geschrei in den Blättern, alles Gerede und Gemurre in der Gesellschaft König Max seinen Weg fortsetzte, ist bekannt. Ueber sein Verhältniß zur Geschichte, die natürlich ihm innerlich näher stand als die Naturwissenschaften, haben die Meister der Historie Ranke, Döllinger und Sybel sich so ausführlich in den ergreifenden Denkreden auf ihren erlauchten Gönner ausgesprochen, daß ich mich jeder eigenen Aeußerung enthalten darf. (Siehe den vortrefflichen Aufsatz „Ranke und Sybel in ihrem Verhältniß zu König Max" in Alfred Dove's „Ausgewählten Schriftchen, vornehmlich historischen Inhalts". Leipzig 1898.)

Doch wenn König Max keine Künstlernatur war, so war doch auch kein Gelehrter an ihm verdorben; schwerlich würde er sich, auch wenn er nicht zufällig für den Thron geboren worden wäre, zu einem Professor der Geschichte ausgebildet haben. Denn so sehr er stets die Forderung betonte, Geschichte müsse in objectivem Geiste betrieben und geschrieben werden, so war sein Interesse doch wesentlich bestimmt durch das Bedürfniß, von der Darstellung vergangener Zeiten und Menschen für die Gegenwart zu lernen, für sein staatsmännisches Geschäft Aufklärungen und Lehren aus der Betrachtung abgeschlossener politischer Entwicklungen zu schöpfen. Dazu lag in seiner zarten und weiblich feinen Natur neben dem ernsten Wahrheitstrieb der Hang zu schwärmender Contemplation, zu träumerischem Versenken in eine Welt der Ideale, wie sie durch Dichtermund offenbart worden sind. Von allen geistigen Gaben seines Vaters war nur das dichterische Talent auf ihn übergegangen, freilich auch das in minder eigenartiger Form und seinem bescheidenen Charakter gemäß so zurückhaltend, daß die Welt nichts davon erfahren konnte.

Das alte und das neue literarische München.

Bei der ganzen Anlage seines geistigen und sittlichen Naturells war nun nichts natürlicher, als daß der König gerade für Geibel vor allen anderen zeitgenössischen Dichtern die wärmste Sympathie fühlte. Der melodische Fluß und die glänzende Vollendung seiner Verse bezauberten ihn; der tiefe Brustton idealer Gefühle und Gesinnungen kam einer verwandten Stimmung in der Seele des Königs entgegen.

Schon im Frühjahr 1852 berief er den ihm so theuren Dichter in seine Nähe und war glücklich, daß er im persönlichen Verkehr Geibel's Charakter ebenso schätzen lernte, wie er seine Dichtungen bewundert hatte. Geibel war

nach München übergesiedelt und hatte dort seinen jungen Hausstand gegründet. Eine Professur der Literaturgeschichte und Poetik war ihm übertragen worden, die er in den ersten Jahren ziemlich ernst nahm; eine Schar angehender junger Poeten sammelte sich um ihn und suchte in den Vorlesungen, die er in seinem Hause hielt, Belehrung über poetische Technik. Ob es dabei zu eigentlich wissenschaftlicher Arbeit, zumal im Gebiete der Literaturgeschichte, gekommen, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls war das Verhältniß zum Könige der Hauptzweck seiner Gegenwart in München.

Er war freilich bei aller angeborenen Loyalität nicht fähig, die Rolle eines geschmeidigen Höflings zu spielen. Gleich zu Anfang, als der König ihm durch seinen bisherigen literarischen Amanuensis, den Ministerialrath Daxenberger, eine Auswahl seiner eigenen Gedichte zur Prüfung geschickt hatte mit der Frage, ob er sie zur Veröffentlichung geeignet halte, hatte Geibel unumwunden vom Druckenlassen abgerathen. Der König, weit entfernt, darüber empfindlich zu werden, hatte ihm diese Warnung als einen Freundschaftsdienst hoch angerechnet und ist auf den Lieblingswunsch eines Jeden, der sich dilettantisch mit Versemachen beschäftigt, nie wieder zurückgekommen.

Der Verkehr mit Geibel aber regte in ihm die Neigung zur Poesie so lebhaft an, daß er neben den Männern der Wissenschaft, die er an seine Universität berief, um auch privatim ihres belehrenden Umgangs zu genießen, auch einige Poeten zu den Abendgesellschaften zuzuziehen beschloß, in denen er geistige Nahrung und Erfrischung der verschiedensten Art zu gewinnen wünschte.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Gründung einer „geistigen Tafelrunde" in den Kreisen der einheimischen Gelehrten und Dichter eine sehr unfreundliche Stimmung erzeugte.

Schon die Berufung hervorragender Männer der Wissenschaft an die Universität hatte, wie oben bemerkt, aus den verschiedensten Ursachen lebhaften Unmuth erregt. Die besondere Gunst, die einigen dieser Fremden, vor Allem Liebig, durch die Theilnahme an den Symposien des Königs zu Theil wurde, mußte die feindselige Gesinnung der zunächst betroffenen altbayerischen Kreise nur noch erheblich steigern, da die bevorzugten „Berufenen" allgemein im Verdacht standen, da sie das Ohr des Königs hätten und häufiger und zwangloser als selbst die Minister mit ihm verkehrten, diesen Vorzug, wenn auch nicht immer in persönlichem Interesse, doch zu immer stärkerer Zurückdrängung der verdienten einheimischen Männer zu mißbrauchen. Es half nichts, daß auch bayerische Gelehrte zu den Symposien geladen wurden. Die Liebig, Bischof, Jolly, Riehl, Bluntschli, Carriere, späterhin Sybel und Windscheid waren doch in der Mehrzahl und gehörten zu den Stammgästen an diesem königlichen Tische.

Nun vollends die Bevorzugung fremder Poeten, da es in dem bayerischen Dichterwald doch wahrlich „von allen Zweigen schallte"! Schon mit Dingelstedt's Berufung war man unzufrieden gewesen. Man hielt ihn nach seinen „Nachtwächterliedern" nur für einen der politischen Dichter und Tendenzpoeten, die nachgerade abgethan waren; zudem hatte er sich durch seine

„Verhofrätherei“ den Liberalen verdächtig gemacht, während er den Altgesinnten durch allerlei Frivolitäten Anstoß zu geben fortfuhr. Immerhin war er nicht als Dichter, sondern als Theaterintendant nach München gekommen und hatte ein Amt, mit dem stets ein Gehalt verbunden war. Auch wurde er nicht zu dem engeren Kreise des Königs hinzugezogen. Daß aber zwei andere fremde Dichter durch die Gnade des Königs eine Jahrespension genossen, ohne weitere Verpflichtung, als an den Symposien theilzunehmen und in München ihr Dichten und Trachten weiter zu treiben, entflammte die Gemüther, zumal der einheimischen Collegen zu heftiger Empörung.

Die Schuld an dieser unerhörten Vernachlässigung der talentvollen Landeskinder schob man nächst Dönniges natürlich Geibel in die Schuhe. Zwar hatte er von vornherein ein freundliches Verhältniß zu dem angesehensten der bayerischen Dialektdichter, Franz von Kobell, gefunden, der zu den Intimen des Hofes gehörte. Wo aber blieben die Anderen, die zwar über die Grenzen Bayerns hinaus sich nicht bekannt gemacht hatten, aber innerhalb derselben eines gewissen Ansehens genossen? Wo blieb sogar der berühmte Oskar von Redwitz, dann Andreas May, Ludwig Steub, Franz Trautmann, Hermann Schmid, Franz Bonn, Heinrich Reder, Teichlein, Ille und so viele Andere unter den jüngeren Talenten, denen ein königliches Jahresgehalt und die Soupers in der „Grünen Galerie“ des Königsschlosses von ihren Freunden und Lesern lieber gegönnt worden wären als dem in Peine an der Fuse geborenen Bodenstedt und gar dem Schreiber dieser Zeilen, dem es als ein unvertilgbarer Makel anhaftete, mit Spreewasser getauft worden zu sein?

Gewiß wäre Niemand froher gewesen als Geibel, wenn er unter den genannten einheimischen Poeten den oder jenen dem Könige zur Aufnahme in seinen engeren Kreis hätte empfehlen können. Wie weit entfernt er von jeder principiellen Geringschätzung der süddeutschen Talente war, hat er zunächst durch die liebevolle Sorgfalt bewiesen, mit der er Hermann Lingg's Gedichte herausgab, in der Vorrede auf ihn als einen „Ebenbürtigen“ hinweisend, und späterhin durch das freundschaftliche Verhältniß mit dem Münchener Hans Hopfen, dem Schweizer Leuthold und dem Schwaben Wilhelm Hertz. Er war es auch, der Lingg und später Melchior Meyr eine Jahrespension beim König erwirkte, wie er denn überhaupt auch in materieller Fürsorge für Dichter, die er anerkannte, unermüdlich war, nicht nur durch sein Fürwort beim Könige (das auch Otto Ludwig zu Gute kam), sondern in großherzigster Weise aus seiner eigenen Tasche.

Wenn er sich gleichwohl den damaligen Poeten Münchens gegenüber zurückhaltend bewies, so geschah es ohne alle persönlichen Motive, aus dem Grunde, weil er Keinen darunter für voll nahm.

Daß er ein gutes Recht dazu hatte, hat einer der talentvollsten jüngeren Münchener Dichter offen ausgesprochen, Max Haushofer in dem trefflichen, durch feines Urtheil und gerechte Vertheilung von Licht und Schatten ausgezeichneten Essay über „Die literarische Blüthe Münchens unter König Max II.“, aus dem oben schon eine bezeichnende Stelle angeführt worden ist. (Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“, 15. und 16. Februar 1898.)

„Den vormärzlichen Dichtern Münchens gebrach es nicht an Talent, aber an der Energie des Strebens. Süddeutsche Gemüthlichkeit ging ihnen über jeden Erfolg. Vormittags beim Bockfrühschoppen im ‚Achazgarten‘ zu sitzen, den Nachmittag in einem der Kaffeehäuser des Hofgartens zu verplaudern und den Abend, wenn er schön war, auf einem der damals noch so prächtigen aussichtreichen Keller zuzubringen: das war in jener Zeit ein viel schöneres und poetischeres Thun als das Sitzen am Schreibtisch."

Es war aber doch wohl nicht vorzugsweise diese Neigung zu vergnüglichem Lebensgenuß, was die talentvollen Altbayern nicht zu strenger Arbeit im Dienst der Muse kommen ließ. Gerade weil hier im Süden der poetische Trieb den Begabteren mehr im Blute lag, ihre Natur von Hause aus künstlerischer gestimmt war als dem nüchterneren Menschenschlag im Norden, fühlten sie weniger die Pflicht innerer Vertiefung und glaubten den Kranz „schon im Spazierengehen" zu erringen. Daß auch der Dichter nicht nur im Technischen viel zu lernen habe — hatte doch auch der berühmteste bayerische Poet, Graf Platen, sich nachgerühmt: „Die Kunst zu lernen, war ich nie zu träge" — sondern daß es etwas wie ein künstlerisches Gewissen gebe, dessen Mahnungen nicht als Schulweisheit eines pedantischen Präceptors verspottet und vernachlässigt werden dürften, ahnten die Wenigsten. Sie begnügten sich nach der Art aller Dilettanten mit dem, was ihnen in angeregter Stunde von ihrem Genius beschert worden war, und antworteten, wenn sie auf Mängel dieses ersten Hinwurfs hingewiesen wurden, wie jener Poet in Shakespeare's „Timon": „'s ist eben nur ein Ding, mir leicht entschlüpft."

Dazu kam, daß es vor fünfzig Jahren in München völlig an einer einsichtsvollen literarischen Kritik gebrach. Der Journalismus stand selbst in Bayerns Hauptstadt auf keiner höheren Stufe als heutzutage in den Localblättern kleinerer Provinzstädte, und auch das „Blatt für Diplomaten und Staatsmänner", die „Augsburger Allgemeine Zeitung", befaßte sich nur gelegentlich in der Beilage mit neueren belletristischen Erscheinungen. Was in norddeutschen kritischen Journalen hin und wieder geurtheilt wurde über ein Buch, das aus dem Süden kam, machte, wenn es noch so sachlich und maßvoll klang, keine tiefere Wirkung, da man überzeugt war, die norddeutsche Kritik stehe der süddeutschen Production von vornherein mit einem geringschätzigen Vorurtheil gegenüber. Auch fehlte es in München an einem Verleger für andere als wissenschaftliche, geistliche und pädagogische Literatur, und bei Cotta anzukommen, war ein seltener Glücksfall.

Noch verhängnißvoller aber als der Mangel einer öffentlichen Kritik war die Scheu vor jenen „goldnen Rücksichtslosigkeiten" im persönlichen Verkehr der Schriftsteller unter einander, die den Berliner Tunnel trotz manches pedantischen Zuges für die Bildung junger Talente so ersprießlich gemacht hatten. Junge Künstler haben in der Regel mehr Vortheil von kameradschaftlicher wetteifernder Anregung untereinander, als von der eindringlichsten Unterweisung älterer Meister. Nun galt es aber für sehr unschicklich, offen ins Gesicht seine Meinung zu sagen, da man ja hinter dem Rücken der guten Freunde seiner scharfen Zunge keinen Zwang anzuthun brauchte. Ich selbst,

als ich einigen Collegen keinen besseren Beweis meines freundschaftlichen guten Willens geben zu können meinte, als wenn ich ihnen in der schonendsten Form aussprach, was mir neben dem Gelungenen noch einer Besserung fähig schien, mußte zu meinem Schaden erfahren, daß dies des Landes nicht der Brauch sei. Man wollte en bloc gelobt werden und beschuldigte den unberufenen Tadler eines Mangels an guter Erziehung oder einer hochmüthigen, wenn nicht gar feindseligen Gesinnung. Ich sah denn auch bald ein, daß mein redliches Verfahren hier an die Unrechten kam. Den Wenigsten war es so ernstlich um die Sache zu thun, daß sie die Mühe daran gewendet hätten, auch wenn sie einen Einwand zugeben mußten, noch einmal Hand an ihr Werk zu legen. Sie fühlten sich persönlich beleidigt und trotzten nun erst recht auf die Unantastbarkeit ihres ersten Hinwurfs.

Einem so viel älteren Poeten wie Franz von Kobell gegenüber hätte ich mich wohl gehütet, meinem kritischen Vorwitz Luft zu machen. Auch waren seine frischen Lieder und kleinen anekdotischen Gedichte in bayerischer und pfälzischer Mundart voll Mutterwitz und volksthümlichem Reiz schon durch den Zügel des Dialekts in ihrem munteren Gange gesichert, wie ja auch im Dialekt keine Sprachfehler gemacht werden. Was er hochdeutsch dichtete oder gelegentlich für die Bühne schrieb, hatte freilich auch einen dilettantischen Anstrich, fand aber ebenfalls so allgemeinen Beifall, daß sich Niemand versucht fühlen konnte, die höchsten ästhetischen Maßstäbe daran zu legen. So wenig wie an die Verse seines Freundes, des Grafen Franz von Pocci, der so recht der Typus des vielseitig begabten altbayerischen Dilettantismus war. Als Knabe hatte ich den „Festkalender", den er in Gemeinschaft mit Guido Görres herausgab, mit Entzücken studirt, die schnurrigen oder romantischen Balladen auswendig gelernt, die hübschen Bilder eifrig nachgezeichnet. Nun begnügte sich der liebenswürdige Mann freilich nicht mit seinen Erfolgen in geselligen Kreisen, wo er seine witzigen, oft sehr anzüglichen Caricaturen durch lustige Verse erklärte, noch mit dem Beifall der Kinderwelt, für die er seine vielen drolligen Puppenspiele dichtete, sondern er verfaßte auch anspruchsvollere Dramen, die allerdings von Neuem bewiesen, daß es in dieser dichterischen Gattung mit einer leichtherzigen Improvisation nicht gethan, sondern ernste Arbeit unerläßlich ist.

* * *

Ich gedenke aber nicht, hier die Geschichte des literarischen Münchens um die Zeit, ehe ich mich dazu gesellte, zu schreiben. Einen hinlänglichen Ueberblick über die Bestrebungen der einheimischen Poeten hat Max Haushofer in dem erwähnten Aufsatz gegeben, aus dem ich selbst erst Manches erfahren habe, was mir damals entgangen war. Unter Anderm, daß schon im Jahre 1848 in München — überhaupt die Stadt der Vereine — ein „Verein für deutsche Dichtkunst" gegründet wurde, der im Jahre 1851 ein Jahrbuch erscheinen ließ, darin unter mir bekannten Namen viele völlig verschollene. Sieben Jahre später gab Graf Pocci — „auf eine Anregung, die vom Königshause ausgegangen war" — ein Münchener Album heraus, in dem sich eine noch viel

größere Anzahl von einheimischen „Namen" findet. Dann entstand im Jahre 1852 „der Poetenverein an der Isar" unter dem Vorsitz des eifrig dichtenden Papierfabrikanten Medicus, der besonders einen jüngeren Freund, August Becker, zu fördern bemüht war und viel dazu beitrug, diesen hoffnungsvollen Anfänger in dem Wahn einer früh erreichten Meisterschaft zu bestärken.

All' dieser Vorgänge auf dem bayerischen Parnaß habe ich nur erwähnt, um den Boden zu schildern, der dem Neuling heiß genug werden sollte, und die Stimmung der collegialen Gesellschaft, die alle drei Berufenen empfing[1]).

Bodenstedt's Berufung war durch Dönniges veranlaßt worden, der an dem ziemlich äußerlichen Witz des Mirza-Schaffy Gefallen gefunden hatte und von dem Verfasser der „Völker des Kaukasus" und „Tausend und ein Tag im Orient" sich für die Unterhaltung der königlichen Tafelrunde viel versprach. — Geibel hatte sich fügen müssen, obwohl er von Bodenstedt's Talent nicht so gut dachte. Im Vergleich zu den anderen westöstlichen Poeten — außer Goethe vor Allem Rückert, Daumer und Platen — schien ihm Mirza-Schaffy des tieferen poetischen Gehalts, der echten, leidenschaftlichen Empfindung zu entbehren und der vielgerühmte Witz oft nur in billigen Reimspielen zu liegen, die höchstens einem Laienpublicum imponiren konnten. Was Bodenstedt nicht in der orientalischen Maske, sondern als guter Deutscher geschaffen hatte, seine eigenen Gedichte, Dramen, Novellen, stand so tief unter jenen poetischen Reisefrüchten, daß man sich des Verdachts nicht erwehren konnte, es handle sich bei diesen mehr oder weniger nur um Nachdichtungen geistvollerer Originale, — worüber Bodenstedt's Erklärungen nie ein volles Licht verbreiteten.

Auf seine eigene Verantwortung hatte Geibel dagegen, wie gesagt, meine Berufung befürwortet und durchgesetzt, in jeder Weise ein Wagniß. Es war nichts Unerhörtes, daß ein Fürst einen anerkannten Dichter in seine Nähe rief und ihn aller Lebenssorge überhob. So hatte Friedrich Wilhelm IV. Kopisch nach Potsdam berufen, Rückert als Professor an die Berliner Universität, und Tieck's müder Pegasus genoß den königlichen Gnadenhafer. Was aber bisher von meinen Sachen gedruckt worden war, hatte schwerlich den Weg nach Bayern gefunden und konnte höchstens als Talentproben gelten, die mir keinen Anspruch darauf gaben, so vielen älteren einheimischen Dichtern vorgezogen zu werden. Dazu war mein Aeußeres noch jugendlicher als meine jungen vierundzwanzig Jahre. Ich sehe noch Liebig's verwunderte Miene bei meinem ersten Besuch und höre das Lachen der Frau von Dönniges, als ich ihr erzählte, ich würde in sechs Wochen Hochzeit machen.

Der König indes hatte durch die „Urica", die „Brüder" und das „Spanische Liederbuch", die Geibel ihm vorgelegt, eine günstige Meinung von

---

[1]) Bekannt ist das satirische Gedicht, mit dem der witzige Redacteur der Augsb. Allg. Zeitung, Altenhöfer, die fremden Poeten begrüßte. Es war den autochthonen Gegnern aus der Seele gesprochen:

Merkt es euch, ihr Geibel, Heyse, die ein Wind beliebig weht,
Hofgunst ist ein Dingel, das auf keinem festen Boden steht.

meinem Talent gewonnen, auch darein gewilligt, daß mir eine Honorarprofessur an der Universität übertragen wurde. Nicht daß ich denn doch Zweifel gehegt hätte, ob ich es wagen dürfe, mich als Poet zu etabliren und in dichterischen Aufgaben ein ganzes Leben lang Genüge zu finden, sondern weil ich nicht wußte, wie mir in der Stellung eines königlichen „Günstlings" und Pensionärs zu Muthe sein würde. Da ich mir wenig Talent zum Hofmann zutraute, wollte ich mir den Rückzug an die Universität offen halten.

Meine erste Audienz bei dem Könige, die am 28. März 1854 stattfand, überzeugte mich, daß es mir nicht schwer fallen würde, nach dem Wunsch dieses gütigen Fürsten in seiner Nähe ausschließlich meinem Talent zu leben.

Ich habe daher von dem Recht, an der Universität Vorlesungen zu halten, nie Gebrauch gemacht, zumal nachdem ich in Konrad Hofmann einen der gelehrtesten und geistvollsten Meister der romanischen Philologie kennen gelernt hatte, dem gegenüber vollends ich mir der Unzulänglichkeit meines fragmentarischen Wissens beschämend bewußt wurde.

Die einfache Güte, mit der mein hoher Gönner mich empfing, das freundliche Interesse, das er an meinen Erstlingen zeigte, verscheuchten sofort jedes Gefühl von Befangenheit, mit dem ich ihm gegenübergetreten war. Ich fand ihn stattlicher, als er mir von Italien her im Gedächtniß geblieben war, das Gesicht jugendlicher und frischer, sein Anstand voll einfacher, natürlicher Würde. Damals in Rom hatte ich durch Graf Spaur seine Fürsprache erbeten in meinem ärgerlichen Handel mit der Verwaltung der vaticanischen Bibliothek. Es war verboten, aus den handschriftlichen Schätzen derselben etwas zu copiren. Ich hatte nun freilich, während ich Troubadour-Codices collationirte, heimlich auch einiges Ungedruckte in ein durchschossenes Exemplar der Mahn'schen Troubadours abgeschrieben, was glücklicher Weise dem Custode Monsignore Martinucci nicht in die Hände fiel, als er mir meine Hefte abforderte. Immerhin war mein vieles Schreiben verdächtig geworden, und da mir von Berlin her — dank der „Francesca von Rimini" — der Ruf eines unsittlichen Schriftstellers nachgegangen war und man im Vatican mich fähig hielt, aus der Bibliothek Sr. Heiligkeit gewisse sehr unheilige Dichtungen des 13. Jahrhunderts zu veröffentlichen, hatte der Cardinal-Staatssecretär Antonelli auf Martinucci's Bericht verfügt, daß ich sofort aus dem Arbeitszimmer des Vaticans verbannt werden sollte (scacciatelo subito!).

Hiermit schien der Zweck meines römischen Aufenthalts vereitelt. Ich hätte das Stipendium der preußischen Regierung mit Sünden verzehrt, zumal ich noch nicht wußte, daß ich in der Bibliothek des Fürsten Barberini einen glücklichen Fund thun würde. Alle Bemühungen des preußischen Gesandten, Herrn von Usedom, und meines seit Langem in Rom einheimischen Oheims, Theodor Heyse waren nicht im Stande, das Interdict gegen mich aufzuheben. Auch die Verwendung des Königs von Bayern zu meinen Gunsten — meine letzte Hoffnung — erwies sich als unwirksam gegenüber dem ehernen Willen Antonelli's, der dem übelberüchtigten jungen Protestanten nicht über den Weg traute.

Nun aber konnte ich endlich dem gütigen Könige für das damals mir bewiesene Wohlwollen danken. Er erinnerte sich der Sache, fragte, ob ich in Spanien gewesen, was ich verneinen mußte, und ob in den dortigen Bibliotheken nicht noch unbekannte Schätze vergraben seien. Er knüpfte dabei an das Spanische Liederbuch an und fragte nach meinen gegenwärtigen Arbeiten, wobei er seine Neigung zur Poesie lebhaft äußerte. — „Majestät sind selbst Dichter" — — „Meine Zeit ist leider nicht mein. Aber ich kenne nichts, was eine bessere Erholung wäre, mehr das Gemüth und den Geist erhöbe, gerade in einer Zeit, die poetischen Bestrebungen so ungünstig ist. Was halten Sie davon, ob ein modernes geschichtliches Epos möglich wäre? Ich habe schon öfters mit Professor Geibel davon gesprochen, der aber nichts davon wissen will." —

Meine Antwort darauf, und was ich über den weiteren Gang des Gespräches an meine Eltern berichtete, will ich hier übergehen. Man wird begreifen, daß ich sehr glücklich war, in dem Fürsten, dessen Gnade mir zu Theil geworden, einen Mann zu finden, den ich mit aufrichtigem Herzen verehren durfte. „Ich verspare mir," hieß es in einem nach der Audienz geschriebenen Brief an die Eltern „alles Nähere auf mündlich, wo auch allerlei Züge von hoher Menschlichkeit und Noblesse verrathen werden dürfen, die der histoire secrète des Hofes angehören." (Was hier gemeint war, ist mir nicht mehr erinnerlich.) Im Ganzen hatte die Unterredung eine halbe Stunde gedauert, und ich war von ihrem Verlauf höchst befriedigt. „Abends sah ich mit Geibel die Terenzischen ‚Brüder' im Theater, mit jener Frische und gutem Willen aufgeführt, wie man sie sonst bei Liebhabertheatern trifft. Nur Einer war eigentlich ein voller Künstler (Christen?). König Ludwig und Königin Therese saßen links in der Prosceniumsloge, so daß ich sie genau und lange betrachten konnte. Der alte Her ist sehr verwittert. Gegen die Mitte des Stückes kam das regierende Paar in die Loge gegenüber, die junge Königin sehr hübsch und beide stattlich zusammen. Geibel sah, wie der König mich von fern der Königin vorstellte. Eine nähere Bekanntschaft wartet meiner im Sommer. Darauf sind wir wieder bis gegen Mitternacht bei sehr gutem Wein und noch besserer Freundschaft beisammen geblieben."

(Weitere Abschnitte folgen.)

Frau von Krüdener.

[Nachdruck untersagt.]

An hervorragenden Frauen — gekrönten wie ungekrönten — hat es dem neunzehnten Jahrhundert nicht gefehlt. Unter den Letzteren können indessen nur zwei namhaft gemacht werden, die ein dauerndes Gedächtniß hinterlassen haben: Frau von Staël, von der ein neuer Abschnitt der französischen Literatur- und Bildungsgeschichte datirt, und Juliane von Krüdener, die an den politischen Entwicklungen des Restaurationszeitalters erheblichen Antheil gehabt hat. Gemeinsames läßt sich diesen Zeitgenossinnen kaum nachweisen. Den Staats- und Volksgemeinschaften, auf welche sie Einfluß üben sollten, gehörten allerdings beide Frauen nur mittelbar an, und zu dem führenden Manne ihrer Zeit, dem ersten Napoleon standen beide in feindlichem Gegensatze. Im Uebrigen waren die zur Französin gewordene Tochter des Genfer Bürgers Necker und die an einen russisch-baltischen Diplomaten verheirathete Enkelin des Oldenburgers Münnich so verschieden, wie nur immer möglich. Trotz mancher specifisch weiblichen Eigenthümlichkeiten war die Staël von männlicher Klarheit und Energie des Geistes, während Frau von Krüdener bestimmbar und haltungslos blieb, auch wo sie Wirkungen übte, wie sie sonst Männern vorbehalten sind. Trotz vornehmer Allüren blieb die Eine nach äußerer Erscheinung und Solidität der Arbeitsmethode ein echtes Bürgerkind, die Andere auch als Evangelistin der Armen Aristokratin und Salondame. Indessen die von Frau von Staël geübten Wirkungen ohne Weiteres auf Rechnung ihres Talents, ihres Fleißes und der Ueberlegenheit ihrer Bildung zu setzen sind, fehlt in diesem Betracht für die Erfolge ihrer Zeitgenossin die ausreichende Erklärung. Die Verfasserin des berühmten Buches über Deutschland hatte ihre Bedeutung dem zu danken, was sie that — die Prophetin der Restauration wirkte wesentlich durch das, was sie war. Und was diese merkwürdige Frau eigentlich gewesen, ist bis heute nicht genau festgestellt. Ueber ihre Theilnahme an der Stiftung der heiligen Allianz sind die Acten geschlossen, über ihre Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen Untersuchungen angestellt worden, die an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Wie es zugegangen, daß eine Frau, die weder als Schönheit noch als schriftstellerisches Talent, weder als Gesellschaftsdame noch als politische Gelegenheitsmacherin in den ersten Rang gehörte,

den ausgezeichnetsten Frauen und Männern ihrer Zeit nahe zu kommen wußte, erscheint auf den ersten Blick unbegreiflich. Und doch haben so verschieden angelegte Menschen wie die Königin Luise und Madame Hortense, Bernardin de St. Pierre und Benjamin Constans, Frau von Staël und Chateaubriand, Kaiser Alexander I. von Rußland und der Aufklärer Krug, der tüchtige Oberlin und der schwächlich phantastische Jung-Stilling unter dem Zauber dieser Persönlichkeit gestanden, die nach Allem, was wir von ihr wissen, eigentlich zauberischer Eigenschaften entbehrte. Wie das zugegangen ist, erfahren wir weder aus den biographischen Darstellungen noch aus den Aufzeichnungen der Zeitgenossen. Auch die einzelnen in unsere Tage hineinragenden Ueberlebenden, welche der Wittwe Burchard Krüdener's in den Petersburger Salons der zwanziger Jahren begegnet waren, haben nichts mehr auszusagen gewußt, als daß die Krüdener eine Frau war, die man nicht wieder vergaß, wenn man sie einmal gesehen und gesprochen hatte.

Danach scheint nur übrig zu bleiben, daß man die von Juliane von Krüdener gespielte Rolle unter die „vollkommenen Widersprüche" rechnet, die für Kluge und Thoren gleich geheimnißvoll bleiben. Aber es *scheint* nur so. Versenkt man sich in den eigenthümlichen Charakter der Zeit, in welcher die Wehmutter der heiligen Allianz auf die öffentliche Bühne trat, so gewinnt man Anhaltspunkte für die Lösung des Räthsels. Dabei wird von den Voraussetzungen derjenigen kirchlichen und weltlichen Beurtheiler freilich abgesehen werden müssen, die Frau von Krüdener als Vorläuferin der kirchlich-religiösen Erneuerung des Restaurationszeitalters behandeln und diese mit der gleichzeitig aufgetauchten chiliastischen Zeitkrankheit zusammenwerfen. — Dem Versuch, Persönlichkeit und Wirkungen der einstigen Beratherin Kaiser Alexander's I. von Rußland aus dem religiösen Charakter des Restaurationszeitalters zu erläutern, darf ein Bericht über die Menschen und Verhältnisse vorausgeschickt werden, unter denen Barbara Juliane von Vietinghof, verehelichte Krüdener, emporgekommen war.

I.

Am 11. November 1764, ein halbes Jahrhundert nach der Unterwerfung Liv- und Esthlands unter das russische Scepter, wurde dem zu Riga lebenden livländischen Regierungsrath und kaiserlich russischen Geheimrath Otto Hermann von Vietinghof und seiner Gemahlin Anna Ulrika, geb. Gräfin Münnich, das vierte Kind, eine Tochter, geboren. Beide Eltern gehörten der höchsten Schicht des in die St. Petersburger Hofsphäre gezogenen baltischen Adels an, beide waren in ihrer Art merkwürdige Menschen. Der (im Jahre 1722 geborene) Vater hat in der Bildungsgeschichte der Stadt Riga Epoche gemacht. Herr eines großen, durch kluge Wirthschaftlichkeit vermehrten Vermögens, begründete der Geheimrath den ersten Club und das erste ständige Theater dieser — damals vollständig deutschen — Stadt auf eigene Kosten. Kunstfreund und Mäcen im Stile des 18. Jahrhunderts, unterschied Vietinghof sich von anderen vornehmen Herren seiner Zeit dadurch, daß er Bürgerfreund war, als solcher an der Spitze der örtlichen Freimaurerloge und anderer humanisirender Ver-

anstaltungen stand und trotz genauer Bekanntschaft mit der modischen Literatur Frankreichs vornehmlich deutsche Bildungs- und Kunstinteressen förderte. Nicht nur daß die von ihm nach Riga gezogenen Schauspieler und Musiker Zierden der damaligen deutschen Kunst waren, er sorgte auch für ein würdiges Repertoire der von ihm begründeten Bühne, wie dies schon daraus erhellt, daß zur Eröffnung derselben (15. September 1782) Lessing's „Emilia Galotti" über die Bretter ging.

Von seiner Gemahlin wird berichtet, daß sie ihre Pflichten als Hausfrau und Weltdame gleich mustergültig erfüllt habe. Als Enkelin des Feldmarschalls Münnich war Frau von Vietinghof in den Ueberlieferungen eines strengen Lutherthums erzogen, das dem weltmännisch aufgeklärten Gemahl fremd geblieben zu sein scheint. Ob sie nach dem Beispiel ihres berühmten Großvaters den Anspruch erheben konnte, unter die stärksten Beter der Zeit zu gehören, wissen wir nicht, — mit den Geistlichen Riga's stand sie auf freundlichem Fuß, und der Pflege des religiösen Lebens ihrer Kinder wandte die verständige und gewissenhafte Frau ihre Aufmerksamkeit zu. Der Beichtvater der Familie, Herr Christian Adolf Ludwig Dingelstädt, gehörte freilich der rationalistischen Richtung an, und dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, daß die reizbar-sensitive, zur Schwärmerei neigende zweite Tochter des Vietinghof'schen Hauses dem religiösen Leben ihrer Umgebung innerlich fremd blieb. Von dem in gewissen Schichten des baltischen Adels damals vorherrschenden herrenhuterischen Wesen ist Barbara Juliane als Kind und heranwachsendes Mädchen nicht berührt worden. Mit dem weltlich-vornehmen Zuschnitt des geheimräthlichen Hauses vermochten Orthodoxie und Aufklärungsreligion sich ungleich leichter ins Gleichgewicht zu setzen, als der Lehre Zinzendorf's möglich gewesen wäre. Unruhe und Interessenreichthum des Vietinghof'schen Hauses mußten der inneren Sammlung und gemüthlichen Vertiefung des jungen Mädchens um so größere Schwierigkeiten in den Weg legen, als die Familie ihren Wohnort häufig wechselte, den Winter in der Stadt, die Sommermonate auf dem Lande zubrachte und im Sommer 1777 eine mehrjährige Reise nach Hamburg, Spaa, Paris und London unternahm. Daß ein Mann von dem Universalismus des „Geheimraths" diese Gelegenheit zur Ausbildung seiner Kinder nicht unbenutzt ließ, versteht sich von selbst. Von den zu diesem Behuf herangezogenen Lehrern scheint indessen nur einer, der berühmte Pariser Balletmeister und Tanzkünstler Vestris, auf die spätere Entwicklung der jungen Livländerin Einfluß gewonnen zu haben. Nicht als ob sie eine besonders hoffnungsvolle Schülerin gewesen wäre: das allzu rasch emporgeschossene Mädchen mit der starken Nase, den vollen, vorstehenden Lippen und dem „brouillirten" Teint entsprach den Anforderungen an modische Schönheit so wenig, daß Herr Vestris dasselbe zurücksetzte und für die Reize von Julianens großen, seelenvollen Augen, dem weichen, aschblonden Haar und der natürlichen Anmuth ihrer Bewegungen nicht die gehörige Schätzung zeigte. Auf die früh entwickelte Eitelkeit des Mädchens mag gerade diese Behandlung von Einfluß gewesen sein. Ihrem Lehrmeister zum Trotz bildete sie sich zur vorzüglichen Tänzerin aus. Mit kluger Benutzung der ihr zu Gebote stehenden

Mittel wählte sie einen Tanz, der in dem choreographischen Katechismus des Balletkünstlers nicht gestanden zu haben scheint, — den Shawltanz, in welchem sie es zu einer Meisterschaft brachte, die in ihrem Leben eine erhebliche Rolle spielen sollte.

Nach mehrjährigem Aufenthalt in den Centren der Culturwelt kehrte die zur jungen Dame gewordene Schülerin des Meisters Vestris in ihre Heimath zurück. Auf Rechnung der in dem Paris Jean Jacques Rousseau's empfangenen Eindrücke dürfte zu setzen sein, daß der Sinn für die Schönheit der Natur in der angehenden Weltdame mit besonderer Lebhaftigkeit erwachte, als sie einen Sommer auf dem väterlichen Gute Marienburg verbrachte. Noch in späteren Jahren pflegte sie der damals empfangenen Eindrücke mit Wärme zu gedenken und den Einfluß zu schildern, „den die Einsamkeit unserer Seen und der schwermüthige Schrei des Eisvogels" auf ihr jugendlich unruhiges Herz geübt haben sollten. Daß in derselben Schilderung von der „trüben und süßen Helligkeit unseres Nordlichts" die Rede ist, läßt die Aufrichtigkeit dieses Naturenthusiasmus freilich verdächtig erscheinen: weder sind die dem Nordlicht ertheilten Epitheta zutreffend noch kommt die „aurore boréale" in den Gegenden zwischen Aa und Düna häufig genug vor, um unter die für die livländische Landschaft charakteristischen Erscheinungen gezählt werden zu können. Ein Stück sentimentaler Naturseligkeit gehörte einmal zum Bildungsbesitz der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und war auch dieser jungen Dame so sehr eigen, daß sie sich und Anderen bereits im sechzehnten Lebensjahre für eine sogenannte interessante Erscheinung gelten konnte. Noch bevor sie zu voller Reife gelangt war, meldete sich der erste Freier in der Person eines Landedelmanns, der indessen wieder absprang, als die Erwählte vom Scharlachfieber ergriffen worden war und während des Deliriums Antipathien gegen den Künftigen geäußert haben sollte. In späteren Jahren hat Juliane diese Episode unter die Beispiele der ihr zu Theil gewordenen wunderbaren Gebetserhörungen gezählt und so dargestellt, als sei die Krankheit von ihr als Mittel zur Rettung vor dem aufgedrängten Bräutigam erbetet worden, — eine Version, die zu dem, was wir von den damaligen Stimmungen unserer Heldin wissen, nicht recht passen will. Ungleich näher hätte gelegen, den Beistand des Himmels gegen die Heirath anzurufen, welche Juliane zwei Jahre später wirklich einging.

Der Freier, der die Braut heimführte, war freilich kein Landjunker, sondern ein vornehmer Herr und dabei ein Mann von Verdiensten, wenn auch nicht solchen, die bei jungen Mädchen ins Gewicht fallen. Julianens späterer Gatte, der Kaiserlich russische Ministerresident am Herzoglich kurländischen Hofe, Baron Burchard Alexis Constantin von Krüdener, war vierunddreißig Jahre alt, aber bereits zweimal geschieden und innerhalb der Gesellschaft, der er angehörte, vornehmlich als Geschäftsmann und Gelehrter geschätzt. Während seiner Leipziger Studienzeit war er Lieblingsschüler Gellert's und in Paris Freund Rousseau's gewesen. Sein Charakter und seine sittliche Führung galten für tadellos, seine Bildung für so gründlich, daß die livländische Ritterschaft ihn um ein wissenschaftliches Gutachten anging, als die Erneuerung der Universität Dorpat in Aussicht genommen wurde; in seiner Beamtenthätigkeit

hatte er wiederholt Umsicht und Geschick bewährt. Hinter ernster, gemessener Haltung verbarg er tiefes Gefühl und ungewöhnliches Verständniß für ideale Interessen — die Grazien aber waren ausgeblieben und dem tüchtigen Manne diejenigen Eigenschaften vorenthalten geblieben, die weibliche Herzen zu fesseln und zu beglücken pflegen. — Nichtsdestoweniger griff Juliane zu, als Krüdener's Schwester, die Generalin von Meyendorf, ihr den Heirathsantrag übermittelte, zu welchem der vereinsamte Diplomat sich entschlossen hatte. Mit einem Manne, „der ihren Kopf beschäftigte und ihre Eitelkeit befriedigte", glaubte die Achtzehnjährige ebenso glücklich werden zu können wie mit einem Erwählten ihres Herzens.

Am 23. September 1782 wurde das ungleiche Paar getraut. Die blumenreiche Rede, die Herr Pastor Dingelstädt bei dieser Gelegenheit hielt, ist wenige Jahre später dem Druck übergeben worden, obgleich die Vorhersagung, die Engel „würden als tägliche Zeugen von Zärtlichkeit und Tugend diese liebenden Frommen mit himmlischem Wonnegefühl umschweben", bereits damals (1785) ziemlich zweifelhaft geworden war. Die Flitterwochen verbrachten die jungen Eheleute auf dem Gute der Frau von Meyendorf; dann ging es nach Mitau, wo Krüdener in seiner Eigenschaft als russischer Gesandter die längst beschlossene Annexion des Herzogthums Kurland in die Wege leiten sollte. Ein Besuch, den der Graf von Norden (der spätere Kaiser Paul I.) der kurländischen Hauptstadt machte (December 1783), scheint das wichtigste Ereigniß dieses ersten Abschnitts der jungen Ehe gewesen zu sein. Im Uebrigen ließ Krüdener dem Vergnügungsbedürfniß seiner Frau freien Lauf, und füllte diese ihre Zeit mit der Theilnahme an einem Liebhabertheater aus, das seine Vorstellungen bis zur Niederkunft der ersten Liebhaberin fortsetzte. Wenige Wochen nach der Geburt von Julianens einzigem Sohne Paul mußte das Ehepaar St. Petersburg aufsuchen, wo Frau von Krüdener der Kaiserin Katharina vorgestellt wurde, indessen der Ehemann die Instructionen entgegennahm, die ihm auf seinen neuen Posten, die Gesandtschaft in Venedig, mitgegeben wurden.

Venedig war während der beiden letzten Jahrzehnte seiner politischen Existenz die sittenloseste und vergnügungsreichste Stadt Europa's. Längst von ihrer einstigen Höhe herabgesunken, war die Königin der Adria in den alten, von Casanova so lebensvoll geschilderten Geleisen ihres Daseins stecken geblieben. Weil die alten Formen des Regimentes, die Ohnmacht des Dogen und die Allgewalt der despotischen Staatsinquisition weiter gefristet worden waren und weil die Stadt ihre Anziehungskraft für Fremde behauptet hatte, lebte man dem Wahne, das innerlich ausgehöhlte Staatswesen dauernd über Wasser halten zu können. „Bei aller Verderbtheit ihrer Grundsätze befanden Herrscher und Beherrschte sich in einem sonderbaren Zustande politischer Unschuld", der sie nicht spüren ließ, daß die von ihnen geathmete moralische Sumpfluft tödtlich wirken mußte. — Ueber die Interessen, welche der Gesandte Rußlands in Venedig zu vertreten hatte, fehlt uns die nähere Kunde; die Aufzeichnungen der Frau Gesandtin berichten vornehmlich von der Wiederaufnahme der bereits früher getriebenen schauspielerischen Künste, die an den verlarvt zuschauenden Damen und Herren der Nobilität eine außerordentlich interessante

und interessirte Zuschauerschaft besaßen. Frau Juliane gab sich diesen Freuden ebenso widerstandslos hin wie den Zaubern, welche die merkwürdige Stadt und die Naturschönheiten der Nachbarschaft auf ihr empfängliches Gemüth übten. Ihr eheliches Glück hielt sie — mindestens während der ersten Hälfte des achtzehnmonatlichen Aufenthaltes in Venedig — für ungetrübt. Der Gatte wurde mit Beweisen von Zärtlichkeit überhäuft, um nicht zu sagen verfolgt, und die Fiction aufrecht erhalten, daß ein Verhältniß im Stile von „Romeo und Julia" sich ein Leben lang erhalten lasse. Anbeten und sich anbeten lassen scheinen unserer Heldin schon damals die wichtigsten Angelegenheiten des Daseins bedeutet zu haben. Herr von Krüdener nahm die Aufmerksamkeiten und Liebesbeweise der Gattin mit Dank und Freundlichkeit auf, zeigte zum Komödienspielen am häuslichen Herde dagegen wenig Talent und Neigung. Der in die Vierzig getretene, durch eine ernste Lebensschule gegangene Herr wollte lieben und glücklich sein, „doch ohne Lärmen". Und auf ein solches kam es heraus, wenn die junge Frau Besorgnisse um sein Leben und seine Gesundheit zeigte, zu denen jede Veranlassung fehlte, oder wenn sie in ihrem Salon Idyllen zu insceniren versuchte, die allenfalls bei einem tête-à-tête am Platze gewesen wären. An den holden Räthseln eines „genialen" Weibes ahnend umher zu tasten, war Krüdener überhaupt nicht der Mann. Nach Allem, was wir von ihm wissen, schien er der prosaischen Anschauung zu huldigen, daß der Mensch zunächst dazu da sei, seine Pflicht zu thun. Zu den Pflichten der Frau aber rechnete er vor Allem die Sorge um die Kinder — den eigenen kleinen Sohn und die heranwachsende Tochter erster Ehe, für welche er bei Abschluß der dritten eine zweite Mutter gesucht hatte. Von diesen Kindern ist in keiner der erhalten gebliebenen Briefschaften und Aufzeichnungen der jungen Frau auch nur mit einem Worte die Rede. Angeborene mütterliche Eigenschaften besaß diese mit sich selbst, den Stimmungen und den Bedürfnissen ihres Herzens beschäftigte schöne Seele so wenig wie erworbene. Sie gehörte zu den Menschen, denen, wenn sie von sich selbst überhaupt loskommen, entfernte Pflichten näher liegen als die natürlichen und unmittelbar gegebenen, und die sich sehr viel leichter zu großen und heroischen Anstrengungen als zu den kleinen Opfern entschließen, welche der Tag fordert.

Es scheinen indessen noch andere Ursachen vorgelegen zu haben, aus denen die Ehe der ungleichen Gatten nicht in das gehörige Geleise kam. Der russischen Gesandtschaft in Venedig war ein jugendlicher Secretär Alexander Stakjew, beigegeben, der mindestens eine der Eigenschaften besaß, welche Frau Juliane bei ihrem Gatten vermißte. Der aus Constantinopel gebürtige Herr war eine sogenannte problematische Natur, ein zartbesaiteter Schwärmer, ein ins Russische und Vornehme übersetzter Werther, der in der Gemahlin seines Chefs die Lotte gefunden zu haben glaubte. Sowohl in dem Roman, der diese Episode ihres Lebens zum Vorwurf nahm, wie in den hieher gehörigen Bekenntnissen und Mittheilungen an ihre Freunde hat Frau von Krüdener behauptet, daß Stakjew's Leidenschaft ihr Anfangs verborgen geblieben sei, und daß dem jungen Manne Anhänglichkeit an den verehrten Chef und Adel des sittlichen Gefühls, mindestens damals, jede Aeußerung seiner sträf-

lichen Empfindungen untersagt habe. Mit dem letzteren Umstande mag es seine Richtigkeit gehabt haben: daß aber die unaufhörlich mit sich selbst und ihrer Rolle beschäftigte Heroine nicht errathen und gewußt haben sollte, was um sie vorging, erscheint undenkbar. Wer wie sie mit dem sechsten Sinne schöner Seelen überreichlich begabt war, konnte sich eine Entdeckung nicht haben entgehen lassen, wie sie unter ähnlichen Umständen auch von minder begabten Frauen gemacht worden wäre. Daß es zu einer Erklärung von Seiten Stakjew's nicht kam, und daß Krüdener keine Bedenken hegte, den excentrischen jungen Mann mit sich zu nehmen, als er zu Anfang des Jahres 1784 nach Kopenhagen versetzt wurde, will nichts besagen: wir werden sehen, daß der russische Werther es auf eine Eroberung der Dame seines Herzens überhaupt nicht abgesehen hatte, sondern als Idealist sui generis in der Anbetung seiner Göttin ein reineres Glück fand als im Besitz derselben.

Während Julianens Aufenthalt in Mitau und Venedig nach Monaten gezählt hatte, handelte es sich bei der Niederlassung in Kopenhagen um eine mehrjährige Festsetzung. Die Stelle der Mondscheinnächte am Marcusplatze und der Frühlingstage am Brenta-Gelände nahmen fortan in den Nebeln der düsteren dänischen Hauptstadt gefeierte Bankette und Ballfeste ein, die den Herrn Gesandten um einen Theil seines Vermögens, die Frau Ministerin um den Rest ihrer Illusionen von Eheglück brachten. Außer Stande, den gleichmüthig-vertrauensvollen Ehemann in einen romantischen Liebhaber zu verwandeln, ließ die junge Frau ihren Neigungen zu Eitelkeit, Vergnügungssucht und Coquetterie blindlings die Zügel schießen. Schöngeistige Unterhaltungen wechselten mit Theater- und Toilettenkünsten, zu denen beständig wiederkehrende Bälle den gewünschten Vorwand boten. Mit dem holsteinischen Gesandten, Grafen Friedrich Leopold Stolberg, wurde deutsche, mit dem britischen Diplomaten Bourke englische Literatur getrieben, mit den Herren und Damen der Hofgesellschaft Comödie gespielt, mit Stakjew in den Buchenwäldern von Frederiksborg dem Naturcultus gehuldigt und, was sich sonst an Gelegenheiten zu ephemerem Genuß bot, bis auf die Hefe ausgekostet. Um das Unglück voll zu machen, rückte der romantische Legationssecretär jetzt mit seiner Liebeserklärung heraus. Entsprechend der Haltung, die er bisher beobachtet, legte der junge Mann seine Beichte aber nicht der Frau, sondern dem Herrn des Hauses ab. Bei dem plötzlichen Abschiede von Kopenhagen, zu welchem er sich verpflichtet glaubte, hinterließ Stakjew einen an Herrn von Krüdener gerichteten Brief, in welchem er das Geheimniß seines Herzens bekannte, um mit der Versicherung zu schließen, er bete die theure Frau vornehmlich wegen ihrer Liebe zu dem verehrten Chef an. Krüdener, der genugsam Kind seiner Zeit war, um Gelegenheiten zum Beweise von Großmuth und Erhabenheit der Gesinnung nicht unbenutzt zu lassen, beging die Unklugheit, dieses Schreiben seiner Frau mitzutheilen und daran die Erwartung zu knüpfen, sie werde sich der von ihrem Anbeter gehegten hohen Meinung würdig erweisen. Das schlug dem Fasse dem Boden aus. Für die Resignation des Liebhabers hatte die mit sich selbst und ihren Erfolgen beschäftigte Weltdame ebenso wenig Verständniß wie für die Vertrauensseligkeit des Ehemannes, — moralischer Enthusiasmus,

der keine Gelegenheit zur Selbstverherrlichung bot, konnte ihre Sache ein für alle Male nicht sein. Angebetet und vergöttert zu werden, war ihr zum unentbehrlichsten aller Bedürfnisse geworden. Mit verdoppelter Heftigkeit tauchte sie in den Strudel der Gesellschaft unter, um auf dem Grunde derselben die im Hause vermißten Perlen der Hingebung und des Seelenverständnisses zu suchen. Die Folge davon war, daß ihr Nervensystem binnen kurzer Frist ebenso vollständig ruinirt war wie die Börse des Gemahls. Was noch fehlte, um ihrem körperlichen und seelischen Gleichgewichte den Rest zu geben, wurde durch ein ungünstig verlaufenes Wochenbett fertiggebracht. Im Frühjahr 1789 war die Fünfundzwanzjährige so weit gekommen, an unüberwindlicher Schwermuth zu leiden, sich für schwindsüchtig zu halten und als femme incomprise des Scenenwechsels und einer Reise in den Süden zu bedürfen.

Der Gemahl ließ sie gewähren. Als praktischer Mann berechnete er, daß eine Reise der Gnädigen immer noch wohlfeiler sein würde als ein von erhöhten Ansprüchen derselben begleiteter vierter Gesellschaftswinter in Kopenhagen, — als gutgläubiger Gatte nahm er an, der Aufenthalt in einer wärmeren und lichtvolleren Erdgegend werde auf die Leidende wohlthätig wirken. So gab er seinen Segen dazu, daß Frau Juliane mit der Stieftochter, den beiden eigenen Kindern und einer französischen Gouvernante im Geleite eines Reisesecretärs im Mai 1789 die Fahrt nach Süden antrat.

Mit dem Grundsatze, daß der Teufel am besten durch Beelzebub ausgetrieben wird, scheint Frau von Krüdener schon vor ihrer Conversion bekannt gewesen zu sein. Statt in die Schweiz oder nach Italien zu gehen, wandte sich die von den Strapazen großstädtischen Vergnügungslebens ermüdete Nervenkranke nach der größten, vergnügungslustigsten und verwöhntesten Stadt des Continents — nach Paris, wo sie in den Tagen des Zusammentretens der Constituante eintraf. Noch bevor die französische Grenze überschritten war, hatten all' ihre Krankheiten und ihre „unheilbare“ Schwermuth einer durchaus veränderten körperlichen und seelischen Verfassung Platz gemacht. Unsere Reisende hatte Neigung und Empfänglichkeit für des Lebens Lust und Pracht vollständig wiedergewonnen. Für ein passendes Unterkommen der Reisenden wußten in Paris anwesende kurländische Freunde zu sorgen, die Einführung Barthélemy's (des Verfassers der „Reisen des jungen Anacharsis“) in die Académie française bot ein vom Reize der Neuheit umgebenes Interesse, und binnen weniger Tage war unsere Heldin in Paris so vollständig heimisch geworden, daß sie der Erstürmung der Bastille verständnißvoll zusehen und ebenso verständnißvoll bei Mademoiselle Bertin, der Modehändlerin der Königin, eine Schuld von 20000 Francs contrahiren konnte. Auch darin bewährte die außerordentliche Frau ihr Verständniß für die Eigenthümlichkeiten des damaligen Paris, daß sie unverzüglich hinter den Reiz kam, den der Contrast zu bieten vermag. Nirgend lassen die Zauber der Natur und die Freuden der Idylle sich so voll und gründlich genießen wie im Mittelpunkte moderner Hypercultur. In Paris entdeckte Frau von Krüdener, „daß sie für einfache und natürliche Freuden geboren sei, daß nichts der Wonne des Verkehrs mit friedlich-stillen Menschen gleichkomme, und daß man nichts als die Natur

und, innerhalb der von dieser aufgerichteten Schranken, sich selbst lieben dürfe". So verstand's sich von selbst, daß sie mit dem in die jüngste Mode gekommenen Verfasser von „Paul und Virginie", Bernardin de St. Pierre, enthusiastische Freundschaft schloß, den Aufenthalt in der schlichten Eremitage der rue de la Reine blanche jedem anderen vorzog und mit dem berühmten Freunde entzückende Landpartien unternahm. Auf dem Rasen von Bernardin's Bienengarten oder auf den Wiesen von St-Gervais wurde im Glanz der Frühlingssonne bescheiden gefrühstückt, die Gesellschaft armer Kinder herangezogen und in diesem Kreise, dessen Mittelpunkte der „geistreiche" Hund Ali und der friedlich grasende Hausesel des Dichters bildeten, eine Wonne genossen, „welche die leeren Feste Kopenhagens niemals geboten hatten". „Ich habe immer nur gewünscht, verstanden zu werden; ich bin immerdar einfach, wahr und der Natur nahe geblieben," versicherte sie dem neuen Freunde, der dieses Bekenntniß mit schuldiger Rührung entgegennahm.

Bei Einbruch des Winters machte das Bedürfniß nach Abwechselung indessen sein unverjährbares Recht geltend. Im Geleit eines abermals neuentdeckten Freundes, des gelehrten Physikers Abbé Firmin, und eines Schwagers und Vetters, des Grafen Browne, ging es im December (1789) in den Süden Frankreichs, von Montpellier nach Nimes, von Nimes nach Avignon, dann wiederum nach Montpellier und von Montpellier nach Barèges. Eine Weile hielt das Interesse an den Erklärungen vor, die der gelehrte Reisebegleiter von den beobachteten Naturerscheinungen gab; dann kehrten die frühere Unruhe und der Zustand von Unbefriedigung wieder, der in der Terminologie unverstandener Frauen Melancholie heißt. Das Ende vom Liede war eine Liebschaft, und zwar eine Liebschaft im französischen, nicht im Stakjew-Wertherschen Stil. Der Erkorene war ein junger Officier, Graf de Frègeville, der die Sache mit husarenhaftem Ungestüm betrieb und die schwache Frau bestimmte, zuwider ihrem dem Gemahl gegebenen Versprechen, einen zweiten Winter in Frankreich zu verbringen, den Aufenthalt im Süden zu verlängern und im folgenden Frühjahr (1791), statt nach Kopenhagen, abermals nach Paris zu gehen. Geldverlegenheiten sorgten dafür, daß man von der französischen Hauptstadt nicht loskam, als der Sommer angebrochen war und Ludwig's XVI. Rückkehr von dem verunglückten Varenner Fluchtversuch den Aufenthalt an der Seine in der That bedenklich gemacht hatte[1]). Allein konnte die schutzlose Frau eine Reise durch das insurgirte Land nicht wohl unternehmen; so entschloß sie sich, ihren Seladon in Lakaientracht zu stecken und unter seinem Schutz die gefährliche Fahrt zurückzulegen. Abermalige Geldverlegenheiten boten zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Brüssel den Vorwand; dann ging es über Cassel und Hannover endlich nach Hamburg. Hier wurde die von ihrem Lakaien gewissenhaft geleitete Schöne von dem Gemahl empfangen, den man bisher mit falschen Angaben über die Natur

[1]) Zu Besorgnissen hatte Frau von Krüdener außer den allgemeinen noch besondere Gründe. Ihren unseligen Fluchtversuch hatte die Königin mit Hülfe eines auf den Namen einer Baronin Korff ausgestellten Passes unternommen, mit dieser aus Kurland stammenden Dame aber stand die Krüdener in naher Beziehung.

des mitgenommenen Beschützers hingehalten hatte. Da die bethörte Frau sich auch jetzt von ihrem Ritter nicht trennen wollte, kam es zu einem heftigen Auftritt, bei welchem Krüdener eine ungleich würdigere Rolle spielte als seine Gemahlin. Auf die ihm vorgeschlagene Scheidung ging er nicht ohne Weiteres ein; dagegen bestand er darauf, daß Frau Juliane zu ihrer Mutter nach Riga reise, um dort zur Besinnung gebracht zu werden. Mit einer Schwäche, die von Schamlosigkeit nicht mehr zu unterscheiden war, ließ Frau von Krüdener sich von dem Geliebten bis Riga begleiten; daß sie ihre Kinder (den achtjährigen Paul und die dreijährige Julie) dem schmählich verrathenen Gatten überließ, verstand sich für die „seelenvolle“ Frau von selbst. Bei der zärtlich-schwachen Mutter fand sie die gehoffte liebevolle Aufnahme — der inzwischen zum Senator ernannte Vater aber weilte zu St. Petersburg, wo er einige Monate später so schwer erkrankte, daß Gemahlin und Tochter im Jahre 1792 an die Newa eilen mußten, um ihm die Augen zuzudrücken. „Gutmüthig sind sie alle“, und so konnte nicht fehlen, daß Frau Juliane den Kranken einige Wochen pflegte, und daß sie nach dem Tode desselben das Bedürfniß fühlte, der Mutter die Freude einer Aussöhnung mit dem Gemahl zu bereiten. Herr von Krüdener war auf Urlaub nach St. Petersburg gekommen und damit beschäftigt, die Geldmittel flüssig zu machen, deren er zur Scheidung seiner — seit drei Jahren thatsächlich getrennten — Ehe zu bedürfen glaubte; als Mann von Ehre wollte er der Frau, deren Unwirthschaftlichkeit ihn nahezu ruinirt hatte, das eingebrachte Vermögen zurückerstatten. Daran nahm Frau Juliane Gelegenheit, einen der dramatischen Auftritte zu insceniren, die bei ihr die Stelle ernsthafter Entschlüsse vertraten. Unangemeldet erschien sie eines Tages in der Wohnung des Gemahls, warf sich auf die Kniee, erbat unter heißen Thränen Vergebung, gelobte treue Pflichterfüllung und erbot sich, ihm überallhin, nur nicht nach Kopenhagen zu folgen, wo sie die Last peinlicher Erinnerungen zu ertragen nicht im Stande sein würde.

Krüdener ließ sich erweichen. Großmüthig, aber ruhig und kühl, wie das seine Art war, willigte er in die ihm gemachten Vorschläge. Frau Juliane sollte bis auf Weiteres nach Berlin gehen, wo er sie von Kopenhagen aus besuchen wollte. Dabei blieb es vorläufig. Die zu Gnaden angenommene Frau ließ es sich nicht nehmen, vor der Abreise ein Wiedersehen mit Stakjew zu feiern, den sie (ihrer Angabe nach) „krank und sehr traurig“ — in Wahrheit völlig „desillusionirt“ — wiederfand. Dann ging es nach Riga, wo sie das „unaussprechliche Glück“ hatte, ihren Sohn wiederzusehen und sich an seinem (natürlich höchst ausgezeichneten) Charakter „innig zu erfreuen“, — die versprochene Uebersiedelung nach Berlin aber wurde „aus Gesundheitsrücksichten“ bis zum Februar 1793 hinausgeschoben. Als sie endlich zur Ausführung kam, war der beste Theil der gefaßten guten Vorsätze bereits verflogen. Dieselbe Frau, die in dem geliebten Paris unermüdlich und unersättlich gewesen war, erklärte dem aus Kopenhagen herbeigeeilten Gatten, daß sie den Anforderungen gelegentlich dem Berliner Hofe zu machender Besuche nicht gewachsen sei und ihrer Nerven wegen nach Leipzig übersiedeln müsse. Krüdener mußte gute Miene zu bösem Spiel machen, und Frau Juliane ließ sich an der Pleiße

nieder, wo eine aus Paris verschriebene Freundin, Frau Armand, und deren Gatte sie erwarteten.

Den zunächst folgenden Peripetien dieses bis zur Sinnlosigkeit verwirrten Lebenslaufes im Einzelnen zu folgen, müssen wir uns versagen. Wie sich hatte voraussehen lassen, war die Episode des Stilllebens in Leipzig von nur kurzer Dauer. Einigermaßen zu Kräften gelangt, unternahm die Freundin der Ruhe, der Einfachheit und der Natur sofort wieder Kreuz- und Querfahrten, die sie dieses Mal in den deutschen Süden führten; den elfjährigen Sohn hatte die umsichtige Mutter seiner schwachen Gesundheit wegen bereits im Jahre 1793 in das feuchte und kalte Kopenhagen zu senden für zweckmäßig gehalten. Das Jahr darauf hielt sie einen abermaligen Ortswechsel für geboten: Da die französischen Freunde heimgekehrt waren, brach auch Frau von Krüdener auf, um — nicht nach Berlin, sondern abermals nach Riga — zu ihrer Mutter zu gehen. Aber auch dabei sollte es nicht bleiben. Die Rigaer Gesellschaft wurde unerträglich befunden, — das „Jugendleben", welches sie mit Tochter und Stieftochter aufzunehmen versuchte, stand der Dreißigjährigen nicht mehr recht zu Gesicht, und so beschloß sie, in die Einsamkeit des Familiengutes Kosse zu flüchten und eine neue Rolle, diejenige der patriarchalisch waltenden livländischen Edelfrau, zu übernehmen. Sie suchte die esthnische Sprache zu erlernen, hinter die Geheimnisse der Landwirthschaft zu kommen und die „Wohlthäterin" ihrer Hörigen zu werden. Das esthnische Volk sollte „gebildet und beglückt werden". Die Herrin von Kosse gründete Schulen und Entbindungsanstalten, brachte die Schutzblatternimpfung in Uebung und fühlte sich als Menschenfreundin von Profession. Diese Bestrebungen hielten genau so lange vor wie die früher genommenen Anläufe zum Idyllenspiel in Pariser Manier. Noch bevor das Jahr 1795 zu Ende gegangen war, kehrte die Patriarchin von Kosse nach Riga zurück. Einige Monate später tauchte sie in Berlin und (nach flüchtigem Wiedersehen mit Mann und Kindern) zu Ende des Jahres 1796 in der Schweiz (anfänglich zu Lausanne, später in Genf) auf. Des „gelehrten" Freundes Abbé Becker, den sie unterwegs aufgegriffen, ist die Rastlose ebenso schnell überdrüssig geworden wie der Theilnahme an den Wohlthätigkeitsbestrebungen des Genfer Bürgerthums. Das elegante Treiben in Coppet, dem Sitz der Frau von Staël, und das Erscheinen einer Anzahl in die Schweiz geflüchteter französischer Emigrantenfamilien ziehen sie in die vornehme Welt zurück, die doch ihre wahre Heimath blieb. Die eben noch Leidende flattert von Fest zu Fest und entzückt alle Welt durch die Frische ihrer Erscheinung, durch den „Vergangenheit und Zukunft durchdringenden" Blick ihrer schönen Augen und die Kühnheit der bestrickenden Posen, die sie bei Ausführung des Shawltanzes vorzuführen weiß. Für eine Weile war dieser Tanz die Hauptpassion der in die Phase der „zweiten" Jugend getretenen Schönen, und erst als eine jüngere Rivalin ihr das Geheimniß dieser Kunst abzulauschen gewußt hat, wird sie gewahr, daß das von den französischen Kriegswirren heimgesuchte Schweizerland kein geeigneter Aufenthalt für schutzlose Frauen sei. Im Geleit eines am Genfer See wiedergewonnenen, natürlich der „besten Gesellschaft" angehörigen Leipziger Freundes,

des Emigranten de Vallin, und des abermals zu ihr gestoßenen Abbé Becker geht es nach München, wo die bisher getriebene Wirthschaft unter ortsgemäß veränderten Formen fortgesetzt wird. Als Becker plötzlich stirbt und Herr de Vallin nach Frankreich zurückkehren muß, besinnt Frau von Krüdener sich plötzlich darauf, daß sie von Sehnsucht nach ihrem Mann und nach der drei Jahre lang entbehrten Tochter gefoltert werde. Das Unglück will indessen, daß der Kaiserliche Gesandte einer abermaligen Versetzung entgegengeht, und daß es eine Weile zweifelhaft bleibt, ob er nach Madrid gehen oder in Kopenhagen bleiben soll. Aus der Wiedervereinigung wird ein bloßes Zusammentreffen in München, wo die Mutter in ihrer inzwischen zur Jungfrau erwachsenen Stieftochter eine ebenso angenehme wie interessante Bekanntschaft machte. Von München geht es nach Teplitz, wo die Bäder gebraucht werden sollen, dann zurück nach München, von dort zum zweiten Male nach Teplitz (wo — später der Oeffentlichkeit übergebene — „Pensées“ im Rochefoucauld'schen Stil geschrieben werden), von Teplitz endlich nach Berlin, wo Herr von Krüdener seit Anfang des Jahres 1800 als Gesandter am preußischen Hofe fungirt. Die zärtliche Gattin hat großherzig beschlossen, dem Gemahl ihre „auf Ruhe, Sonnenschein und Freundschaft“ gerichteten Lieblingswünsche zu opfern und fortan ausschließlich der Pflicht zu leben. Aber schon nach sechs Monaten hat sie es durch Launenhaftigkeit und Unpünktlichkeit bei Erfüllung ihrer Verpflichtungen gegen den Hof des pünktlichsten aller damaligen Herrscher so weit gebracht, daß Krüdener sie ihres Weges ziehen läßt, als sie das Bedürfniß fühlt, ihre Mutter in Riga zu besuchen. Hier verwandelt die zärtliche Tochter sich wiederum in eine sehnsüchtige Gattin. Jn Winter 1800/1801 erscheint sie in Berlin, wo Krüdener als Gesandter des unberechenbarsten Fürsten aller Zeiten (Paul's I.) eine sorgenbedrängte Zeit zu durchleben und die volle Tüchtigkeit seines Wesens zu bewähren hatte. Ohne Rücksicht auf die gedrückte Stimmung des mit unlösbaren Aufgaben beladenen Mannes stellt die Gemahlin einen letzten Versuch an, die unwiderstehliche Weltdame zu spielen. Ob die „zweite Jugend“ gleich unwiederbringlich zu Ende gegangen ist, läßt die verblühte Dame sich angelegen sein, durch excentrische Toiletten auszugleichen, was die Natur ihr versagt hat. Noch in späteren Jahren pflegten Genossen der damaligen Zeit von der „Verwegenheit“ der Anzüge zu erzählen, mit denen die inzwischen zur Strafpredigerin der Welt und ihrer Lust gewordene Frau von Krüdener ihre Umgebung in Erstaunen gesetzt hatte. Als es auf diesem Wege nicht mehr gehen wollte, wurde auf die Rolle der schönen Seele zurückgegriffen und der Versuch angestellt, Jean Paul's Anwesenheit in der preußischen Hauptstadt zu Anknüpfungen mit den hohen Beschützerinnen des gefeierten Mannes auszubeuten. Bedauerlicher Weise ohne den gehörigen Erfolg. Der Dichter des „Titan“, der wenige Jahre zuvor (1796) durch den Besuch der Krüdener in einen Taumel „trunkener Freude und Rührung“ versetzt worden war, wandte sich jetzt anderen, von frischerem Glanz umgebenen Sternen zu. Ebenso fruchtlos blieben Julianens Bemühungen um ein näheres Verhältniß zu dem preußischen Königspaare. Friedrich Wilhelm III. ließ sich auf „genialische“ Naturen überhaupt nicht

ein, indessen die Königin Luise nur solche gelten ließ, die ihre Pflichten gegen Mann und Kinder erfüllten. Noch übler kam Frau von Krüdener bei der zweiten Dame Berlins, der Prinzessin Luise, verehelichten Fürstin Radziwill an, welche die Gemahlin des russischen Gesandten als „unangenehme und anspruchsvolle Person" zu bezeichnen pflegte. Im Frühjahr 1801 war der gesellschaftliche Credit der Frau Ministerin ebenso vollständig erschöpft wie die Kasse des Ministers, der seine Stellung für unhaltbar geworden ansah, seit an die Stelle des Napoleon zuneigenden Kaisers Paul der anders denkende Alexander I. getreten war.

Dem unglücklichen Manne konnte nur willkommen sein, daß seine Frau wiederum auf Reisen zu gehen wünschte. Zu wirklicher Theilnahme an den ihn bedrängenden politischen Sorgen hatte Frau Juliane sich ebenso wenig herbeigelassen wie zu Rücksichten auf das immerhin begrenzte Maß seiner Geldmittel. Gewohnt, das Schlimmste mit sich selbst abzumachen, ließ der resignirte Ehemann die unbequeme Gefährtin seines freudlosen Daseins ihres Weges gehen, als sie im Sommer 1801 zum dritten Male nach Teplitz aufbrach, um in der „höchst ehrbaren" Gesellschaft des Prinzen Heinrich, der Prinzessin Louise, einer Fürstin Clary, des unverwüstlichen alten Fürsten Ligne und einer Anzahl vornehmer Russen und Polen ein Badeleben zu führen, das sie trotz aller Warnungen des Arztes bis zum Schluß der Saison fortsetzte. Als der Herbst anbrach, war ein Winteraufenthalt im Süden „unvermeidlich" geworden. Noch bevor Krüdener's Zustimmung zu derselben eingetroffen war, reiste Frau Juliane von Teplitz in die Schweiz und, ohne Rücksicht auf den vorwurfsvollen Brief, den der sonst so geduldige Mann ihr nachsandte, von Genf nach Coppet, wo es mit Frau von Staël Freundschaft zu schließen galt. Die nähere Bekanntschaft mit der Staël und deren Freunden genügte, damit unsere Heldin ein neues Talent in sich entdeckte. Zunächst noch nicht das Talent zum Christenthum, sondern das zur Romanschriftstellerei. Mit dieser ließ sich bequemer vorwärtskommen als mit der Oelmalerei, zu welcher in Teplitz ein Anlauf genommen worden war. Rasch hinter einander wurden drei Erzählungen und die ersten Capitel eines Romans niedergeschrieben, den die Verfasserin in Berlin geplant hatte, und der die Geschichte ihres Herzens erzählen sollte. Seine letzte Feile konnte das im Voraus als phänomenal angekündigte Werk natürlich nur in Paris erhalten, wo Bernardin's Rath eingeholt und die Bekanntschaft des gefeiertsten Schriftstellers des Tages, Châteaubriand, gemacht werden sollte.

Im December 1801 war Frau von Krüdener am Seinestrande so vollständig eingerichtet, daß sie dem Herrn Vicomte den von der Staël geschriebenen Einführungsbrief übergeben konnte. Der Verfasser der „Atala" hatte kurz zuvor sein Hauptwerk, das berühmte Buch über der „Geist des Christenthums", vollendet, die Austheilung der frisch gedruckten Exemplare desselben indessen noch hinausgeschoben. Frau von Krüdener wußte dieses Werk „avant la lettre" und früher als Frau von Staël in die Hände zu bekommen, machte von diesem schmeichelhaften Glücksfall indessen so indiscreten Gebrauch, daß ein förmlicher Bruch mit dem Verfasser nur mühsam vermieden wurde, und daß

der vornehme und berühmte neue Freund sich längere Zeit hindurch von ihr zurückzog. Der vertraute Verkehr mit Bernardin de St. Pierre und Garat bot dafür Ersatz, und die Arbeit an dem Roman „Valérie" schritt so rüstig fort, daß die neue Schriftstellerin die in Paris verbrachten Frühlingsmonate des Jahres 1802 unter die glücklichsten Zeiten ihres Lebens zählen durfte.

Inmitten des Genusses der eigenen Productionskraft und der mit den Freunden wechselseitig ausgetauschten Weihrauchspenden trat ein Ereigniß ein, das jede Frau von auch nur mäßiger Wärme des Herzens umgeworfen hätte. Aus Berlin traf die Kunde ein, daß Herr von Krüdener nach längerem Siechthum verstorben sei; am 14. Juni 1802 hatte ein Schlaganfall dem auf vierundfünfzig Jahre gebrachten Leben des frühgealterten Mannes ein Ende gemacht. — Zwei Monate genügten, damit die Wittwe mit den Vorwürfen, die sie sich zu machen hatte, ebenso vollständig fertig wurde wie mit ihrem Schmerz. Da untröstlichen Herzen Wechsel des Orts und der Umgebung Linderung zu bringen pflegt, siedelte Frau von Krüdener im September (1802) von Paris nach Genf und bei Beginn des Winters vom Ufer des Lemansees an die Gestade des Rhône, nach Lyon über, um neben dem Verkehr mit einer Anzahl bewundernder neuer Freunde vornehmlich ihrer Pflicht, d. h. dem Abschluß des Romans zu leben, dessen Ausarbeitung durch den unzeitigen Tod des Gemahls so peinlich unterbrochen worden war.

Im Herbst 1803 war dieses Werk — das bereits vor seiner Uebergabe an die Lesewelt „Gutes gewirkt" haben sollte — vollendet. Obgleich die Verfasserin versicherte, daß sie für Erfolge nahezu vollständig „blasirt" sei, und daß Paris ihr keine Reize mehr zu bieten habe, ging sie dennoch in die Seinestadt, um ihre „Valérie" zu „lanciren", d. h. ein System der Reclame ins Werk zu richten, das Demjenigen unserer Zeit in jeder Hinsicht würdig war. Dem Berichte darüber sind einige Bemerkungen über „Valérie" vorauszusenden.

In seiner Charakteristik Julianen's von Krüdener berichtet Theodor von Bernhardi (Geschichte Rußlands, B. I S. 483), der Held des Romans der Frau von Krüdener sei „ein Werther, der nicht nur in das Französische, sondern in die duftigste Salonregion übertragen worden war, und der sich in Folge einer Leidenschaft vom allerbesten Ton in ungleich eleganteren Formen erschießt als sein bürgerliches Vorbild". Das ist nur zur Hälfte richtig. Stakjew-Werther (der in der „Valérie" „Gustave de Lynar" heißt) erschießt sich nicht, sondern stirbt an der Schwindsucht, nachdem er der angebeteten Gräfin M. (unserer Heldin) ein Geständniß gemacht, vorher aber den vergeblichen Versuch angestellt hat, in den Armen einer Maitresse Trost zu finden. — Umstände, die dem Charakter und Entwicklungsgange des Goethe'schen Romans ebenso wenig entsprechen wie der Geschichte des Verhältnisses zwischen Frau von Krüdener und dem tugendhaften Russen. Fernere Unterschiede zwischen Original und Nachahmung sind durch die Verschiedenheiten des Locals und der äußeren Verhältnisse bedingt, dessen zu geschweigen, daß der in Venedig spielende Roman in einer Sprache geschrieben ist, deren stilistische Feinheiten der Verfasserin vielfach verborgen geblieben waren. Da eine vorzügliche französische Uebersetzung des „Werther" bereits damals vorlag, konnten auch die der Ver-

fasserin befreundeten Leser der „Valérie“ mit der Meinung nicht zurückhalten, daß beide Bücher nicht wohl an demselben Tage genannt werden dürften, und daß die Aehnlichkeit derselben sich auf Nachahmung der Briefform und eine gewisse Gleichartigkeit der Stimmungen beschränke. Selbst hinter der kurz zuvor erschienenen italienischen Copie des Goethe'schen Jugendwerkes (den „Ultime lettere di Jacopo Ortri“) sollten die „Lettres de Gustave de Lynar à Ernest de B**“ (so lautete der Nebentitel des Krüdener'schen Romans) erheblich zurückgeblieben sein.

Wenn die „Valérie“ nichtsdestoweniger einigen Lärm machte, binnen Jahresfrist dreimal neu aufgelegt, zweimal ins Deutsche und einmal ins Holländische übersetzt wurde, so war das so gut wie ausschließlich das Verdienst der Verfasserin. Auf ihre Veranstaltung hatte ein Pariser Freund, Dr. Gay, die geistreiche Frau, unübertreffliche Shawltänzerin und vielversprechende Schriftstellerin in einer der Oeffentlichkeit übergebenen Ode angesungen und als Urbild der Staël'schen „Delphine“ verherrlicht. Diesem der Publication des Romans vorausgesendeten Trompetenstoße waren von anderen Freunden besorgte Anzeigen und Lobhudeleien der „Valérie“ gefolgt und, als auch diese nicht gehörig wirken wollten, stärkere, von der Verfasserin persönlich in Scene gesetzte Mittel angewendet worden. Die vornehme Dame war unvornehm genug, um in Paris von Laden zu Laden, von Modehändler zu Modehändler zu fahren, allenthalben nach Hüten, Bändern, Tüchern und anderen Luxusgegenständen „à la Valérie“ zu fragen, — mitleidig die Achsel zu zucken, wenn diese Artikel nicht bekannt waren, und dadurch wie durch umfangreiche Bestellungen durchzusetzen, daß man sich in dem Paris von 1804 vierzehn Tage lang à la Valérie trug. Noch unwürdiger als diese Künste nehmen sich indessen die Unwahrheiten aus, welche Frau von Krüdener harmlosen Freunden über den unerhörten und „übernatürlichen“ Erfolg ihres Buches und über den heilsamen Einfluß auftischte, den dasselbe auf die Sittlichkeit Frankreichs ausgeübt haben sollte.

Länger als ein halbes Jahr scheint die Befriedigung über den „succès complet et inouï“ der „Valérie“ indessen nicht vorgehalten zu haben. Im Sommer 1804 finden wir die Krüdener in Livland, wo sie — ihre Zeit zwischen Kosse und Riga theilend — dieses Mal volle zwei Jahre weilte. In diesen Zeitabschnitt fällt ihre Bekehrung oder das, was sie so nennt. Nach einer Erzählung ist diese Conversion durch den Schreck über das plötzliche Ende eines vor den Fenstern des Vietinghof'schen Hauses todt zusammengebrochenen Bekannten bewirkt worden, — nach einer anderen Darstellung ist sie die Frucht der Unterredung mit einem armen, in seinen Gott vergnügten herrenhuterischen Schuster in Riga gewesen. — Sehen wir näher zu, wie es um die Früchte des Glaubens bestellt war, zu welchen unsere Heldin es gebracht hatte.

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Die Literatur des alten Indien.

Von

H. Oldenberg.

[Nachdruck untersagt.]

I. Die Poesie des Veda.

(Schluß.)

IV.

Die Lieder des Rigveda[1]), etwa eintausend an der Zahl, sind in ihrer weit überwiegenden Masse Opferlieder, Lob der Götter und Gebet. Daneben umfaßt diese große Sammlung, insonderheit in ihren jüngeren Bestandtheilen, Lieder für Zwecke der Zauberei sowie die Anfänge der erzählenden und der philosophischen Poesie. Leben und Denken der alten Inder spiegelt sich in dieser Liedermasse nur unvollständig wider. Die Dichter, welche hier reden, sind nicht ganze, nach allen Seiten ihrer Natur entwickelte Menschen. Die Möglichkeit solches Daseins ist durch die Kaste, die Zerschneiderin der Persönlichkeit, aufgehoben; es gibt nur noch Adlige, Bauern, Priester, alle von verschiedener Ausbildung ihrer Kräfte, verschiedenen Interessen, verschiedenem Gesichtskreis. Unter ihnen hören wir im Veda die Adligen, die Bauern nicht reden. Wir hören allein die Priester.

Gänzlich gefehlt haben kann eine Volkspoesie, in der auch das Leben der nichtpriesterlichen Stände zu Worte kam, dem vedischen Indien natürlich nicht. „Wer tanzt und singt," sagt ein altes indisches Wort, „zu dem halten sich die Weiber." Aber die Spuren, die wir von Singen und Sagen des Volks antreffen, sind unendlich spärlich und blaß. Wir wissen, daß bei Familienfesten Lautenspieler auftraten und ihren Gesang hören ließen; ebenso bei großen königlichen Opfern: da sangen sie von alten Königen und ihren Thaten und feierten auch den gegenwärtigen Herrscher. Es sollen zwei Lautenspieler sein; der eine ist Brahmane und preist die Opfer und die Freigebigkeit des Fürsten;

---

[1]) Rig ist der Vers, den man singt oder in gehobener Vortragsweise recitirt. Veda heißt Wissen. So bedeutet Rigveda die Wissenschaft der heiligen Lieder oder Hymnen.

der andere, ein Adliger, singt von seinen Kämpfen und Siegen. Bei Todtenfeiern sitzt man bis in die Stille der Nacht bei einander; man wiederholt sich die Erzählungen alter Leute, läßt sich Geschichten und Sagen vortragen. Am Sonnwendtage tanzen die Mägde des Bauern singend um ein Feuer. Sie halten volle Wasserkrüge, die in das Feuer ausgegossen werden: dann gibt es Regen für die Weiden und Milch in den Kühen. Die Mädchen singen:

Hei! Juchhei!
Schön duften die Kühe, juchhei! Hier gibt's süßen Saft!
Nach Wohlgeruch duften die Kühe! Der süße Saft!
Die Kühe sind Mütter der Butter! Der süße Saft!
Die sollen sich bei uns mehren! Der süße Saft!
Die Kühchen, die wollen wir baden! Der süße Saft!

Schöpfungen volksthümlicher Lustigkeit und volksthümlichen Nachdenkens sind auch die zwischen zwei Personen zu wechselnden Spott- und Schimpfreden in Versen und Prosa, sodann Räthsel mit ihren Auflösungen. Jene wie diese kennen wir freilich nur in der Form, welche ihnen die Priester gegeben haben. Das geistliche Ritual, das von der heutigen sittlichen Empfindungsweise selbstverständlich himmelweit entfernt war, schrieb für bestimmte festliche Gelegenheiten vor, daß Priester sich mit Weibern gegenseitig neckten oder verspotteten. Die Verse, die dabei im Gebrauch waren, sind überliefert; ihre Derbheit macht es unmöglich sie mitzutheilen. Unter einander gaben sich die Priester Räthsel auf — liturgisch feststehende Räthsel in Versen, oft so, daß jede der vier Verszeilen eine Frage enthielt, mit gleichfalls feststehenden Auflösungen in derselben Form. Die Räthsel waren nicht eben, was wir gute Räthsel nennen würden. Die Werthschätzung, welche diese Bestandtheile der priesterlichen Liturgien als solche genossen, und die Bedeutung der erhabenen Wesenheiten, von denen sie handelten, mußte offenbar ersetzen, was der Feinheit und Festigkeit des Bandes zwischen Fragen und Antworten mangelte. Ein solches Räthsel ist das folgende:

Wer ist's, der einsam seine Straße wandelt?
Wer ist's, der stets von Neuem wird geboren?
Was ist der Arzeneitrank gegen Kälte?
Was der Behälter, drein man Alles schüttet?

Worauf die Antwort lautet:

Die Sonne wandelt einsam ihre Straße.
Immer von Neuem wird der Mond geboren.
Das Feuer ist der Heiltrank gegen Kälte.
Die Erde ist der größte der Behälter.

Auch hier, wie bei jenen Spottreden, scheint durch den Ueberwurf priesterlicher Stilisirung doch deutlich der volksmäßige Ursprung solcher Gedankenspiele hindurch. Räthselaufgeben und Räthselrathen bildet ja eine geradezu über die Erde hin, auch unter den primitivsten Völkern verbreitete Belustigung. Wir besitzen in den alten germanischen Literaturen Räthselverse, die genau wie jene vedischen aus vier Fragen, jeder zu einer Zeile, gebildet sind. Möglich, daß

sich hier eine Form erhalten hat, welche Inder wie Germanen von dem gemeinsamen Muttervolk ererbt haben.

Alle solche Reste und Anklänge aber altindischer volksthümlicher Poesie verschwinden für uns nahezu spurlos hinter der unabsehbaren Masse der rein priesterlichen, insonderheit der für das Opfer bestimmten Dichtungen. Vielleicht würde dies Verhältniß kein so ausgeprägtes, wir dürfen sagen kein für unsere Wißbegier so ungünstiges sein, hätte hier nicht ein äußerer Umstand eingewirkt: das Fehlen der Schreibkunst. Die Schrift ist in Indien erst erheblich nach der Zeit des Rigveda — vielleicht um 800 oder 700 v. Chr. — aus semitischen Ländern, wahrscheinlich aus dem Bereich der babylonischen Cultur eingeführt worden. Der Veda wurde nicht geschrieben und gelesen, sondern von Mund zu Ohr vorgetragen, auswendig gelernt, weiter gelehrt. Hier wirkte eine dem modernen Menschen kaum begreifliche Kraft und Schulung des Gedächtnisses, das ganz im Dienste dieses Wissens stand, ohne wie heutzutage durch das tägliche Ueberschüttetwerden mit tausend rasch vergessenen Dingen abgestumpft zu sein. Eine Vorstellung davon, was ein solches Gedächtniß leisten konnte, verschafft uns die Durchforschung des Veda-Textes, wie die heutige Philologenkunst sie betreibt. Gewisse kleine und allerkleinste Details in der Lautform jenes Textes, Unterscheidungen zwischen verschiedenen grammatischen Verfahrungsweisen, die nicht Worte, sondern nur Buchstaben betreffen, Minutien, welche allein in der ältesten Zeit für das Sprachbewußtsein lebendig gewesen sein können und erst jetzt wieder durch die moderne Wissenschaft der vergleichenden Grammatik verständlich geworden sind: Erscheinungen dieser Art finden wir doch in ungeheuren Massen von Fällen in der überlieferten Gestalt des Veda correct oder annähernd correct erhalten. Spätere Redactoren hätten solchen Dingen nie und nimmer die richtige Gestalt geben können; daß der Text doch unsrer Prüfung Stand hält, zeigt uns, welche staunenswerthe Leistung hier die Gedächtnißkraft der Brahmanen in der mündlichen Festhaltung der Wortformen, ja der Buchstaben dieser Hymnen durch lange Reihen von Jahrhunderten vollbracht haben muß. Man sieht aber leicht, wie dies Angewiesensein der vedischen Literatur auf das Gedächtniß einer sich ihr widmenden Menschenclasse eine Auswahl unter den denkbaren literarischen Gattungen üben mußte, so daß nur gewisse unter ihnen zur Existenz gelangen konnten. Jeder Text bedurfte hier zu seinem Bestehen einer organisirten, im Lehren, Lernen und Weiterlehren geübten Schule. Dadurch waren Gegenstände, welche nur ein gelegentliches Interesse hatten, von der literarischen Bearbeitung von vornherein ausgeschlossen. Schulen aber mit festen Schultraditionen waren in Indien lange Zeit hindurch nirgends vorhanden als im Priesterstande. So war die Entstehung von literarischen Werken erschwert oder unmöglich gemacht, die nicht von Priestern für Priester verfaßt, priesterlichen Standesinteressen dienstbar waren.

Gewiß dürfen wir äußere Momente dieser Art nicht übersehen, welche dazu beigetragen haben, den Charakter der altindischen Literatur festzustellen. Aber sie verstärken doch nur Strömungen, welche aus tiefer gelegenen Quellen fließen. Daß die breite Grundlage der griechischen Poesie die unvergänglichen

Gesänge vom Zorn des Achill und von des göttlichen Dulders Irrfahrten gewesen sind, die breite Grundlage aber der indischen Literatur Hymnen für die Darbringung des heiligen Rauschtrankes, beruht vor Allem doch auf den letzten Gegensätzen zwischen der griechischen und der indischen Volksseele. Dort bewegtes Leben im freien Licht irdischer, menschlicher Wirklichkeit voll Thatenlust und Schönheitsfreude. Hier Versiegen der Thatkraft, Entfremdung von der Wirklichkeit, Gebundenheit der Gedanken und des Willens in den dumpfen Nebelwelten von Glauben und Aberglauben, von Opferkunst und Zauberkunst, von Priesterweisheit und Priestermacht.

Es ist eine große Zahl von Göttern, an welche sich die Lieder des Rigveda wenden, mächtigere und geringere, aber kein höchster, über allen andern herrschender. Schon dies schließt die letzte Tiefe der Hingebung des betenden Sängers an den Gott, welchen er anruft, aus. Man kann nicht zu einer Gottheit so reden, wie der alttestamentliche Dichter zu Jahve redet, wenn man weiß, daß im nächsten Augenblick die Opferordnung die Besingung eines anderen und dann alsbald wieder eines anderen Gottes verlangen wird. Das Verhältniß zwischen Mensch und Gott kann hier nicht leicht über eine gewisse Kühlheit und Aeußerlichkeit hinauskommen. Die Götter sind Machthaber, deren günstige Stimmung zu erlangen gut und nöthig ist; wer sich mit dem einen von ihnen befreundet hat, wird nur um so besser fahren, wenn er auch die andern für sich zu gewinnen weiß. Sittliche Erhabenheit, Heiligkeit im Sinn unserer Religion liegt dem Wesen dieser himmlischen Herren im Ganzen ziemlich fern. Sie sind erregbar, launenhaft, überwiegend von einer freilich nicht ganz zuverlässigen Gutmüthigkeit; tückische, gefährliche Gesellen fehlen unter ihnen nicht. Um ihre Gunst zu gewinnen, ist es nicht so wesentlich, Tugenden zu üben, als vielmehr sie reichlich zu speisen, prächtige Trinkgelage für sie zu veranstalten, durch kunstvolle Loblieder ihnen zu schmeicheln und vor Allem auch gegen ihre menschlichen Freunde, die Priester, der Freigebigkeit nicht zu vergessen.

Ihrem Ursprung nach sind die meisten der vedischen Götter vergöttlichte Naturmächte; ihre vornehmsten Thaten sind die Ereignisse des Naturlebens. Aber dieses ursprüngliche Wesen hat sich in der Zeit des Veda bei vielen dieser Götter, bei vielen unter den Erzählungen von ihren Thaten schon stark verdunkelt. So stehen hier Götter von sehr verschiedenem Aussehen neben einander. Das Wesen der Einen ist klar und durchsichtig; schon ihr Name spricht es aus. Die Göttin Morgenröthe heißt Morgenröthe (Ushas, griechisch Eos). Wo im Osten der Himmel sich röthet, da ist die Göttin. Der Gott des Feuers heißt Feuer (Agni, lateinisch ignis). Wo Feuer ist, da ist er. Mit derselben Bestimmtheit, in derselben unmittelbaren Nähe wie einen Menschen sieht man diesen Gott, wenn sein Wesen freilich auch zugleich — was kann natürlicher sein als solcher Widerspruch? — in die fernsten Weiten und weltüberragende Höhe hineinreicht. Vielen Göttern auf der andern Seite fehlt jene Durchsichtigkeit und Gegenwärtigkeit; ihr Name ist dunkel oder nicht bezeichnend, ihr ursprüngliches Wesen mehr oder weniger vergessen. Indra — der Thor der Edda — war der Gewitterer, der Schwinger des Donnerkeils,

der Bewältiger des Drachen, welcher die himmlischen Wasser gefangen hält. Für den Veda ist Indra zu einem überstarken göttlichen Riesen geworden, der mit seiner Waffe den Fels spaltet und die darin vom Drachen gehüteten Wasser der Flüsse dem Menschen zum Segen sich über das Erdreich ergießen läßt: ein Wandel der Vorstellung wohl begreiflich, wenn man bedenkt, wie viel wichtiger im Pendschab für das menschliche Bedürfniß die Flüsse sind als Gewitter und Regen. Varuna, der Größte eines Kreises von sieben in himmlischer Höhe thronenden Göttern, war[1]) ursprünglich ein von fremdem Volke, vielleicht aus dem babylonischen Culturkreis übernommener Mondgott, der eine der sieben am Himmel wandelnden Lichtherren (Sonne, Mond und die fünf dem Alterthum bekannten Planeten). Für den Veda ist er zu einem höchsten Schützer des Rechts, einem allwissenden Durchschauer und Bestrafer jeglicher, auch der verborgensten Sünde geworden. Man sieht, wie hier langsame, gewaltige Verschiebungen der Denkweise, der Lebensformen entsprechende Verschiebungen solcher Göttergestalten hervorgerufen haben. Der Glaube, daß die großen Naturwesenheiten die menschlichen Geschicke beherrschen, ist in diesem Zeitalter schon längst im Verblassen begriffen. Statt jener treten die Potenzen der menschlichen Gesellschaft in den Vordergrund. Die Züge des Gewitterers, des Mondes verschwinden so immer mehr hinter den Bildungen menschenähnlicher, aber übermenschlich starker, weiser, herrlicher Könige oder Helden, deren Function es jetzt nicht mehr ist zu gewittern oder die Nacht zu erleuchten, sondern die segnend, rettend oder auch strafend in das menschliche Leben eingreifen, den Weiden des Menschen Graswuchs schenken, die Ordnungen der menschlichen Gesellschaft aufrecht erhalten.

Die vornehmste Feier, welche man diesen Göttern bringt, ist zugleich der wichtigste, für die älteste Zeit fast der einzige Anlaß zur Uebung der priesterlichen Poesie. Es ist die Bereitung und Darbringung des berauschenden, aus den Stengeln einer Pflanze gepreßten Göttertrankes Soma. Eine Feier, welche nur die Großen und Reichen veranstalten können und die mit allen erforderlichen Vorbereitungen und Weihungen die Arbeit und Kunst einer ganzen Schar von Priestern durch eine längere Reihe von Tagen in Anspruch nimmt. Noch gibt es keine Tempel und keine Götterbilder. Auf hochgelegener, baumloser Stätte brennen die drei Opferfeuer und liegt zwischen ihnen die grasbestreute Fläche, zu welcher die Götter unsichtbar auf ihren Wagen gefahren kommen „wie die Kinder zur Mutter kommen von hier und dort", und wo sie sich niedersetzen die Opferkuchen und das Bockfleisch zu schmausen und den heiligen Trank zu trinken. Läuft dann der berauschende Saft durch die Seihe von Schafswolle, so stimmt ein Chor von drei Priestern Zauberlieder an, die dem Soma Kraft geben die Götter zu stärken, den Menschen Erfüllung ihrer Wünsche zu schaffen. Die einfachen, rohen Melodien dieser Lieder bewegen sich in wenigen Tönen; der Text wird oft durch sinnlose Interjectionen unterbrochen oder läuft in Zauberworte aus,

[1]) Wenigstens nach meiner von Vielen bestrittenen Auffassung. Vergl. „Deutsche Rundschau", 1898, Bd. XCVI, S. 431.

von denen geheime, segensreiche Wirkung erwartet wird. Dieselben Sänger und neben ihnen andere Priester, die mit gesprochenen Recitationen betraut sind — oft Einer vortragend, ein Anderer dem Vortrag mit gewissen heiligen Ausrufen antwortend — laden dann die Götter zum Trank ein, loben sie und bringen die Wünsche der Opferer vor.

Als Verfasser dieser Lieder und Hymnen nennen sich in den Texten selbst nur selten einzelne Personen, meist jene ganzen Geschlechter, in welchen die Sänger- und Priesterkunst erblich ist:

Die Visvamitras brachten dar
Dem donnerkeilbewehrten Gott
Ein Zauberlied. Er geb' uns Heil.

Oder der Gott wird angeredet:

Dich stärken durch Gebete die Vasishthas —
Zu dir gehn, Agni, betend wir Vasishthas.

Der Einzelne verschwindet hinter der Familie, und die Familien sind einander ähnlich fast bis zur Ununterscheidbarkeit. Das ist der natürliche Zustand überall im hohen Alterthum, in jenen Zeiten, die der Entwicklung scharf ausgeprägter Individualitäten vorausgehen. In Indien aber hat dieser unpersönliche Charakter der Literatur im Grunde immer fortbestanden. Zu irgend einer Zeit bildet sich dort ein neuer literarischer Typus, oder einem alten solchen Typus wendet sich erhöhte Aufmerksamkeit zu — etwa dem Gebetsliede oder der speculativen Auseinandersetzung oder der moralischen Erzählung oder der Darstellung von Opferkunde, Recht, Poetik: dann begibt sich alsbald eine Menge von Arbeitern ans Werk, und es entsteht eine Anzahl, oft eine kaum übersehbare Masse von Dichtungen, von Erzählungen, von Lehrtexten, alle einander genau ähnlich, ein Exemplar so gut wie das andere nach demselben feststehenden Recept angefertigt. Ein Volk, welches die Persönlichkeit zu kräftiger Selbständigkeit zu entwickeln versteht, wird eine andere Literatur haben.

Der Vorstellungskreis, in dem sich die Lob- und Gebetslieder des Rigveda bewegen, ist kein weiter. Sie sind voll von eintönigen Wiederholungen derselben Wendungen — über das Tröpfeln des Soma, der durch die Wollseihe rinnend sich läutert, über das göttliche Feuer, das sich mit seinem hellen Schein als freundlicher Gast in den menschlichen Wohnungen niederläßt, über die Heldenkraft Indra's, der den Drachen geschlagen und die gefangenen Wasser befreit hat. Auch die Scala der hier zu Wort kommenden Seelenzustände ist einfach und bald durchmessen. Von Leiden und Noth ist nur selten die Rede, von den Qualen des Schuldbewußtseins, der Sehnsucht nach göttlicher Vergebung. Die vorherrschende Stimmung ist die ruhiger Zufriedenheit; man ist der altbewährten Freundschaft des Gottes gewiß und darf hoffen, daß er auch fernerhin sich zureden lassen und gewähren wird, um was man ihn bittet. Wie das Thun der Götter hier nicht von höchsten, das Weltleben umfassenden Zielen her Einheit empfängt, sondern sich in einzelne Kraft- und Wunderthaten auflöst, so verharren auch die menschlichen Gebete meist in der Sphäre einzelner,

sehr concreter Wünsche und Bedürfnisse. Man bittet um Rinder und Rosse, um Gold, um Sieg, um kräftige Nachkommenschaft, Gesundheit, langes Leben. Die Zeit, in welcher das religiöse Trachten dazu heranreifen wird, ins Weite und Große zu gehen, ist noch nicht gekommen.

Die Götter, die jene Wünsche gewähren sollen, die eigentlichen Zuhörer für die der vedische Poet arbeitet, sind eitel und für Schmeichelei empfänglich. So kann der Dichter, der ihnen gefallen will, von vornherein nicht in einem reinen Verhältniß zu seinem Stoff stehen. Er sieht nicht die Dinge in ihrer Wahrheit oder in ihrer Schönheit. Er sieht sie vielmehr mit den Augen des Bittstellers, dessen Erfolg davon abhängt, ob er die wirkungsvollsten Wendungen finden wird, wie sie der klugen Kunst des routinirten Priesters zu Gebote stehen. Eine Sprache, aus welcher die mächtigen und geraden Instincte des Guten, der Wahrheit redeten, wäre hier nicht am Platz. Es handelt sich um Effecte andrer Art, vornehmlich um zwei. Man muß den Gott als über alle Maßen stark, schön, weise preisen. Und man muß des Gottes Wesen als reich an tiefen Geheimnissen schildern, welche es mit Geschick halb zu verbergen und halb zu enthüllen gilt.

Der Preis des Gottes erhebt sich nur selten zu einem schönheitsreichen Bilde seines Wesens, die Verherrlichung seiner Thaten selten zu einer von Leben erfüllten Erzählung. Vielmehr Nennung seiner glänzenden Eigenschaften und der Eigenschaften alles dessen, was ihm gehört, seines Wagens, seiner Rosse, seiner Waffe; Erwähnung dieser That und jener That, wie gewaltig, furchtbar, segensreich sie gewesen ist. Mit der Wahrheit wird es dabei nicht genau genommen. Von einem heiligen, aber unbedeutenden Flüßchen, das sich vielleicht schon damals wie in der Folgezeit im Sande verlor, der Sarasvati, heißt es, daß sie mit ihren starken Wellen den Rücken des Gebirges durchbricht, daß ihr endloser, gewaltiger Wogenschwall brüllend einherzieht, daß sie allein unter den Flüssen mit klarem Wasser von den Bergen bis zum Meere strömt. Die einzelnen Züge, jeder ins Maßlose gesteigert, werden ohne Ordnung durch einander geworfen. Diese Preislieder erinnern an die Körper, welche die altindische Plastik gebildet hat, unter deren gleichförmigen, undurchgearbeiteten Fleischmassen es kein Knochengerüst zu geben scheint. Es liegt nicht allein am unentwickelten Kunstverstand des Alterthums, wenn es den vedischen Poeten noch nicht aufgegangen war, daß alles Einzelne von der inneren Nothwendigkeit eines Ganzen beherrscht sein soll. Jener Mangel ist im Wesen des indischen Geistes selbst begründet; zu keiner Zeit hat dieser Geist die Forderung organischer, das literarische Kunstwerk durchdringender Gesetzmäßigkeit zu begreifen gewußt.

Als Beispiel vedischer Opferpoesie geben wir Stücke eines Liedes, das für die Somafeier bestimmt ist, an Indra. Wir lassen fast die Hälfte der Strophen (fünf von elf) fort; der Eindruck der Eintönigkeit, welche diesen Dichtungen anhaftet, wird immer noch fühlbar genug bleiben. Der Hymnus ist eine rechte Durchschnittsleistung handwerksmäßiger Dichtkunst; solche Lieder in vielen Hunderten von Exemplaren sind es, aus denen fast der ganze Rigveda besteht.

Gewinn woll'st du gewähren diesem Opfer,
Der du voll Gnaden je und je einherziehst.
Ihm haben Tränk' auf Tränke Kraft verliehen,
Der hochberühmt durch große Thaten worden.

Groß, ungestüm, kraftstrotzend in der Wohnstatt
Waltet er kühner Macht, furchtbarer Stärke.
Der Erdkreis selbst vermag ihn nicht zu fassen,
Wenn Trank berauscht den Gott mit falben Rossen.

Groß, furchtbar ist zur Heldenkraft erstarkt er.
Durch Dichterkunst ward her der Stier getrieben.
Den Preis gewinnt er. Fruchtbar sind die Kühe
Und kräft'ger Nahrung voll, die er zum Lohn gibt.

Gleich einem See ist Indra's Bauch voll Soma;
Er faßt in sich gepreßter Säfte Fülle.
Als nach dem Vritrasieg die erste Nahrung
Indra genoß, erwählt' er sich den Soma.

Bring Güter uns. Es soll dich Niemand hindern.
Wir kennen dich ja als der Schätze Schatzherrn.
Was, Indra, deiner Gaben allergrößte,
Die biet' uns dar, Gott mit den falben Rossen.

Den günst'gen Indra rufen wir, den reichen,
Den männlichsten, um Sieg in diesem Wettstreit,
Um Schutz im Kampf, den Mächt'gen, den Erhörer,
Den Feindetödter, Siegespreisgewinner.

Nur selten verweilen die Dichter länger bei einer einzelnen That des thatenreichen Gottes. Seinen Sieg über Vritra — nach der ursprünglichen, wie wir erwähnten, im Veda nicht mehr verstandenen Auffassung die Gewitterschlacht — feiert am schwungvollsten ein Lied, aus dem wenigstens einige Verse hier ihre Stelle finden mögen:

Des Indra Heldenthaten will ich künden,
Die ersten, die vollbracht der Waffenschwinger.
Er schlug den Drachen, machte Bahn den Wassern;
Zerspalten hat er des Gebirges Bäuche.

Er schlug den Drachen, der den Berg bewachte.
Das sausende Geschoß erschuf ihm Tvashtar.
Wie auf der Weide brüllend Kühe laufen,
So strömten stracks zum Meer hin die Gewässer.

Mit Stiers Begierde heischte er den Soma;
Aus den drei Kufen trank er den gepreßten:
Da griff der Reiche nach dem Wurfgeschosse,
Da schlug er ihn, der Drachen Erstgebornen.

Als du der Drachen Erstgebornen schlugest,
Zu nichte aller List'gen Listen machtest,
Zeugtest du Sonne, Himmel, Morgenröthe;
Fortan hast keinen Feind du mehr gefunden.

Vritra, den schlimmen Vritra, den Vyansa
Schlug Indra mit dem mächt'gen Wurfgeschosse.
Wie Baumesäste, die das Beil zerhauen,
Liegt er am Boden hingestreckt, der Drache.

Gleich trunknem Schwächling fordert' er den Helden
Heraus, den mächt'gen Herrn der Somatrester.
Nicht widerstand er seiner Waffen Anprall;
Zermalmt zerbrach er da durch Indra's Feindschaft.

Fußlos und handlos kämpft' er wider Indra.
Der schleudert' in den Rücken ihm die Waffe.
Dem Stier gewachsen dünkt sich der Entmannte:
Da stürzt' er hin, zerhau'n in tausend Stücke.

Sein Leib lag in der Stromesbahnen Mitte,
Wo ohne Rast und Ruh die Wasser rinnen
Um seines Leibs verborgene Verstecke.
In tiefes Dunkel stürzt' ihn Indra's Feindschaft.

Indra beherrscht, was geht und was sich ausruht,
Herrscht über Glattgestirntes und Gehörntes.
Ein König ist er über alle Lande,
Umschließt sie wie die Speichen rings der Radkranz.

Den Durchschnitt der vedischen Poesie überragt dies Lied weit. So oft der Dichter sich auch wiederholt, jeder seiner Ausdrücke ist voll Kraft und Schwung. Man meint das Menschengeschlecht mit dem Triumph des Gottes mitjauchzen zu hören. Die heroische Einfachheit dieses Conflicts, die kindliche Greifbarkeit der Güter, um die hier Gott und Teufel mit einander kämpfen, ist in Zügen gezeichnet, die den vollwichtigen Stempel alterthümlicher Größe tragen. Wer den Gegensatz zweier Zeitalter fühlen will, halte daneben die Gestalt, in welcher die spätere geistliche Poesie dasselbe Motiv des Kampfes zwischen dem großen Guten und dem großen Bösen behandelt hat, die Leidens- und Lebensmüdigkeit des Gedichtes vom Kampfe Buddha's wider den Versucher um den Siegespreis der ewigen Ruhe. Die That Indra's aber, welche der vedische Dichter besingt, wirklich zu erzählen, macht er kaum auch nur den Versuch. Wie die Welt Noth litt durch Vritra's Uebermacht, wie kein Anderer ihn anzugreifen wagte, bis Indra kam, und weiter die ganze Geschichte vom Kampf und Sieg: dies Alles in die rechte Form zu gießen, jeden Zug an seine Stelle zu setzen, dazu fehlte der Instinct künstlerischer Klarheit.

Den Indraliedern reihen wir einen Hymnus an die Göttin Morgenröthe an. Er gehört der „Frühlitanei" zu, die in der Morgenstille des Opfertages, ehe die Vögel ihre Stimmen hören ließen, vorgetragen wurde.

Sie leuchtet auf, ein junges Weib voll Schönheit.
Alles Lebend'ge treibt sie an zum Wandeln.
Entflammen ließ sich Agni von den Menschen:
Licht schuf sie, trieb die Finsterniß von dannen.

Aufs All gewandt hat sie sich weit erhoben,
Glänzt hell, in leuchtendes Gewand gekleidet.
Goldfarbig, lieblich anzuschau'n erstrahlt sie,
Der Kühe Mutter, Lenkerin der Tage.

Die Glückbegabte führt der Götter Auge,
Das weiße Roß, gar herrlich anzuschauen[1]).
In Strahlenglanz erscheint die Morgenröthe,
Die Gabenreiche, übers All sich breitend.

Heil steh' vor Augen dir. Strahl' fort die Feinde.
Gieb reichlich Weideland und sichre Ruhe.
Die Hasser treib' von hinnen. Bring' uns Schätze.
Erweck' dem Sänger Lohn, du Gabenreiche.

Erstrahle uns mit deinen schönsten Strahlen,
Gieb langes Leben, Göttin Morgenröthe.
Mit Speise segne uns, Allschätzereiche;
Laß Kühe, Rosse, Wagen unser Theil sein.

Du Himmelstochter, edle Morgenröthe,
Die wir Vasishthas mit Gebet erhöhen,
Verleih du uns erhab'nen, mächt'gen Reichthum.
Ihr Götter, schützt uns immerdar mit Wohlsein!

Ein anmuthiges, mit zarten Farben geschmücktes Gedicht. Gewiß nicht, wie man gemeint hat, ein unwiderstehlich unmittelbarer, von der weihevollen Stille der Morgenfrühe eingegebener Erguß des Dichtergemüths: in denselben Wendungen haben Scharen vedischer Poeten durch ganze Reihen von Liedern die Göttin besungen. Auch hier aber gilt, was über das Lied von der Vritraschlacht bemerkt wurde: in dieser Fülle der Bilder fehlt, was der vedischen Poesie, man kann sagen der indischen Poesie überhaupt mangelt: der feste Umriß, das Geheimniß der künstlerischen Form. —

Wir erwähnten oben, daß neben dem Preis der göttlichen Größe und Herrlichkeit ein zweites charakteristisches Thema dieser geistlichen Lobrednerei die Geheimnisse bilden, von welchen man die Person des Gottes umgeben denkt. Man gefällt sich in Gedankenspielen, denen irgend welche Wärme religiösen Gefühls natürlich nicht innewohnt. In kühler Ruhe betrachtet man die versteckte Maschinerie des göttlichen Wesens, auf der einen Seite um im gegebenen Augenblick an den richtigen Fäden ziehen zu können, vornehmlich aber, weil der Gott, welchen man sich nach dem eigenen Bilde als eine Art von gewitztem himmlischem Priester vorstellt, Vergnügen daran finden wird, die kunstvollen Anspielungen zu deuten, die Räthsel zu lösen. Eine Gottheit, deren Verherrlichung besonders häufig diese Form annimmt, ist Agni, das Feuer, insonderheit das Opferfeuer. Klingen die Lieder von Indra's Thaten an die Sprache uralter Naturmythen an, so erscheint in den Hymnen an Agni etwas von dem Nachdenken, man möchte sagen einer primitiven Naturwissenschaft, die an den Fragen, welche die geheimnißreiche Wesenheit des Feuers dem Menschen stellt, ihre Kräfte versucht. War hier doch für jene

[1]) Das Götterauge, das weiße Roß ist die Sonne.

Alten Alles voll von Räthseln. Man erzeugte Feuer — der Mensch erzeugte den Gott — durch Reibung zweier Hölzer. Es ist die uralte Form des Feuerzeugs, die mitten in der Welt europäischer Cultur bis auf den heutigen Tag da bestehen geblieben ist, wo so Vieles aus fernster Vorzeit sich wie auf einer Insel, vom Strom des modernen Lebens unberührt, erhalten hat, im Volksglauben und Aberglauben, beim Nothfeuer, durch welches man das Vieh zum Schutz gegen Seuche hindurchtreibt, beim Johannisfeuer. Waren es also die Hölzer, aus welchen die Alten das Feuer hervorbrechen sahen, so ergab sich ihnen die Frage: wie ist es in die Hölzer hineingekommen? Die Bäume, welche das Holz hergeben, empfangen ihr Wachsthum durch das Wasser, das sie ernährt. Das Wasser also muß die Feuerwesenheit in sie hineingebracht haben; das Wasser muß des Feuers eigentliche Heimath sein. Und das bestätigt ja der Augenschein: der Blitz kommt aus den Wassern der Wolke. Nichts kann eine so starke Anziehungskraft auf die Phantasie der vedischen Poeten üben, wie ein solcher versteckter, an das Unmögliche streifender Zusammenhang, welcher doch den Schlüssel zu Erscheinungen gibt, in denen man Grundkräfte des Opfers mit Grundkräften des Naturlebens in Berührung sieht. Die Lieder des Rigveda schwelgen förmlich in diesen Mysterien. Bald deutet ein einzelner Ausdruck, ein Beiwort des Gottes auf sie hin, bald breiten die Dichter sie in ihrer vollen Ausdehnung aus. Agni heißt der Sohn der Kraft, denn ohne die mühsame Kraftanstrengung der Menschen kommt er nicht aus den Hölzern hervor. Oder er wird das Kind der zwei Mütter genannt, der beiden Reibhölzer.

Ich künd' euch, Erd' und Himmel, diese Ordnung:
Wenn es geboren, frißt das Kind die Mutter —

das Feuer verbrennt die Reibhölzer. Und ein anderer Vers, man möchte sagen mit wissenschaftlicher Klarheit der Auffassung:

Dasselbe Wasser steigt empor,
Steigt abwärts in der Tage Lauf.
Der Regen schwellt der Erde Schoß,
Agni's Flammen das Himmelszelt.

Das Regenwasser läßt die Bäume erwachsen und bringt damit das aus ihrem Holz zu erreibende Feuer zum Dasein. Aus dem Feuer erhebt sich das Wasser als Rauch, also als Wolke wieder zum Himmel, um dann von Neuem den Weg abwärts anzutreten.

Die kühle Künstlichkeit solcher Poesie läßt natürlich nicht leicht die Einbildungskraft sich zu jener der alttestamentlichen Dichtung eignen, leidenschaftlichen Erregung erhitzen, welche die ganze Natur, man möchte sagen in einem beständigen Taumel an Freude und Leid der Menschenseele Theil nehmen läßt — wo die Himmel jauchzen, die Wasserströme frohlocken, die Inseln sich entsetzen. Im Veda herrscht ruhigere Gemessenheit. Kaum daß einmal die Blitze lächeln oder die Flammen des Altars den Opferlöffel küssen. Dafür schmückt die vedischen Lieder ein Reichthum anmuthig sinniger Gleichnisse. Die einen sind dem Naturleben entnommen. Der göttliche Segen ergießt sich

gleich den Wasserströmen, die vom Gebirge kommen. Der Fromme wendet sich dem Gott zu, wie der Adler zu dem geliebten Nest fliegt. Die Göttin, die dem sterblichen Gatten entschwand, ist hingegangen wie der Morgenröthen erste. Der feindliche Riese klagt, daß der Gott ihm die Kühe genommen, wie der Frost den Wäldern die Blätter nimmt. Andere Gleichnisse bewegen sich in den Sphären menschlichen Daseins, vor Allem des Familienlebens. Es erscheint der Vater, dessen Fürsorge über dem Sohn waltet, die schöngekleidete Gattin, die dem Gatten naht, die Jungfrau, stolz auf ihres Leibes Pracht, das alternde Mädchen, das daheim bei den Eltern weilt, der Freund und Gast, der Dieb, die Buhlerin. Immer sind es nur wenige Worte, in denen kurz und knapp der Vergleich gezogen wird; noch haben sich die Gleichnisse nicht zu ausgeführten Gemälden oder zu ganzen Erzählungen entfaltet. Eine künstliche Weiterentwickelung von Vergleichen und Metaphern gibt es doch auch im Veda; sie bewegt sich in sehr eigenthümlicher, bezeichnender Richtung. Man vermischt geflissentlich Züge, die verschiedenen, unter einander dissonirenden Metaphern angehören. So schafft man ungeheuerliche Combinationen von Vorstellungen, welche den vedischen Poeten als ein besonders wirksames Mittel erscheinen, einen aus Ungereimtheiten gewobenen mystischen Nebel um göttliche und geistliche Wesenheiten zu breiten. Die Priester vergleichen sich Zugstieren, die vor den Wagen des Opfers gespannt werden; das heilige Wort andererseits, das sie sprechen, trifft wie ein Pfeil: beide Bilder werden durch einander gewirrt, und so hat man Stiere, welche Pfeile im Munde führen. Auf ähnlichen Wegen gelangt man zu einem Adler, der sich mit einem Panzer bekleidet, einem waffentragenden Tropfen und vielerlei ähnlichen poetischen Mißbildungen. Man sieht, welche Seelenkräfte hier die Führung an sich gezogen haben. Nicht aus der Tiefe des Innern dringende Leidenschaft, auch nicht die Lust der Phantasie, lebendige Gestalten zu schaffen, sondern ein spitzfindiger Verstand, welcher in der Sucht, den alten Stoffen neue, überraschende Effecte abzugewinnen, in die Reiche hoffnungslosen Aberwitzes hinüberschweift.

V.

Neben dem Opferwesen steht in Indien wie überall, oft unlösbar sich mit ihm verschlingend, das Zauberwesen. So enthält der Veda neben der Literatur des Opfers die des Zaubers — wenn man diese Bezeichnung gelten lassen will — neben der des Glaubens die des Aberglaubens. Der Zauber will nicht wie das Opfer durch die Gewinnung der göttlichen Gnade sein Ziel erreichen. Er will direct auf die Menschen und die Dinge wirken. Der Zauberer läßt auf einen Stein treten, wem er Festigkeit mittheilen will: die Festigkeit, die im Stein wohnt, wird auf Jenen übergehen. Er verschafft die Stärke des Tigers, indem er den Menschen sich auf ein Tigerfell setzen läßt. Er vernichtet den Feind, indem er sein Bild oder etwa seine abgeschnittenen Haare verbrennt. Das sind urälteste, auf das Festeste im menschlichen Glauben eingewurzelte Künste. Keinem noch so wilden Volk der Erde fehlen sie; keiner noch so hohen Civilisation ist es bis auf den heutigen Tag gelungen, in ihrem Bereich sie spurlos auszurotten.

Der Spruch, der Vers, das Lied, das den Zauber begleitet, weckt die geheimen Kräfte, welche in Thätigkeit gesetzt werden sollen, gibt ihnen die gewünschte Richtung, verstärkt ihre Wirkung, stellt für sich selbst eine wirkende Macht dar, schüchtert feindliche Wesen ein.

Die älteste Gestalt solcher Zauberformeln scheint in Indien die prosaische gewesen zu sein. Die Absicht geht eben nicht dahin, durch den Schmuck rhythmischer Rede das Wohlgefallen eines überirdischen Hörers wachzurufen, sondern es ist die benennende Kraft des Wortes als solche, die wirken soll. Uns ist eine Sammlung von Formeln dieser Art überliefert, die Zaubersprüche, welche im Lauf des Opfers zur Weihe der Opfergeräthe und zur Verleihung magischer Wirksamkeit an die einzelnen von den Priestern ausgeführten Verrichtungen gesprochen wurden: die älteste indische Prosa und ohne Zweifel weitaus die älteste uns erhaltene Prosa eines indoeuropäischen Volks überhaupt. Es sind durchweg kurze Sätzchen, welche das geheime Wesen der betreffenden Gegenstände, die mystische Bedeutung der eben vollzogenen Handlung, die von ihr erwartete Wirkung benennen. Zum Wagen, auf welchem sich der für das Opfer bestimmte Kornvorrath befindet, spricht man: „Nicht strauchelnd, der Opferspeise Behälter bist du. Steh fest, strauchle nicht. Dein Opferherr soll nicht straucheln.“ Ein Antilopenfell, an welches sich mancherlei Zauber knüpft, schüttelt man aus mit dem Spruch: „Abgeschüttelt ist der Kobold, abgeschüttelt die Unholde.“

Bald aber dringt auch in das Gebiet des Zaubers die poetische Form ein, und nun entsteht eine Literatur von Zauberversen und Zauberliedern, die in nicht minder raschem und üppigem Wachsthum wuchert, als ihr Vorbild und ihre ältere Schwester, die Poesie der Opferhymnen[1]). Da findet sich, meist in beträchtlichen Massen von Liedern vertreten, Zauber gegen Krankheit aller Art, gegen Schlangengift, Besessenheit, Behexung, Sühnzauber für Verschuldungen oder zur Abwendung böser Vorzeichen, Begräbniß- und Hochzeitszauber, Liebeszauber für Mann und Weib, Zauber des Weibes gegen ihre Nebenfrauen, Zauber dem Feind zu schaden, Zauber für den Hausbau, für Felder und Herden, für Glück im Handel oder im Spiel, Schlachtzauber, Zauber dem König Macht zu verleihen: man sieht, wie hier das ganze Leben mit allen seinen Situationen von einem Netz von Aberglauben umsponnen ist, einem Netz, dessen Fäden offenbar nicht zum kleinsten Theil die Begehrlichkeit der priesterlichen Zauberkünstler gesponnen hat.

Die Wendungen, deren sich jene Lieder bedienen, die Kraft des Zaubers zu stärken, sind dieselben uraltester Phantasie entsprungenen, die zu allen Zeiten und an allen Orten wiederkehren, ganz so wie unter den greifbaren Resten der Vorzeit die Werke der primitivsten Technik, die Waffen und Geräthe der Steinzeit, in allen Welttheilen die nämlichen Formen zeigen. Da sind jene stehenden Wendungen, feindliche Wesenheiten einzuschüchtern, indem man zu ihnen sagt: „Ich kenne euch, das ist euer Ursprung. Das eure Eltern. Das euer Name —“

[1]) Nur ein kleiner Theil der Zauberlieder geht in die Zeit des Rigveda zurück. Die Mehrzahl ist in einer der andern vedischen Liedersammlungen, dem Atharvaveda, überliefert.

Die eine bunt, die andre weiß,
Die eine schwarz, und roth sind zwei.
All' eure Namen sind mir kund.
Thut uns kein Leid und hebt euch fort!

Oder Wendungen, um die Wirkung eines Heilmittels zu sichern — die Götter haben es angewandt; man weiß, daß es heilen kann:

Der Eber kennt das kräft'ge Kraut,
Ichneumon kennt die Arzenei,
Die Schlange kennt's, es kennt's der Elf.
Das rufen wir, das helfe uns.

Vergleiche, welche dasselbe Geschehen, das sich irgendwo in der Natur zeigt, an der Stelle, wo der Mensch dessen bedarf, hervorrufen sollen:

Abwärts weht der Wind,
Sonne abwärts scheint,
Abwärts milcht die Kuh:
Krankheit abwärts geh.

Oder:

Die Kühe halten Rast im Stall,
Die Vögel flogen hin zum Nest,
Fest stehn die Berg' an ihrem Ort:
Ich binde fest die Nieren dein.

Nicht selten finden sich in diesen Zauberversen und -liedern Wendungen voll poetischen Schwunges, Bilder reich an Leben. Unter den Liedern, die es mit Schlachtzauber zu thun haben, ist eins, das die Trommel zu siegreichem Kampf weiht. Man redet sie an:

Dein Schall soll von der Erde auf zum Himmel,
Nach allen Seiten eilend sich verbreiten.
Gebrüll erhebe! Donnre, kraftgeschwellte!
Stimm' dein Triumphlied an, der Sieger Freundin!

Und dasselbe Lied malt dies Bild:

Wenn fernhin sie der Trommel Stimme hört,
Des Feindes Weib, erweckt vom Kriegsgetöse,
Soll Schutz sie suchen, an der Hand das Kind,
Voll Schrecken fliehn, wenn Waffe trifft auf Waffe.

Eben die Gruppe dieser Schlachtlieder aber ist besonders bezeichnend für die geschichtliche Atmosphäre, in welcher die vedische Welt lebt. Hier rufen den Sieg lange Litaneien düster heftiger, phantastisch beredter Zauberworte herbei, die der Priester spricht, während der Zauber vollzogen, die weißfüßige Kuh auf das feindliche Heer gejagt wird. Furcht und Verwirrung soll in der Feinde Reihen dringen, die Todesfessel sie binden. Agni's Flammen sollen sie brennen, der Donnerkeil Indra's sie zerschmettern. Blutgesichtige, schwarzzähnige Spukgestalten sollen wider sie aufstehen. Sie sollen fallen, Wagenkämpfer und Fußkämpfer; sie alle sollen die Geier und schöngeflügelten Adler sättigen. In ihren Häusern sollen die Weiber ungesalbt, mit wirrem Haar heulen und die Brüste schlagen, um den Sohn klagend, um den Gatten, den Bruder. Wie fern liegen hier die Stimmungen, welche uns da, wo von Krieg und Sieg geredet wird, die natürlichen scheinen! Kein Aufruf, der die männ-

liche Lust des Kämpfens und Wagens weckte. Nicht der Erzklang der Entschlossenheit, das Leben hinzugeben für Güter, die höher sind als das Leben. Liegt es daran, daß hier immer nur der Priester-Zauberer redet und nicht der Kämpfer? Das allein Entscheidende ist dies doch sicher nicht. Die Sprache, die Empfindungsweise jener Lieder ist die vorhistorischen Daseins. Während das philosophische Denken Indiens längst in überkühner Freiheit sich neue Wege zu bahnen gewußt hat, verharrt das staatliche Leben mit seinen Kämpfen unbewegt in der alten Dumpfheit jener Daseinssphäre. Der frische Windhauch, welcher deren Nebel in westlichen Ländern zerstreut, Kraft und Freiheit gedeihen macht, weht nicht in der heißen Stille Indiens.

VI.

Der Rigveda enthält auch die ältesten Denkmäler der indischen erzählenden Poesie. Sie liegen in eigenthümlicher Unvollständigkeit vor. Die stehende Form dieser Erzählungen war ein Gemisch aus Prosa und Versen. Allein die Verse aber sind erhalten; die zugehörige Prosa fehlt. Das ist bei den Bedingungen, unter welchen diese schriftlose Literatur stand, sehr begreiflich. Man prägte dem Gedächtniß nur ein, was in bestimmter, feststehender Form zu erhalten nothwendig war: also wie die Opferlieder so auch die Verse der Erzählungen. Was zu diesen sonst noch gehörte, mochte Jeder mit seinen eigenen Worten heute so, morgen anders aussprechen. Die Verse, die wir im Rigveda lesen, pflegen daher auf den ersten Blick als ein wirrer Trümmerhaufen zu erscheinen. Sie sind voll unverständlicher Anspielungen; der Zusammenhang reißt fortwährend ab. Alles aber wird klar, sobald es dem Ausleger gelingt — was natürlich oft nicht gelingen kann —, den Inhalt der Prosaerzählung herzustellen, welche jene poetischen Fragmente umgab. Nur ganz wenige solcher Erzählungen sind vermöge besonderer Umstände, in jüngere Schichten der vedischen Literatur eingesprengt, vollständig erhalten. Diese gewähren die Möglichkeit, von den Eigenthümlichkeiten jener alten prosaisch-poetischen Erzählungskunst uns ein bestimmteres Bild zu machen, als allein auf Grund der poetischen Fragmente erreichbar sein würde.

Die hier in Rede stehende Mischung von Prosa und Versen scheint schon in sehr alter Zeit der menschlichen Lust am Fabuliren als die natürliche Form der kunstmäßigen Erzählung sich dargeboten und festgewurzelt durch Jahrtausende in allerweitesten Culturgebieten behauptet zu haben. Wir finden sie in augenfälliger Uebereinstimmung an den entgegengesetzten Enden der von indoeuropäischen Völkern bewohnten Welt, im äußersten Norden und äußersten Westen wie im äußersten Südosten. Die Skalden Skandinaviens, die irischen Dichter handhaben sie ganz ähnlich wie die brahmanischen Poeten des vedischen Indien, wir können hinzufügen wie Jahrhunderte nach diesen die großen Geschichtenerzähler, welche der buddhistische Mönchsorden hervorgebracht hat. Es scheint in der That, daß wir hier eine jener primitiven Formen aus der Zeit der Morgendämmerung literarischer Kunst vor uns haben, welche Jahrtausende vor aller Geschichte dem Volk der noch ungetrennten Indoeuropäer eigen gewesen sind. Man wird an jene uralten griechischen Götterbilder erinnert,

deren Kopf schon mit einer gewissen Lebendigkeit modellirt ist, während der übrige Körper ohne Andeutung von Rumpf und Beinen in der Form eines Brettes oder Baumstumpfs verläuft. So fängt hier die Kunst dichterischer Ausgestaltung erst an, sich der Erzählung zu bemächtigen. Nur über einen Theil von ihr hat sie sich die Herrschaft angeeignet. Den Rest läßt sie formlos und schmucklos zurück; er trägt nichts dazu bei, die Charaktere der Handelnden zu schildern, die Situationen farbenreich auszumalen; er enthält nur die nackte Angabe der Begebenheiten. Die künstlerische Empfindung ist noch nicht fein genug, um durch diese Ungleichheit verletzt zu werden. Welche Bestandtheile aber der Erzählung sind es, die vor dem Uebrigen in dichterische Form gekleidet werden? Genau übereinstimmend findet sich dasselbe Verhältniß in Indien wie in jenen abendländischen Literaturen: was in Versen vorliegt, sind ausschließlich oder so gut wie ausschließlich Reden und Gegenreden der auftretenden Personen. Die Begebenheiten aber, welche zu den Reden Veranlassung geben, werden in Prosa berichtet. Diese Weise der Vertheilung von Dichtung und Prosa mag uns befremden, aber die Erzähler jener fernen Vergangenheit müssen eben dies mit großer Bestimmtheit als das Natürliche empfunden haben. Ist es allzu kühn, zu glauben, daß uralte Vorstufen dramatischer Aufführungen, Darstellungen der Vorgänge mit vertheilten Rollen, zu dieser Hervorhebung der Wechselreden in den Erzählungen den Anlaß und das Muster geliefert haben? Oder dürfen wir die hier zu Grunde liegende Empfindung ähnlich deuten, wie wenn die primitive Zeichenkunst instinctiv eher und stärker von der menschlichen (hier natürlich auch von der thierischen) Gestalt angezogen wird als von der unbelebten Natur, von dem landschaftlichen Hintergrunde? Ist es hiermit vergleichbar, wenn es den Begründern dieser Erzählungstechnik näher gelegen hat, die menschliche Rede kunstmäßig auszugestalten — wie man ja gewiß schon damals in der religiösen Dichtung die Rede des Menschen an den Gott künstlerisch zu behandeln wußte —, als daß dem Bericht von rein sachlichen Vorgängen, etwa von einem Kampf, eine ähnliche Form gegeben worden wäre? In jedem Fall lag die Folge nahe, daß die geschickte Führung eines Redegefechts, die Schlagfertigkeit der Erwiderung für Dichter und Hörer höhere Anziehungskraft gewann, als die Situationen und Verwicklungen der eigentlichen Erzählung. Und man begreift, daß diese Folge sich gerade auf indischem Boden, unter den brahmanischen Dichtern mit ihrer scharfen und spitzen Redegewandtheit und Redekunst, besonders entschieden geltend machen mußte.

Die älteren indischen Erzählungen haben alle nur geringen Umfang. Das ist das Natürlichste für die Jugendzeit der Völker. Man baute Hütten, ehe man Paläste bauen lernte. So erzählte man Geschichten, ehe man Epen dichtete. An kunstmäßigen Aufbau dachte man nicht. Wo Einheit der Handlung nicht von selbst da war, sorgte auch der Dichter nicht für sie. Dann mochte die Erzählung sich durch Reihen nur lose unter einander zusammenhängender Vorgänge verzetteln. Gewiß konnten, wo der Stoff dies mit sich brachte oder wo auf die Ausschmückung mindere Sorgfalt verwandt wurde, die in Versen abgefaßten Reden auch fehlen. Dann ließ natürlich die Erzählung im Rigveda,

der eben allein eine Sammlung von Versen war, keine Spur zurück. Jüngere vedische Texte aber haben viel derartiges erhalten. So die Geschichte von der großen Fluth, welche ein Fisch Manu, dem ersten Menschen, vorhersagt und aus der er ihn in einem Schiff errettet, während alle übrigen Geschöpfe untergehen: eine Sage, die vermuthlich den spärlichen Spuren semitischer Einflüsse auf das alte Indien zugerechnet werden darf. Wenn aber, wie dies wohl die Regel bildete, Verse vorhanden waren, so schlossen sich diese bisweilen zu einem großen Dialog zusammen. Dann stellte man gern Vers für Vers Rede und Gegenrede abwechselnd gegenüber.

Die Verfasser dieser Erzählungen sind Priester, und von Priestern wurden sie vorgetragen. Das tritt überall in ihnen hervor. Es herrscht dieselbe Redeweise, dieselben Strophenformen werden angewandt wie in den Opferhymnen; es gibt jetzt noch kein Versmaß, welches sich als das eigentlich epische bezeichnen ließe wie der Sloka des späteren Indien oder der Hexameter Homer's. Oft sind es Opferfeiern, welche für den Vortrag der Erzählungen den Anlaß geben. So für eine von ihnen die Feier der königlichen Salbung. Wie bei der Recitation von Opferhymnen fungiren dabei zwei Priester. Beide sitzen auf golddurchwirkten Matten. Der Eine trägt in feierlicher Weise vor, der Andere fällt bei jedem Verse mit einem bekräftigenden Ausruf „Ja" oder „Amen" ein. Die Erzählung dient hier unzweifelhaft nicht einfach der Unterhaltung oder Belustigung. Sie stellt eine Art Zauber dar, welcher die Wirkung des Opfers verstärkt. Es kommt darin ein kinderloser Königssohn vor, dem der Gott endlich auf sein Gebet einen Sohn gewährt: wer sich Söhne wünscht, soll sich darum diese Erzählung vortragen lassen. Mehrere Erzählungen gehen direct in Zauberformeln aus, durch welche derselbe Erfolg, den in der Geschichte Personen der Heroenzeit erreichen, den gegenwärtig Interessirten, den Veranstaltern und Hörern des Vortrags, zugewandt wird. So handelt eine dieser Geschichten davon, wie Visvamitra den Heereszug der Bharatas mit Troß und Wagen wohlbehalten über die Flüsse hinübergeführt hat: am Schluß steht ein Spruch an die Wasser; sie sollen, wenn wir sie überschreiten, nicht unsere Zugthiere ertrinken lassen. Man sieht, wie ganz diese ältesten Erzeugnisse indischer Epik noch am Opfer- und Zauberwesen festhaften.

Die Stoffe der Erzählungen liegen selbstverständlich durchaus innerhalb des priesterlichen Horizontes. Viele spielen in der Götterwelt. Indra's Sieg über Vritra ragt über Allem hervor. Dies ist die größte That, die je gethan worden ist. Eine Erzählung scheint zu berichten, wie die Menschen, ehe jener Sieg errungen ist, an der allüberwindenden Kraft des Gottes, ja an seinem Dasein zweifeln:

Kein Indra ist: so hört man Manchen sagen.
Wer hat ihn denn gesehn? Wen soll'n wir preisen?

Aber er offenbart sich in seiner Majestät:

Hier bin ich. Thu dein Aug' auf, du mein Sänger.
Groß rag' ich über Allem, was geboren.
Des Opfers heil'ge Ordnung stärkt die Kraft mir.
Die Welten schmettr' ich, der Zerschmettrer, nieder.

Die Prosa, die uns fehlt, muß dann erzählt haben, wie Indra den Dämon, welcher die Wasser gefangen hielt, mit der Götterwaffe erschlug. Den Gott hat zu Kampf und Sieg der Rauschtrank gestärkt, den der Adler für ihn geraubt hat:

Gedankenschnell eilt er einher,
Durchdrang die Burg, die eherne;
Dem Indra bracht' aus Himmelshöh
Den Soma der beschwingte Aar.

Was solcher Erzählung von einfacher und wuchtiger Größe innewohnt, ist doch kaum das Werk des Dichters. Es gehört dem alten Mythus. Im weiteren Verlauf des Gedichts fühlt man das Wehen der priesterlichen Luft sehr deutlich. Auf den Vritrasieg folgt die Einführung von Ordnung im Reich der Rede, die Verleihung fester Gestalt und Verständlichkeit an die menschliche Sprache, während alles Gethiers Sprache in wirrer Dunkelheit verbleibt:

Die freudenreiche, Saft und Kraft uns strömend,
Die Milchkuh Rede, die gepries'ne, nah' uns.

Hier spricht der zunftmäßige Redekünstler, der seine Muse nicht allein als die himmlische Göttin verehrt, sondern auch als „die Kuh, die ihn mit Butter versorgt".

Wie diese Erzählung vom Ursprung der Sprache berichtet, so hat es eine andere mit dem Ursprung des Opfers, wieder eine andere mit dem Ursprung des Menschengeschlechts zu thun. Dies ist eine Hauptrichtung, in der sich die Phantasie alter Zeiten zu bewegen liebt: man ersinnt Geschichten, die über den Ursprung aller wichtigen oder auffallenden Wesenheiten, Erscheinungen, Einrichtungen Auskunft geben. Es muß ein Mythus vorhanden gewesen sein, welcher die Menschheit von einem vorweltlichen Zwillingspaar abstammen ließ, von Yama („Zwilling") und seiner Schwester Yami. Bedenklichere Empfindung nahm dann offenbar Anstoß an dem geschwisterlichen Gattenpaar, wie die naturwüchsige Unbefangenheit des alten Mythus es vorgestellt hatte, und unsere Erzählung sucht einen Ausweg aus der Verlegenheit: die Schwester hat den Bruder zur Liebe verlocken wollen, aber er hat widerstanden. Die Zeichnung der beiden Urmenschen ist nicht ohne Schwung und Größe. Auf der einen Seite die Beredtsamkeit des begehrlichen Weibes, der evahaften Versucherin:

Das heischen die unsterblichen Gebieter:
Nachwuchs, dem einz'gen Sterblichen entsprossen.
Fest ist dein Herz mit meinem Herz verbunden.
Als Gatte drum umarme mich, die Gattin.

Ihr gegenüber der Mann, der ewigen Ordnungen eingedenk:

Soll'n jetzt wir thun, was wir zuvor gemieden?
Vom Rechten reden und dem Unrecht folgen?

Vers für Vers, Schlag auf Schlag treffen die Reden der Beiden auf einander. Yama bleibt fest. Sie ruft ihm zu:

Ein jammervoller Schwächling bist du, Yama!

Den Ausgang kennen wir nicht. Der Dichter muß, obwohl vorher von Yama als dem „einz'gen Sterblichen“ die Rede war, doch einen Weg gefunden haben, ihn einem anderen Weibe, Yami einem anderen Mann zu verbinden „wie die Schlingpflanze dem Baum“. Wie wäre sonst das Menschengeschlecht erzeugt worden?

Ein Theil der Erzählungen bewegt sich in der Sphäre irdisch-menschlichen Lebens. Die Stoffe liegen zerstreut bald hier, bald dort; sie haben sich noch nicht, wie es später zu geschehen pflegt, zu Sagenkreisen vereinigt, in welchen eine Begebenheit fest mit der andern zusammenhängt. Im Vordergrund stehen ganz überwiegend Brahmanen. Vor Allem die gottentsprossenen Stammväter der großen Priester- und Sängerfamilien. Sie sind die eigentlichen Helden der Erzählungen; das Ideal des großen Menschen trägt hier nicht die Züge eines Achill oder Siegfried, sondern eines Priesters wie Visvamitra. Er und nicht König Sudas ist in den Kämpfen der Bharatas der eigentliche Sieger. Er ist es, der sich rühmt:

es beschützt
Die Bharatas mein Zauberspruch.

Wir erwähnten schon die Erzählung, die am Fluß Sutudri spielt und an jener Vipas (Hyphasis), an deren Ufer viele Jahrhunderte später die Altäre Alexander's die Stätte bezeichneten, an welcher der Welteroberer umkehrte. Ueber die beiden Flüsse, die „fröhlich aus der Berge Schoß um die Wette gelaufen kommen wie zwei losgelassene Stuten“, führt Visvamitra die Bharatas wohlbehalten hinüber. Der Sänger verkehrt mit den Flußgöttinnen auf gleich und gleich. Sie bitten ihn, unter den Menschen ihrer zu gedenken, „daß künftige Geschlechter es vernehmen“. Der Dichter fühlt, daß er es ist, der Fortleben im Gedächtniß der Nachwelt geben und versagen kann.

Andere Erzählungen spielen auf dem Opferplatz oder in der geistlichen Einsiedelei. Hier und da tritt ein genrehafter Zug hervor; das kleine Leben der Wirklichkeit wird copirt. Es erscheint der sich kasteiende Asket; neben ihm seine Gattin, die für sein frommes Bemühen wenig Verständniß hat und sich des Lebens freuen will, ehe es zu spät ist, denn „das Alter macht des Leibes Schönheit schwinden“. Auch Schwänke voll derber Komik fehlen nicht. Die großen brahmanischen Patriarchen müssen es sich gefallen lassen, ihre ehrwürdigen Gestalten dem Humor preiszugeben. So der alte Mudgala, der sich einen Stier vor den Wagen spannt, statt des zweiten Zugthieres aber einen Holzklotz nimmt und mit diesem stolzen Gespann und mit Frau Mudgala als Lenkerin glänzend das Wagenrennen gewinnt. Es scheint, nach den vorliegenden Resten zu urtheilen, daß auch hier das Verhältniß des heiligen Mannes zu seiner Gattin mit einem von Bosheit vielleicht nicht ganz freien Behagen ausgemalt wurde. Schließlich werden selbst die Götter zu Helden possenhafter Erzählungen gemacht, die das göttliche Dasein auf das Niveau des Menschenlebens und aller seiner Niedrigkeiten herabziehen. Indra und seinesgleichen wird hier mit ebenso großer Rücksichtslosigkeit, freilich nicht mit jener Grazie ohne Gleichen mitgenommen, wie es seinen Collegen vom Olymp in der attischen Komödie widerfahren ist. In Indra's Hausstand führt uns der ausgelassenste

und derbste aller vedischen Schwänke: wieder ein Bild aus dem Familienleben, diesmal aus dem göttlichen. Im Hause des Stärksten der Unsterblichen treibt, wie vielleicht in manchem irdischen Hause jener Zeit, als Hausthier und Hausfreund ein Affe sein Wesen. Der Hausherr liebt ihn zärtlich, aber leider haßt ihn die Gattin um so energischer. Die hinterlistige Scene, welche sie aufführt, um ihn loszuwerden, läßt sich nicht wiedergeben. Ihre Rolle dabei hat eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen der Frau Potiphar's, die des Affen freilich nicht mit der Joseph's. Natürlich wird er geprügelt und hinausgeworfen, was schließlich Niemand schmerzlicher empfindet, als der göttliche Hausherr selbst:

Seit fort mein lieber Affe ist,
Macht nichts mir mehr Vergnügen, Frau.

Wir kennen nicht die Schicksale des armen Verbannten; die Prosaerzählung muß sie berichtet haben. Fest steht, daß schließlich Alles ein gutes Ende nahm, und Frau Indra sprach:

Komm nur zurück, du Affenthier!
Wir wollen wieder Freunde sein!

Von nationalen Geschicken, von Kämpfen und Siegen wissen diese Erzählungen wenig. Es sind nicht Helden, die hier auftreten; es sind kluge, redegewandte Leute. Sie wissen ihren Gegenpart zu behandeln, ihm ihre Bedingungen zu stellen, ihn hinzuhalten, ihn zu überlisten. Sie sprechen geschickt über Recht und Weltordnung und verstehen diese erhabenen Mächte mit den eigenen Wünschen in besten Einklang zu bringen. Es dauert nicht lange, so verlegen sie sich darauf, in großen Reihen pointirter Sentenzen über die Pflichten und Klugheitsregeln des menschlichen Lebens zu reden: eine Neigung zur moralisirenden Lehrhaftigkeit, die dann der indischen Erzählungsliteratur für alle Zeiten geblieben ist.

Die Liebe tritt ganz vorwiegend in der Form lüsterner Begehrlichkeit auf. Nur eine dieser Dichtungen, die schönste von allen, muß ausgenommen werden: das prachtvolle Gemälde einer Liebe, die schmerzenreiche, verzehrende Leidenschaft ist. Nirgends sonst sind die vedischen Erzähler so tief in die Abgründe einer gramzerstörten Seele hinabgestiegen. Nirgends wieder haben sie mit solcher Macht einen Contrast wie hier den des Liebenden und der sich ihm kalt entziehenden Geliebten hinzustellen gewußt. Es ist die weithin über die Erde verbreitete Sage vom Sterblichen und der Göttin, die Sage vom edlen Pururavas und der Nymphe Urvasi. Außer den Erzählungsversen des Rigveda besitzen wir hier in einem jüngeren Vedatext auch die zugehörige Prosa. Sie versucht nicht die Vorgänge und seelischen Regungen zu malen, auszuschmücken, Eindruck zu machen; sie verzeichnet einfach das Geschehene, wie das diese Prosaumhüllungen zu thun pflegen. Die Nymphe Urvasi liebt den Pururavas. Sie weilt als seine Gattin bei ihm, aber sie macht ihre Bedingungen, darunter diese: „Ich darf dich nicht nackt sehen". Die Gandharven — jene Halbgötter, deren Reich die Nymphe angehört — wollen sie wieder haben. Sie rauben Nachts zwei Lämmchen, die an ihrem Bett angebunden sind. Sie spricht: Bin ich denn schutzlos?

Da dachte er: „Soll es keinen Schützer, soll es keine rechten Leute geben, wo ich bin?“ Und er sprang nackt auf, denn es deuchte ihm zu lang sein Kleid anzulegen. Da schufen die Gandharven einen Blitz, und sie sah ihn nackt wie bei hellem Tage. Da verschwand sie. Als er zurückkam: „da bin ich wieder“ — sieh, da war sie verschwunden. Vor Gram irre redend zog er durch das Land der Kuru. Da gibt es einen Lotusteich, der heißt der Feigensee; in dessen Nähe wanderte er. Dort schwammen die Nymphen in der Gestalt von Schwänen umher. Da erkannte sie ihn und sprach: „Das ist jener Mensch, bei dem ich geweilt habe.“ Die Anderen antworteten: „Wir wollen uns ihm zu erkennen geben.“ Sie antwortete: „Ja.“ Da gaben sie sich ihm zu erkennen. Er erkannte sie und sprach zu ihr aus der Ferne —

und nun folgt in Versen das Wechselgespräch, das allein im Rigveda verzeichnet ist, das Werk eines Dichters, dessen Namen wir nicht kennen:

Halt, Weib! So bleib', du Furchtbare, doch stehen!
Laß Worte, wie das Herz sie spricht, uns tauschen.
Unausgesprochne Rede — sie vermag's nicht
In künft'ger Tage Lauf uns Trost zu bringen.

Sie antwortet:

Was soll mir solch Gerede? Ich bin von dir
Gegangen wie der Morgenröthen erste.
Zurück, Pururavas, zur Heimath kehre!
Bin unergreifbar wie des Windes Wehen.

Zwar hält sie ihm Stand, von der vergangenen Zeit mit ihm zu reden. Aber für seine Sehnsucht hat sie doch nur die Antwort:

Ich warnte dich an jenem Tage weislich.
Du hörtest nicht. Nun frommt dir keine Klage . . .
Geh heim, du Thor. Mich wirst du nicht erlangen.

Verzweifelnd spricht er:

Zum Abgrund wird, der einst der Götter Freund war,
Hinab sich stürzen, hingehn ohne Heimkehr.
Er wird in der Vernichtung Schoße ruhen;
Der wilden Wölfe Speise wird sein Leib sein.

Sie erwidert:

Du sollst nicht sterben, nicht hinab dich stürzen,
Pururavas, nicht grimmer Wölfe Fraß sein.
Die Weiber kennen Treue nicht noch Freundschaft,
Und ihre Herzen sind Hyänenherzen.

Sie verschwindet, und er klagt ihr nach:

Komm wieder, Urvasi; mein Herz verzehrt sich.

Endlich wird dem Unglücklichen doch Stillung seines Sehnens zu Theil, wenn auch nicht auf Erden. Es ergeht an ihn — wir wissen nicht, aus wessen Munde — die Verheißung:

Du wirst im Himmel Seligkeit genießen.

Es scheint, daß auch hier wieder im Ausgang der Erzählung der priesterliche Charakter die Oberhand gewann, daß es Mittel der Opferkunst waren, durch welche der Sterbliche zur Himmelswelt erhoben und mit der Geliebten vereinigt ward.

Die Dichtung Indiens ist oft zu der Sage von Pururavas und Urvaśi zurückgekehrt. Ihr hat lange nach dem rigvedischen Poeten — es mag anderthalb Jahrtausende nach ihm gewesen sein — kein Geringerer als Kalidasa dramatische Gestalt gegeben. Aber über allem Reichthum sinnigen Schmuckes, mit dem er die Sage verziert hat, über der farbenprächtigen Fülle seiner weichen, sentimentalen Rhetorik ragt hoch die einfache Größe, die Leidenschaft und Tragik des alten vedischen Liedes von der Sehnsucht und Verzweiflung des Sterblichen, der die Göttin liebt.

VII.

Zu den alten Dichtungsgattungen kommt gegen das Ende des rigvedischen Zeitalters eine neue hinzu. Aus dem Opferhymnus entwickelt sich, wie bei den Zarathustriern das ethisch belehrende und ermahnende Lied, so hier die philosophische Dichtung.

Die Stelle, an welcher diese in der Entwicklung der indischen Literatur erscheint, ist bezeichnend. In Griechenland hatte sich die Kunst epischer Erzählung zu höchster Blüthe erhoben, Jahrhunderte ehe ein Denker wie Parmenides sein tiefsinniges Gedicht von dem einen ewigen Seienden schaffen konnte. In Indien gibt es noch allein jene kurzen, nur in Bruchstücken künstlerisch ausgestalteten Erzählungen, die wir beschrieben haben; noch feiert keine epische Dichtung im großen Stil die Kämpfe alter Fürsten und Helden: und schon wagt die Poesie brahmanischer Denker sich daran, vom Seienden und Nichtseienden, von den Finsternissen des Weltgrundes zu reden, wie jene Griechen auf dieselben letzten Fragen mit der gleichen Kühnheit, wenn auch nicht mit der gleichen Klarheit Antwort zu geben.

Die alten Götter haben sich ausgelebt, sich überlebt. Sie mögen dem Priester, der eben nur Priester ist, genügen, dem geistlichen Techniker, dessen höchstes Ziel darin liegt, aus den ererbten Lobliedern immer raffinirtere liturgische Mosaiken zu erkünsteln. Das vorwärtsdrängende Denken dieses Standes von Philosophen, wie griechische Besucher Indiens später die Brahmanenkaste genannt haben, verlangt nach Anderem. Keine äußern Mächte sind da, diesem Verlangen Einhalt zu gebieten; Nichts, das etwa als eine den alten geistigen Besitzstand hütende Orthodoxie bezeichnet werden könnte. Die Freude daran, Räthsel zu rathen und Geheimnisse zu enthüllen, die Geschmeidigkeit und Feinheit des Denkens, die Uebung, sich in Luftreichen der Phantasie zu bewegen, groß gezogen am Spiel mit den alten Göttern und Opfern, sucht sich weitere Bahnen, um mit neuen Problemen und Ideen neues Spiel zu treiben. Wer ist über dem bunten Göttervolk, den bizarren Gestalten jener großen und kleinen Machthaber der eine wahrhaft Große und Mächtige, des Daseins höchster Beherrscher? Und was ist des Seienden letzter Ursprung, der lichtbeschienenen Welt dunkler Grund? Wohl mag man versuchen, solche Fragen in der Sprache des alten Götterglaubens zu beantworten. Aber das ist nur ein Nothbehelf. Man empfindet, daß es hier neue Gedankenwelten zu erobern gibt. Wider die, die nur von Gott Agni und Gott Indra zu reden wissen, werden bittere Worte gehört; sie sind blinde Thoren, Schmarotzer, welche die vertrauensvollen Gläubigen aussaugen:

Den seht ihr nicht, der diese Welt geschaffen.
Es schob sich zwischen ihn und euch ein Andres.
In Nebel und Geschwätz gehüllt ersättgen
Die Hymnensänger sich an fremdem Leben.

Es gährt in den Geistern. Die Ausdrücke, welche das neue Denken sich schafft, sind proteushaft wechselnd. Noch hat die Bewegung sich nicht ihr festes Bett gegraben, in welchem die Vorstellungen Vieler in gewohnter, sicherer Ruhe einherfließen könnten. Alles ist voll von Widersprüchen. Bald dringen die Gedanken, unaufgehalten durch die Welt des alten Glaubens wie durch die Welt der Wirklichkeit, in jener echt indischen Sturmeseile, welche mit einem einzigen großen Schritt die letzten Ziele erreichen will, bis zu den fernsten Fernen gestaltloser Abstractionen. Bald verfängt sich die Bewegung in Hindernissen; den neuen Ideen heften sich Reste, ja mehr als Reste alter Vorstellungsmassen an — das Gewohnte, durch Jahrhunderte in den Geistern Festgewurzelte, das nicht mit einem Schlage für immer abgethan werden kann. Ohne sicheres Gleichgewicht taumelt das Denken hin und her. Da sind neugeschaffene Gestalten allbeherrschender Weltmächte, welche doch vom Opferthum her entlehnte Züge tragen und in wirren Wendungen aus der Sprache der alten Opferkunst gefeiert werden. Oder ein höchster Gott, der nicht mehr Indra heißen darf, dessen Bild aber doch im Grunde nichts Anderes ist als das Bild des alten Indra. Und dann wieder kühne und freie Gedankengebilde, deren große Umrisse weit über alles alte Götter- und Zauberwesen hinausragen. Sind es andere Denker, deren Werk dies ist? Sind es nicht vielleicht nur andere Augenblicke im Leben derselben Denker, Augenblicke, in denen sie mit mächtigerer Schwungkraft sich in die Höhe der Gedankenwelt erheben, um dort das letzte Wort aller Räthsel zu suchen? Werden sie es zu finden meinen? Hören wir wie er spricht, ein Dichter, dessen Namen uns nicht aufbewahrt ist.

Da war nicht Nichtsein, und da war auch Sein nicht.
Nicht war das Luftreich, noch der Himmel drüber.
Was regte dort sich? Wo? In wessen Obhut?
Gab es das Wasser und den tiefen Abgrund?

Nicht Tod und nicht Unsterblichkeit war damals,
Nicht gab's der Tage noch der Nächte Anblick.
Von keinem Wind bewegt das Eine athmet'
Aus eigner Kraft. Nichts Andres war als dies nur.

Von Finsterniß verborgne Finsternisse,
Ein lichtlos Wogen war dies All im Anfang.
Von Oede zugedeckt das Leere, Eine:
Durch inn'rer Gluthen Kraft ward es geboren.

Daraus erhob zuvörderst sich die Liebe,
Sie die des Geistes erste Samenskraft war.
Des Seins Verwandtschaft fanden in dem Nichtsein
Die Weisen, einsichtsvoll im Herzen suchend.

Quer haben ihre Meßschnur sie gezogen.
Gab es ein Unten dort? Gab es ein Oben?
Da waren Samenspender, waren Mächte,
Drunten selbsteignes Dasein, Spannkraft droben.

Wer weiß in Wahrheit, wer vermag zu künden,
Woher sie ward, woher sie kam, die Schöpfung?
Die Götter reichen nicht in jene Ferne —
Wer ist's, der weiß, von wo sie ist gekommen?

Von wannen diese Schöpfung ist gekommen,
Ob sie geschaffen, ob sie ungeschaffen:
Das weiß nur Er, der Allbeschauer droben
Am höchsten Himmel — oder weiß er's auch nicht?

Kaum jemals wieder in Indien — wir sollten vielleicht nur das wundervolle Gedicht von Naciketas und dem Todesgott, von dem später zu reden sein wird, ausnehmen — hat sich der Durst nach Erkennen allein um des Erkennens willen so mächtig ausgesprochen wie hier. Für den Buddhismus, für die großen jüngeren philosophischen Systeme hat das Erkennen Bedeutung immer nur als das Mittel, dem Verhängniß des Weltleidens zu entrinnen. Der Dichter dieses Vedaliedes denkt an kein Weltleiden; er bedarf keiner Erlösung; er sorgt nicht um sein eigenes Ich und seine Geschicke. Er will wissen, nur wissen. Bald scheint es, als vertraue er darauf, daß, was „die Weisen einsichtsvoll im Herzen suchen", sich müsse finden lassen. Aber dann — was kann menschlicher sein als solcher Wechsel der Stimmung? — überkommt ihn Zagen. Mit echter, ehrlicher Bescheidenheit, wie sie unter den indischen Denkern der Folgezeit selten geworden ist, spricht er es aus, daß dem Erkennen Schranken gesetzt sind. Vom letzten Geheimniß der Schöpfung mag allein der Allbeschauer droben wissen. „Oder weiß er's auch nicht?" — zu wundervoller Höhe hebt sich in den Schlußworten des Gedichts der Zweifel.

Die äußere Form dieses Hymnus und überhaupt der philosophischen Hymnen des Veda ist dieselbe wie die der Opferdichtungen. Aber innerlich, welche Gegensätze! In den Phantasien jener früheren Zeiten hießen die großen Weltmächte Agni oder Indra oder Varuna. In den Phantasien dieser neuen Zeit heißen sie Sein und Nichtsein, Tod und Unsterblichkeit, Finsterniß und Liebe. Das Knabenalter des Denkens ist hier in das Jünglingsalter übergegangen. In den Zügen dieses geistigen Jünglingsalters aber prägen sich natürlich zugleich die besondern Charakterzüge des indischen Wesens aus. Man vergleiche Dichtungen, die eine ähnliche Stellung in der Literatur anderer Völker einnehmen. Ich will auf zwei solche Parallelen hindeuten, eine israelitische und eine griechische.

Die Schlußcapitel des Hiob: darf dies grandiose Gespräch zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpf, dem in Leiden verzweifelnden Menschen, nicht unserm Hymnus an die Seite gestellt werden? Dort wie hier wendet sich die Dichtung dem Anfang der Dinge, dem Geheimniß der Schöpfung zu; manches Wort klingt an Worte unseres Liedes an. „Wo warst du, da ich die Erde gründete? . . . da ich das Meer mit Wolken kleidete und in Dunkel einwickelte?" Und doch wie anders Alles! Welch' ein Feuerstrom leidenschaftlicher Beredtsamkeit; wie überstürzt sich die Ueberfülle der Bilder! Die ganze Natur und was sich in ihr regt, der Himmel mit seinen Gestirnen und mit dem Leben und Weben von Wolken, Gewittern, Regen und Thau; alles Gethier, großes und kleines, das ungethüme Flußpferd, das im Morast unter

Lotusgebüsch versteckt schläft, der Adler, der von der Felsklippe in die Ferne nach Beute schaut. Und über Allem die Gestalt dessen, den die Morgensterne mit einander loben, riesenhaft, gebietend, wie Michelangelo ihn gemalt hat. Aus dem Wetter redet er mit dem Menschen. Er zeigt ihm nicht die Lösung seiner Zweifel; er weist nur auf seine eigene Majestät, in der sich alle Fragen, wenn auch nicht für den menschlichen Verstand, lösen müssen. Und der Mensch spricht: „Ich bin gering, was kann ich antworten? Ich lege meine Hand auf meinen Mund."

Wie leise klingt neben solch mächtiger Sprache das Lied des Inders! Kein gewaltsames Eindringen auf den Geist des Zuhörers; gleichmüthig sieht der Denker in die Fernen, die sich ihm in dem eigenen Innern zu spiegeln scheinen, und ruhig redet er von dem, was er erblickt. Es sind nicht lebenstrotzende Gestalten, wie sie sich in jener Dichtung durch einander drängen; es sind weite, blasse Abstractionen. Und über dieser stillen Welt thront die stille Gestalt des „Allbeschauers droben". Er redet nicht mit dem Menschen; schweigend verharrt er in seiner unbewegten Ruhe, und ob er als Einziger gesehen hat, was uns verborgen ist, mögen wir zweifeln.

Viele der Züge, in welchen der indische Denker dem alttestamentlichen gegenübersteht, hat er mit dem Griechen, dem wir ihn vergleichen, gemein: wir nannten ihn schon, Parmenides, den Verfasser des Lehrgedichts von der Einheit und Wandellosigkeit des ewigen Seienden. Man meint, den Gegensatz der arischen und der semitischen Rasse zu empfinden: gegenüber dem Bilderreichthum, den glühenden Farben, der leidenschaftlichen Bewegtheit des Israeliten in Indien wie in Griechenland dieselbe Neigung zum abstracten Begriff, derselbe unpersönliche Ton der ruhigen Freude am Wissen. In der Dichtung des Inders wie des Griechen stehen dieselben beiden Abstractionen im Vordergrund, welche in ihrer farblosesten Allgemeinheit vom Denken so gern als die Schlüssel zu den tiefsten Geheimnissen ergriffen werden, Sein und Nichtsein. Aber mit welch' anderer Sicherheit versteht es Parmenides sich in diesen Regionen zu bewegen. Ueberall bestimmte, fest geformte Gedanken, einer nach dem andern an seiner rechten Stelle; überall der Versuch zu beweisen, zu zeigen, daß jede andere Auffassung ausgeschlossen ist; überall das Wort „denn". Mögen wir heute diesen Beweisen den Glauben versagen; mögen wir gelernt haben, daß es ein Vorrecht der Jugend ist, ihrer Kühnheit auch die letzten Höhen für ersteigbar zu halten: wir fühlen doch, daß diese Jugend des Geistes in ihrer gesunden Kraft zur Mannheit heranreifen wird. Blicken wir von hier auf das vedische Gedicht hinüber, so scheint es, daß wir uns aus dem Reich fester Formen in gestaltlose Wolkenregionen verirrt haben. Ueberall unbegrenzte Bejahungen und Verneinungen, umrißlose, aus Nebeln auftauchende und wieder verschwindende Massen. Es ist ein frühreifer Volksgeist, der in der fernen Vergangenheit des vedischen Indien solche Erscheinungen heraufzubeschwören gewußt hat. Wird er je zu voller männlicher Kraft erwachsen? Oder war dies schon sein Höhepunkt? Und trägt schon dies Jugendalter der indischen Cultur jenen Zug an sich, der auf die rasche Erschöpfung der Lebens- und Triebkraft, auf ein vor der Zeit herannahendes Verwelken deutet?

Parallelen zum Dreyfus=Proceß.

(1794 und 1899.)

[Nachdruck untersagt.]

Es geschieht ebenso häufig, daß wir aus zeitgenössischen Erlebnissen vergangene Dinge verstehen lernen, wie daß die Betrachtung des Vergangenen dem Selbsterlebten zur Erläuterung dient. Daran sind wir mit besonderer Lebhaftigkeit im August und September dieses Jahres gemahnt worden, wo gewisse Vorgänge der Pariser Schreckenszeit sich mit kaum nennenswerthen Veränderungen wiederholt zu haben schienen. Wer die Geschichte der vor hundert Jahren geführten Processe Custine und Danton im Einzelnen kennen gelernt hat, wird durch den Gang der Dreyfus-Angelegenheit kaum überrascht worden sein; wer die Renner Verhandlungen eingehend studirt, wird wiederum lehrreiche Commentarien zu Abschnitten jener älteren Proceßgeschichten erhalten, die ihm bisher unverständlich oder unerklärlich geblieben waren. Gilt doch auch für Frankreich, das Land unablässiger Neuerungen, das alte Wort, nach welchem nichts Neues unter der Sonne geschieht, und die Masse des Volkes seinen ehemaligen Herrschern dadurch ähnlich ist, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen hat. Verweilen wir einen Augenblick bei den Ereignissen, die vor wenigen Wochen an uns vorübergezogen sind, und wir werden Aehnlichkeiten mit den dunkelsten Seiten der Chronik von 1793/94 gewahr werden, die geradezu erschreckend wirken.

Von den in Rennes zu Tage getretenen Ungeheuerlichkeiten erscheinen die nachstehenden besonders bemerkenswerth und charakteristisch: die Verbitterung der Richter über die wirksamsten Momente der Vertheidigung; die Zurückweisung und Verdächtigung dem Angeklagten günstiger Zeugnisse des Auslandes und die schließliche Verwandlung der Rechtsfrage in eine politische Parteifrage. Die unerhörteste aller der Rechtsverletzungen, die in diesem Processe vorgekommen sind, — die mitten in der Verhandlung vorgenommene Abänderung der Gerichtsordnung, gehört einer früheren Phase dieses scandalösen Handels an: auch sie findet sich in der Geschichte der Justizmorde von 1794 so getreulich wieder, daß sie in unserer Parallele nicht fehlen darf. Bei der Ausführlichkeit, mit welcher wir über den Gang der Processe Custine und Danton unterrichtet sind, wird zur Verdeutlichung dessen, was darüber zu sagen ist, einfach auf gewisse zeitgenössische Berichte zurückgegriffen werden können.

Graf Schlaberndorf, einer der wenigen ausländischen Augenzeugen der Pariser Schreckenszeit und selbst Angeklagter vor dem Revolutionstribunal, erzählte seinem Freunde Jochmann das Folgende[1]):

„Vor dem Revolutionstribunal war nichts so gefährlich als triumphirender Widerstand. Ich war bei Custine's Proceß gegenwärtig. Nichts schadete ihm so

[1]) Vergl. H. Zschokke, „Jochmann's Reliquien". Hechingen 1836.

sehr als die Geistesgegenwart und Ueberlegenheit, mit welcher er jeden Anklagepunkt zu Schanden machte. Das Volk und die Richter waren dadurch mehr beleidigt und aufgebracht als durch die anerkannteste Schuld. „Voyez-vous comme il a de l'esprit," hörte ich die Zuhörer rufen, „ah le bougre, mais nous le tenons.""

Die Rolle, welche damals Volk und Richter spielten, ist in Rennes von den Richtern, beziehungsweise von dem Gerichtsvorsitzenden übernommen worden. Von der leidlichen Höflichkeit und Billigkeit, die er anfänglich bewiesen, ging Oberst Jouaust zu Parteilichkeit und Heftigkeit gegen den Angeklagten und dessen Vertheidiger über, als die Sache eine diesen günstige Wendung zu nehmen anfing und als Labori den Belastungszeugen mit vernichtenden Argumenten zu Leibe ging. Erst von diesem Zeitpunkt an beginnen die Ordnungsrufe und Wortentziehungen, die den um das Interesse seines Clienten besorgten Advocaten zum Verzicht auf das Schlußwort bestimmten, das dann auf den Herrn Demange überging. Ausdrücklich ist das „il a de l'esprit, mais nous le tenons" diesmal nicht gesagt worden, unverkennbar aber ist es das Moment gewesen, das den Wandlungen in der Proceßleitung des Renner Kriegsgerichtspräsidenten zu Grunde lag. Und wen hätte das Schlußplaidoyer des Regierungscommissars nicht an die Phrase erinnert, mit welcher der Ankläger von 1793 und 1794 im Proceß Custine und in verwandten Fällen „triumphirenden Widerstandes" seine Plaidoyers schloß: „Die Geschworenen sind von der Schuld des Angeklagten überzeugt"? Auch dem unglücklichen Dreyfus hat nichts mehr geschadet als die „Geistesgegenwart und Ueberlegenheit" seines Vertheidigers, der das selbst gewußt und darum schließlich geschwiegen hat.

Für die in Rennes beliebte Art der Behandlung ausländischer Zeugnisse liegt in der Geschichte der Jahre 1793 und 1794 eine ganze Reihe von Präcedenzen vor. Ueber den Proceß, der ihm selbst gemacht wurde, berichtet Schlabrendorf: „Nichts sei ihm so gefährlich geworden" wie die Verwendung des dänischen Ministers Grafen Bernstorff, der seine Unschuld bezeugt hatte. „Niemand fiel zu jener Zeit so unausbleiblich der Guillotine zum Opfer als der, für welchen eine ausländische Macht ihren Einfluß versuchte. Reinhard war damals Secretär des Wohlfahrts-Ausschusses für die diplomatischen Angelegenheiten und mußte eine Liste derjenigen Gefangenen anfertigen, für welche ausländische Empfehlungen vorlagen. Mein Name stand an der Spitze der Liste, aber zum Glück las sie Niemand." In den um dieselbe Zeit verhandelten Proceß Danton wurden die Ausländer Frey (Deutscher), Guzman (Spanier) und Diedrichsen (Däne) verwickelt, obgleich Danton zu denselben keine directen Beziehungen gehabt hatte: die Nennung ausländischer Namen war genügend, um den Angeklagten in ein ungünstiges Licht zu rücken. — Unter den Anschuldigungen gegen die Gräfin Delphine Custine (die Schwiegertochter des Generals) spielte die Behauptung, sie sei im Besitz eines Schuhes englischen Ursprungs befunden worden, eine wichtige Rolle, und wesentlich dem Umstande, daß ein Franzose als Verfertiger dieses gefährlichen corpus delicti nachgewiesen werden konnte, hatte die bedrohte Frau ihre nachmalige Rettung zu verdanken. Daß der betreffende Pariser Schuster für einen schlechten Patrioten galt, blieb freilich als verdächtigendes Moment übrig.

Ganz so weit haben es die Ankläger des Hauptmanns Dreyfus allerdings nicht gebracht. Daß diesem Angeklagten die Theilnahme des Auslandes direct zum Verderben geworden, wissen wir dagegen aus dem Zeugniß, das ein in England heimisch gewordener französischer Schriftsteller abgegeben hat.

Noch genauer ist die Analogie zwischen den Rechtsverletzungen in der zweiten Phase des Processes Dreyfus und dem Finale des gegen Danton geübten mörderischen Verfahrens. Als es mit der Verhandlung gegen diesen Angeklagten nicht mehr recht vorwärts gehen wollte und nachdem demselben u. A. vorgeworfen worden war, daß er mit dem Herzog von Orléans Punsch gebraut habe (Dreyfus sollte gelegentlicher Tischgenosse eines fremden Attachés gewesen sein), schlägt Fouquier-

Tinville denselben Weg ein, auf dem Herr Quesnuay de Beaurepaire ihm gefolgt ist: er bewirkt eine Aenderung der Proceßordnung, die auf den obschwebenden Fall angewendet wird. Mit derselben Leichtigkeit, mit welcher im April 1794 für gewisse politische Processe das Verfahren abgekürzt wurde, statuirte man im April 1899 Abänderungen in der Zuständigkeit der Richter: in beiden Fällen war es die Volksvertretung, die hierzu die Hand bot. Weiter wurde die Abhörung der Entlastungszeugen, auf welche Danton und Genossen sich beriefen, von dem Schwurgerichtspräsidenten Herman mit derselben Keckheit verweigert, mit welcher der Vorsitzende in Rennes die Einvernehmung der Herren von Schwartzkoppen und Panizzardi ablehnte, auf die Entschließung der Richter aber wurde mit Argumenten eingewirkt, — die 1794 und 1899 genau die nämlichen gewesen sind. In Rennes hieß es: „Wer Dreyfus freispricht, klagt Mercier an," — am Abend vor der Hinrichtung Danton's hatte der Geschworene Tobino=Lebrun seinen zögernden Collegen Souberbielle zu sich hinüber gezogen, indem er ihm zurief: „Wenn Du Danton freisprichst, brichst Du über Robespierre den Stab, und wenn Du das Letztere nicht thun willst, so hast Du Danton bereits verurtheilt." Ebenso hat der Kriegsminister von 1894 gesprochen, nur daß er den Nachsatz des Geschworenen von 1794: „il ne s'agit pas d'un procès, mais d'une mesure" nicht für erforderlich hielt.

Wäre es an dem Vorstehenden nicht bereits genug, die hier begonnene Parallele konnte noch erheblich weiter gezogen und unter Anderem daran erinnert werden, daß die Datumsfälschungen, die an dem Briefentwurf des österreichischen Obristen Schneider und an dem sog. Bordereau vorgenommen worden, derjenigen würdig gewesen sind, die man an dem Bericht Fouquier-Tinville's über das Verhalten Danton's geübt hatte, oder daß die Freisprechung Esterhazy's ein Seitenstück zu derjenigen Marat's bildete. Daran, daß der Angeklagte vom 20. April 1793 der ihm zur Last gelegten Verbrechen schuldig gewesen, hatte damals ebenso wenig gezweifelt werden können wie hundert Jahre später an der Schuld des „braven" Commandanten, — in beiden Fällen aber galt es „Principien", denen zu Ehren die Schuldigen nicht nur freigesprochen, sondern im Triumph umher getragen werden mußten. Neu ist allerdings gewesen, daß sich vor den Wagen des schändlichen Triumphators unserer Tage ein Prinz von Geblüt gespannt hatte, der Urenkel des an verbrecherischer Popularitätssucht zu Grunde gegangenen Herzogs von Orléans.

Je nach Neigung und Beruf wird der Leser die Geschichte des Processes von Rennes zum Verständniß der Vorgänge der Schreckenszeit fruchtbar machen oder umgekehrt jene Ereignisse zur Erklärung derjenigen Dinge benutzen können, deren Zeugen wir jüngst gewesen sind. In jedem Falle wird er dabei an das Wort erinnert werden, nach welchem „die Capitel der Völkergeschichte nur durch die Namen und Jahreszahlen verschieden sind". Das Gedächtniß daran mag dem Verfasser der bedeutendsten aller dem Dreyfus-Proceß gewidmeten deutschen Schriften, dem Juristen Mittelstädt[1]), vorgeschwebt haben, als derselbe sich in den Tagen allgemeiner Befriedigung über das Urtheil des Pariser Cassationshofes vernehmen ließ:

„Man hat behauptet, das Kriegsgericht müsse nunmehr in pflichtmäßiger Befolgung des Revisionsurtheils Dreyfus freisprechen. Das ist positiv falsch. Das neue Kriegsgericht ist nur in dreifacher Beziehung vinculirt." Nach einer Aufzählung dieser Rücksichten (nämlich Beschränkung der Schuldfrage auf die erwiesene oder nicht erwiesene Mittheilung der fünf im Bordereau einzeln aufgeführten Urkunden, — Ausscheidung des Schriftstücks „ce canaille de D.", — Verpflichtung, die aus Handschrift und Papierbeschaffenheit des Bordereau gegen Esterhazy gezogenen Verdachtsmomente der Beweiswürdigung zu Grunde zu legen)

---

[1]) „Die Affaire Dreyfus". Berlin 1899.

heißt es weiter: „Wenn aber beispielsweise das neu erkennende Gericht ... zu der Ueberzeugung gelangt, gleichviel, von wessen Hand das Bordereau auch geschrieben, die darin bezeichneten Urkunden könnten ... nur von Dreyfus verrathen worden sein, so ist es durch das Revisionsurtheil ... unbehindert, Dreyfus von Neuem zu verurtheilen. Und da das kriegsgerichtliche Urtheil ein Verdict ohne alle Gründe sein wird, wird sich auch niemals nachprüfen lassen, woraufhin verurtheilt oder freigesprochen worden. Das ist ... die zweifellose formelle Sachlage; materiell wird die künftige Entscheidung wesentlich davon abhängen, welcher, wie qualificirte Officier dem Kriegsgerichte vorsitzen und welchen Officier die Regierung zum Ankläger bestimmen wird." Mit der letzteren Voraussagung hat der Verfasser ebenso unbedingt Recht behalten wie mit dem Hinweise auf die Unmöglichkeit, ein „Verdict ohne alle Gründe" der Nachprüfung zu unterziehen. Daß das Kriegsgericht die ihm vom Cassationshofe gezogenen Schranken überspringen und ein Urtheil fällen werde, das die Feststellungen des obersten Gerichtshofs als nicht vorhanden behandelte, das hat der scharfsinnige deutsche Criminalist freilich ebenso wenig voraussehen können wie irgend ein anderer verständiger Mann. Zu so flagranter Verletzung alles Rechtsbewußtseins und alles gesunden Menschenverstandes, wie die Fouquier-Tinvilles und Hermans von 1899 sie geübt haben, wären nicht einmal die Terroristen von 1793/94 fähig gewesen: dazu hat es der moralischen, intellectuellen und politischen Decadenz bedurft, die dem Frankreich unserer Tage vorbehalten zu sein scheint. Man verfährt, als ob gar kein das Kriegsgericht vinculirendes obergerichtliches Erkenntniß vorgelegen hätte, — als ob es sich offenkundig „um eine Maßregel und nicht um einen Proceß" handle, und als ob die Frage „Dreyfus oder Mercier" zur Entscheidung stehe; man hatte dabei aber nicht einmal den Muth der Meinung eines Tobino-Lebrun. Ohne daß auch nur der Versuch gemacht worden wäre, die dem Angeklagten zur Last gelegte Auslieferung der fünf Documente beweislich zu erhärten, erkennt man denselben für schuldig, um hinterher von mildernden Umständen zu reden, für welche jede Spur eines Nachweises fehlt, und die durch die Natur der Sache ausgeschlossen erscheinen. Und damit nicht genug, empfehlen dieselben Richter, die die unerfindlichen „mildernden Umstände" decretirt haben, eine weitere Milderung des Urtheils, indem sie die Regierung ersuchen, von der abermaligen Degradation abzusehen, die sie in ihrer sententia mitior eben erst ausgesprochen haben! Und auch damit noch nicht genug! Der Fouquier-Tinville unserer klug-beredten Tage krönt das Werk des Widersinns, indem er öffentlich ausspricht, daß gegen einen Erlaß des noch zu verbessernden Strafrestes nichts einzuwenden sein würde!

Sicherlich ist das an dem Justizverbrechen von Rennes mitschuldige Frankreich nicht das ganze Frankreich: gerade der Dreyfus-Proceß hat gezeigt, daß es auch noch hochherzige Franzosen gibt und Solche, die für die Sache der Gerechtigkeit kein persönliches Opfer scheuen. Aber allerdings standen, so 1794 wie heute, hinter den ungerechten Richtern Scharen verblendeter Fanatiker, die auf die gefaßten Entschließungen hier einschüchternd, dort aufstachelnd eingewirkt haben. Ein gewichtiger Unterschied waltet indessen ob. Die vor hundert Jahren verübten Greuel waren durch vieljährige Mißwirthschaft der regierenden Classen erzeugt und im Taumel eines Fanatismus begangen worden, hinter welchem eine Begeisterung für große Principien stand, die trotz Verzerrung und Entstellung imponirend wirken konnte und ihren idealen Ursprung niemals vollständig verleugnete. Es handelte sich um Ideen, die die Runde um die Welt machten und die auch da einen gewissen Widerhall fanden, wo man den mit ihnen getriebenen Frevel verabscheute. Was wir heute miterlebt haben, zeigt dagegen, daß man bei kaltem Blute im Bewußtsein des gethanen Unrechts und Namens der rohesten und häßlichen Instincte gefrevelt hat, die in einem Volksthum überhaupt Platz greifen können. Die Begeisterung für das Wohl der Menschheit hat einer an das Barbarische grenzenden Abneigung gegen alles Fremde, die „amour sacrée de la patrie" beschränktem Nationalismus,

die Abscheu vor Tyrannen und „rois conjurés“ bösartigem Rassenhaß Platz gemacht, und an die Stelle republikanischen Bürgerstolzes ist der Hochmuth des Prätorianerthums getreten. „Diese Erscheinung,“ so heißt es zum Schlusse der Mittelstädt'schen Schrift, „gehört der Periode der Decadenz an. Sinkt aber gar die der hochmüthigen Armeeverherrlichung voranflatternde Fahne in die Hände solcher Fähnriche herunter, wie es Esterhazy und Henry waren, dann ist auch das Prätorianerthum unfähig geworden, dem Staate das Leben fortzufristen und seine Agonie aufzuhalten.“

Doch, wir wiederholen es: Mercier und seine Helfershelfer sind nicht das ganze Frankreich! Darum bleiben die Solidarität westeuropäischer Culturinteressen und das Bewußtsein von ihrer Bedeutung auch fortbestehen und sorgen dafür, daß wir die Erlebnisse unserer westlichen Nachbarn noch nach anderen Gesichtspunkten beurtheilen als denjenigen des eigenen Vortheils und der eigenen Ueberlegenheit. Immer wieder sehen wir uns nach Symptomen eines Umschwunges zum Besseren um, immer wieder glauben wir Anzeichen dafür zu entdecken, daß die im französischen Staats- und Volkskörper hausende Krankheit noch nicht die letzte sei. Die Begnadigung des Capitäns Dreyfus ist erfolgt, seine Rehabilitation würde in einem gewissen Sinne auch diejenige Frankreichs sein; und sollte sie noch zu Stande kommen, so wird sie das unbestreitbare Verdienst der Männer sein, die — wie Scheurer-Kestner, wie Zola, wie Picquart, wie Trarieux, wie Gabriel Monod und Anatole France, wie Labori und die beiden in der Minorität gebliebenen Officiere des Renner Kriegsgerichts — in Mitten entsetzlicher Corruption furchtlos die Stimme des Gewissens hören ließen, um der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen und die Ehre ihres Vaterlandes zu retten.

— z —

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte October.

Die Tagung des siebenten internationalen Geographen-Congresses in Berlin erhielt durch die Theilnahme von Delegirten aller Culturnationen ihren besonderen Charakter. In der Ansprache, die Fürst zu Hohenlohe im Namen der Reichsregierung an den Congreß richtete, betonte er mit Recht, daß in den Vereinbarungen über das gemeinsame Vorgehen der Nationen in geographischen Fragen die Bedeutung und der Nutzen liegen, den derartige internationalen Congresse zeitigen können. Diese Vereinbarungen sind denn auch in der That dazu bestimmt, ein Zusammenwirken herbeizuführen, das in gleichem Maße dem Fortschritt der Wissenschaft dient, wie der friedlichen Annäherung der Völker, bei den Werken der Cultur und der Civilisation. Während aus Anlaß des Friedenscongresses im Haag sogleich betont werden mußte, daß nicht alle Blüthenträume reifen, fördern die internationalen wissenschaftlichen Congresse in hohem Maße die wechselseitige Annäherung der geistigen Kräfte der verschiedenen Länder. Nicht feindselig stehen die zum idealen Wettbewerbe und zugleich zur Lösung praktischer Aufgaben berufenen Gelehrten einander gegenüber; vielmehr muß sich ihnen allen die Ueberzeugung aufdrängen, daß das große Culturwerk nur gelingen kann, wenn in gemeinsamer rastloser Arbeit ein Baustein zum anderen gefügt wird. Der preußische Cultusminister Studt führte denn auch einen der treffenden Grundgedanken des deutschen Reichskanzlers weiter aus, indem er darauf hinwies, daß je größer die Aufgaben sind, die der geographischen Forschung gestellt werden, desto mehr der Werth internationaler Arbeitsgemeinschaft steige. Dies gilt aber nicht bloß von der organisirten Gesammtarbeit, die zum Beispiel auf dem Gebiete der internationalen Erdmessung Großes geleistet hat. Vielmehr dienen auch, wie hervorgehoben wurde, das unabhängige Nebeneinanderwirken der Culturnationen und der friedliche Wettkampf zwischen ihnen in gleicher Weise der wissenschaftlichen Entwickelung. Muß daher die besondere Bedeutung der internationalen Congresse darin gefunden werden, daß sie das gegenseitige Verständniß und den Austausch der Meinungen fördern, so durfte der internationale Geographen-Congreß in Berlin als ein fruchtbringendes Glied in der Kette der den Fortschritt der geographischen Wissenschaft bedingenden Einrichtungen bezeichnet werden.

Wie sehr thatsächlich solche Congresse zur Annäherung der Nationen beitragen, erhellt aus dem vom Pariser „Figaro" an hervorragender Stelle veröffentlichten Bericht über eine Unterhaltung, die Fürst Hohenlohe mit einem Mitarbeiter dieses Blattes bei der zu Ehren des Congresses im Reichskanzlerpalais veranstalteten Soirée hatte. Unleugbar muß es in Frankreich im Hinblick auf manches Mißgeschick, das dieses Land auf dem Gebiete der Colonialpolitik erfahren, den besten Eindruck machen, wenn der deutsche Reichskanzler nunmehr seiner Ueber-

zeugung Ausdruck verlieh, daß Frankreich seit einigen Jahren eine wirkliche Colonialmacht geworden sei, die ein ebenso großes wie schönes Gebiet auszubeuten habe. Als ein ernsthaftes und kluges Volk bezeichnete Fürst Hohenlohe die Franzosen und variirte dann dieses Thema unter Beziehung auf die jüngsten Vorgänge in der inneren Politik der Republik sowie auf das Verhalten ihrer Regierung.

Jenseits der Vogesen muß der friedliche Charakter der ebenso besonnenen wie für Frankreich sympathischen Ausführungen des deutschen Reichskanzlers angenehm berühren. Und da zur Jahrhundertwende in Paris das große Friedenswerk der Weltausstellung bevorsteht, unterließ Fürst zu Hohenlohe auch nicht, die allerdings längst wieder verstummten Gerüchte von einem in Deutschland geplanten Boycott der Weltausstellung als „dumme Erfindungen“ zu bezeichnen. Nichts wäre in der That thörichter gewesen, als gerade den Widersachern der republikanischen Einrichtungen in Frankreich, den Neu-Boulangisten und Orléanisten Vorschub zu leisten und dem friedlichen Wettbewerbe, zu dem die Regierung der Republik eingeladen, Schwierigkeiten zu bereiten. Deutschland hat überdies wirthschaftliche Interessen bei diesem Wettbewerbe zu schützen und zu fördern. Auch fehlt es nicht an erfreulichen Anzeichen, die darauf schließen lassen, daß die deutsche Industrie in verschiedenen Zweigen siegreich aus diesem Wettkampfe hervorgehen wird. Dem deutschen Reichskanzler gebührt jedenfalls das gar nicht hoch genug zu schätzende Verdienst, durch seine ebenso versöhnliche wie das Interesse Deutschlands stets wahrende Politik zur Ausgleichung mancher Gegensätze an erster Stelle beigetragen zu haben. Gerade im Hinblick auf die kriegerische Verwicklung, die die Transvaal-Angelegenheit nunmehr erfahren hat, muß es zur allgemeinen Beruhigung gereichen, daß in Europa selbst keine internationalen Complicationen zu befürchten stehen.

Nach der Friedensconferenz im Haag hätte erwartet werden dürfen, daß die Meinungsverschiedenheiten zwischen Großbritannien und der Südafrikanischen Republik einen Ausgleich finden würden. Im Interesse Transvaals hätte es wohl gelegen, durch zeitgemäße Reformen, insbesondere durch ausreichende Zugeständnisse für die Uitlanders dem englischen Colonialminister Chamberlain ein Paroli zu bieten. Kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß Lord Salisbury in den ersten Stadien des Conflicts einer friedlichen Lösung durchaus geneigt war und sich in dieser Beziehung in voller Uebereinstimmung mit der Königin von England befand. Mag es immerhin in Großbritannien Viele geben, die die Niederlagen bei Laings-Nek und am Majubaberge noch nicht vergessen haben, so darf doch als gewiß gelten, daß die Königin Victoria ernste Bedenken tragen mußte, ihre segensreiche Regierung vielleicht mit einem langwierigen Kriege abschließen zu sehen, dessen Folgen sich gar nicht vorher ermessen lassen. Ob die Uitlanders nach einer kürzeren oder etwas längeren Frist das Bürgerrecht in der Südafrikanischen Republik erwerben sollten — diese Frage schien den Kernpunkt des Streites zu bilden.

Da Großbritanniens Vertreter auf der Friedensconferenz im Haag die russischen Vorschläge hinsichtlich der Einsetzung eines Schiedsgerichtshofes bei Streitigkeiten der Mächte noch überbieten zu müssen glaubte, wäre die Transvaal-Angelegenheit wohl geeignet gewesen, die früher in der Theorie entwickelten friedlichen Gesinnungen nunmehr auch praktisch zu bethätigen. Von englischer Seite wurde allerdings darauf hingewiesen, daß diese Theorie eben nur für Großmächte oder doch für selbständige Staaten gelte, während die Südafrikanische Republik sich England gegenüber in einem Abhängigkeitsverhältnisse befinde. Thatsächlich muß denn auch diese Frage der Suzeränetät als ausschlaggebend für die Entschließungen der englischen Regierung angesehen werden. Hervorragende Völkerrechtslehrer theilen nun in dieser Beziehung durchaus nicht die Auffassung des Herrn Chamberlain, der es wohl auch selbst lieber gesehen hätte, wenn durch Festsetzung einer kurzen Frist für die Erlangung des Bürgerrechts in der Südafrikanischen Republik der englische

Einfluß im Volksraad auf friedlichem Wege maßgebend geworden wäre, so daß die Regierung Transvaals in absehbarer Zeit von selbst den englischen Charakter angenommen hätte.

In dem Vertrage vom 3. August 1881, der nach der unglücklichen englischen Expedition gegen die Buren abgeschlossen wurde, fanden sich freilich Bestimmungen, aus denen die Suzeränetät Großbritanniens gefolgert werden durfte. Diese Suzeränetät wurde jedoch durch die im Jahre 1884 unterzeichnete Convention mit Transvaal, das zugleich den früheren Namen „Südafrikanische Republik" wieder annahm, sehr wesentlich eingeschränkt. Nur wurde in dem Vertragsdocumente unterlassen, ausdrücklich, wie es sonst üblich ist, zu bestimmen, daß die der neuen Convention zuwiderlaufenden Bestimmungen früherer Abmachungen aufgehoben sind. Von Seiten der Südafrikanischen Republik wird auch geltend gemacht, Großbritannien habe seit dem Jahre 1884 ihm früher zustehende Befugnisse nicht mehr ausgeübt, mithin stillschweigend anerkannt, daß die Suzeränetät beseitigt sei. In Großbritannien wiederum besteht die Auffassung, daß das frühere Abhängigkeitsverhältniß Transvaals keine wesentliche Veränderung durch die Convention von 1884 erfahren habe, da in dieser festgesetzt sei, daß Verträge und Verbindlichkeiten, die die Südafrikanische Republik mit einem Staat oder Volk, außer dem Orange-Freistaat, oder mit einem eingeborenen Volksstamme abzuschließen beabsichtige, der englischen Krone zur Genehmigung unterbreitet werden müssen. Diese Befugniß der Königin von England erschöpft jedoch durchaus nicht den Begriff der Suzeränetät, so daß es sich auch von diesem Gesichtspunkte aus empfohlen haben würde, daß die Streitfrage einem Schiedsgerichte unterbreitet worden wäre.

Bezeichnend ist, daß dreiundfünfzig Mitglieder des Parlaments der Cap-Colonie durch Vermittlung des Gouverneurs Sir A. Milner an die Königin von England eine Petition gerichtet haben, in der sie vor Allem darauf hinweisen, daß sie durch Bande des Bluts, der Verwandtschaft und der Verschwägerung mit den Bewohnern von Transvaal innig verbunden sind. Sie betonen ferner, daß sie ein materielles Interesse an der Erhaltung des Friedens in Süd-Afrika haben, sowie die Ueberzeugung hegen, eine active englische Intervention sei unnöthig. Die Petition gelangt zu dem Schlusse, England möchte der Untersuchung der in Betracht kommenden Punkte durch eine gemischte Commission zustimmen. Andererseits hielt Campbell Bannermann am 6. October in Maidstone, der Hauptstadt der englischen Grafschaft Kent, eine bemerkenswerthe Rede, in der er betonte, daß die Thür für Bweitere erhandlungen keineswegs verschlossen sei. Auch führte er aus, daß Großbritannien seine Forderungen nicht als suzeräne Macht, sondern auf Grund des Völkerrechts und seiner Verantwortlichkeit für das Wohlergehen Süd-Afrikas aufgestellt habe. Um die Befürchtungen Transvaals in Bezug auf seine Unabhängigkeit zu beseitigen, wies Campbell Bannermann auf die jüngsten Reden des Herzogs von Devonshire und des Staatssecretärs Ridley hin, durch die der Weg für weitere Verhandlungen gebahnt werden müßte. In Deutschland, dessen Regierung zu strenger Neutralität entschlossen ist, würde es jedenfalls mit Genugthuung begrüßt worden sein, wenn die friedlichen Bemühungen noch in letzter Stunde zum Ziele geführt hätten. Inzwischen hat jedoch die Regierung von Transvaal im Hinblick auf die unablässigen Truppensendungen Englands an dessen Regierung ein Ultimatum gerichtet, dessen Forderungen abgelehnt worden sind, so daß seit dem 11. October Abends der Kriegszustand zwischen Großbritannien und der Südafrikanischen Republik besteht.

Die Ministerkrisis in Spanien hat zwar rasch ihre Lösung gefunden, die inneren Verhältnisse des schwergeprüften Landes gestatten jedoch kaum die Hoffnung, daß es der Regierung in absehbarer Zeit gelingen werde, alle Schäden der Staatsverwaltung zu heilen. Bereits bei den letzten Corteswahlen drängte sich die Vermuthung auf, daß der Conseilpräsident Silvela und der Kriegsminister General Polavieja auf die Dauer nicht in ersprießlicher Weise würden zusammen

wirken können. Es konnte sogar geschehen, daß eine ganze Reihe von Candidaten ganz offen als Parteigänger des Generals Polavieja bezeichnet wurde, während Andere als Anhänger Silvela's sich ihren Wählern vorstellten. In der wichtigsten Frage, deren Erledigung den parlamentarischen Körperschaften obliegt, zeigte sich denn auch sehr bald, daß der Antagonismus zwischen dem leitenden Minister und dem Kriegsminister sich nicht ausgleichen ließ. Gilt es doch vor Allem, im Budget umfassende Ersparnisse zu erzielen, wenn anders der Staatsbankerott vermieden werden und Spanien, nachdem es aufgehört hat, eine Colonialmacht zu sein, seine Kräfte im Innern entfalten soll.

So lange die Colonien, namentlich Cuba und die Philippinen, in Folge des Aufstandes das Aufgebot umfassender militärischer Streitkräfte erforderten, mußte die Frage der Einschränkung des Etats zurücktreten. Jetzt aber erkannte der Leiter der Regierung, Silvela, daß jeder Verzug in der Durchführung von Reformen verhängnißvoll werden müßte. Man muß sich vergegenwärtigen, daß Spanien bei einer Friedensarmee von etwa 80 000 Mann 23 000 Officiere zählt, die bei einem Kriegsetat von 174 Millionen einen Aufwand von 66 Millionen Pesetas, also mehr als 38 Procent dieses Etats, erfordern. Die französische Armee, die mehr als 600 000 Mann unter den Fahnen zählt, weist dagegen nur 29 000 Officiere auf, deren Unterhalt bei einem Kriegsbudget von 640 Millionen Francs 99 Millionen, also wenig mehr als 15 Procent, erreicht. Italien verfügt, obgleich sein Friedensheer 230 000 Mann stark ist, nur über 14 000 Officiere, für die in dem sich auf 280 Millionen Lire belaufenden Kriegsbudget 48 Millionen Lire, also wenig mehr als 17 Procent dieses Etats, erforderlich sind. Diese Zahlen sprechen am deutlichsten für die Nothwendigkeit umfassender Reformen in Spanien, dessen Heer immer auf wenig mehr als drei Mann einen Officier aufweist, während in Frankreich ein solcher auf einundzwanzig Mann, in Italien auf achtzehn Mann kommt.

Es war daher eine bescheidene Forderung, die Silvela an den Kriegsminister General Polavieja stellte, daß in dem Kriegsbudget von 174 Millionen Pesetas Ersparnisse im Betrage von 12 Millionen herbeigeführt werden sollten; und um so größer mußte das Erstaunen des Conseilpräsidenten und des Finanzministers Villaverde sein, als General Polavieja in dem von ihm dem Ministerrathe vorgelegten Entwurfe für Unterhalt und Sold der Officiere keinerlei Ermäßigung vorschlug, dagegen einen außerordentlichen Credit von 150 Millionen Pesetas für neue Befestigungen forderte!

Im Hinblick auf die gegenwärtigen inneren Verhältnisse in Spanien ließ sich General Polavieja jedenfalls von der Erwägung leiten, daß der Carlismus einen bedenklicheren Charakter annehmen könnte, falls er durch eine beträchtliche Anzahl unzufriedener Officiere verstärkt würde, die bei einer Reorganisation in größerem Stile entlassen oder auf Halbsold gesetzt werden müßten. Bezeichnend ist denn auch, daß General Polavieja unmittelbar vor dem Ausbruche der jüngsten Ministerkrisis mehrfache Berathungen und Unterredungen mit Corpscommandanten und anderen höheren Officieren hatte. Allerdings ließ der frühere Kriegsminister sogleich in Abrede stellen, daß der Regierung irgend welche Schwierigkeiten bereitet werden sollten. Im classischen Lande der pronunciamientos muß aber ein seines Ziels klar bewußtes Ministerium auch heute noch mit der Stimmung im Officiercorps rechnen. So gebieterisch ist nun die Nothwendigkeit, im unmittelbaren Staatsinteresse das Budget zu ermäßigen, daß der Conseilpräsident Silvela der Königin-Regentin die Ersetzung des Generals Polavieja durch den General Azcarraga vorschlug. Da der Marschall Martinez Campos dem auf solcher Grundlage reconstruirten Cabinet seine Unterstützung zusagte, darf angenommen werden, daß das Ministerium Silvela sich zunächst am Staatsruder halten wird.

In Frankreich ist nach der Begnadigung des früheren Capitäns Dreyfus durch den Präsidenten der Republik unverkennbar eine Beruhigung eingetreten. Allerdings hat inzwischen vor dem als Staatsgerichtshof constituirten Senate das Verfahren

gegen die wegen Complotts angeklagten Orléanisten und Neu-Boulangisten begonnen. Die öffentliche Meinung zeigt sich jedoch keineswegs erregt. Auch hat das Ministerium Waldeck-Rousseau-Galliffet bereits so viele Proben von maßvoller Besonnenheit gegeben, daß die Republikaner ihm volles Vertrauen schenken. Als der nunmehr gleichfalls wegen Complotts gegen die bestehenden Staatseinrichtungen angeklagte Guérin sich in dem Hause der Rue de Chabrol verbarricadirte, wurde das Verhalten der Regierung, die das „Fort Chabrol" nicht mit Gewalt nehmen wollte, vielfach als Schwäche gedeutet. Die Thatsache, daß General Galliffet, dem seine Widersacher heute noch die Energie vorwerfen, mit der er im Jahre 1871 gegen die Pariser Commune vorging, der Regierung angehört, beweist nun aber am deutlichsten, daß für das Ministerium ganz bestimmte Erwägungen maßgebend waren. Zunächst war während der kriegsgerichtlichen Verhandlungen in Rennes Zurückhaltung geboten, da ein blutiger Zusammenstoß in den Straßen von Paris leicht im Hinblick auf die Anzettelungen einer neu boulangistisch-orléanistischen Verschwörung einen bedenklichen Charakter hätte annehmen können. Andererseits wurde zunächst selbst im republikanischen Feldlager darüber gespottet, daß die Regierung, indem sie gegen Paul Déroulède und Genossen vorging, Gespensterfurcht an den Tag lege. Als ob der frühere Chef der Patriotenliga nicht wirklich am Tage der Beisetzung Félix Faure's den General Roget veranlassen wollte, mit seinen Truppen nach dem Elysée-Palaste zu marschiren, um den Präsidenten der Republik, Loubet, zu beseitigen und die „plebiscitäre Republik" auszurufen!

Die Energie, mit der die Regierung vorgeht, gelangt auch in dem Decrete des Präsidenten der Republik zum Ausdrucke, das die vor zehn Jahren von dem Civil-Kriegsminister de Freycinet eingeführte Verordnung wieder aufhebt, wonach der Oberkriegsrath im Verein mit der commission supérieure de classement über das Avancement der Officiere vom Oberstleutnant aufwärts zu bestimmen hatte. Im Processe des Kriegsgerichts von Rennes sowohl als auch vorher im schwurgerichtlichen Verfahren gegen Emile Zola zeigte sich, zu welchen Mißständen es führen muß, wenn die Generale sich gleichsam zu einer coterie zusammenschließen. Jeder Kriegsminister mußte von Anfang an gegenüber dem Oberkriegsrathe zur Ohnmacht verdammt sein, da die Mitglieder dieser militärischen Behörde in allen wichtigen Personalfragen die Entscheidung trafen.

General Galliffet hat sich daher ein großes Verdienst erworben, indem er den Präsidenten der Republik zu dem Decrete veranlaßte, das dem Kriegsminister unter dessen eigener Verantwortlichkeit die Befugniß überträgt, die höheren Commandos zu besetzen. Nunmehr wird wieder der vor den parlamentarischen Körperschaften und dem Lande verantwortliche Kriegsminister über die Beförderungen bestimmen, ohne durch die Vorschlagsliste des Oberkriegsrathes und der commission supérieure de classement gebunden zu sein, eine Liste, bei deren Aufstellung verschiedene Einflüsse mitwirken können, die dem wahren Interesse der Armee fremd sind.

Die Ministerkrisis in Oesterreich hat durch die Berufung eines Beamtenministeriums, an dessen Spitze der Statthalter von Steiermark, Graf Clary-Aldringen, steht, ihre Lösung erhalten. Im Interesse einer ruhigeren Entwicklung der inneren Verhältnisse des Landes muß der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß es diesem Cabinet gelingen möge, den Frieden im Lande sowie im Reichsrathe wiederherzustellen. Daß der hauptsächliche Stein des Anstoßes, die Sprachenverordnungen, beseitigt werden soll, gilt den Deutschen als unerläßliche Voraussetzung eines solchen Friedens. Als Kaiser Franz Josef unlängst an den Führer der tirolischen gemäßigt Liberalen die Worte richtete: „Ich rechne noch sehr auf Ihre Dienste," wurde diese Aeußerung sogleich in dem Sinne gedeutet, daß die berechtigten Ansprüche der Deutschen nunmehr befriedigt werden sollten. Die Aufhebung der Sprachenverordnungen wird jedenfalls eine wichtige Etappe auf der Bahn zur Wiederherstellung geordneter parlamentarischer Verhältnisse bezeichnen. Nur entsteht die Frage, wie die Tschechen sich zu der jüngsten Wendung der

inneren Politik in Oesterreich stellen werden. Da die Deutschen ihren Widerstand gegen die Regelung der Sprachenangelegenheit auf dem Verordnungswege richteten, waren sie von Anfang an bereit, einer Neuordnung durch Gesetz zuzustimmen. Sollten daher die Tschechen diese durch Obstruction im Parlamente verhindern wollen, so könnten sie sich nicht, wie früher die Deutschen, darauf berufen, daß sie lediglich einen gesetzlichen Zustand anstreben.

Graf Clary-Aldringen, der neue österreichische Ministerpräsident, ist ein Sohn des Fürsten Edmund Clary, der zu den zuverlässigsten Anhängern der verfassungstreuen Partei in Oesterreich zählte. Als Statthalter von Steiermark hatte der nunmehr ernannte Nachfolger des Grafen Thun inmitten einer kerndeutschen Bevölkerung die beste Gelegenheit, sich von der Tüchtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Elemente im Interesse des Staatswohls zu überzeugen. Den größten Theil seiner Beamtenlaufbahn brachte Graf Clary in Wien und Wiener-Neustadt zu. Auch der neue Minister des Innern, Ernst von Koerber, der bereits in jungen Jahren in einflußreiche Staatsstellungen berufen wurde, hat sich das Ansehen eines ausgezeichneten Verwaltungsbeamten erworben. Mit einem reichen Maße von Fachkenntnissen und allgemeiner Bildung ausgestattet, ist Herr von Koerber in der Lage, die Segnungen der deutschen Cultur ihrem wahren Werthe gemäß zu schätzen, so daß auch seine Ernennung als eine Bürgschaft im versöhnlichen Sinne gelten darf.

Literarische Rundschau.

Griechische Tragödien in deutscher Uebersetzung.

[Nachdruck untersagt.]

Griechische Tragödien. Uebersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf. Erster Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1899.

Der Name des Uebersetzers, der jedem Gebildeten in Deutschland als einer der glänzendsten auf dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaft bekannt ist, macht es unnöthig, hervorzuheben, daß in diesem vier Tragödien (eine des Sophokles, drei des Euripides) in deutscher Nachdichtung enthaltenden Bändchen eine bedeutsame literarische Erscheinung zu begrüßen ist, die kein Freund der Poesie unbeachtet lassen sollte. Wer in der Literatur nur flüchtige Unterhaltung und bequemen Genuß sucht oder wen die ewigen Probleme des Menschenlebens nur in der Form interessiren, die sie in der Gegenwart zeigen, wer endlich meint, daß der Gehalt hoher Kunstwerke veralte wie Maschinen, Gesetze, wissenschaftliche Forschungen, und deshalb das Beste unter dem Neuesten für das Beste überhaupt hält, der wird und möge an diesem Buche vorüber gehen. Wer sich dagegen in Kunst und Leben für alles Menschliche und Schöne den weiten und freien Blick gewahrt hat, der wird aus ihm den edelsten Genuß schöpfen.

Es darf unbedenklich ausgesprochen werden, daß es von den Meisterwerken der griechischen Tragiker bisher keine deutschen Uebersetzungen gegeben hat, die einem Leser von feinerer Geschmacksbildung reinen Genuß gewähren und ihm von dem Stil der Originale eine richtige Vorstellung erwecken konnten. Wilamowitz vereinigt in ungewöhnlichem Maße in sich die zur Lösung der schwierigen Aufgabe erforderlichen Eigenschaften. Seit Jahrzehnten hat er den griechischen Tragödien gelehrte Studien gewidmet, die in den fachwissenschaftlichen Kreisen als epochemachend anerkannt sind. Durch seine Aufhellung der Geschichte des Tragikertextes hat er über die Grundsätze Klarheit geschafft, die bei der urkundlichen Grundlegung und conjecturalen Reinigung desselben zu beobachten sind. Wie Sprache und Metrik, so hat er den Stoff der griechischen Tragödien, die Heldensage, und das Verhältniß der Dichter zu dem überlieferten Sagenstoffe gründlich erforscht. Im Zusammenhang dieser auf das geschichtliche Verständniß der Dramen gerichteten wissenschaftlichen Arbeit sind ihm seine Uebersetzungen erwachsen, die das durch sie errungene Verständniß unmittelbarer und in mancher Hinsicht vollständiger zum Ausdruck bringen, als es der gelehrteste Commentar vermag. Das war nur dadurch möglich, daß dem Uebersetzer, außer der philologisch-geschichtlichen Gelehrsamkeit, eine durch feinsinniges Studium der deutschen Classiker genährte Beherrschung der deutschen Dichtersprache eigen ist, die ihn befähigt, den Gedanken- und Gefühlsinhalt der griechischen Verse, von den aus der Eigenthümlichkeit des griechischen Idioms quellenden Aeußerlichkeiten der Formgebung befreit, in den Formen echt deutscher Rede rein und voll auszusprechen. So bricht Wilamowitz auch in der Metrik mit dem Wahne, daß unter allen Umständen durch Beibehaltung der Versmaße des Originals die Treue der stilistischen Nachbildung gefördert werde. Den griechischen Trimeter hat er im Dialog durch den Dialogvers des deutschen classischen Dramas, den Blankvers, ersetzt. Wie die Verse wirken, das ist durch die Lautform und den Bau der Sprache bedingt. Der jambische Trimeter ist im Deutschen ein ganz anderer Vers als im Griechischen. Nicht in der Beibehaltung des metrischen

Schemas liegt die wahre Treue der Uebersetzung, sondern in der Auffindung des in der Wirkung entsprechenden Metrums. Dieser Grundsatz hat noch größere Bedeutung für die Wiedergabe der Chorlieder. Hätte Wilamowitz sie Silbe für Silbe „im Versmaß der Urschrift" wieder zu geben versucht, so hätte nur ein verzwicktes, halb lebendiges, in sich widerspruchsvolles Gebilde heraus kommen können. Andererseits würden die durch regelmäßige Abwechslung von Hebung und Senkung und durch den Reim charakterisirten Strophen der deutschen Lyrik den Stil des Originals bis zur Unkenntlichkeit entstellt haben. Wilamowitz hat es verstanden, in seinen reimlosen Strophen die bezeichnendsten Merkmale der griechischen Versmaße, nämlich antistrophische Responsion und freie, mannigfaltige Rhythmik, beizubehalten, den Rhythmus dem Charakter und der Stimmung jedes einzelnen Liedes anzupassen und doch nirgends dem natürlichen Fluß deutscher Rede Gewalt anzuthun. Auch hier galt es, das in der Wirkung Entsprechende zu finden. Daß ihm dies möglich war, verdankt Wilamowitz einerseits den Versuchen Klopstock's und Goethe's im Felde der freien Rhythmen, andererseits der Wissenschaft der deutschen Metrik, die die Befreiung von der Eintönigkeit der sogenannten Jamben und Trochäen als durch die Natur der deutschen Sprache gefordert erwies.

Treu in der Wiedergabe der freisten Wendungen des Gedankens, in dem Maße, daß sie als Hülfsmittel der wissenschaftlichen Interpretation von Gelehrten benutzt werden kann, liest sich diese Uebersetzung doch wie ein deutsches Original und läßt nirgends den Vollklang deutscher Rede vermissen, dem sich deutsche Herzen vertrauensvoll zu öffnen gewohnt sind.

Zwei der in diesem Bande enthaltenen Uebersetzungen euripideischer Tragödien, die des „Herakles" und die des „Hippolytos", hat Wilamowitz schon früher in Verbindung mit dem griechischen Texte und mit ausführlichen Einleitungen und Erklärungen veröffentlicht. In dieser Form konnten sie nicht über den Kreis der Fachleute hinaus Verbreitung finden. Es ist dankenswerth, daß sich Wilamowitz entschlossen hat, diese Uebersetzungen durch Entfernung des schweren Geschützes der Gelehrsamkeit für eine schnellere und weitere Fahrt flott zu machen. Die beiden anderen Stücke, „Der Mütter Bittgang" (Ἱκετίδες) von Euripides und der „Oedipus" von Sophokles, erscheinen hier zum ersten Mal in Wilamowitz' Uebersetzung.

Jedem Stück ist eine Einleitung vorausgeschickt, die in knapper Darstellung dasjenige zusammenfaßt, was der moderne Leser von Thatsachen der Sagengeschichte, der allgemeinen Geschichte, der Entwicklungsgeschichte des Dichters zum Verständniß des Stückes mitbringen muß, und auf dieser Grundlage zu zeigen sucht, was der Dichter mit seinem Stück wollte. Der ernste, nach tieferem Verständniß strebende Leser wird sich durch diese Einleitungen angeregt und gefördert fühlen, auch wo sie seinen Widerspruch herausfordern. Nur derjenige Leser, dem die geschichtliche Betrachtungsweise auf dem Gebiete der Dichtung ganz fern liegt, wird die zu ihrem Verständniß erforderliche Gedankenarbeit scheuen.

Noch eine kurze Bemerkung über die Auswahl und den Werth der übersetzten Stücke. Vom „Oedipus" des Sophokles braucht nichts gesagt zu werden, da sein Ruhm schon fest genug begründet ist. Von den drei euripideischen Stücken sind wenigstens zwei, der „Herakles" und der „Hippolytos", als Perlen euripideischer Poesie zu bezeichnen, die ihrer Wirkung auf jedes empfängliche Gemüth sicher sind, während allerdings „Der Mütter Bittgang" als patriotisches Festspiel und Gelegenheitsdichtung auf uns nicht so stark wirken kann wie auf das attische Publicum der ersten Aufführung, auch trotz einzelner hoher Schönheiten an dichterischem und dramatischem Gehalt hinter den drei anderen Stücken dieses Bandes erheblich zurücksteht.

Hervorgehoben sei noch, daß die Stücke, deren buchhändlerische Ausstattung eine vorzügliche ist, auch einzeln zu haben sind. Möchten sie recht weite Verbreitung finden und ihr Theil dazu beitragen, die Verengung des geschichtlichen Horizontes einer zu ausschließlich mit sich selbst und ihren actuellen Aufgaben beschäftigten Zeit zu verhüten. H. A.

γ. **Meine Erinnerungen an Kaiser Wilhelm.** Von Gustav von Diest. Berlin, E. S. Mittler. 1898.

Unter den mannigfachen Erinnerungsblättern an Kaiser Wilhelm nehmen die vorliegenden nicht die letzte Stelle ein: nicht als ob sie irgendwie politische Aufschlüsse von Belang enthielten, wohl aber, weil sie eine Reihe von bezeichnenden Einzelzügen persönlicher Art darbieten, die das freundliche, menschlich anmuthige Bild des greisen Herrschers neu vor uns aufleben lassen. Diest hat den König oft gesehen, als Regierungscommissar in Nassau seit 1866, als Regierungspräsident in Danzig seit 1869 und in Merseburg seit 1876, und er genoß das besondere Vertrauen des hohen Herrn, so daß er oft von ihm über Dinge, die in den Bereich seines Amtes fielen, direct zu Rathe gezogen ward und gelegentlich selbst Einladungen zum Abendessen „unter vier Augen“ empfing. Aus den vielen schmucklos vorgetragenen Einzelheiten greifen wir nur zwei heraus. Als der König 1867 zum ersten Mal als Landesherr nach Wiesbaden kam und mit stürmischem Jubel begrüßt ward, da sagte er: „Jedes Hurrah, das mir gebracht wird, ist mir ein Stich ins Herz; denn es liegt darin eine Untreue gegen den früheren Herrscher, und mich kennen die Leute ja noch gar nicht.“ Auch verbot er, daß der Prediger in der Kirche auch nur mit einem Wort im Gottesdienst seiner Anwesenheit gedenke. Diest hatte die Ehrlichkeit, ihm zu sagen: „Majestät, auf die Kenntniß Ihrer Person kommt es bei einer solchen Begeisterung gar nicht an; diese Hurrahs stammen aus dem Bewußtsein des ganzen deutschen Volkes, daß es in Ihnen die verkörperte, gottgesegnete deutsche Geschichte vor sich sieht.“ Der andere Fall ist der: Ein Mädchen soll — eben in Wiesbaden — zur Begrüßung des Königs ein Gedicht sprechen, bleibt aber natürlich stecken und ist in größter Noth. Da beugt sich der König zu ihm nieder, sagt lächelnd: „Soll ich mir die Blumen schon nehmen?“ und bringt so die Sache zum Abschluß, ehe Fernerstehende etwas merkten.

βλ. **Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts.** Von Houston Stewart Chamberlain. Erste und zweite Lieferung. München, F. Bruckmann. 1899.

Es wäre vermessen, in einer kurzen Besprechung dieses merkwürdigen, noch unvollendeten Buches, der Vorhalle zur geplanten Geschichte des 19. Jahrhunderts, einen erschöpfenden Begriff seines Inhalts geben zu wollen oder eine Kritik desselben zu versuchen. Mit einem Vorurtheil, dessen Begründung hier nicht statthaft wäre, sind wir an dasselbe heran getreten. Sein Reichthum an Anregungen und Gedanken, an neuen oder wahren Gesichtspunkten, an Beobachtungen und Ergebnissen aus den verschiedensten Gebieten des Denkens, Wissens, Glaubens und Schaffens ist jedoch so groß, es sind in diesen 600 Seiten so viele Anlässe zur Zustimmung, aber auch zum Widerspruch gegeben — mit Ausnahme der Angriffe auf einzelne Gelehrte, wie vor Allem der gegen Ranke gerichteten Polemik, die ebenso unbillig ist, als sie peinlich wirkt — ist das Für und Wider im Ganzen so maßvoll abgewogen, daß Anerkennung für eine ungewöhnliche Leistung der vorherrschende Eindruck bleibt. Besser als eigene Worte es vermöchten, sprechen die Aufschriften der einzelnen Theile den Gedankengang des Verfassers aus. Der erste Abschnitt, „Die Ursprünge“, behandelt in den drei Capiteln „Hellenische Kunst und Philosophie“, „Römisches Recht“, „Die Erscheinung Christi“, die erste der grundlegenden Fragen des Autors: welche Bestandtheile unseres geistigen Capitals ererbt seien? Die zweite Frage: Wer sind „wir“? beantwortet der Abschnitt „Die Erben“ in drei Capiteln: „Das Völkerchaos“, „Der Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte“, „Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte“. Der dritte Abschnitt, „Der Kampf“, schließt vorläufig mit dem Capitel „Religion“, dem ein anderes über den „Staat“ folgen wird, worauf mit dem zweiten Theil, „Die Entstehung einer neuen Welt, vom Jahre 1200 bis zum Jahre 1800“, die Germanen als Schöpfer einer neuen Cultur in den Vordergrund der Darstellung treten. Wir behalten uns vor, auf das Werk nach seiner Vollendung ausführlicher zurückzukommen.

δη. **Dr. L. Sonderegger in seiner Selbstbiographie und seinen Briefen.** Herausgegeben von Dr. Elias Haffter. Mit dem Porträt Sonderegger's. Frauenfeld, J. Huber. 1898.

Der Held dieser Selbstbiographie war eine hervorragende Persönlichkeit in dem letzten Menschenalter der schweizerischen Geschichte: ein Arzt und Hygieiniker von weit bekanntem Namen, dessen „Vorposten der Gesundheitspflege“ Jahrzehnte lang in der Schweiz, seit 1892 auch in Deutschland bekannter geworden sind (3. Aufl. 1892, Berlin, Julius Springer). Aber ein allgemeineres Interesse darf das vorliegende Werk in Anspruch nehmen, als ein literarisches Denkmal mit dem eigenthümlichen herzhaften Geschmack der schweizerischen Sprache. Es ist die Sprache unseres alten Freundes Gottfried Keller, welche wir bei Sonderegger wiederfinden. Es ist dasselbe Holz, ob auch nicht fein gespalten und geglättet, wie von Keller's Hand. Kräftige, ursprüngliche Worte, die aus dem Walde der Volkssprache heraus gequollen sind, anschauliche Bilder, überzeugende Gleichnisse, eine männliche, tapfere Phantasie. — Wenn wir uns nicht irren, wird dieses Buch auch in deutschen Landen gar manche dankbare Leser finden. Wir wünschen sie ihm.

γ. **Stanislas Leszczynski et le troisième traité de Vienne.** Par Pierre Boyé. Paris, Berger-Levrault. 1898.

Dieses Werk zählen wir zu den besten Erzeugnissen der französischen Geschichtschreibung der Gegenwart. Mit unendlichem Fleiß hat Boyé aus einer Reihe — polnischer, österreichischer, französischer, lothringischer, deutscher — Archive eine Fülle bisher unbekannten Stoffes zusammengebracht, den er mit ebensoviel Wahrheitsliebe und Unbefangenheit als mit Gewandtheit verwerthet. Das Charakterbild des polnischen

Edelmannes, der erstmals durch Karl XII. in den Vordergrund geschoben ward, und dessen rastloser Ehrgeiz ihn ein zweites Mal den Versuch zur Durchführung einer geschichtlichen Rolle unternehmen ließ, steht nunmehr völlig fest; anstatt des Philosophen, der nur darauf ausgeht, durch ein sanftes Regiment die Völker zu beglücken, erblicken wir einen charakterlosen Streber, dessen wirkliches Verhalten den Zunamen „le bien-faisant" sehr wenig rechtfertigt. Die 1737 von Seyler herausgegebene, von de Cherrière ins Französische übersetzte Schrift behält also Recht gegen die Lobhudeleien, durch welche Lesczynski mit Hülfe bezahlter Federn die Zeitgenossen und die Nachwelt zu täuschen verstanden. Er hat auch Lothringen, dessen Wohlthäter er gewesen sein soll, niemals als etwas Anderes angesehen als ein Asyl, und als die polnische Krone 1763 wieder erledigt ward, hat er in allem Ernst, trotz seiner siebenundachtzig Jahre, noch an eine dritte Bewerbung um den ihm zweimal entgangenen Thron gedacht; daß sein Schwiegersohn Ludwig XV. nichts davon wissen wollte, hat ihn sehr empört. Ebenso wie er dachte seine Gemahlin Katharina Opalinska; sie liebte Lothringen nicht bloß nicht — sie verabscheute es geradezu. Selbst Polen hat er nicht als Patriot geliebt; er hätte in eine Theilung gewilligt, nur um die Königskrone zu tragen.

γ. **Charles the Great.** By Thomas Hodgkin. **Philip II of Spain.** By Martin Hume. London, Macmillan. 1897.

Die Londoner Verlagshandlung Macmillan hat auf ihre Sammlung „Zwölf englische Staatsmänner" eine andere folgen lassen, die sich „Fremde Staatsmänner" betitelt, und von der uns Karl der Große und Philipp II. von Spanien vorliegen. Karl der Große ist von Hodgkin bearbeitet, von dem wir bereits ein Werk über „Italien und seine Eroberer" besitzen; der Biograph Philipp's II., Hume, ist als Herausgeber der „Calendars of Spanish state papers of Elizabeth" bekannt und bewährt. Beide Bände machen denn auch einen günstigen Eindruck; der Stoff ist übersichtlich gegliedert; die Darstellung ist in sachgemäßer Weise chronologisch gehalten, klar und mit vielen charakteristischen Einzelheiten ausgestattet; an den richtigen Stellen sind allgemeine Betrachtungen eingestreut. Mit der Literatur, auch der deutschen, sind die Verfasser im Ganzen wohlvertraut. Als Karl's des Großen Hauptwerk betrachtet Hodgkin die Befestigung des Frankenreiches; indem er die Sachsen bekehrte, die Bayern unterwarf, die Avaren vernichtete, verlieh er der teutonischen Rasse die herrschende Stellung in Mitteleuropa, welche im Ganzen für den Welttheil ein Segen war. Kritischer, aber doch mit gerechter Würdigung steht Hodgkin der italienischen Politik des großen Kaisers und der Erneuerung des Imperiums gegenüber; wenn Karl einerseits den Grund zu einem in sich fest gefügten italienischen Königreich legte, so stieß er ihm durch die Verstärkung des Kirchenstaats zugleich den Pfahl ins Fleisch, und das Imperium war durch den Feudalismus unmöglich. Philipp II. wird von Hume im Ganzen sympathisch beurtheilt; das Ende des Königs wird sogar mit einer gewissen Bewunderung erzählt. — Philipp war ein Spanier durch und durch: „Hispaniae desiderio," sagt Sepulanda, „magnopere aestuabat, nec aliud quam Hispaniam toquebatur": deshalb steht „der kluge König" heute noch bei seinem Volk in gutem Gedächtniß. Aber er hatte durch die Heirath seiner Großeltern eine auswärtige Politik geerbt, welche nur bei einem festen Bunde mit England durchführbar war: ohne dies konnten die Niederlande schon aus geographischen Gründen nicht behauptet werden. Dieses Bündniß ward aber durch Englands Abfall vom Papst unmöglich gemacht, und in den Kämpfen, die daraus erwuchsen, haben sich der König und sein Land verblutet.

δ. **Con Dante e per Dante.** Discorsi a Conferenze tenute a cura del Comitato Milanese della Società Dantesca Italiana. Milano, Hoepli, Editore. 1898.

Die im vorliegenden Bande zu Ehren Dante's vereinigten Vorträge der besten unter den lebenden Kritikern und Auslegern der „Divina Commedia" in Italien sind eine ebenso werthvolle als erfreuliche Gabe für alle Verehrer und Freunde des unsterblichen Gedichtes. Der Malerschule Ravenna's im 16. Jahrhundert verdanken wir das bisher nicht bekannte, im Besitz des Professors Francesco Novati befindliche colorirte Bildniß Dante's, welches das Titelblatt schmückt. Der berühmten, am 18. November 1491 zu Venedig fertiggestellten Ausgabe des Pietro Cremonese, Veronese genannt, sind die Reproductionen der Holzschnitte entnommen; photographische Aufnahmen rufen berühmte Stätten, u. A. die Burg Canossa, dem Leser ins Gedächtniß. Die Studie F. Novati's über Pier della Vigna ist von der Abbildung der im Museo Capuano befindlichen Büste, die als die des großen Kanzlers Kaiser Friedrich's II. gilt, und von der der Rocca di S. Miniato begleitet, wo er seine Größe mit einem so grausamen Ende büßte. In dieser ersten Conferenz beruft sich Novati auf Dante's schmerzliches Mitleid mit dem geblendeten Selbstmörder, der „einst die beiden Schlüssel" zum Herzen des Kaisers in seiner Hand gehabt, um das Problem seines dunklen Schicksals nach dem Bild, das Dante von ihm zeichnet, zu lösen. In des Dichters Augen ist der sprachgewaltige Staatsmann, der dreißig Jahre hindurch an Friedrich's Seite die Last der Herrschaft mit fast schrankenlosen Machtbefugnissen trug, niemals ein Verräther gewesen, sondern ein verkannter Diener, der seinem Herrn auch dann nicht die Treue brach, als dessen Zorn ihn in den Tod trieb, wie denn Friedrich ihn noch im Höllenkreis der Selbstmörder als „aller Ehre würdig" preist. Die Gestalt Manfred's, des wahren Erben der Politik und des Staatsgedankens Friedrich's II., behandelt M. Scherillo im Hinblick auf Dante's unsterbliche Rechtfertigung des Besiegten von Benevent. Lungi Rocca's Conferenz über „Matelda" vermehrt die Literatur über diese geheimnißvolle Persönlichkeit um einen neuen Versuch, sie als die

idealisirte Gestalt der Markgräfin von Tuskien zu erfassen. Wogegen an den Ausspruch Scartazzini's zu erinnern ist, die Frage sei noch immer nicht entschieden und werde es wohl auch niemals werden. „Dante und der Humanismus“ ist der Vorwurf, den Vittorio Rossi sich gewählt hat. Isidoro del Lungo spricht über „Florenz und Dante“. Von besonderem Interesse ist Giuseppe Zuccante's Vortrag über „den Begriff und die Empfindung der Natur in der Göttlichen Komödie“, eine gelehrte, auf reiche Quellenstudien sich stützende Arbeit. Die Sammlung beschließt Giuseppe Giacosa's schöne Studie „Ueber das Licht in der Divinia Commedia“, ein Thema, für welches es an Vorarbeiten nicht fehlt. Der Gesammtinhalt der vorliegenden, mit einer Einleitung Gaetomo Negri's versehenen Reden und Vorträge gibt einen hohen Begriff dessen, was dem gebildeten italienischen Publicum von der heutigen Danteforschung geboten wird.

γ. **Pompeji.** Von Richard Engelmann. Leipzig, E. A. Seemann. 1898.

Unter dem Sammeltitel „Berühmte Kunststätten“ gibt der bekannte kunstgeschichtliche Verlag von E. A. Seemann in Leipzig kurze Schriften von etwa 6—7 Bogen heraus, welche, von berufenen Kennern des jeweiligen Stoffes verfaßt, überaus reich und sachgemäß illustrirt und gut ausgestattet sind. Davon gibt das vorliegende Heft Engelmann's über Pompeji einen glänzenden Beweis; es enthält außer einem anregenden Text nicht weniger als 140 Bilder und das alles zu einem für das Gebotene geradezu geringfügigen Preis. Wer das Glück nicht hatte, Pompeji selbst zu sehen, der findet hier eine Art von Ersatz; wer die Stadt kennt, wird vollends mit Vergnügen sich an das Geschaute erinnern.

βλ. **Gente di Chiesa.** Di Carlo del Balzo. Torino, Bocca. 1897.

Unter dem Namen „Die Entgleisten“ hat der Verfasser des vorliegenden Romans „Leute der Kirche“ bereits in drei anderen Romanen sociale Probeme behandelt. Ihre Titel „Schwester Damala“, „Illegitime Erblichkeit“, „Doctoren der Medicin“ verrathen, welcher Art diese Probleme sind. In den Jahren 1894—1895 erschien zuerst das Buch „Die Kirchenleute“ in einer neapolitanischen Zeitung als Feuilleton. „In seinem Mittelpunkt steht der Seelsorger Don Giovanni, in welchem Balzo einen edlen, christlichen Priester zeichnen wollte und im Ganzen auch gezeichnet hat. Aber Don Giovanni ist die Beute einer unglücklichen Leidenschaft, da eine Dorfschöne von mehr als zweifelhaftem Ruf ihm eine Schlinge um den Hals wirft, und die ihn schließlich erdrosselt, obwohl er mannhaft und mit allen Mitteln asketischer Frömmigkeit und eines unverfälschten Gewissens gegen die Verführerin ankämpft. Es geschieht um den Preis seines Lebens, und er stirbt unter den Augen seiner Gemeinde, wie ein guter Soldat, am Altar. Dagegen ist nichts zu sagen, als daß sein Fall an sich weder neu noch angenehm zu verfolgen ist. Das „entgleiste“ oder auch „unschuldige“ Opfer eines verfehlten geistlichen Berufes geistert in der modernen schönen Literatur in unzähligen Auflagen herum. Wir erinnern nur an Diderot, „La Religieuse“, an Sainte-Beuve, „Volupté“, an Lamartine, „La Chute d'un Ange“, an Holtei, „Christian Lammfell“, an Zola, „La Faute de l'Abbé Mouret“, an so viele Romane des Spaniers B. Galdós und an fast alle Romane des Franzosen Ferdinand Fabre. Der italienische Autor ist Advocat und Mitglied des Parlamentes. Sein Zweck ist ein ernster, gegen den Cölibat der Priester gerichtet. Es wäre thöricht, vorauszusetzen, daß die Lage der Dinge in den südlichen Ländern, vornehmlich in Mexico und im ganzen spanischen Amerika, die Aufmerksamkeit der leitenden Stellen in Rom nicht längst auf dieses Problem gerichtet hätte. Es ist ihm bis heute die Lösung verweigert worden, die den unirten Griechen zugestanden ist. Daran wird keine romantische Geschichte etwas ändern. Die Gründe liegen tiefer. Im Buch des neapolitanischen Schriftstellers wird der nationale Standpunkt, von welchem aus die Frage behandelt ist, sowie eine gewandte, gefällige und oft fesselnde Darstellung interessiren.

β. **System der Werththeorie.** I. Band: Allgemeine Werththeorie, Psychologie des Begehrens. Von Dr. Christian von Ehrenfels, o. Professor der Phil. an der deutschen Universität in Prag. Leipzig, O. R. Reisland. 1897.

Der Versuch, ein umfassendes System der Werththeorie auf gesicherter psychologischer Basis zu schaffen, ist unseres Erachtens ein sehr dankenswerthes, einem dringenden Bedürfniß entgegenkommendes, aber freilich auch sehr schwieriges und mühevolles Beginnen. Die Durchführung dieses Versuches, soweit sie in dem vorliegenden Bande sich darstellt, zeigt den Verfasser als gründlichen und sorgfältigen Forscher, der in hervorragendem Maße die Fähigkeit zu genauer Beobachtung und eindringender Analyse besitzt. Besonders interessant und werthvoll sind die psychologischen Darlegungen, die sich mit dem Verhältniß zwischen Fühlen und Begehren beschäftigen und die Natur des letzteren einer analysirenden Betrachtung unterziehen. Dem Ergebniß, zu dem der Verfasser dabei gelangt: daß das Begehren kein psychisches Grundphänomen sei, stimmen wir aus voller Ueberzeugung zu.

βλ. **Neue Lieder der besten neueren Dichter für's Volk.** Zusammengestellt von Dr. Ludwig Jacobowski. Berlin, M. Liemann.

In bescheidener, dem äußerst billigen Preise angemessener Ausstattung, aber hübscher Auswahl sind hier mehrere hundert Lieder und Gedichte dem Volke gewidmet. Neben wohlbekannten Perlen deutscher Lyrik auch weniger Bekanntes, wie das schöne „Nachwort“ von Paul de Lagarde. Ist es ein Zufall, oder entspricht es der Absicht des Sammlers, daß die meisten dieser Lieder Schwermuth athmen? Jedenfalls ist nicht ein frivoles darunter, und das diene dem Büchlein zum lobenden Geleit.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. October zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achelis. — Grundzüge der Lyrik Goethe's. Von Thomas Achelis. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1900.

Berthold. — Bado moja. Erzählungen aus Deutsch-Ostafrika von H. Berthold. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Biese. — Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze von Prof. Dr. Alfred Biese. Berlin, R. Gaertner's Verlag (Hermann Heyfelder) 1900.

Bock. — Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik. Von Alfred Bock. Neue Ausgabe. Gießen, J. Ricker. 1900.

Brandstädter. — Hindurch zum Ziel. Mit dem Preise ausgezeichnete Erzählung für die Jugend von Herm. Brandstädter. Mit sechs Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Cuccoli. — M. Antonio Flaminio. Studio di Ercole Cuccoli. Con documenti inediti. Bologna, Nicola Zanichelli. 1897.

Eck. — David Friedrich Strauß. Von Samuel Eck. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Elster. — Geschichte der stehenden Truppen im Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel von 1600—1714 von O. Elster. Mit fünf Beilagen und acht Kartenskizzen. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger. 1899.

Englische Skizzen von einer deutschen Lehrerin. Gera, Theodor Hofmann. 18 9.

Festschrift, zu Goethes 150. Geburtstagsfeier dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1899.

Fischer. — Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens von Hermann Fischer. Zweite Reihe. Tübingen, H. Laupp. 1899.

Flachs. — Rumänische Hochzeits- und Todtengebräuche von Adolf Flachs. Berlin, Georg Minuth. 1899.

Frapan. — Was der Alltag dichtet. Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Frauen-Berufe. — Die Lehrerin. Von Rosalie Büttner. — Die Krankenpflegerin. Von Dr. Walther Francke. — Die Schriftstellerin. Von Marie Maude. — „Fräulein". — Die Kindergärtnerin. Von Jenny Schwabe. Leipzig, E. Kempe. 1899.

Fürsicht. — Schulstaub und Kasernendunst. Lustige Geschichten für heitere und ernste Männlein und Weiblein des Nähr-, Wehr- und Lehr-Standes, gesammelt von August Fürsicht. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Gotthelf. — Jeremias Gotthelf. Volksausgabe seiner Werke im Urtext. Siebenter Band. Die Armennot. — Ein Sylvestertraum. — Eines Schweizers Wort an den Schweizerischen Schützenverein. Bern, Schmid & Francke. 1899.

Grimm. — Kinder- und Hausmärchen aller Völker. Gesammelt durch die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm. Für die deutsche Jugend herausgegeben von Georg Vansen-Petersen. Ergänzungsband zu jeder anderen Ausgabe der Grimm'schen Märchen. Mit zehn feinen Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Grimm. — Das Problem Friedrich Nietzsche's. Von Eduard Grimm. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1899.

Grimm. — Fragmente von Herman Grimm. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1900.

Haeckel. — Die Welträthsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. Von Ernst Haeckel. Bonn, Emil Strauß. 1899.

Hansjakob. — Der Lieutenant von Hasle. Eine Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege von Heinrich Hansjakob. Dritte, durchgesehene Aufl. Heidelberg, Georg Weiß. 1900.

Hansjakob. — Schneeballen vom Bodensee. Von Heinrich Hansjakob. Dritte, durchgesehene Aufl. Heidelberg, Georg Weiß. 1899.

Hase. — Kirchengeschichte. Von Karl von Hase. Zwölfte Aufl. Bis zur fünften Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1899.

Hausrath. — Unter dem Katelpenbaum. Erzählung von Adolf Hausrath. Leipzig, S. Hirzel. 1899.

Heer. — Streifzüge im Engadin. Von J. C. Heer. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Frauenfeld, J. Huber. 1899.

Henne am Rhyn. — Uebermenschen und Edelmenschen. Erzählung aus der modernen Welt von Otto Henne am Rhyn. Altenburg, Alfred Tittel. 1900.

Hessen. — Das Glück in der Liebe. Eine technische Studie von Robert Hessen. Stuttgart, J. Schmitt. 1899.

Hirschfeld. — Aus der Mappe des Arizona-Kicker. Von Max Hirschfeld. Berlin, Feder-Verlag. 1900.

Hoffmann. — Unter blauem Himmel. Novellen von Hans Hoffmann. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Hofmann. — Yvonne. Pensionsgeschichten für die Jugend von Else Hofmann. Mit sechs Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Jensen. — Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. Zehnte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Justi. — Leben des Professors Catharinus Dulcis, von ihm selbst beschrieben. Mit Anmerkungen von Dr. Ferdinand Justi. Mit Dulcis' Bildniss. Marburg, N. G. Elwert. 1899.

Kant. — Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben und mit einer Einleitung, sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Dr. Karl Vorländer. Halle a. S., Otto Hendel. O. J.

Kessler. — Eine Philosophie für das XX. Jahrhundert auf naturwissenschaftlicher Grundlage von Ronald Kessler. Berlin, Conrad Skopnik. 1899.

Kielland. — Else. Von Alexander L. Kielland. Aus dem Norwegischen von Dr. Leo Bloch. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft. 1900.

Knauer. — Die Vision im Lichte der Culturgeschichte und der Dämon des Sokrates. Eine culturgeschichtlich-psychiatrische Studie von Dr. Knauer. Leipzig, Wilhelm Friedrich. O. J.

Kögel. — Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. Von Gottfried Kögel. Erster Band. 1829—1854. Mit einem Bildnisse in Lichtdruck. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Krumm. — Friedrich Hebbel. Der Genius. Die künstlerische Persönlichkeit. Drama und Tragödie. Drei Studien von Johannes Krumm. Flensburg, Huwald. 1899.

Kufferath. — Musiciens et philosophes. Par Maurice Kufferath. Paris, Felix Alcan. 1899.

Langmesser. — Jakob Sarasin, der Freund Lavater's, Lenzen's, Klinger's u. a. Ein Beitrag zur Geschichte der Genieperiode. Mit einem Anhang: Ungedruckte Briefe und Plimplamplasko, der hohe Geist. Von Dr. August Langmesser. Zürich, E. Speidel. 1899.

Leander. — Richard Leander's sämmtliche Werke. Bis zur sechsten Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Lichtwark. — Palastfenster und Flügelthür. Von Alfred Lichtwark. Berlin, Bruno & Paul Cassirer. 1899.

Liebe. — Der Soldat in der deutschen Vergangenheit. Von Georg Liebe. Mit einhundertdreiundachtzig Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert. Leipzig, Eugen Diederichs. 1899.

Linden. — Die Tochter des Ungarnherzogs. Mit dem Preise ausgezeichnete Erzählung für die Jugend von A. Linden. Mit sechs Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Louis. — Franz Liszt. Von Dr. Rudolf Louis. Berlin, Georg Bondi. 1900.

Lozinski. — Das Marienbild von Busowiska. Novelle von Wladyslaw Lozinski. Autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen von Helena Majdanska. Berlin, S. Rosenbaum. 1900.

Maeterlinck. — Der Tod des Tintagiles. — Daheim. — Zwei kleine Dramen für Puppenspiel. Von Maurice Maeterlinck. Autorisirte Uebersetzung von George Stockhausen. Berlin, F. Schneider & Co. 1899.

Martens. — Aus dem Tagebuche einer Baronesse von Treuth und andere Novellen von Kurt Martens. Berlin, F. Fontane & Co. 1899.

Meinecke. — Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen. Von Friedrich Meinecke. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Memoiren, Die, der Gräfin Potocka. — 1794—1820. Veröffentlicht von Casimir Stryienski. Nach der sechsten französischen Auflage bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit prachtvollen Illustrationen und dem Porträt der Verfasserin von Angelika Kauffmann. Leipzig, Schmidt & Günther. 1899.

Multatuli. — Auswahl aus seinen Werken in Uebersetzung aus dem Holländischen, eingeleitet durch die Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens. Von Wilhelm Spohr. Mit Bildnissen und handschriftlicher Beilage. Titelzeichnung von Fidus. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1899.

Nalecz. — Das Benehmen bei Tische. Von Irene von Nalecz. Regensburg, C. Stahl. O. J.
Neubürger. — Der Reichskanzler in Kissingen. Roman von Ferdinand Neubürger. Berlin, Alfred Schall. O. J.
Otto. — Bilder aus der neueren Literatur. Herausgegeben von August Otto. Drittes Heft: Wilhelm Raabe. Minden i. W., C. Marowsky. O. J.
Pasmanik. — Alfred Fouillée's psychischer Monismus. Von Mme. Dr. Dorothée Pasmanik. Bern, C. Sturzenegger. 1899.
Perfall. — Das Goldherz. Roman von Anton Freiherrn von Perfall. Berlin, Richard Taendler. O. J.
Pierantoni. — Die Fortschritte des Völkerrechts im XIX. Jahrhundert. Von Professor Dr. Augusto Pierantoni. Uebersetzt von Dr. Franz Scholz. Berlin, Franz Vahlen. 1899.
Pniower. — Goethe's Faust. Zeugnisse und Excurse zu seiner Entstehungsgeschichte von Otto Pniower. Berlin, Weidmann. 1899.
Priester. — Die Deportation, ein modernes Strafmittel. Von Dr. Oscar Priester. Berlin, Franz Vahlen. 1899.
Rasch. — Zum Wesen der Erfindung. Von E. Rasch. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.
Rethwisch. — Aufsätze und Tagesschriften von Ernst Rethwisch. Leipzig, Arwed Strauch. O. J.
Rethwisch. — Die Mozartpriesterin und andere Novellen von Ernst Rethwisch. Berlin, F. Schneider & Co. 1899.
Rodenberg. — Erinnerungen aus der Jugendzeit von Julius Rodenberg. Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.
Samson-Himmelstjerna. — Ueber Wasserwirthschaft. Von H. v. Samson-Himmelstjerna. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.
Schanz. — Unter dem Eschenbaum. Neue Dichtungen von Frida Schanz. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1900.
Schoepp. — Novellen und Skizzen. Von Meta Schoepp. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.
Scholz. — Musikalisches und Persönliches von Bernhard Scholz. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1899.
Schreibershofen. — Antonie. Roman von Schreibershofen. Berlin, Richard Taendler. O. J.
Schwemer. — Papstthum und Kaiserthum. — Universalhistorische Skizzen von Richard Schwemer. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.
Smith. — Chinesische Charakterzüge von Arthur H. Smith. Deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürbig. Mit 28 Titelvignetten von Fritz Torsch und 18 Vollbildern nach Original-Photographien. Würzburg, A. Stuber. 1900.
Steffen. — England als Weltmacht und Culturstaat. Studien über politische, intellectuelle und ästhetische Erscheinungen im britischen Reiche von Gustaf F. Steffen. Deutsche, vom Verfasser durchgesehene Ausgabe, aus dem Schwedischen von Dr. Oscar Reyher. Stuttgart, Hobbing & Büchle. 1899.
Stier-Somlo. — Aus der Tiefe. Gedichte von Fritz Stier-Somlo. Berlin-Paris, Joh. Sassenbach. 1899.
Storm. — Geschichten aus der Tonne. Von Theodor Storm. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.
Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. Neunundvierzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.
Stuart-Phelps. — Ein eigenartiges Leben im Dienste des Herrn. Von Elisabeth Stuart-Phelps. Aus dem Amerikanischen übersetzt von W. Cuchler. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1899.
Tienes. — Nietzsche's Stellung zu den Grundfragen der Ethik genetisch dargestellt. Von Dr. Georg A. Tienes. Bern, C. Sturzenegger. 1899.
Tolstoi. — Auferstehung. Von Leo Tolstoi. Nach der einzigen ungekürzten Originalausgabe mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von Wladimir Czumikow. Mit Buchschmuck von F. Lippisch. Erster Band. Leipzig, Eugen Diederichs. 1900.
Trautz. — Mexico. Erinnerungen eines Deutschen. Von Margarete Trautz. Mit 6 Tafeln in Lichtdruck. Braunschweig, Richard Sattler. 1900.
Vierordt. — Neue Balladen von Heinrich Vierordt. Zweite, vermehrte Auflage. Heidelberg, Carl Winter. 1900.
Vischer. — Shakespeare-Vorträge von Friedrich Theodor Vischer. Erster Band. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.
Vormeng. — Deutsche Lieder von Dr. Karl Vormeng. Berlin, Vorstell & Reimarus. 1900.
Wachs. — Die Etappenstraße von England nach Indien um das Kap der guten Hoffnung. Von Otto Wachs. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.
Walter. — Archiv und Bibliothek des Großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim. 1779—1839. Im Auftrage der Stadtgemeinde herausgegeben von Dr. Friedrich Walter. Zwei Bände. Leipzig, S. Hirzel. 1899.
Wegweiser durch Hamburg und Umgebung. — Herausgegeben vom „Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs von Hamburg". Druck und Verlag F. W. Rademacher. O. J.
Welschinger. — La mission secrète de Mirabeau à Berlin (1786—1787). D'après les documents originaux des archives des affaires étrangères. Avec introduction et notes par Henri Welschinger. Paris, Librairie Plon. 1900.
Wiegand. — Der Chalif. Ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht. Schauspiel in fünf Aufzügen von F. Wiegand. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1898.
Wiesengrund. — Die Elektricität. Ihre Erzeugung, praktische Verwendung und Messung. Mit 54 Abbildungen. Für Jedermann verständlich kurz dargestellt von Dr. Bernhard Wiesengrund. Vierte, verbesserte Auflage, theilweise bearbeitet von Prof. Dr. Russner. Frankfurt a. M. H. Bechhold. O. J.
Wittum. — Unterm rothen Kreuz in Kamerun und Togo. Von Schwester Johanna Wittum. Heidelberg, Evangelischer Verlag. 1899.
Zapp. — Miß Nelly's Freier. Roman von Arthur Zapp. Berlin, Richard Taendler. O. J.
Zastrow. — Trotzköpfchens Großthaten. Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege für die Jugend von Carl Zastrow. Und Anderes. Mit sechs Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.
Ziegler. — Friedrich Nietzsche von Dr. Theobald Ziegler. Erstes bis drittes Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1900.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

Peterl.

Von
Ossip Schubin.

(Schluß.) [Nachdruck untersagt.]

Motto: Plus je connais l'homme,
plus j'aime le chien!
Montaigne.

Mit den Hoffnungen, welche die Frau Gärtnerin auf Peterl gesetzt hatte, war's vorbei! Sie war jetzt fest davon überzeugt, daß aus Peterl nie etwas werden würde, daß er ein ganz gewöhnlicher Köter war, und daß ihr Schwager sie angeführt hatte.

Sie regte sich fürchterlich darüber auf — unter Anderem auch, weil sie dem Schwager aus besonderer Dankbarkeit drei wunderschöne Melonen und einen Truthahn geschickt hatte. Aber das war doch nur Nebensache. Melonen waren dieses Jahr billig. Die Hauptsache war die Demüthigung oder, wie sich die Frau Gärtnerin ausdrückte, die „Blamage" vor der Nachbarschaft. Um die Situation zu decken, erzählte sie Allen, die es hören wollten, daß der eigentliche großfürstliche Peterl auf seiner Wanderschaft zum Photographen verloren worden sei.

Aber sie merkte ganz gut, daß ihr das Niemand glauben wollte, daß das nichts nützte, und daß alle Menschen sie auslachten. Aus Aerger darüber wollte sie den Hund todtschießen lassen. Aber ihr Gatte legte ein gutes Wort für ihn ein. So wurde Peterl dem Knecht übergeben, der mit den zwei Gärtnerburschen am äußersten Ende des Gartens in einer Stube knapp neben dem Stall wohnte, in dem der struppige Gaul mit dem langen Schweif untergebracht war.

Anfangs war Peterl mit dieser Veränderung sehr zufrieden. Man hatte ihm ein altes Hundehaus eingeräumt, in das er sich zurückziehen konnte, wenn er wollte. Im Uebrigen durfte er frei herumspazieren.

Leider machte er einen recht schlechten Gebrauch von seiner Freiheit. Er war sehr neugierig. Er beschnupperte alle Blumen, und denen, die ihm besonders gefielen, biß er die Köpfe ab. Er zertrampelte die Gemüseanlagen, und einmal hatte er die Scheiben eines Mistbeetes zertrümmert, auf denen er

unbefangen herum gesprungen war. Er hatte sich dabei ein wenig beschädigt, aber nicht viel. „Unkraut verdirbt nicht," erklärten die Gärtnerburschen. Sie prügelten ihn und legten ihn an die Kette.

In diesen gänzlichen und demüthigenden Verlust seiner Freiheit konnte sich Peterl nicht finden, und den Gärtnerburschen vergaß er die ihm angethane Schmach nie. Sein guter Charakter erlag dem Druck der Verhältnisse. Er wurde rachsüchtig und entpuppte sich sogar als ein fürchterlicher Ränkeschmied. Das erhabene Amt eines Nachtwächters, welches ihm anvertraut war, übte er in der spitzfindigsten Art dahin aus, daß er den Gärtnerburschen die empfindlichsten Unannehmlichkeiten bereitete. Er wußte recht gut, daß es ihnen verboten war, des Nachts den Garten ohne besondere Erlaubniß zu verlassen. Wenn sie sich Abends aus dem Staube machten, da sagte er kein Wort; wenn sie jedoch wiederkamen und sich stillschweigend an ihre Lagerstätten heranschleichen wollten, da bellte er, was er konnte — je später sie heimkamen, desto lauter, so daß der Gärtner jedesmal herauskam, um nachzusehen, welchen Dieb der treue kleine Wächter verrathen habe, worauf die Nachtschwärmer auf ihren bösen Schlichen ertappt und tüchtig abgekanzelt wurden.

Das freute Peterl, und wenn sie an seinem Hundehaus vorbeigingen, fletschte er die Zähne und schnappte nach ihren Fersen.

Aber das war nur eine vorübergehende Genugthuung. Nicht lange nach solchen Anfällen meldete sich schon wieder sein gutes Herz. Er wedelte mit dem Schweif und hätte sich am liebsten von den Burschen streicheln lassen. Aber auf diesen Einfall geriethen sie nicht, was ihnen in Anbetracht der Umstände nicht übelzunehmen war.

Und so wechselte in Peterl's armer, kleiner Seele der Zorn noch weiter ab mit der schwärzesten Melancholie. Und mochten sich nun seine Gefühle so oder so äußern, die Sehnsucht nach Liebe war immer dabei.

Warum liebte man ihn nicht mehr, und warum hatte er fortmüssen aus seinem heimathlichen Stall, fort von seiner geliebten Liesel?

Wenn er daran dachte, so heulte er laut und lang, und das stimmte seine ihm ohnedies übel gesinnte Umgebung nicht besser.

Die Gärtnerburschen hatten den boshaften Spaßverderber und Angeber satt. Sie sannen auf Mittel, ihn loszuwerden.

Einmal, während Peterl wie gewöhnlich angebunden vor seiner Hütte lag, hörte er, wie sie sich mit einander darüber beriethen, was mit ihm anzufangen sei. — Der Eine war dafür, ihm Gift zu geben, der Zweite meinte, das könnte heraus kommen. Er wisse wohl eine andere und vortheilhaftere Weise, sich mit dem Hunde abzufinden, bei der man, anstatt sich Schelte zu holen, noch ein paar Kreuzer herausschlagen könne. Sie wollten den Hund verkaufen und sein Verschwinden dadurch erklären, daß er sich von der Kette losgerissen habe und davongelaufen sei.

Der Mond stand voll am Himmel und goß sein grelles, weißliches Licht über den verstaubten, vertrockneten Garten, in dem die Georginen trotz alles Begießens die Köpfe zu senken begannen und die auf Samen gezogenen Malven bräunlich zusammengeschrumpft neben einem Gurkenbeet aufragten. Aus den

in der Nähe gelegenen Vorstadtwirthshäusern tönte Musik, bald jämmerlich, bald frech. Ein häßlicher, dumpfer Geruch nach Straßenkehricht und verstecktem Unrath verpestete die dicke, heiße Luft. Und Peterl dachte an seine Hundekinderstube im Stall von Monplaisir mit dem sauberen gelben Stroh; er dachte an die thaufrischen Parkwiesen, auf denen er sich schon am frühen Morgen herumgetummelt, wenn ihn die Kutscherfrau mitnahm auf ihren Morgenspaziergang zum Brunnen, oder wenn sie für die Kaninchen Gras holen ging. Er dachte an Liesel, wie er mit ihr gespielt und sich in den Rosenhecken versteckt hatte vor dem Schloß, um sie neckend zu schrecken.

Und da überkam ihn eine solche Sehnsucht, daß er an seiner Kette rasselte wie toll, in dem Versuch, sich loszureißen, um entfliehen und den Weg in die Heimath zurückfinden zu können.

Dann aber überkam ihn eine große Muthlosigkeit; er ließ die Kette ruhen. Was hätte es ihm genützt, selbst wenn er sich hätte losmachen können, selbst wenn er den Weg in die Heimath zurückgefunden hätte! — Sie hatten ihn ja von dort hinausgejagt, sie wollten nichts von ihm wissen — Niemand wollte mehr etwas von ihm wissen — Niemand hatte ihn mehr lieb, von Allen war er verstoßen! — Und dagegen nützte alle Bravheit der Welt nichts. Darum wollte er auch gar nicht mehr brav sein, sondern boshaft, recht boshaft — so boshaft, daß man ihn todtschlagen sollte dafür. — Und kaum hatte er diese bösen Vorsätze gefaßt, so legte er den Kopf zwischen die Vorderpfoten und sehnte sich danach, daß ihn noch irgend eine Hand streicheln möge, ehe er starb.

Er heulte die ganze Nacht, — und die Gärtnerburschen sagten, das sei unerträglich; offenbar wirke der Vollmond auf sein Gemüth, und das sei oft so bei Hunden.

Auf einem von Kehrichthaufen garnirten Bauplatz, der sich hinter der Kunstgärtnerei ausbreitete, hatten Komödianten ihr Zelt aufgeschlagen. Sie gaben dreimal des Tages Vorstellungen, und dazu spielte ein Leierkasten von früh bis spät, um der Umgebung ihre Anwesenheit zu verkünden und Publicum herbeizulocken.

Da es mit dem Leierkasten allein nicht gethan war, so wanderte der eine Komödiant mit seinen zwei Söhnen außerdem noch von Haus zu Haus und bat um die Gewogenheit (nebst Unterstützung) der Herrschaften. — Er kam auch in die Hütte, wo die Gärtnerburschen wohnten. Ein großer Mann mit einer rothen Zipfelmütze, neben ihm ein zehnjähriger Junge mit einer Bajazzomütze und ein kleiner, sechsjähriger ohne Mütze. Der alte Komödiant sah im ganzen Gesicht kupferfarbig aus. Er hatte sehr langes, zottiges, graurothes Haar, einen dicken, rothen Bart und hatte einmal als Statist bei der „Stummen von Portici" mitgewirkt. Daher seine rothe Mütze ebenso wie eine gestreifte Schwimmhose, die er über einem einmal weiß gewesenen Beinkleid trug.

Die beiden Knaben dagegen sahen sehr blaß aus. Sie erinnerten an Hungerkraut, das aus Schutthaufen herausblüht und im Staub erstickt.

Der Knabe mit der Bajazzomütze nahm demüthig seine Kopfbedeckung ab und fing an, Purzelbäume in der Luft zu schlagen, der Kleine begann auf den Händen zu laufen, wurde aber bald müde und blieb linkisch und verlegen stehen. Als er Peterl bemerkte, lachte er ihm freundlich zu und streckte etwas zögernd und ängstlich das magere Händchen aus, um ihn zu streicheln. Ueberrascht von dieser Freundlichkeit, sprang Peterl schwanzwedelnd an dem Kleinen empor, worauf er theilweise aus Dankbarkeit, theilweise aus Ehrgeiz seine Künste zu produciren begann. Er setzte sich mit ganz geradem Rücken auf die Hinterbeine und ließ die Vorderpfoten zierlich herabhängen.

„Ihr habt da ein geschicktes Köterchen," meinte der Komödiant.

„Ach, er ist ein infamer Kläffer," gab ihm der erste Gärtnerbursche darauf zur Antwort, — derjenige, welcher Peterl hatte vergiften wollen.

Der zweite stieß ihn mit dem Ellenbogen. „Mein Kamerad will sagen, daß er ein vorzüglicher Wachhund ist" — äußerte er sich gegen den Komödianten, „und Ihr könnt Euch denken, daß uns das manches Mal genirt. Immer verräth er's, wenn wir von einem kleinen Spaziergang zurückkommen, macht einen Scandal, daß jedesmal der Herr aus dem Bett steigt und nachsehen kommt, was es gibt. Aber das ist sein einziger Fehler — sonst ist er, wie Ihr sagt, ein geschicktes Köterchen, dazu gutmüthig und mit der schmalsten Kost zufrieden. Da, komm herein, Peterl, — zeig, was du kannst."

Peterl begriff Anfangs gar nicht, woher er plötzlich zu all' dem Lobe kam, aber er wedelte vor Freude mit dem Schweif. Der Gärtnerbursch schnallte ihm die Kette mit dem Halsband ab, dann ließ er ihn Purzelbäume schlagen. Peterl machte einen nach dem andern, unermüdlich. Dann mußte er auf einer Leiter hinaufkriechen, dann mit einem kleinen Stäbchen zwischen Schultern und Vorderpfoten auf den Hinterbeinen gehen, endlich als todt hinsinken, nachdem der Gärtnerbursch mit einer Kapselpistole geknallt hatte.

Der Komödiant hockte auf der Erde nieder und streichelte ihn und nannte ihn einen artigen, kleinen Hund.

„So einen könnt' ich brauchen" — meinte er nachdenklich.

In dem Augenblick kam der Knecht, der dem aufmerksamen Wächter ebenfalls nicht gewogen war. „Du, Tondo! der Komödiant sagt, er könnte so einen Hund brauchen. Schad', daß er nicht uns gehört — sonst könnten wir ihn ihm verkaufen," bemerkte der zweite Gärtnerbursch.

„Na, was das anbelangt," erwiderte der Knecht — „das ließe sich vielleicht noch machen; der Köter wär' nicht der erste Hund, der sich verlaufen hätte."

Dann folgte eine lange Conferenz, die damit endigte, daß die drei Verschworenen Peterl dem Komödianten für einen Gulden auszuliefern versprachen in der Nacht, die auf die letzte Vorstellung in der Nachbarschaft folgen würde.

Drei Tage tönte noch die jämmerliche Leierkastenmusik durch die staubige, dumpfe Luft, — dann eines Nachts kam der ältere der beiden Komödiantenbuben, Karlik mit Namen, über den Zaun gekrochen. Ehe Peterl sich dessen versah, hatte ihm der Junge das Maul zugebunden, dann einem der Burschen

den vereinbarten Gulden eingehändigt und war mit Peterl fort auf die Straße hinaus, wo im Morgengrauen undeutlich groß und formlos eine Art Haus auf vier Rädern stand.

Eine Todesangst überkam Peterl bei dem Gedanken, daß er dieselben Qualen erleiden solle wie bei seiner ersten Reise; doch stellte er mit Vergnügen fest, daß vor dieses Wanderhaus ein einfacher, freilich sehr elender Gaul gespannt war, anstatt des feuerspeienden Ungethüms auf der Eisenbahn — daß es im Uebrigen nur ein Haus anstatt einer ganzen Reihe von Häusern war und in Folge dessen auf jeden Fall harmloserer Natur sein mußte.

Er hatte harte Zeiten durchgemacht und hoffte, es würde ihm endlich besser gehen. Und Anfangs gestaltete sich auch Alles ganz leidlich.

Der Raum in dem Wagen war, wenn auch mit allerhand unheimlichen Geräthen verstellt, doch ziemlich freundlich. Durch zwei winzige Fenster drang Licht — der kleine Komödiantenbub, welcher in einem verschossenen gelben Tricot auf der Erde saß, streckte ihm seine nackten Aermchen entgegen und fing an, ihn zu herzen, und ein noch junges Weib, das einen Säugling an der Brust hielt, legte diesen in eine Kiste, um dem neuen Ankömmling ein Schüsselchen mit Milch vorzusetzen. — In einer Ecke hockte der Schwiegervater, das Haupt der Komödianten, und leimte an einem Paar zerrissener Schuhe, während der Kupferfarbige draußen saß und den mageren Gaul kutschirte.

Mit winselnden Rädern setzte sich der Karren in Bewegung.

Bei der nächsten Raststation wurde Peterl von dem kupferfarbigen Komödianten auf seine Talente geprüft. Anfänglich ließ der Künstler ihn nur sein bereits einstudirtes Repertoire produciren. Das ging noch. Peterl fühlte sich zwar von dem Gerüttel in dem Thespiskarren herzlich müde und hungrig, und es war ihm deshalb nicht sehr nach Purzelbaumschlagen und auf zwei Beinen Spazierengehen zu Muthe. Aber er hatte so Manches hinnehmen gelernt in seinem kurzen Leben, und fügte sich in Folge dessen der ihm auferlegten Zwangsarbeit ziemlich gutwillig, in der heimlichen Hoffnung, sein letztes Kunststück mit einem guten Mittagessen belohnt zu sehen. Aber darin hatte er sich geirrt. Kaum war er mit seinen einstudirten Leistungen fertig, so begann der Komödiant mit dem Versuch, ihm neue Kunststücke beizubringen.

Auch dabei zeigte sich Peterl geduldig und sogar anstellig. Er dachte beständig an seinen alten Freund, den dicken Kutscher, und hatte es ordentlich darauf abgesehen, diesem freundlichen Lehrmeister Ehre zu machen. Als der Komödiant ihm aber einen alten großgeblümten Kattunrock umband, einen verknüllten Kinderhut auf den Kopf setzte und ihn aufforderte, in diesem Aufzug, einen Sonnenschirm unter der Vorderpfote, spazieren zu gehen, gerieth er ganz außer sich. Gutgezogener Hund, der er im Grunde trotz seiner abwärts führenden Lebensschicksale immer noch war, faßte er diese Maskerade als eine Entwürdigung auf und wollte sich dieselbe durchaus nicht gefallen

lassen. Er riß sich den Rock mit den Zähnen vom Leibe und bohrte den mit dem Hut geschmückten Kopf in die Erde.

Der Komödiant schien auf diesen Widerstand gefaßt gewesen zu sein und hatte die Mittel in der Hand, ihn zu brechen. Es regnete Prügel- und Hungerstrafen. Zwei Tage bekam Peterl auch nicht einen Bissen zu essen — bis er sich endlich in seine Degradation fügte, um eine Woche, nachdem er die Gärtnerei verlassen hatte, gravitätisch in seinem Madame Batavia-Costüm vor das Publicum zu treten.

Es war auf dem leeren Marktplatz eines mitten im Walde gelegenen Dorfes, wo die Vorstellung stattfand.

In der Mitte des Platzes ragte zwischen vier hohen alten Linden eine Mariensäule empor, rings um den Platz herum erhoben sich Bauernhütten mit dickem, grünem Moos auf den alten Strohdächern und mit vorspringenden, auf zwei Säulen ruhenden Holzgiebeln über grell weiß getünchten Wänden.

Es war Abend. Der Platz war mit bunten Papierlämpchen abgesteckt. Ringsum drängte sich Jung und Alt, Alles, was in dem verlassenen Dorf neugierig und schaulustig war. Auf die Production Peterl's folgte ein wahrer Beifallssturm. Aber das machte Peterl kein Vergnügen. Er hörte nicht auf, sich zu schämen.

Die Komödiantenmutter drehte den Leierkasten unermüdlich, das kleine Kind schrie. Der ältere Komödiantenbub ging mit schlecht verhehlter Angst und ganz kleinen Schritten auf einem gespannten Seil spazieren, der Komödiantenpräses hob mit einer Gebärde, welche Kraftanstrengung darstellen sollte, Zweihundert Kilogewichte, die natürlich nur eine pappendeckelne Täuschung waren, in die Höhe und spielte mit seinem jüngsten Buben Fangball. Und der Schwiegervater sang Lieder zur Guitarre. — Dann kam noch das Geklingel der Kreuzer in dem Klingelbeutel, den Honzik, der kleine Bub, herumtrug, — dann wurden die Lämpchen ausgelöscht, und der Leierkasten verstummte. Der Komödiant saß mit seiner Gattin neben einer der vier Linden, welche die Muttergottessäule umstanden, bei einem Feuerchen, auf dem ein Topf mit Kartoffeln dampfte, und überzählte die Einnahme, und Peterl hatte sich neben Honzik zusammengekauert, der sein besonderer Freund war. Honzik liebte nämlich den Peterl, und Peterl ließ sich lieben. Außerdem hatte er Mitleid mit dem armen kleinen Wicht, dessen Vater Fangball mit ihm spielte, um ein paar Kreuzer zu verdienen. Und dann auch erinnerten ihn die weichen Hände des Knaben an Liesel.

Während der kleine Komödiant ihn streichelte, lag er, an seinem ganzen, abgemagerten Körper zitternd, sonst aber regungslos da. Und als man ihm sein Abendbrot anbot, ließ er es unberührt stehen.

Es war eine wunderschöne Nacht, und die kleine Truppe campirte im Freien. Es war Alles still — still — todtenstill. Nur ab und zu tönte das Horn des Nachtwächters gedehnt und traurig in das feierliche Schweigen. Und in den Lindenkronen rauschte es schlaftrunken. Aus dem schwarzblauen Himmel blinkten zahllose Sterne, über dem Gezack der Fichtenwälder, die man hinter den Hütten des Dörfchens aufragen sah. Der Rasen unter den

Linden war frisch und feucht, ein unbeschreiblich süßer Duft von Quendel und anderen Kräutern würzte die Luft, der häßliche Vorstadtdunst war weit. Eine verschleierte Helligkeit war über das ganze Dorf gebreitet.

Plötzlich zeigte sich im Osten über den Wäldern ein rother Schimmer. Peterl sprang auf, — er fragte sich, ob das Feuer sei. Aber nein, es war nur der Vollmond, der aufging. Erst ganz groß röthlich und matt schimmernd, aber je höher er den Himmel hinan stieg, um so kleiner wurde er und um so heller sein Licht. Es glänzte sanft auf dem smaragdgrünen Moos der alten Strohdächer, es ruhte perlenweiß auf den Mauern, aus denen die kleinen Fenster blinkten.

Immer höher stieg der Mond, und je höher er stieg, um so tiefer schwieg die Erde — immer stiller wurde es — so still, daß man die Bäume athmen hörte.

Es war zu schön — es erinnerte Peterl an die Heimath, und Alles, was ihn an die Heimath erinnerte, that ihm unsäglich weh. Eine Weile trachtete er seinen Schmerz dadurch zu zerstreuen, daß er energisch in das Gras hineinbiß; aber dann war's ihm plötzlich, als höre er Liesel sagen: „Dummer Peterl! friß doch nicht Gras; wenn du Gras frißt, so wird's regnen!"

Da war's aus mit seiner Selbstbeherrschung; wenn er an Liesel dachte, da hielt keine Selbstbeherrschung mehr — er heulte laut und immer lauter. Der Vollmond wirkte entschieden aufregend auf sein Gemüth.

Die schönen Nächte waren gezählt. Einmal nach einem besonders heißen Tag kam ein Gewitter, es blitzte und donnerte und regnete Stunden lang, und als es aufgehört hatte zu donnern und zu blitzen, war es kalt. Die Hälfte des Laubes lag unter den Bäumen, und ein böser Wind fuhr tobend über die Welt und that, was er konnte, um die Blätter, die noch an den Zweigen hängen geblieben waren, ebenfalls herunterzureißen. Der arme, lahme Gaul konnte den Thespiskarren kaum mehr ziehen — erstens nicht, weil die Räder im Koth stecken blieben, und zweitens, weil die Last, die er zu ziehen hatte, immer schwerer wurde, sintemalen sich die ganze Truppe, von welcher sonst häufig ein Theil zu Fuß gewandert war, jetzt vor den Grausamkeiten des Herbstes im Karren zu bergen trachtete.

Peterl hoffte, es würde wieder besser werden, und es kamen auch noch ein paar hübsche Tage. Aber die Nächte waren jetzt alle kalt. Von Städtchen zu Städtchen, von Dorf zu Dorf wanderte der Karren.

Der Verdienst wurde schlecht, die Kost immer schmäler, die Hiebe wurden schärfer, und Peterl machte seine Kunststücke von einem Mal zum andern widerwilliger und ungeschickter.

Anstatt ihm Beifall zu klatschen, lachte man ihn aus, wenn er sich in seinem geblümten Rock und aufgestülpten Federhut in den Scheunen und Wirthsstuben producirte, in welchen die Komödianten jetzt ihre Vorstellungen geben mußten. Kaum daß er drei Schritte auf den Hinterbeinen gemacht hatte, so fiel er ganz plump auf alle Viere, und weder Püffe noch Schmeichelworte konnten ihn dann bewegen, sich aufzurichten. Seine Glieder waren steif vor Kälte und matt vor Hunger, sie versagten beim Springen und Purzelbaumschlagen.

Er gab sich auch gar keine Mühe mehr, er hatte die Possenreißerei satt, er verlangte nichts Besseres, als dieses traurigen Amtes enthoben zu werden.

Nach und nach wurde es dem Komödiantenvater zu arg, und eines Tages, da er, wie er sich gegen sein Weib äußerte — „nicht einen Sprung aus dem vermaledeiten Köter hatte herausschinden können", meinte die Frau: „Im Winter ist's immer so, die Hunde taugen im Winter zu nichts als zum Fressen!"

„Hm! Du meinst vielleicht zum Gefressenwerden," brummte der alte Schwiegervater, der, neben dem Kartoffelfeuer auf der Erde kauernd, wieder einmal damit beschäftigt war, einen alten Stiefel zu flicken.

„Ja, das meine ich, — wir haben es noch mit allen Hunden so gemacht im Winter, — im Sommer findet sich ja leicht ein Ersatz!"

„Meinst Du?" wiederholte der Alte, indem er mittelst einer Zange den Draht aus der Sohle seines maroden Stiefels herauszerrte. Der Schwiegervater wurde sehr nachdenklich. „Um den Hund ist's mir leid, er hat so gute Augen, und er war verflucht klug, solange er genug zu fressen bekam. So einen anstelligen Köter haben wir noch gar nicht gehabt! — Und hübsch fing er an zu werden, seitdem ihm die Haare gewachsen sind," rief der zottige, kupferfarbige Komödiant, der früher Chorist gewesen war. „Mir möcht' der Bissen nicht schmecken . . ."

„Na, wenn Du nicht willst, so verkauf ihn," entschied der Schwiegervater; „ernähren werd' ich ihn nicht länger!"

Nun erfolgte ein heftiger Streit zwischen dem zottigen Komödianten und dem Schwiegervater, wobei der Zottige natürlich den Kürzeren zog, wie es auf dieser Erde dem Gutmüthigen immer geschieht.

Den nächsten Morgen lief der ehemalige Chorist mit Peterl von einem Bauern zum andern, Peterl als vorzüglichen Wachhund rühmend. Aber Niemand wollte sich für die kalte Jahreszeit mit einem neuen Kostgänger belasten; so kam denn der arme Rothbart, wie der Komödiant gewöhnlich genannt wurde, unverrichteter Dinge und sehr niedergeschlagen wieder heim.

Der Schwiegervater bestand auf seinem Willen, und als der Rothbart anfing, über das seinem Liebling bevorstehende Schicksal zu weinen, da höhnten ihn die Anderen, worauf er fürchterlich zu fluchen und zu schimpfen begann, dann aber ins Wirthshaus lief, um sich einen Rausch anzutrinken. Das war seine Art, sich wieder ein wenig Courage zum Leben zu machen, wenn sie ihm ausgegangen war.

Die Komödiantenfrau holte einen Strick, um Peterl an eines der Räder des Thespiskarrens anzubinden. Zweimal versuchte er zu entwischen, aber vergebens — er wurde eingefangen und festgemacht. Der kleine Honzik aber umarmte Peterl heimlich tausendmal und weinte dicke Thränen auf sein schmutziges gelbes Tricot hinab.

~~~~~~~~

In Monplaisir hatte sich indes Manches geändert, — besser geworden war nichts.
~~~~~~~~

Es lag eine schwere Wolke über dem freundlichen Waldschlößchen, eine Wolke, die weder Regen spendete noch Blitze schleuderte, sondern nur den Sonnenstrahlen den Weg versperrte und einen drückenden Schatten über die Erde warf — einen von den kalten, schwarzen Schatten, in denen nichts gedeiht als Mißmuth, Zwietracht und ähnliche, zu gänzlichem Lebensüberdruß beitragende Zustände.

Der Hofmeister war fort, seine lustigen, wenn auch etwas nichtsnutzigen Schüler waren in eine Schule geschickt worden, und zwar nach Wien ins Theresianum, und Liesel war wie ausgetauscht. Die Stiefmama konnte sich die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen war, nicht erklären.

Sie bemühte sich, das kleine, festverschlossene Herz des Kindes aufzuschließen, aber von allen Schlüsseln, mit denen sie's versuchte, paßte keiner.

Liesel war traurig, Liesel zwitscherte nicht mehr von früh bis Abends, und Liesel war auch nicht mehr so folgsam, wie sie's früher gewesen war. Wenn man ihr eine Weisung ertheilte, so zog sie die feinen Brauen zusammen und machte ganz finstere Augen; und wenn sie schließlich doch that, was man von ihr verlangte, so geschah es offenbar widerwillig, und nur aus dem Grunde, daß sie sich zu klein und schwach wußte, um sich zu sträuben. Die Stiefmama behauptete, das Kind sei eigensinnig und habe einen schlechten Charakter, und der Papa sah traurig aus, zuckte die Achseln, küßte Liesel und wußte sich nicht zu helfen. — Einmal, als er sie so recht zärtlich auf den Knieen geschaukelt und ihr zugeredet hatte, ihm ihren Kummer zu gestehen, da hatte sie ihm laut schluchzend mitgetheilt, daß sie sich — nach Peterl sehne. Warum war man so grausam gewesen gegen Peterl? — Peterl habe Niemandem auf der Welt etwas gethan, und er hatte so traurig ausgesehen in der Kiste, in der man ihn fortgeführt hatte auf die Bahn. Sie konnte seine armen, verängstigten Augen nicht vergessen!

Und sie schluchzte und schluchzte, wie nur vierjährige Kinder schluchzen können, die mehr Schmerz in ihrem kleinen Herzen fühlen, als ihr kleiner Kopf fassen kann.

Sie glaubte wirklich, daß sie sich nur nach dem Hund sehne. Aber es war nicht nur der Hund, — es war Wärme, Zärtlichkeit — Heiterkeit — Zerstreuung — kurz, alle guten Geister, die Monplaisir unter dem unvernünftigen Einfluß einer Frau verlassen hatten, der jegliches Verständniß für ihre neue Umgebung fehlte.

Der Papa begriff Liesel's Schmerz besser als sie selbst. Er beruhigte und liebkoste sie, erzählte ihr, daß er Peterl schreiben und daß sich Peterl gewiß beeilen würde, zu antworten, — und was dergleichen zärtlicher Unsinn mehr ist, — bis sie wieder ganz lustig geworden war. Da, während er sie noch auf den Knieen hielt, öffnete sich die Thür, und die Stiefmama steckte den Kopf herein.

Liesel, die ihr Gesichtchen an Papas Brust gedrückt hielt, sah die Mama nicht — der Mann aber sah sie und erschrak über die schreckliche Eifersucht, die er aus ihren Augen herauslas.

Liesel war von ihren drei Stiefkindern der Liebling der jungen Frau gewesen; sie hatte sich bemüht um die Gunst der Kleinen, wie sie's eben ver-

stand, und wenn der Trotz, mit dem das Kind ihren gutgemeinten Freundlichkeiten begegnete, sie auch geärgert und sogar veranlaßt hatte, das Kind falsch zu beurtheilen, so war doch die Neigung zu dem verführerischen Geschöpfchen dieselbe geblieben.

Aber die überströmende Zärtlichkeit, welche ihr Gatte dem Kinde zuwendete, zeigte ihr's zum ersten Mal so recht grell und deutlich, was sie in ihrer Ehe entbehrte.

Warum hatte er nie so herzlich zu ihr gesprochen, warum sie nie — nein, nicht ein einziges Mal, selbst während der ersten Flitterwochenzeit, so zart und liebkosend berührt, wie er das Kind berührte? Er war nie zärtlich mit ihr — ritterlich, höflich, aufmerksam, geduldig — aber zärtlich nie.

Er liebte sie nicht — das sah sie deutlich.

Ach, wenn er nur einmal zu ihr gesprochen hätte mit der Stimme, mit der er zu Liesel sprach, wenn er sie nur einmal berührt hätte mit der Zartheit, mit der er Liesel über das braune Krausköpfchen gefahren war!

Aber nein — nie . . . nie . . . und als sie sich darüber ganz klar geworden, zog der Haß in ihr Herz ein, ein großer, grausamer Haß gegen das schwache, unschuldige Kind, das ihr Mann mehr liebte als sie, seine Gattin! — Und sie wurde geradezu spitzfindig darin, stärkende Nahrungsmittel für ihren Haß aufzustöbern.

„Er liebt das Kind, weil es seiner Mutter ähnlich sieht," sagte sie sich. „Jeder Kuß, den er dem Kinde gibt, gilt seiner verstorbenen Frau."

O, wie das weh that!

Sie wollte ihm nichts davon sagen, natürlich nicht — kein einziges Wort, dazu war sie viel zu stolz. Aber anläßlich irgend einer Kleinigkeit verlor sie ihre Selbstbeherrschung, und sie sagte ihm nicht nur ein Wort, sondern viele Worte — die bittersten, giftigsten, die sie finden konnte.

In der nächsten Stunde hätte sie alle zurücknehmen wollen, aber es war nicht mehr möglich. Nichts ist schwerer zurückzunehmen als ein gesprochenes Wort!

Herr von Feldeck ging noch öfter auf die Jagd als früher. Die Jahreszeit bot ihm jetzt reichlich Gelegenheit dazu. Manchesmal stellte er Betrachtungen an über sein verpfuschtes Leben; aber es energisch zurechtzurücken, dazu fehlten ihm einerseits die Roheit und die Kraft, andererseits der Tact und die Ausdauer.

Sich fürderhin viel mit Liesel abzugeben, war unter den Umständen und bei seiner chronischen Angst, Scenen heraufzubeschwören, nicht seine Sache. Auch fürchtete er, jegliche Aufmerksamkeit, die er dem Kinde bewies, würde die Stiefmutter noch mehr gegen dasselbe reizen. Und das war auch der Fall. Frau von Feldeck fand jeden Augenblick etwas an Liesel zu rügen. Das Kind war störrisch, unfolgsam; Frau von Feldeck behauptete, die alte Kinderfrau sei nicht streng genug und ließe ihm Alles durchgehen, da müsse es verdorben werden. Sie sagte das so lange, bis der Mann ihr gestattete, der alten Kinderfrau zu kündigen. Die arme, gute Frau Streubel verließ Monplaisir und an ihre Stelle trat eine Kindergärtnerin, die sich in Liesel's kleines

Wesen ebenso wenig wie die Stiefmutter hineinverstand, und die ihren Tag damit verbrachte, entweder das vierjährige Kind durch gelehrte Spiele zu unterrichten oder ihre eigene Weisheit durch das Studiren schwieriger Bücher zu vermehren. Denn sie war eine ehrgeizige Person und bereitete sich heimlich für das höhere Lehrerinnen-Examen vor.

Während sie tief in ihre Lectüre vergraben dasaß oder auch, ein aufgeschlagenes Buch in den Händen, halblaut vor sich hin murmelnd auf und ab ging, sollte Liesel allein mit ihren Puppen spielen. Es gehörte zu den Erziehungsprincipien der Kindergärtnerin, daß das Kind lernen solle, sich selbst zu beschäftigen.

Wie die meisten Menschen schmiedete sie ihre Principien ihrer Bequemlichkeit auf den Leib, aber Liesel war damit nicht einverstanden. Sie war eine gesellige, mittheilsame kleine Natur, und sich allein zu beschäftigen, paßte ihr wenig. So saß sie oft halbe Stunden lang ganz still mitten zwischen ihrem Spielzeug da, die Beinchen vor sich gestreckt, und aus ihren großen, schönen Augen war es herauszulesen, daß sie über allerhand brütete, was sie nichts anging. Dann wurde sie von ihrer Erzieherin, denn diesen Titel hatte sich die Kindergärtnerin beigelegt, wegen ihrer Unthätigkeit zurechtgewiesen und gescholten. Sie wurde so viel ausgescholten, daß sie sich schon gar nichts mehr daraus machte, ebenso wie Menschen, neben denen man alle Tage Kanonen löst, es nicht mehr merken, sondern ruhig über dieses Geräusch hinüber schlafen.

Aber in ihrem Herzen war eine beständige aufrührerische Bitterkeit, die sich mit namenloser Langeweile paarte, und was aus dieser Verbindung für böse Dinge entstehen, weiß Jeder, der einen solchen Zustand eine Weile mit angesehen hat.

Liesel, die herzige, gutmüthige Liesel wurde jetzt wirklich eigensinnig, unfolgsam und rachsüchtig. Wo sie konnte, spielte sie der gelehrten Kindergärtnerin einen Streich. Einmal schnitt sie ihr mit einer Schere ein Kleid entzwei, ein zweites Mal schüttete sie das Tintenfaß über einen acht Seiten langen Brief aus, welchen die Lehrerin kurz zuvor mit großer Mühe und der Hülfe von zwei Wörterbüchern und einem Conversationslexikon verfaßt hatte. Für das massacrirte Kleid wurde Liesel mit der Ruthe gezüchtigt, für den verdorbenen Brief aber von der Kindergärtnerin in einen großen Kleiderschrank eingesperrt. Aus der Ruthe machte sich Liesel nicht viel, aber das stundenlange Eingesperrtsein war ihr schrecklich.

Wenn ihr Papa zu Hause gewesen wäre, so hätte er wohl trotz seiner bodenlosen Passivität gegen diese Strafe Einspruch erhoben. Aber der Papa war nicht zu Hause, er war fast nie mehr zu Hause.

Wie man die Kleine aus dem Kleiderschrank entließ, stellte es sich heraus, daß sie verschiedentliche der Kleider als Taschentuch benutzt hatte. Da wurde sie wieder geprügelt, und so kam sie aus dem Gestraftwerden gar nicht mehr heraus.

Natürlich verdiente sie Schläge, aber die Kindergärtnerin verdiente gerade doppelt so viel.

Die Stiefmama war anderer Meinung. Sie belobte die Lehrerin vor dem kleinen Mädchen, sagte ihr das Anerkennendste in Betreff ihrer strengen Erziehungsgrundsätze.

Das brachte Liesel ganz außer sich, und in ihrem kleinen Kopfe heckte sie schließlich einen ganz furchtbaren Plan aus. Sie wollte fliehen — vom Hause fort, von der Stiefmutter fort, zu ihrer alten Kinderfrau, der Frau Streubel. Man hatte ihr gesagt, sie wohne hinter dem Wald, der sich an den Park schloß, und sie wollte quer durch den Wald bis zu ihr. Sie war so fest davon überzeugt, sie wieder zu finden, wie es manche Leute sind, den vor ihnen Gestorbenen im Paradiese zu begegnen.

Arme kleine Liesel! Jedesmal, wenn sie an die Ausführung ihres Vorhabens schreiten wollte, klopfte ihr doch das Herz ganz fürchterlich. Einmal, da sie unbewacht war, machte sie zwei Schritte aus dem Haus heraus, und ein anderes Mal fünf und ein drittes Mal zehn, aber jedes Mal kehrte sie um. Das erste Mal hatte sie sich erinnert, daß sie Apfelkuchen zu Mittag bekommen würde, das zweite Mal lief ein Hund vorbei, vor dem sie sich fürchtete, das dritte Mal hatte es angefangen zu regnen.

Da verzichtete sie vorläufig auf ihren Vorsatz, aber sie gab ihn nicht auf. Und jedesmal, wenn sie von Neuem an die Ausführung ging, machte sie ein paar Schritte mehr.

Und an einem schönen Octobertag, als die sich durch die feuchte Luft schrägenden Sonnenstrahlen wie Gold auf den abgefallenen Blättern schimmerten, die unter den Bäumen die Parkwiesen bedeckten, — da war Liesel verschwunden.

Die Kindergärtnerin erschrak Anfangs gar nicht, sie ärgerte sich nur; sie war überzeugt, daß Liesel ihr irgend einen Schabernack gespielt und sich versteckt hatte. Sie meldete es auch Niemandem, daß sie „den boshaften Balg“, wie sie sich ausdrückte, nicht finden konnte, — sie sagte sich einfach: wenn das kleine Ding Hunger hat, wird es schon zum Vorschein kommen. Und so fuhr sie denn fort, nachdenklich vor einem mit glattem, weißem Papier bespannten Reißbrett zu sitzen und, mit einem Zirkel bewaffnet, tiefsinnige geometrische Probleme auszurechnen.

Aber als die Stunde zum Mittagessen schlug, und Liesel noch nicht wieder erschienen war, wurde die Kindergärtnerin unruhig. Sie fing an, nach Liesel zu fragen, sie fing an, Liesel zu rufen — sie strich durch die Parkwege wie von Sinnen und rief immer wieder: „Liesel, Liesel,“ aber Niemand antwortete ihr.

Endlich mußte sie sich entschließen, es der Stiefmama mitzutheilen, daß Liesel verschwunden sei. Die Stiefmama gerieth außer sich vor Schrecken. Sie lief mit der Kindergärtnerin um die Wette im Park herum, hin und her, rief „Liesel — Liesel“ — aber vergeblich. Das Dienstpersonal wurde alarmirt, Boten wurden nach allen Richtungen ausgesandt in die Förstereien — Förster und Heger rückten aus . . . umsonst! — Liesel's Vater war nicht zu Hause — aber was würde er sagen, wenn er bei seiner Rückkehr das Kind nicht fände.

Die arme Stiefmutter wußte es nicht mehr, daß sie eifersüchtig auf das Kind gewesen war — sie erinnerte sich nur noch, daß sie sich oft lieblos gegen dasselbe gezeigt hatte, und jede Fiber in ihr brannte vor Schmerz, wenn sie eines herben Wortes oder gar eines Schlages gedachte, mit dem sie Liesel gezüchtigt.

Sie sah sie vor sich, mit den großen, klugen, schelmischen, braunen Augen, mit dem herzigen Mund, der auf so viele verschiedene Arten zu lächeln verstand, — sie sah die kleinen, weichen Hände mit den Grübchen hinter den Fingerwurzeln; immer wieder war's ihr, als müsse sich die Thür öffnen und ein kleines Figürchen mit schlanken, schwarzen Beinchen müsse hereintrippeln und sich vor sie hinstellen, trotzig und schelmisch zugleich, und ihr zurufen: „Da bin ich — straf mich!"

Aber sie wollte nicht mehr strafen, — gut machen wollte sie, was sie an dem Kind verbrochen, sterben wollte sie, wenn sie mit ihrem Leben das des Kindes erkaufen könnte. Noch immer lief sie die Parkwege entlang — hierhin — dorthin . . . die Dämmerung fiel, sie stieß gegen einen Stamm, — immer dichter fiel die Dämmerung . . . Und jetzt war es noch ärger, — sie konnte nicht mehr laufen. Stillstehen mußte sie vor dem Schloß — warten — warten — auf was?

Und mit einem Mal dachte sie an Peterl! . . Wenn der arme kleine Köter da wäre, der hätte das Kind gefunden, wo es auch sein mochte. Ja, warum hatte sie damals den Hund weggeschickt? . . . Ihr Bruder hatte sie gewarnt, — sie war besorgt gewesen . . . die Wissenschaft . . . ach, ein gräßlicher, ungerechter Zorn gegen die Wissenschaft entbrannte in ihr — auf diese Art Wissenschaft, die uns beständig neue, weitentlegene Gefahren vor die Augen führt und uns dadurch vergessen läßt, an die nächstliegenden zu denken. — Ob der Verkehr mit dem armen, treuen Hund dem Kind schädlich hätte werden können, war fraglich; aber daß es schädlich war, das Kind unbeaufsichtigt zu lassen, das war sicher.

Wie sie sich nach dem Kinde sehnte, wie sie das Kind liebte! — und wie sie sich haßte!

Da stand sie vor dem Schloß, horchte — horchte. Wenn sie irgend einen Schritt hörte, fuhr sie zusammen und schrie: „Wißt ihr etwas, — habt ihr sie?"

Aber Niemand wußte etwas, — und es wurde finster, und man hatte sie noch immer nicht.

Die uralten Linden von Monplaisir zeichneten sich schwer und dunkel ab gegen den blassen Himmel, an dem die Sterne glänzten, die Luft war feucht und kalt. Ein Schauer lief durch die Bäume, die Blätter raschelten auf den Rasen nieder, und immer noch horchte sie . . . nichts . . . nichts . . . nein, aber dort in der Ferne Räderrollen . . . ein Wagen, der näher, immer näher kommt . . . der Wagen, der Liesel's Vater nach Hause bringt.

In Peterl's Schicksal war indessen eine Wendung eingetreten.

In der Nacht, welche dem Tage von Liesel's Flucht aus Monplaisir voranging, schlich sich, während die anderen Komödianten fest in dem Thespis-

karren schliefen, der kleine Honzik hinaus und leise bis zu Peterl heran, der, an seinem Rad angebunden, vergeblich den Strick, der ihn festhielt, durchzubeißen trachtete. Honzik kniete neben ihm nieder, schlang seine mageren Arme ein letztes Mal um den Hals des Hundes, küßte ihn und schnitt dann mit einem Messer, das er zu dem Zweck mitgebracht hatte, den Strick entzwei. Er hatte einige Mühe, denn das Messer war stumpf, und der Strick war fest, wie aus Draht zusammengeflochten. Aber endlich war er fertig. Da flüsterte er dem Hund zu „s pánem Bohem!“ und versetzte ihm einen aufmunternden, zärtlichen Schlag auf den Rücken.

Peterl verstand. Er wackelte dankbar mit den Ohren, schoß wie ein Pfeil in die Nacht hinaus, raste aber gleich darauf, einen weiten Bogen beschreibend, wieder zurück, leckte dem weinenden Knaben das abgemagerte Gesichtchen und Hände, dann ein leises Geräusch in dem Karren vernehmend, fuhr er zusammen und lief nun, was er laufen konnte.

Der kleine Komödiant schlich sich indessen in den Karren zurück. Das Thürchen knarrte, während er sich hindurchzuschieben trachtete. Seine Mutter wachte auf. „Was hast Du draußen gemacht?“ fragte sie.

„Der Hund war unruhig, ich dachte, er würde sich losreißen wollen,“ sagte er; „da hab' ich ihn fester angebunden.“

Dann verkroch er sich in seinen Winkel, faltete die kleinen Hände und ließ den Kopf auf seine Brust fallen.

Morgen würde doch herauskommen, was er gethan, und da würde es Prügel setzen. Das war Nebensache, — die Prügel war er gewöhnt. Aber ... aber — er hatte seinen besten Freund verloren! — Bei dem Gedanken wurde sein Herz schwer.

Indes flog Peterl über die Stoppeln und das frisch geackerte Feld dahin. Erst als er eine ganze Weile weit gelaufen sein mochte, und sich in einem dunklen Wald geborgen sah, hielt er inne.

Er bedachte, was zu thun sei. Vor Allem wollte er nach Haus. Was dann mit ihm geschehen würde, war ihm gleichgültig; wenn sie ihn todtschlagen wollten, — nun so sollten sie. Er war ganz munter, trotzdem er diese Möglichkeit ins Auge faßte. Das Gefühl seiner Befreiung war ihm in alle Glieder gefahren. Zugleich aber fing ihn an zu hungern. Er lief an den Rand des Waldes, wo sich ein mit Binsen durchwachsener Graben hinzog, und nahm ein paar Schluck Wasser zu sich, dann begab er sich auf die Jagd und verspeiste seine Beute, ein junges, graues Kaninchen, mit großem Behagen. Ach, wie ihn das an Monplaisir erinnerte. Seit er von dort hatte fort müssen, hatte er ja seinem Lieblingssport, der Kaninchenjagd, nie mehr fröhnen können. Hierauf, ohne sich aus dem Schatten des Waldes heraus zu wagen, überlegte er, welche Richtung er einschlagen sollte. — Zwischen den alten Kieferstämmen sah er hinaus über die weite Ebene, auf der die Dämmerung ruhte. Sie wurde durchsichtiger, immer durchsichtiger. Die Luft machte fast den Eindruck von getrübtem Wasser, das sich langsam klärt. Dann schimmerte es rosa über die Wolken am östlichen Horizont. Peterl wußte natürlich nicht, daß es der

östliche Horizont war, — aber er wußte es ganz genau, daß jetzt die Sonne aufgehen würde.

Ein rosiger Schein schwebte über der Erde, wie ein Lächeln seliger Erwartung. Dann flimmernd und leuchtend breiteten sich die Sonnenstrahlen über die Welt; behaglich breit streckten sie sich über dem thaufrischen Boden, bis sie sich endlich verloren in der allgemeinen Helligkeit.

Es war Alles sehr schön, und es flößte Peterl Muth ein — er war sehr unglücklich. Er wollte ja sterben, aber nicht, ehe er die Heimath wiedergesehen hatte und Liesel!

So lief er denn vorwärts, was Zeug hielt, in der Hoffnung, vielleicht durch Zufall auf bekannte Gegenden zu stoßen — als er einen Schuß hörte. Zugleich empfand er einen brennenden Schmerz im rechten Hinterbein.

Nun war's ihm, als ob es überhaupt mit Allem aus sei ... Da kam ihm plötzlich ein sonderbarer Gedanke! War's nicht der ihm wohlbekannte Heger aus Monplaisir, der ihm den Schrot nachgejagt hatte? ... Sein alter Feind — derselbe, der sich immer mit dem Kutscher in den Haaren gelegen hatte. Zwischen den halb entblätterten Zweigen eines wilden Rosenbusches, unter die sich der zu Tode geängstigte Peterl hinein geduckt hatte, blickte er dem Schützen nach. Kein Zweifel darüber ... Der Heger war's! ...

Nun wußte er, was er zu thun habe, um den Weg zurück zu finden nach seinem geliebten Monplaisir!

Er fing an, zu schnuppern ... Ja, das war's ... der Geruch — genau der Geruch des Hegers, dem brauchte er nur zu folgen, um sein Ziel zu erreichen.

So machte er sich denn von Neuem auf die Beine.

Der Wunsch nach dem Tode war ihm vorläufig vergangen. Wie viele lebensmüde Persönlichkeiten hatte er aufgehört, sich nach dem Tode zu sehnen, in dem Augenblick, in dem ihm die Todesmöglichkeit nahe gerückt war!

Seine Wunde brannte ihn schmerzlich. Er lief öfters auf drei Beinen als auf einem — aber vom Fleck kam er doch, wenn auch, in Folge der vielen Ruhepausen, die er machen mußte, recht langsam!

Die Nacht war längst hereingebrochen, als er etwas sich weithin breitendes, verwischt Schwärzliches zwischen den helleren Feldern sich hindehnen sah, das theilweise von einer weißen Mauer eingefaßt war. Das war der Park von Monplaisir!

Er sprang auf vor Freude und bellte schrill auf ...

Dann aber schüttelte er nachdenklich mit seinem kleinen Kopf. Eine schmerzliche Schüchternheit und Beschämung kroch über sein müdes und hungriges Körperchen, da er der Grausamkeit gedachte, mit welcher er vor wenigen Monaten aus dem Schloß hinausgewiesen worden war.

In Folge dessen gab er den Gedanken, bis in den Hof zu laufen und an der Stallthüre zu kratzen, auf. — So gern ihn die im Stall mochten, wußte er doch, daß sie ihn einfach für die Nacht versteckt, dann aber weggeschickt hätten, ehe er Liesel's ansichtig geworden war.

Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als irgendwo im Park zu übernachten, damit er dann bei Tag ein Momentchen abwarten könne, wo sie vorüber ging.

Da er wußte, daß um diese Zeit das Parkthor immer verschlossen war, so spähte er nach dem Loch in der Mauer, durch welches er sonst zu schlüpfen pflegte, wenn er leider manchmal heimlich einen lustigen Spaziergang durch die umliegenden Felder und Wälder unternahm.

Da merkte er zu seinem großen Erstaunen, daß das Thor weit offen stand.

Ungestört trippelte er hindurch.

Ach, es war doch ein schönes Gefühl, den Boden seiner Heimath von Neuem zu betreten! Er erkannte dort einen Baum, da einen Busch! Unbeholfen in Folge seiner Wunde, aber toll vor Freude, fing er an, über die Grasplätze zu rasen und die trockenen Blätter aufzuwirbeln . . .

Plötzlich hörte er angstvoll und schrill den Namen „Liesel“ schreien — „Liesel — Liesel!“

Nicht nur eine . . . verschiedene Stimmen riefen ihn.

Ein hoher, dunkler Mann, den Peterl sofort als Liesel's Vater erkannte, kam mit großen Schritten aus der Richtung des Waldes. Ein Anderer trat ihm entgegen. Sie sprachen aufgeregt mit einander, und ihre Stimmen, besonders die des Vaters, klangen so heiser und traurig, daß es Peterl durch Mark und Bein ging.

Mitten im Gespräch sah der Gutsherr sich um — horchte offenbar, schrie noch einmal „Liesel — Liesel!“ worauf er von Neuem der Richtung des Waldes zueilte.

Peterl's treues, kleines Hundeherz klopfte zum Zerspringen. — Liesel's Vater hatte ihn zwar recht schlecht behandelt, aber jetzt fühlte er doch Mitleid mit ihm, obzwar er noch nicht begriffen hatte, was sein Unglück ausmachte.

Er lief noch ein Stückchen, um sich zu orientiren — jetzt erblickte er das Schloß.

Trotz der vorgerückten Nachtstunde waren alle Fenster erleuchtet, die Eingangsthüre stand offen, und auf der Terrasse schleppte sich, laut schluchzend, mit versagenden Gliedern, eine Frau auf und ab, die sich die Haare raufte und aus ihrem Schluchzen heraus mit heiserer, schriller, abgemüdeter Stimme „Liesel — Liesel!“ rief.

Es war Liesel's Stiefmutter. — Jetzt hatte er begriffen — Liesel war fort — Liesel war verloren gegangen — und man suchte sie.

Da bemächtigte sich seiner ein einziger, Alles bezwingender Gedanke: Wenn einer auf der Welt sie findet, so bin ich's. — Und die Nase an der Erde, suchte er ihre Spur.

Als er bereits im eifrigsten Suchen war, raschelten ein paar Tropfen durch die Herbstblätter. — Dichter und dichter fielen sie. — Jetzt regnete es in Strömen.

Peterl schüttelte sich — der Regen erschwerte Alles — auch die Auffindung der Spur.

Nichtsdestoweniger schnupperte er und schnupperte ... er riß die Blätter aus einander ... ach, wenn er sie nur finden hätte können ... Liesel ... die arme, herzige Liesel!

Im Schloß hatte man sich schließlich der verzweiflungsvollen Ueberzeugung hingegeben, daß sie entweder von Zigeunern gestohlen oder in einem der tiefen Waldteiche ertrunken sei.

Sie war weder von Zigeunern gestohlen worden noch in einem Teich ertrunken, sie hatte sich nur verirrt. Armes, herziges, kleines Liesel!

Warum war sie davongelaufen, warum war sie unfolgsam gewesen! Ach, alles auf der Welt war besser — selbst die ungerechten Strafen der Kindergärtnerin waren besser als dieses Alleinsein in dem schaurigen, dunkelnden Wald! — — —

Es war ein so schöner Tag gewesen, und die Sonnenstrahlen hatten ihr gewinkt, und die ganze Erde hatte einladend geduftet, — und der Gedanke an die gute, alte Kinderfrau, die sie gewiß auf den Schoß nehmen und bedauern und mit süßen Kuchen füttern würde, war zu verlockend gewesen. — Eine kleine Beklommenheit hatte sie allerdings zu überwinden gehabt, da sie sich vom Schloß wegschlich. Aber damit war sie bald fertig geworden. Zur Gesellschaft hatte sie eine Puppe mitgenommen auf den Weg und war Anfangs recht flink über Stock und Stein mit ihren zierlichen, in schwarzen Strümpfen steckenden Beinchen hingehüpft. Es war warm, der Sonnenschein durchdrang ihren zarten Körper, wie er eine Blume durchdringt. Sie freute sich des Lebens, sie lachte und klatschte in die Hände.

Sie hörte den Förster vorbeikommen. Da duckte sie sich in das Farnkraut hinein, das bereits angefangen hatte zu welken, damit er sie nicht sehen sollte. Sein Hund schnupperte nach ihr hin. Der Förster, welcher ihm die Absicht zumuthete, einen Hasen aufscheuchen zu wollen, rief ihn zurück, und da er ein wohlerzogener Hund war, ließ er sich abrufen.

Kaum waren der Förster und sein Hund verschwunden, so lief Liesel weiter. Sie hatte gehört, daß Frau Streubel ganz nah wohnte ... knapp hinter dem Wald. — Sie hatte keine Ahnung, daß es quer durch den Wald hindurch weiter sein könne als über eine der Parkwiesen in Monplaisir.

Fröhlich lief sie weiter.

Der Wald wurde jetzt viel dichter, — die Sonnenstrahlen hatten größere Mühe hineinzudringen — aber der mit trockenen Kiefernnadeln bedeckte Boden war noch mit Licht übergossen, und da oder dort hoch oben in einem dunklen Wipfel hatte sich ein Lichtstreif verirrt. Auf einigen der Kiefernstämme schimmerte es erst roth wie Feuer, dann roth wie Blut, die hier und da in dem Kieferwald verstreuten Eichenbäume lohten wie Flammen. Liesel's Muth fing an zu sinken. Sie wäre jetzt gern umgekehrt, aber sie fürchtete sich. Sie war ja immer so streng bestraft worden für ganz kleine Unarten, was würde man ihr erst anthun, jetzt, wo sie etwas wirklich Schreckliches gethan hatte?

Nein, nein, sie konnte jetzt nicht mehr umkehren, konnte nicht nach Haus, sie mußte so rasch als möglich zu der alten Kinderfrau zu gelangen suchen,

die sie verstecken und vor Strafe behüten würde. Es konnte auch gar nicht mehr weit sein! — Sie lief noch ein Stückchen — aber plötzlich verglomm der rothe Schimmer, durch die Luft glitt's wie grauer Staub, der dichter und dichter wurde; sie vermochte die Entfernung der Bäume nicht mehr richtig zu bemessen. — Mit einem Mal wurde es ganz dunkel. Eine rasende Angst befiel sie. Sie versuchte vor dem Dunkel davonzurennen, wie vor einem Feind, sie stieß in einen Eichenstamm, blieb liegen, versuchte sich aufzuraffen, stieß noch einmal in etwas hinein und kauerte sich endlich, ganz außer sich vor Schrecken, zusammen, drückte die Puppe an sich, fing an zu beten, dann zu weinen, dann zu schreien. Es nützte Alles nichts. Sie weinte und schrie, bis sie müde war, und dann schlief sie ein. Mitten in der Nacht erwachte sie in dem dunklen Wald, in den jetzt ein paar blasse Mondstrahlen hineinglitten. Sie versuchte aufzustehen, aber sie konnte nicht; ihre Glieder waren steif, und ihre Kleider hingen schwer und feucht an ihr nieder. Ihr Kopf that ihr weh, sie hatte Durst und Hunger. Aber alles das ging unter in einem namenlosen Angstgefühl.

Sie rührte sich nicht mehr, sie dachte nicht mehr, sie fühlte nichts als Angst. Sie fürchtete sich vor dem Mondstrahl, der durch die Zweige drang, vor dem Schatten, der über das Moos huschte, vor dem Wind, der durch die Baumkronen strich. Und das Mondlicht wurde immer blasser, und der Wind schrie immer lauter, — ein garstiger, heulender, pfeifender Wind! Zugleich raschelten große Tropfen durch die Eichenäste über ihrem Köpfchen und fielen einer nach dem anderen.

Immer dichter fielen sie . . .

Plötzlich hörte sie, wie etwas auf sie zulief. Sie hörte es trappeln und schnuppern. Sie wollte sich aufrichten, fliehen, — sie konnte nicht. Es kam näher, immer näher — etwas, das hellgrau durch das bleiche Mondlicht schimmerte. — Sie schrie! . . . Doch, da hatte es sie schon am Röckchen gepackt. Es kauerte sich neben sie hin, sprang ihr auf die Schulter. — Sie fühlte, daß es etwas Warmes und ihr freundlich Gesinntes war . . . Ein Hund! . . . Sie sah ihn ziemlich deutlich in dem weißen Mondlicht.

„Peterl!“ rief sie. Mit wahnsinniger Freude sprang Peterl auf ihren Schoß und fing an, ihr die Schultern, das Hälschen, ja selbst die Wangen zu lecken.

Und Liesel hielt ihn fest mit beiden Aermchen, sie schmiegten sich in einander — der verstoßene Hund und das verirrte Kind, und waren beide glücklich und hatten beide ein Gefühl freundlichen Geborgenseins; sie wärmten sich an einander, fürchteten sich mit einander und hofften mit einander.

Um sie vor dem Regen zu schützen, schmiegte er sich schützend neben sie, und sie schlief ein. — Er wachte — er dachte darüber nach, wie er Liesel zurückbringen könne.

Er hätte ihr gern den Weg gezeigt nach Hause — aber sie konnte nicht mehr gehen — sie war ganz steif. — Sie schlief fest, und er wedelte freundlich mit dem Schweife und ließ den Regen an sich herunterfließen.

Es mochte gegen vier Uhr früh sein — der Regen hatte aufgehört — da weckte den Kutscher ein sonderbares Kratzen an der Stallthür. Er stand auf — und da der Mond jetzt untergegangen und es in Folge dessen ganz dunkel war, nahm er die Laterne und sah, was es gab. Vor der Thür stand ein ihm anscheinend unbekannter Hund, wimmernd und von so traurigem Aussehen, daß er ihn für irgend einen verlaufenen Köter hielt und schroff anschrie, worauf der Arme mit tief gesenktem Schweif und Kopf davon eilte.

Der Kutscher wollte sich noch einmal niederlegen, konnte jedoch nicht einschlafen. Es kam ihm der Gedanke, wenn es Peterl gewesen wäre, den er davon gejagt hatte! Wenn der am Ende etwas von Liesel wisse! . . .

Er stand auf, rief „Peterl" — pfiff — umsonst — keine Antwort erfolgte.

Nach einer Weile weckte er den kleinen Stallbuben und begann mit ihm die Pferde zu striegeln.

Er hatte die Arbeit gerade beendet, — hinter jedem Stand lag ein längliches Häuflein dunkelgrauen Staubes, als es von Neuem an die Thür des Stalles kratzte. — Diesmal öffnete er rasch. In die Thüre des mit einer Wandlampe beleuchteten Stalles trat eine sonderbare Erscheinung.

Ein Hund, der, ganz in den angetrockneten Lehm der Straße eingehüllt, wie ein bewegliches Tropfsteingebilde aussah und eine Puppe im Maule hielt. — Kutscher und Stallbub erkannten beide die Puppe Liesel's.

„Peterl!" schrie der Kutscher, „Peterl!"

Aber er hatte keine Zeit, seiner Freude Ausdruck zu geben.

„Schließ die Stallthür, daß der Hund nicht davonläuft," rief er dem Stalljungen zu, „und gib ihm zu fressen — Milch, alle Milch, die im Hause ist. Weck mein Weib!"

Damit eilte er ins Schloß, — dort schlief Niemand — mehrere Fenster waren erleuchtet — Liesel's Papa kam sofort heraus. „Was gibt's?" fragte er.

Der Kutscher theilte ihm mit, daß Peterl zurückgekehrt sei, und daß er Liesel's Puppe gebracht habe.

„Um Gottes willen! . . ."

Ehe eine Minute verstrichen war, zogen Liesel's Papa und der Kutscher in den Wald hinaus, dem voraneilenden Peter nach. Ueber eine Stunde dauerte es — zweimal erlosch die Laterne, welche ihnen leuchtete. Der erste bleiche Morgenschimmer, welcher der Morgenröthe vorangeht, schlich durch den Wald, da nahm Peterl Reißaus, lief in rasender Eile durch die Büsche — Diener und Herr hielten inne, sahen sich an, wußten nicht mehr, wohin sich wenden, als sie das laute Bellen des Hundes herbeirief.

Dort unter einer alten Eiche lag Peterl neben irgend etwas Regungslosem . . . Herr von Feldeck beugte sich nieder . . . es war Liesel.

Der Vater nahm sie in die Arme — sie war steif und kalt! Er dachte, sie sei todt, aber ihr kleines Herz schlug noch. „Gottlob!" murmelte er und trug sie, so rasch er vermochte, nach Hause.

Und Peterl! . . .

Nachdem Liesel gefunden worden war, hatte er eigentlich seine Mission erfüllt. Er wußte es selber. Kein Mensch hatte Zeit, an ihn zu denken, ihn zu loben, zu streicheln. Er wunderte sich gar nicht darüber — er war keine gute Behandlung mehr gewöhnt. Er fragte sich nur, was er noch mit sich anfangen solle — er suchte sich ein Plätzchen zum Verenden. Die Schrotkörner, die ihm der Heger in den Schenkel gejagt und die er über den Aufregungen der letzten Stunden vergessen hatte, schmerzten ihn jetzt sehr. Er schleppte sich halbwach wie durch einen dichten Nebel, ohne recht zu wissen, wohin — bis er die äußeren Umrisse des Stallhofes erkannte.

Vor dem Thor brach er zusammen und schmiegte sich leise wimmernd neben dem Pfeiler nieder. Dort bemerkte ihn ein vorüberfahrender Knecht, der ihn nicht kannte und auch nichts von seiner Heldenthat erfahren hatte. Der schlug mit der Peitsche nach ihm und wollte ihn davon jagen. Aber Peterl rührte sich nicht — fest entschlossen, an der Schwelle der Heimath zu sterben.

Da lief der Kutscher hinaus, um zu sehen, was es gebe, und als er Peterl bemerkte, nahm er ihn in seine Arme, so schmutzig er war, und trug ihn in den Stall — und die Kutschersfrau und der Stallbub kamen herbei, und Alle streichelten Peterl und brachten ihm Leckerbissen, und an dem Streicheln freute er sich sehr, aber an den Leckerbissen konnte er sich nicht freuen — er war zu müde und elend.

Da steckten sie ihn in ein warmes Bad und wuschen ihm seine Wunde und reinigten ihn und rieben ihn trocken und legten ihn schließlich in den alten Verschlag, in dem er mit seinen kleinen Geschwistern gespielt hatte.

Während er schlief, beobachtete ihn das Stallpersonal. Sie fanden alle, daß er viel hübscher geworden sei. Sein Fell war länger, sein Schweif buschiger geworden, und sein ausdrucksvolles Köpfchen machte sich gut selbst im Schlaf.

„Ich glaube, der gnädige Herr wird ihn nicht wieder hinaus jagen!" murmelte der Stallbub.

Da wachte Peterl auf, und nun gab's ein Loben und Liebkosen und Füttern. Er ließ sich's auch gern gefallen und trank mit Enthusiasmus einen ganzen Liter Milch aus; und der Kutscher klopfte ihn ab und rief einmal über das andere: „Mordskerl!" Dann blies er die Backen auf und erklärte: „Wenn dich der Herr jetzt noch hinaus wirft, so geh' ich mit dir. Wir bleiben bei einander, Alter!"

Aber sie sollten doch nicht bei einander bleiben.

Im Schloß hatte man indessen große Sorgen. Liesel erholte sich nicht ganz so rasch wie ihr zottiger Freund. — Erst nach mehreren Stunden schlug sie die Augen auf und blickte in das Gesicht ihres Vaters, das sich besorgt über sie beugte.

„Liesel!" murmelte er nur, „Liesel!" Sie dachte, er würde schelten, aber er schalt nicht, und die Stiefmutter, die am Fußende des Bettes saß, schalt auch nicht und sah nicht böse aus und hatte vom Weinen rothe Augen.

Liesel wurde plötzlich ganz seltsam zu Muthe bei dem Gedanken, daß die Stiefmutter um sie geweint hatte. — Sie blickte sie starr und reuig an, und plötzlich richtete sie sich ein wenig auf und sagte mit einem dünnen, heiseren Stimmchen: „Mammi!"

Da umschloß die Stiefmutter sie mit beiden Armen und drückte sie fest an sich.

Dann brachte sie der Kleinen eine Tasse süßer Milch — ach, die that wohl! — und dann fragte sie, ob Liesel irgend einen Wunsch habe.

Da bekam Liesel plötzlich Muth und wagte etwas ganz Großartiges.

„Peterl!" flüsterte sie; „ich möchte den Peterl haben!"

Da wechselte das Ehepaar einen Blick — einen kurzen, inhaltsschweren Blick ... dann merkte der Gatte, daß er gesiegt hatte, ein für allemal, und daß Alles gut war.

Die Mama stand auf und ging hinaus. — Ein paar Minuten später kam sie wieder, hinter ihr Peterl, verschämt mit dem Schweif wedelnd, steif, hinkend, aber sauber und überglücklich. Liesel richtete sich ein klein wenig auf und rief „Peterl!"

Er aber sprang auf sie los und leckte ihr Händchen, und sie klopfte ihm auf den Kopf und murmelte: „Lieber Peter! guter Peter!"

Und die Stiefmama ließ es geschehen. Als sie merkte, daß der Blick des Gatten fragend und ein wenig belustigt auf ihr ruhte, citirte sie, wie um sich für ihre Nachgiebigkeit zu entschuldigen, seine eigenen Worte: „Weißt Du, Leopold, vor Allem kann man sich nicht behüten; etwas muß man auch dem lieben Gott überlassen."

Er aber traf sie mit einem ernsten, milden Blick und murmelte: „Ja Marie, aber nicht zu viel!"

Ihr stürzten die Thränen aus den Augen ... „Du hast Recht!" murmelt sie, während er sie umarmte und herzlicher küßte, als er sie je zuvor geküßt hatte. —

Aus schlaftrunkenen Augen blickte Liesel die Eltern an. Ein Gefühl unsäglichen Wohlbehagens hatte sie überkommen. Sie streckte ihre kleinen Glieder und schlief ein.

Peterl sah erst den Herrn, dann die Frau an; da die Beiden aber, anstatt ihn hinaus zu jagen, ihn Eines nach dem Anderen streichelten und ihm Kosenamen gaben, dann aber gänzlich seine Gegenwart vergaßen, kauerte er sich ruhig auf dem weißen Fell vor Liesel's Gitterbettchen zusammen und schlief auch ein.

Plötzlich weckte ihn ein Geräusch. Das Hausmädchen war herein getreten. Sie komme den Hund holen, sagte sie; der Kutscher habe Angst, der Peterl könne die Herrschaften belästigen ...

Da aber erklärte Herr von Feldeck, der Peterl käme überhaupt nicht mehr in den Stall zurück, der solle im Schloß bleiben ein für allemal.

Da spitzte Peterl die Ohren und stieß einen langen, behaglichen Seufzer aus. Er war jetzt ganz beruhigt und hatte die feste Ueberzeugung gewonnen, daß ihn Niemand mehr hinaus weisen würde aus Monplaisir.

Die Schlacht von Auerstedt.

Eigenhändige Relation König Friedrich Wilhelm's III.

Veröffentlicht
von
Paul Bailleu.

Vor Kurzem ist in Frankreich der Bericht veröffentlicht worden, den der Sieger von Auerstedt, Marschall Davout, über die am 14. October 1806 von ihm gewonnene Schlacht erstattet hat[1]); auf den folgenden Blättern finden die Leser ein Gegenstück hierzu, eine bisher nicht bekannte Denkschrift, die König Friedrich Wilhelm III., auf der Flucht vor den siegreichen Scharen Napoleon's, über die Niederlage des preußischen Heeres und deren Ursachen kurze Zeit nach der Schlacht in Küstrin aufgezeichnet hat.

Die deutsche Geschichtsforschung hat auch in den Ruhmestagen unserer Waffen die Zeiten des Niedergangs und Zusammenbruchs nicht aus den Augen verloren, eingedenk der Mahnung Varnhagen's, „daß man die Quellen des Unglücks von 1806 schonungslos aufdecken, den Verlauf einleuchtend darstellen müsse"; und gerade die Schlacht von Auerstedt ist neuerdings der Gegenstand eindringender Untersuchungen gewesen. Max Lehmann, der Biograph Scharnhorst's, hat in scharfen Zügen ein überaus wirkungsvolles Bild der Schlacht entworfen, das freilich, wie seine Vorlage, ein Bericht Scharnhorst's, im Wesentlichen nur die Ereignisse auf dem preußischen linken Flügel wiedergibt. Eine umfassende Darstellung der Schlacht, bei der die gedruckte Literatur ebenso wie archivalische Quellen sorgfältig und einsichtsvoll verwerthet sind, brachte dann Lettow-Vorbeck in seiner großen Geschichte des Krieges von 1806 und 1807. Beide Werke sind in ihrer Art gleich vortrefflich; wie sie aber überhaupt grundverschieden sind, so gehen sie auch bei der Darstellung und Beurtheilung der Vorgänge auf dem Schlachtfelde von Auerstedt in wichtigen Fragen auseinander. Noch ist mithin die kritische Forschung zu abschließenden und unanfechtbaren Ergebnissen nicht gelangt; die Relation des

[1]) Zuerst erschienen 1896 in der „Revue de Paris", dann in den „Opérations du 3ième corps 1806—1807, rapport du maréchal Davout". Paris 1896.

Königs, die wir hier veröffentlichen, und die neue Momente in die Discussion hineinträgt, wird um so willkommener scheinen, da sie sich, und nicht bloß durch ihren königlichen Verfasser, von den sonst bekannten Berichten eigenartig unterscheidet.

Ein unleugbarer Vorzug erhebt zunächst die Relation des Königs vor den anderen Berichten, deren wichtigste viel später, meist erst im Laufe der kriegsgerichtlichen Untersuchungen über die Niederlagen von 1806, entstanden sind: sie ist unter dem frischen Eindruck der erschütternden Begebenheit, nur etwa eine Woche nach der Schlacht niedergeschrieben[1]. Indem der König seinen Bericht abfaßte, mochte er wohl noch seine Infanterie vor der überlegenen Feuerwirkung der französischen Tirailleure zurückweichen, seine Cavallerie vor den festgeschlossenen feindlichen Carrés den Angriff versagen sehen. Allein so lebendig die Eindrücke noch gewesen sein mögen, die Feder des Königs haben sie kaum beeinflußt, gewiß nicht beherrscht. Nie wohl hat ein Fürst die Schlacht, deren Verlust mehr als die Hälfte seines Reiches sogleich den Feinden überlieferte, mit größerer Objectivität, mit kälterer Ruhe geschildert. König Friedrich Wilhelm schreibt nur für sich, nicht für irgend eine Oeffentlichkeit; nur sich selbst gibt er Rechenschaft von dem, was er selbst gesehen, was er selbst erlebt hat. Er schreibt eine Relation, keine Anklage, keine Vertheidigung. Er hat Niemanden zu rechtfertigen, auch sich selbst nicht; er klagt Niemanden an, nicht einmal Kalckreuth, dessen Reserven „nicht zu finden" waren; kaum daß man einen leisen Tadel gegen Blücher bemerkt, dessen hitziges Draufgehen die ungünstige Einleitung der Schlacht verschuldet. Wohl erwähnt der König, wie um seiner Pflicht als Berichterstatter vor sich selbst zu genügen, die Unzulänglichkeit einzelner Bataillone; aber während er ausführlich die Namen der Truppentheile aufzählt, die sich ausgezeichnet haben, nennt er von den anderen Bataillonen nur das eine, in dessen Flucht er persönlich hineingerissen wird.

Diese kühle Objectivität des Königs erinnert uns freilich daran, daß zu jener Zeit seine Umgebungen nicht selten geklagt haben, wie er von dem furchtbaren Kriege, der seinen Thron umzustürzen drohte, zuweilen gleichmüthig, fast wie von einem fremden Kriege spreche. Allein, was dem Vaterlandsfreunde von damals und heute als eine Schwäche des Königs erscheinen mag, dieser Mangel an leidenschaftlicher Parteinahme, das eben gibt seiner Relation in den Augen des Geschichtsforschers nur einen Vorzug mehr. Dieser ruhige, geschäftliche Bericht des obersten Kriegsherrn, diese Erzählung so völlig sine ira et studio, das ist, was der historischen Erkenntniß frommt: nun sehen wir in voller Klarheit, wie Alles kam, wie Alles kommen mußte.

Die zwischen Weimar und Jena mit der Front nach Süden versammelte preußisch-sächsische Armee, die bereits durch Nachrichten über das Vorrücken der Franzosen auf dem rechten Saaleufer beunruhigt ist, erhält am 12. October

[1] In Küstrin, wo der Bericht verfaßt wurde, verweilte der König vom 20. bis 26. Oktober 1806. Einige nachträgliche Ergänzungen am Rande der Handschrift sind vielleicht auch schon dort entstanden.

Abends die bestimmte Meldung, daß sie in ihrer linken Flanke umgangen, daß Naumburg bereits von feindlichen Truppen besetzt sei. Die strategische Bedeutung dieser Umgehung, die unser Heer zum Kampfe mit der Front nach Nordosten zwang, ist von den Sachkennern schon vielfach und in verschiedenem Sinne erörtert worden. Es ist beachtenswerth, daß der König in seiner Aufzeichnung, ebenso wie es später namentlich Clausewitz gethan hat[1], die Bedeutung der Umgehung für den Ausfall des Kampfes leugnet, daß er nur in dem taktischen Verlauf der Schlacht selbst die Ursache der Niederlage erblickt. Im preußischen Hauptquartier war der Eindruck der Nachrichten jedenfalls entscheidend: man beschließt, Kehrt zu machen, um dem Vormarsch des Feindes zwischen Saale und Elbe entgegenzutreten. Während die Corps unter Hohenlohe und Rüchel zur Deckung der rechten Flanke etwas zurückbleiben, setzt sich die Hauptarmee, bei der sich der König befand, mit drei Divisionen (Prinz von Oranien, Wartensleben, Schmettau) und zwei Reservedivisionen unter Kalckreuth, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig am 13. October spät, wahrscheinlich zu spät, in Bewegung. Mit schleppendem Troß auf der großen Frankfurt-Leipziger Handelsstraße schwerfällig vorrückend, erreicht die Armee am 13. October Abends die Gegend von Auerstedt[2]. Wohl erfährt man durch einen französischen Gefangenen die Anwesenheit feindlicher Cavallerie auf dem linken Saaleufer, allein man beruhigt sich wieder, da eine vom Herzog selbst vorgenommene Recognoscirung keine Spur des Feindes ergibt und auch in der Nacht keine Störung eintritt. So bricht man am 14. October, dem preußischen Unglückstage, im herbstlichen Morgennebel auf, in langgezogener Marschcolonne durch das Defilé von Auerstedt sich hindurchwindend; die Division Schmettau soll sich rechts haltend die Flanke gegen Kösen hin decken, die übrigen Corps gradeaus die Unstrut bei Freiburg erreichen. Hinter Auerstedt, zwischen Rehausen und Poppel, trifft man auf feindliche Reiter, man ist darauf gefaßt gewesen: rasch ist Blücher's Cavallerie zur Stelle, wirft die Feinde, jagt hinter ihnen her. Da, plötzlich, unvermuthet, stoßen die Schwadronen auf Infanterie und Artillerie; sie stutzen wohl einen Augenblick, dann aber, wie es die Väter im Siebenjährigen Kriege ja so oft mit zerschmetternder Wirkung gethan, stürzen sie sich auf den Feind. Allein, wenn es vielleicht noch die alte preußische Reiterei war, einst die gefürchtetste Truppe des 18. Jahrhunderts, der Gegner war nicht mehr der alte: an dem wohlgezielten Feuer des intacten feindlichen Fußvolkes bricht sich der Ansturm, die Reiter stieben aus einander; zwei reitende Batterien, die ihnen rasch gefolgt sind, fallen dem Feinde in die Hände.

Es war das dritte französische Armeecorps unter Marschall Davout, das noch vor Tagesanbruch von Naumburg aufgebrochen war, um auf Napoleon's Befehl über Kösen der preußischen Armee bei Weimar in den Rücken zu kommen, und nun, nicht minder überrascht, mit den Preußen zusammenstieß;

---

[1]) Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe.

[2]) Vergl. weiter unten (S. 389) die Kartenskizze, die ich der Güte des Vorstehers des Kriegsarchivs, Herrn Major Taeglichsbeck, verdanke.

drei Divisionen, noch nicht 30000 Mann, besonders an Cavallerie und Artillerie bedeutend schwächer als die Preußen.

Davon freilich ahnt man auf preußischer Seite nichts. Wer weiß, was hinter dem Nebel verborgen steckt! 16000 oder 80000 Mann? Die preußische Infanterie kommt endlich heran, zunächst die 3. Division Schmettau, etwas später die zweite unter Wartensleben. Während die Franzosen unter geschickter Benutzung des Terrains in und um Hassenhausen eine feste Vertheidigungsstellung einnehmen, formiren sich die preußischen Divisionen, schon unter dem Feuer der feindlichen Gewehre, langsam erst aus der Marschcolonne in die Schlachtlinie; bereits theilweise erschüttert, schreiten sie zum Angriff; während einige Bataillone vor dem überlegenen Feuer der sieggewohnten Truppen Davout's fluchtartig zurückweichen, erringt die zähe Tapferkeit anderer stellenweise Erfolge; allein es fehlt an Artillerie, und die „kopfscheu gemachte“ Cavallerie, mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen, versagt völlig.

Ein neues Unglück: der oberste Führer der Armee, der Herzog von Braunschweig, wird tödlich verwundet. Der König, so weit es in der schon einreißenden Verwirrung möglich ist, übernimmt die Leitung. Er sucht den Anmarsch der 1. Division (Prinz von Oranien) zu beschleunigen, um den eigenen rechten Flügel zu verstärken und die linke feindliche Flanke einzudrücken. Als aber die Division endlich heran ist, müssen ihre Bataillone die Lücken der zusammengeschmolzenen Reihen der 2. und 3. Division ausfüllen. Neuer Angriff auf Hassenhausen, neuer Mißerfolg.

Also nach einem unerwarteten Zusammenstoß, aus dem sich eine Schlacht entwickelt hat, ohne rechte Ordnung, ohne rechten Plan, ohne Zusammenwirken gegen den Feind geführt, verblutet sich in hoffnungslosem Ringen eine der preußischen Divisionen nach der anderen. Noch sind die beiden Reservedivisionen Kalckreuth's übrig, die endlich, endlich langsam heranrücken. Soll ein neuer Angriff versucht werden? Auch der Feind hat sich zusehends verstärkt, er droht, den preußischen linken Flügel zu umgehen. Und Niemand kennt die Stärke des Feindes: man hat Anfangs nur an eine Avantgarde geglaubt; jetzt überschätzt man den Gegner und meint, ein überlegenes feindliches Heer vor sich zu haben. In dieser Unsicherheit glaubt der König einen neuen Angriff nicht wagen zu dürfen; er läßt den Rückzug geschehen, den die Reservetruppen, deren rechtzeitiges Eingreifen früher vielleicht den Sieg entschieden hätte, bei Eckartsberga decken sollen.

Ich habe den Rückzug, seine Schrecken und Verluste nicht zu erzählen; der König selbst, in dem hier zunächst folgenden Briefe an die Königin und in der Relation, hat uns seine Gefahren anschaulich genug geschildert.

Dagegen darf ein anderer Punkt nicht ganz übergangen werden.

Die Beobachtungen und Wahrnehmungen, die König Friedrich Wilhelm auf dem Schlachtfeld von Auerstedt gemacht hat, und die er in seiner Relation theils ausführlich erzählt, theils andeutend erwähnt, haben, wenn ich recht sehe, mehrfach die Stellungnahme des Königs zu der bald allseitig als unerläßlich erkannten Heeresreform bestimmt. Wir sehen, wie der König unter Anderem die Gefahr des Uebergangs aus der Colonne in die Linie im Angesicht des

Feindes beurtheilt, wie er die übermäßige Bagage für die Langsamkeit und Schwerfälligkeit des Aufmarsches der Truppen verantwortlich macht, — nur wenige Wochen später, und der König empfiehlt, die Colonne auch während des Gefechtes zu benutzen, und verfügt eine Verminderung des Trosses, der auch hernach bei der allgemeinen Reorganisation keinen unerbittlicheren Feind hatte als eben den König[1]).

So bildet die hier veröffentlichte Relation, wie mir scheint, ein nicht unwichtiges Document für den Wandel der militärischen Anschauungen König Friedrich Wilhelm's und damit auch für die Entwicklung des preußischen Heerwesens in seiner Zeit überhaupt.

Schreiben König Friedrich Wilhelm's III. an Königin Luise[2]).

Hauptquartier Sömmerda, den 15. October 1806.

Der gestrige Tag ist einer der unglücklichsten und traurigsten meines Lebens gewesen, wir haben Bataille gehabt, und zwar an drei Orten zugleich. Unsere Armee stieß gleich hinter Auerstedt zwischen Rehausen und Poppel auf den Feind. Ein starker Nebel, der die ganze Gegend verhüllte, begünstigte alle bereits vorbereiteten Bewegungen des Feindes, den man für weit schwächer allen Nachrichten zu Folge hielt, als er leider war. Man glaubte anfänglich, nur mit drei Regimentern Chasseurs zu thun zu haben. Dies verleitete Blücher, mit seiner Cavallerie und zu vieler Cavallerie zu rasch vorzugehen, wobei gleich viel Menschen durch Kartätschfeuer verloren gingen, die Cavallerie durch das viel zu lange Halten kopfscheu gemacht wurde und zwei reitende Batterien fast gänzlich in wenigen Augenblicken vernichtet wurden. Die Infanterie kam endlich. Ich selbst ordnete den Aufmarsch der Schmettau'schen Division, der Herzog den der Wartensleben'schen. Man konnte nicht rasch genug zum Avanciren kommen, da es immer hieß, daß es nur ein schwaches Corps sein könnte. Beide Divisionen traten ziemlich zu gleicher Zeit an. Die Kanonenkugeln pfiffen schon höllisch um und über uns. Ich ritt zur Wartensleben'schen Division, die schon im kleinen Gewehrfeuer war. Das zweite Bataillon Heinrich riß aus. Ich hieb mit dem Degen in die Flüchtlinge, aber umsonst. Die magdeburgischen Regimenter waren noch nicht ganz formirt, als schon die kleinen Kugeln um uns einschlugen, wobei mein polnischer Schimmel durch die Brust geschossen wurde, daß ich beinahe herunterfiel und die ganze übrige Zeit der Bataille ein Pferd vom General Zastrow geritten habe. Zu gleicher Zeit ungefähr hatte der Herzog das entsetzliche Unglück, durch beide Augen geschossen zu werden. Ich kam sogleich dazu, wie ihn eben zwei Grenadiere vom Bataillon Hanstein unterstützten. Der Anblick war

[1]) Vergl. M. Lehmann, Scharnhorst, Bd. II, S. 9, 151.

[2]) Dieser eigenhändige Brief des Königs ist auf schlechtem Papier mit sehr blasser Tinte geschrieben und an einigen Stellen fast völlig verwischt und unleserlich. Bei der Entzifferung hat mich Herr Archivrath Professor Berner erfolgreich unterstützt.

schauderhaft. Ich weiß nichts weiter von ihm. Die Division des Prinzen von Oranien kam wohl über 1½ Stunden später zum Aufmarsch, wegen des Defilés von Auerstedt und der Bagage. Sie ward zum Soutien des rechten und linken Flügels getheilt. Die große Reserve kam aus ähnlichen Ursachen außerordentlich spät heran. Die Füsillade und Kanonade dauerte ununterbrochen auf das Hartnäckigste fort, ohne daß ein Theil weichen wollte. Einige Bataillone leider wichen und zerstreuten sich jedoch auf die schändlichste Art. Die Cavallerie wollte nicht auf die Infanterie einhauen. Quitzow und Irwing haben sich vorzüglich gut ausgezeichnet. Lange blieb das Gefecht unentschieden. Schon ward unsere linke Flanke umgangen. Zuletzt mußten die Truppen der Uebermacht und den beständig frisch heranrückenden Truppen weichen. Sie erhielten die Ordre zum Rückzuge. Die Reserve deckte ihnen diesen, ist zusammen und hat seit gestern früh in einem Zuge bis hierher 9—10 Meilen zurückgelegt. Die drei übrigen Divisionen Infanterie, so eigentlich im Feuer gewesen, sind leider gänzlich aufgelöst. Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Alles, was noch lebt, läuft einzeln herum. Kalckreuth zog sich mit der großen Reserve mit vieler Ordnung bei und durch Auerstedt zurück, ohne vom Feinde anders als mit Kanonenkugeln verfolgt zu werden. Die Retraite sollte auf Weimar gehen. Schon war die halbe Colonne der noch existirenden siebzehn Bataillone und einige Cavallerie bis in die Gegend gekommen, wo ich Dir zum letzten Male die Hand drückte[1]), als man die Franzosen in großen Haufen

[1]) Ueber diesen Abschied des Königs von der Königin am 13. October liegt eine noch unbekannte Aufzeichnung der Königin vor, die hier vielleicht angefügt werden darf: ... Je partis de Weimar à 2 heures et avançais dans la voiture de campagne du Roi avec la seconde division, ayant à ma droite le régiment de Reizenstein curassiers. Ayant presque atteint Auerstedt et voyant devant moi le château d'Eckartsberga, le duc de B. [Brunswick] qui était venu suivre les colonnes avec le Roi, vint à ma voiture l'air très sérieux (le Roi la passa ayant l'air fort occupé, triste et appréhensif) et me dit d'une voix très déterminée (la seule fois que je l'aie entendu dire son sentiment positivement et avec énergie au moment même où il fallait agir): „Que faites-vous ici, Madame? Au nom de Dieu, que vient-Elle faire ici?“ Je lui dis: „Le Roi croit que je ne suis nulle part plus sûre qu'ici et sur les derrières de l'armée, comme la route que je devais prendre pour Berlin n'est déjà plus sûre, les Français ayant des chasseurs à cheval à Ahrenatdt.“ „Mais, mon Dieu,“ dit-il, „est-ce que Votre Majesté voit le château d'Eckartsberga devant Elle? Eh bien, les Français y sont, ils sont en face d'ici et à Naumbourg, et nous devons avoir demain ici une affaire sanglante et décisive. Elle ne peut rester ici, c'est de toute impossibilité.“ „Je le dirai au Roi et il décidera,“ lui dis-je; „mais quelle route dois-je prendre?“ „Elle ira par le Harz, Blankenbourg, Brunswick et Magdebourg, à Berlin. Au reste, le général Rüchel est à Weimar, où Elle passera la nuit, qui Lui fera l'itinéraire de Son voyage.“ Sur cela, je fis prier le Roi de venir à la voiture, je lui dis ce que le duc venait de me dire et qu'il croyait que j'étais dans le plus grand danger. Sur cela, le Roi me dit: „Si cela est ainsi, partez.“ Il me donna la main, me serra deux fois la main sans pouvoir rien proférer, et c'est comme cela que je descendais de sa voiture sur la chaussée, entrais dans la mienne, entourée d'infanterie, de cavalerie, et de canons et bagages et dépouilles de guerre. Escortée d'un officier et de huit curassiers, je repris bien tristement la route de Weimar, que j'avais quitté peu d'heures auparavant sans me douter de la séparation qui m'attendait ... Vergl. hierzu die ähnliche Erzählung der Hofdame Gräfin Tauentzien bei Sophie Schwerin, S. 162.

hinter Apolda bemerkte. Hohenlohe und Rüchel nämlich, wovon ich nicht das Geringste ahnte, waren gleichfalls angegriffen und zerstreut worden. Diese Colonne mußte daher auf der Chaussee umkehren und sich längs dem Grunde auf Nebenwegen fortstehlen. Es war finster geworden, wir waren ganz mit Franzosen umringt, ich an der Spitze mit den Ueberbleibseln von Heising und Irwing, gefaßt, uns durchzuhauen, die Infanterie preis zu geben. In dem nächsten Dorfe vor Weimar griffen wir 5 Chasseurs, die fast in der Dunkelheit unbemerkt geblieben waren. So schlichen wir uns, glücklicher Weise mit guten Boten aus den Dörfern versehen, bei den Wachtfeuern der Franzosen durch, ohne etwas zu verlieren und bemerkt zu werden. Welches Glück! Die Zahl der Todten und Verwundeten ist sehr, sehr ansehnlich. Der Herzog so gut wie todt, Möllendorff Contusionen an beiden Beinen und jetzt vermißt. Hohenlohe vermißt. Rüchel sehr schwer nahe am Herzen blessirt. Schmettau unterm linken Auge durchgeschossen. Heinrich ein Streifschuß, wie man sagt, bis jetzt vermißt. Wilhelm das Pferd erschossen, hierbei einen schweren Fall auf den Kopf gethan. General Schimonsky todt. Major Schenk todt. General Quitzow den Fuß abgeschossen, — noch Andere sagen, todt. Major Eben und Krafft (?) todt. Major Herwarth todt ꝛc. ꝛc. — Also brav ist man denn doch im Ganzen, Gottlob, gewesen. Allein nicht glücklich.

L'ennemi fait mine de vouloir nous tourner et nous cerne de tout côté. L'avis universel est que je parte pour Magdebourg; je le fais dans cet instant. Je n'ai aucun bagage, aucune chemise, mettez-vous tout de suite en route et apportez-moi de quoi me nettoyer. Adieu.

Bataille von Auerstedt, den 14. October 1806.

Nach der unglücklichen Affaire bei Saalfeld[1]) und dem Rückzuge des zur Armee des Fürsten zu Hohenlohe gestoßenen Corps des Generalmajors Grafen Tauentzien hatte sich die ganze combinirte preußisch-sächsische Armee zwischen Weimar und Jena concentrirt, um mit vereinigten Kräften nach Umständen zu handeln. Die Division der Avantgarde machte hiervon Ausnahme[2]). Diese war von ihrer Expedition gegen Meiningen und Gegend noch nicht wieder bei der Armee eingetroffen. Ebenso stand Generalleutnant Rüchel mit seinem Corps noch zwischen Weimar und Erfurt und hatte ein Detachement bei Eisenach von etwa drei Bataillonen und fünf Escadrons, unter Generalleutnant Winning.

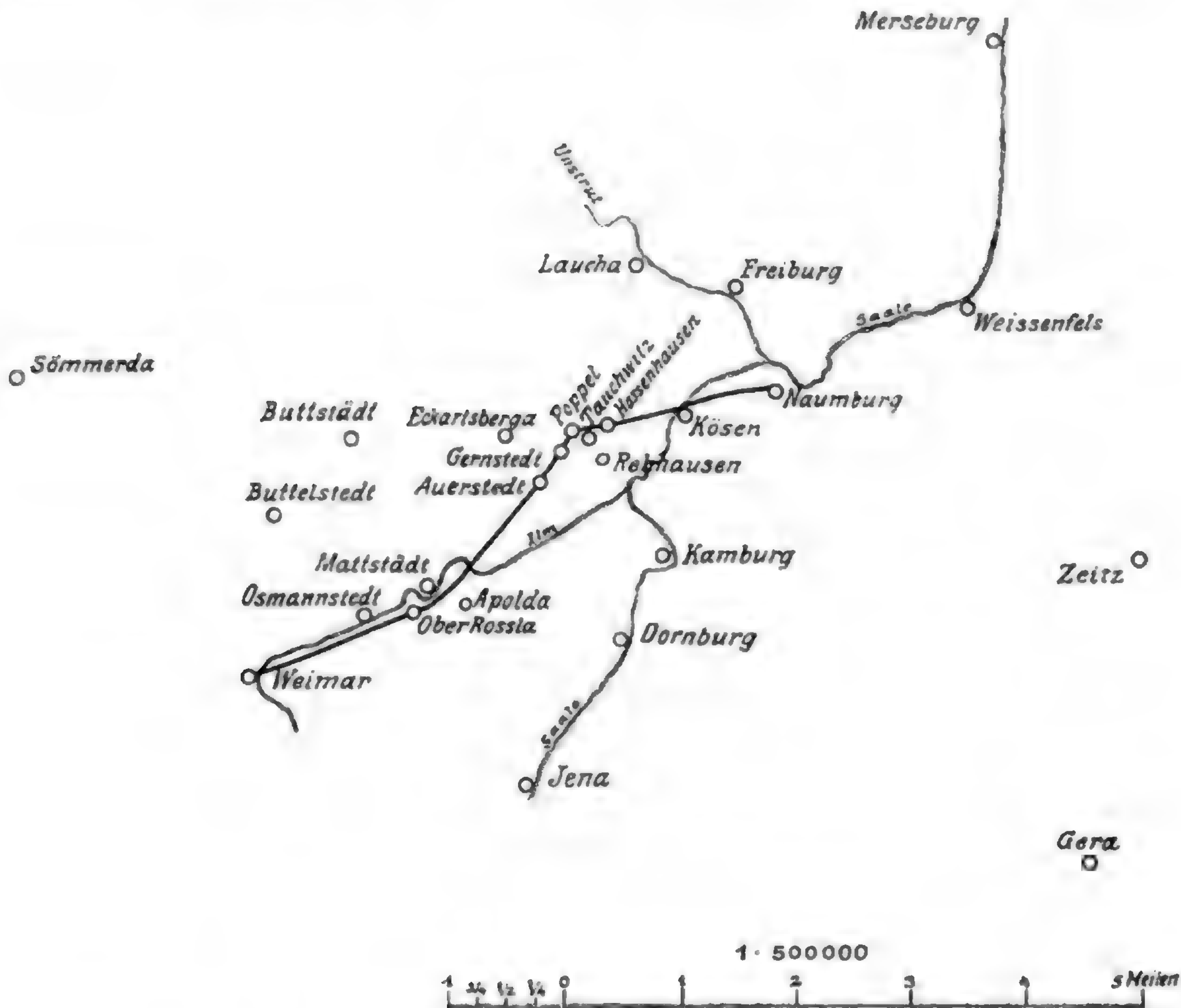
Allen Nachrichten zu Folge war die Absicht des Feindes, uns in der linken Flanke zu umgehen. Sein Marsch ging über Gera, man glaubte, in der Direction auf Zeitz und Leipzig. Diese Nachrichten bestätigten sich bis zur Gewißheit in der Nacht vom 12. zum 13. October.

---

[1]) Treffen bei Saalfeld, 10. October, Tod des Prinzen Louis Ferdinand.

[2]) Die Avantgarde stand unter dem Befehl des Herzogs von Weimar. Ueber deren Vormarsch nach Meiningen, der dem Feinde „Jalousie" für seinen Rücken geben sollte, sowie über Rüchel und Winning s. Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 195.

Man beschloß hierauf, sogleich mit der Hauptarmee aufzubrechen, die Unstrut zu passiren, wo möglich über die Saale bei Weißenfels oder Merseburg zu kommen, den Feind aufzusuchen und ihm Bataille zu liefern. Fürst Hohenlohe sollte fürs Erste noch stehen bleiben, Rüchel in die Stelle der Hauptarmee rücken, der Herzog von Weimar mit der Avantgarde aber schleunigst zu diesem stoßen.



Den 13. früh 8 Uhr brach die Division des Generalleutnants Graf Schmettau aus dem Lager auf[1]). Sie machte die Avantgarde und erhielt zu ihrer Verstärkung zehn Escadrons Königin-Dragoner. Major von Schmude ebendesselben Regiments machte mit ein paar hundert Pferden die eigentliche Avantgarde dieses Corps. Der Marsch ging längs der Chaussee auf Auerstedt. Die übrigen Divisionen der Hauptarmee folgten, sämmtlich links abmarschirt, eine der anderen, sobald sie den gehörigen Raum hatte. Die Packpferde und übrige Bagage folgten jeder Division. Die des Hauptquartiers ging auf Tromsdorf und Burgholzhausen. Um die Sage zu ergründen, als wäre der Feind in Naumburg eingerückt, wurde der Leutnant Böhmer vom Leib-Carabinierregiment mit einer Patrouille dahin abgesandt. Hinter Auerstedt traf er auf

[1]) Nach anderen Nachrichten brach Schmettau mit seiner (3.) Division erheblich später auf s. Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 299.

französische Chasseurs, von denen er einen als Gefangenen einbrachte. Dieser bestätigte die Nachricht, daß Marschall Davout mit etwa 16000 Mann in Naumburg eingerückt sei und drei Chasseurregimenter sich bereits diesseits Kösen befänden[1]).

Während des Marsches hörte man auf der Seite von Dornburg und Camburg kanoniren. Fürst Hohenlohe hatte Befehl, diesen Posten durchaus zu behaupten. Gegen Abend machte der Herzog eine sorgfältige Recognoscirung auf der Höhe jenseits Auerstedt bis Eckartsberga. Vom Feinde war nichts zu entdecken. Die 3. Division besetzte mit einem Bataillon das Schloß Eckartsberga und biwakirte jenseits Auerstedt. Alle übrigen Divisionen diesseits am Defilé. Die Divisionen waren aber nicht auf einem Rendezvous versammelt, sondern lagerten sich der Subsistenz wegen in ziemlicher Entfernung von einander entlang der Chaussee. Das spätere Eintreffen derselben am Tage der Schlacht wird hierdurch noch erklärbarer.

In der Nacht war Alles still und ruhig. Da weiter keine Nachrichten von dem Vorrücken des Feindes eingelaufen waren, so sollte die Armee den 14. mit Tagesanbruch aufbrechen und bei Freiburg und Laucha die Unstrut passiren, um dort das Lager zu beziehen, die 3. Division die Passage bei Kösen observiren, die 2. und 1. bei Freiburg, die Reserve bei Laucha über die Unstrut gehen, alle Packpferde und Bagage hinter der Armee folgen[2]).

[14. October.] Die Tête der Armee setzte sich mit Tagesanbruch, etwa um ½6 Uhr, in Marsch auf der großen Straße nach Kösen. In Linderbach erfuhr man zuerst, daß dort einige Chasseurs in der Nacht sich aufgehalten. Gleich darauf geschahen die ersten Pistolenschüsse. Die Regimenter Heising- und Bünting-Cürassiere folgten auf das Regiment Königin-Dragoner. Da man an ein Cavalleriegefecht glaubte, so befahl der Herzog, noch mehrere Cavallerieregimenter vorzuholen, die auch nach und nach herankamen. Generalleutnant Blücher, der diese Art von Cavallerie-Avantgarde zu befehligen erhielt, ging mit derselben rasch durch Rehausen vor, bis wohin er die vor sich habenden feindlichen Cavallerietrupps zurückdrängte, wobei mehrere herunter gehauen und gefangen wurden. Die Infanterie folgte der Cavallerie, so schnell sie konnte. Hinter Rehausen aber traf unsere Cavallerie auf feindliche Infanterie und Artillerie, die sie bei dem dichten Nebel und in der Hitze des Verfolgens zu spät bemerkte. Durch letztere ward diese stutzig gemacht und fing an zu weichen, da überdies zwei ebenfalls zu weit und zu unvorsichtig vorgegangene reitende Batterien[3]) in sehr kurzer Zeit fast gänzlich demontirt und genommen wurden. Nun erst erfuhr man durch die Gefangenen, daß der Feind mit einer ansehnlichen, aber sehr verschieden angegebenen Stärke bereits diesseits der Saale stehe. Die feindliche Kanonade dauerte sehr heftig fort und that unserer Cavallerie, die derselben beständig ausgesetzt war, nicht geringen Schaden. Das

---

[1]) Die Meldung Schmettau's über Böhmer's Bericht, die mit obigen Angaben übereinstimmt, s. Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 335.

[2]) Vergl. die hiermit übereinstimmende Disposition für den 14. October in dem Bericht von Scharnhorst (Pertz, Gneisenau, Bd. I, S. 657).

[3]) Reitende Batterien Graumann und Merkatz (vergl. Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 378 und 382).

Regiment Alvensleben[1]), welches die Tête der Colonne hatte, postirte ich auf einer sanften Anhöhe links der Chaussee und ließ die erste 12=Pfünder=Batterie dort auffahren. Die übrige Infanterie der Division debouchirte allmählich in Sectionen durch das Dorf und ward in zwei Treffen hinter und neben dem Regiment Alvensleben durch rechts einschwenken aufgestellt. Sowie dieses mit nicht sonderlicher Ordnung zu Stande gekommen war, ließ ich Marsch schlagen und vom rechten Flügel en échelon avanciren, um wo möglich die verlorenen Kanonen wieder zu bekommen und den uns aus dem Dorfe Poppel mit einigen Bataillonen entgegenkommenden Feind zu werfen, wobei jedoch der fortdauernde starke Nebel uns sehr hinderlich war und wenig unterscheiden ließ. Rechts der Chaussee an einem kleinen Bach hatte sich unterdessen die 2. Division des Generalleutnants Grafen Wartensleben ebenfalls formirt, bei welcher der Herzog selbst hingeritten war.

Dem Herzog schien die Art dieses Engagements gleich sehr bedenklich und aventurirt[2]), sobald er sich von der Gewißheit überzeugte, daß uns hier mehr als ein bloßes Cavalleriegefecht bevorstehen möchte. Er eilte dieserhalb zu der folgenden Division (Wartensleben), um ihr eine zweckmäßigere und vorsichtigere Stellung zu wählen, um hierdurch das fehlerhafte Engagement, soviel thunlich, zu sichern. Die feindliche Infanterie rückte ihr sogleich mit ein paar Bataillonen entgegen und empfing sie mit einem wohl unterhaltenen kleinen Gewehrfeuer, noch ehe sie sich selbst formirt hatte. Bei dieser Gelegenheit kam das 2. Bataillon Prinz Heinrich, welches gleich anfänglich dort aufgestellt war, in Unordnung und zerstreute sich, ohne daß es, aller angewandten Mühe ohnerachtet, möglich war, es aufzuhalten und wieder zu formiren[3]).

Um eben die Zeit und in dieser Gegend muß es gewesen sein, wo der Herzog das Unglück hatte, einen Schuß durch beide Augen zu erhalten[4]), da ich ihn gleich darauf, durch zwei Grenadiere vom Bataillon Hanstein unterstützt, an einen Erdabsatz gelehnt fand, nachdem ich kurz zuvor ein Pferd vom General von Zastrow bestiegen hatte, da das meinige durch einen Flintenschuß in die linke Brust verwundet worden. Sowie der Herzog blessirt war, hörte die eigentliche Führung des Ganzen gänzlich auf, weil Niemand sich des Commandos anzunehmen im Stande war, oder vielmehr, weil ein jeder der Hauptanführer bereits den Kopf verloren hatte.

Meine Absicht ging nun dahin, die erste Division (Prinz von Oranien) rechts der zweiten zu formiren, um wo möglich den rechten Flügel an die Saale zu appuyiren und gegen die feindliche linke Flanke zu demonstriren, während ein Theil der Reserve zur Unterstützung des Angriffs bestimmt, mit

---

[1]) Von der 2. Brigade der (3.) Division Schmettau.

[2]) Nach dem Bericht von Scharnhorst sagte der Herzog: „Es ist doch eine sehr bedenkliche Sache, so vorzurücken; man weiß nicht, was man vor sich hat“ (Pertz, Gneisenau, Bd. I. S. 658).

[3]) Ueber das Regiment Prinz Heinrich bei Auerstedt, insbesondere über das 2. Bataillon das polnische Kantonisten hatte, s. Taeglichsbeck, Das Füsilierregiment Prinz Heinrich von Preußen (Nr. 35), S. 196 ff.

[4]) Ueber die tödliche Verwundung des Herzogs, der eben das Grenadierbataillon Hanstein zum Sturm auf Hassenhausen aufforderte, s. Höpfner, Bd. I, S. 450.

dem anderen die rechte Seite des Feindes en échec gehalten und wo möglich zurück gedrängt werden sollte, da er von dieser Seite unseren linken Flügel zu umgehen Anstalt machte. Diese Idee mußte aber leider aufgegeben werden, indem die Truppen keineswegs im Zusammenhang auf einander folgten, woran theils der zu späte Aufbruch, theils die gleich anfänglich von allen Seiten vorbeorderte, überflüssige und unanwendbare Anzahl von Cavallerie, theils auch nach der Aussage des Prinzen von Oranien die sich im Dorfe Auerstedt verfahrene Bagage und die schlimme Passage daselbst mögen Anlaß gegeben haben. Kurz, die zwei vorderen Divisionen waren wohl bereits eine halbe Stunde vorwärts Rehausen engagirt, als erst die Tête der Division des Prinzen von Oranien aus Auerstedt debouchirte. Nun war es nicht mehr Zeit, jenen Entwurf auszuführen; es kam nur darauf an, die bereits im heftigsten Feuer befindliche Infanterie zu unterstützen, um sie nicht wankend werden zu lassen, da die Reserve gar noch nicht zu finden war. Zu Erreichung dieses Zweckes mußte die Brigade Prinz Heinrich[1]) hinter Rehausen herum den linken Flügel verstärken, während die von Lützow rechts von Linderbach vorging, um den rechten zu unterstützen. Die Leute waren voller guten Willen und Muths und bekräftigten es durch lautes und allgemeines Zurufen; nur formirten sich die Bataillone in vollem Laufen bergan, da sie abgekommen waren, wodurch die Leute sehr erhitzt und fast athemlos an den Feind heran kamen.

Die Cavallerie agirte hier und da mit mehr oder weniger Energie und Succeß. Irwing-Dragoner hieb mit vieler Entschlossenheit in die feindliche Infanterie ein, nachdem es ihr in die linke Flanke gekommen[2]). Quitzow-Cürassiere vernichtete ein Husarenregiment, welches durch eine Bataillonsintervalle der Regimenter Alvensleben und Schimonsky vorgedrungen war[3]). Zwei Escadrons Garde du Corps und zwei Beeren-Cürassiere versuchten ein auf dem linken Flügel stehendes Quarré plain, wiewohl umsonst, zu durchbrechen, wobei sie viel Menschen und Pferde verloren, indem dieses Carré große Contenance hielt und sie ganz nahe heranließ, ehe es seine Decharge gab, nachdem schon zuvor Prinz Wilhelm mit einigen Escadrons Blücher einen ähnlichen mißrathenen Versuch gemacht hatte, wobei sein Pferd ihm unter dem Leibe erschossen[4]).

Bei der Infanterie soll das Regiment Herzog (von Braunschweig) ganz vorzüglich viel Ordnung und Unerschütterlichkeit bewiesen[5]), desgleichen die

---

[1]) Die (1.) Division Oranien bestand aus der 1. Brigade Oberst von Lützow und der 2. Oberst Prinz Heinrich (Bruder des Königs). Den Unwillen des Königs über ihren verspäteten Anmarsch erwähnt auch Höpfner, Bd. I, S. 453, ebenso das „Laufen bergan", S. 454.

[2]) Ueber den siegreichen Angriff des Dragonerregiments Irwing auf das 85. französische Infanterieregiment s. Höpfner, Bd. I, S. 447 ff.; Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 386.

[3]) Es ist wohl der Kampf gegen französische Chasseurs auf dem linken Flügel bei Division Schmettau gemeint (s. Höpfner, Bd. I, S. 445 ff.).

[4]) Den Angriff des Regiments Beeren-Küraſſiere s. Höpfner, Bd. I, S. 448; Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 386; den Angriff des Prinzen Wilhelm (Bruder des Königs) mit Blücher-Husaren s. Höpfner, Bd. I. S. 456; Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 389.

[5]) Das Regiment gehörte zur 1. Brigade der Division Wartensleben.

Grenadier-Bataillone Braun, Krafft, Rheinbaben, die Regimenter Möllendorff, Kleist, Prinz Ferdinand und mehrere andere sehr viel Ausdauer und Muth gezeigt haben. Einige andere hingegen haben sich nicht, leider nicht, auf diese Weise ausgezeichnet. Die Batterien und Kanonen sind größtentheils auch nicht da gewesen, wohin sie angewiesen waren, wozu wohl die Schwierigkeit der Communicationen beigetragen haben mag.

Wohl anderthalb bis zwei Stunden nach der 1. Division (Oranien) kam endlich die 2. Reserve-Division (Arnim) aus Auerstedt hervor, nebst der Brigade von Pletz[1]). Schon drohten mehrere Infanterie- und Cavalleriecolonnen, die sich längs den Höhen und Wäldern um unseren linken Flügel fortmanövrirten, diesen anzugreifen. Diese Absicht zu verhindern, blieb kein anderes Mittel übrig, als die 2. Reserve-Division dagegen aufzustellen, welche sich daher auf dem Rücken vorwärts Auerstedt mit dem linken Flügel in der Richtung auf das Schloß Eckartsberga formiren mußte, von wo man den Feind mit der Artillerie in Respect halten konnte und es auch that. In dieser Zeit war es ohngefähr, wo ich von dem Fürsten Hohenlohe durch einen Officier oder Feldjäger den bewußten Brief vom Kaiser Napoleon erhielt[2]), der mir schon Tags zuvor hätte durch den Kammerherrn Montesquiou eingehändigt werden sollen. Die Brigade von Pletz formirte sich mehr rechts auf der Höhe hinter Linderbach. Die Brigade von Hirschfeld hatte sich auf der anderen Seite des Dorfes Auerstedt formirt, um das Vordringen des Feindes von dieser Seite zu verhindern. Füsiliere und Husaren deckten ihr die rechte Flanke. In dieser Stellung dauerte das Feuer der hauptsächlich mit dem Feinde engagirten drei Divisionen ununterbrochen mit der größten Hartnäckigkeit fort, ohne daß ein oder der andere Theil einen Fuß breit weichen wollte, und ohne daß von der einen oder anderen Seite ein nachdrucksvoller Angriff versucht worden wäre. Den verschiedenen Rapports nach blieb der Ausgang noch unentschieden.

Inzwischen kam Major Hacke[3]), Adjutant des Prinzen Heinrich, und bat um einige Bataillone der Reserven, da seiner Aussage nach mit diesen vereint der linke Flügel vorzudringen im Stande sein würde. Sie wurden ihm bewilligt; die Grenadierbataillone Gaudy, Knebel, Prinz August und ein Bataillon Arnim marschirten sogleich unter seiner eigenen Leitung, durch den Prinzen August angeführt, dahin ab. Unterdessen aber hatte unsere Infanterie den Platz schon mehr zu räumen angefangen, so daß die vorgeschickten Bataillone, obgleich sie mit vieler Bravour und Entschlossenheit vordrangen, nichts mehr ausrichten konnten und unverrichteter Sache, aber in Ordnung zurückkamen,

---

[1]) Das Reservecorps unter Kalckreuth bestand aus der 1. Reservedivision Kunheim, zu der die oben erwähnte Brigade Pletz gehörte, und der 2. Reservedivision Arnim.

[2]) Vergl. hierüber den Brief des Fürsten Hohenlohe an den Herzog von Braunschweig vom 14. October bei Pertz, Gneisenau, Bd. I, S. 652. Das Schreiben Napoleon's an den König vom 12. October s. Correspondance de Napoléon I^er^, XIII, No. 10990.

[3]) Die Sendung des Majors von Hacke erwähnt auch Scharnhorst bei Pertz, Gneisenau, Bd. I, S. 661. Ueber den oben erwähnten Angriff unter Prinz August (Bruder des gefallenen Prinzen Louis Ferdinand) s. Höpfner, Bd. I, S. 441; Lettow-Vorbeck, Bd. I. S. 392.

da überdem mittlerweile der Feind sich immer mehr um unsere linke Flanke in einer gewissen Entfernung gegen Eckartsberga zog, welcher Posten, obgleich er schon durch die Reserve besetzt gewesen, noch verstärkt werden mußte, dahingegen die Brigade von Pletz, ingleichen die mit dem Prinzen August vorgewesenen Bataillone, sich links heran an den rechten Flügel der 2. Reservedivision ziehen mußten, wo sie en flanque gegen Auerstedt zu gestellt wurden.

Der Feind beunruhigte diese Bewegung nur sehr wenig und folgte nur sehr sparsam auf der Entfernung eines Kanonenschusses. Diese Bataillone machten unter General Kalckreuth die Arrièregarde, zu welcher sich ein Theil der übriggebliebenen Cavallerie anschloß. Sobald man sah, daß die vorwärts im Feuer gewesenen Truppen zurück waren, zog sich die Arrièregarde mit großer Ordnung und mit sehr geringem Verlust zurück, theils durch Auerstedt selbst, theils an mehreren Orten dieses Defilés, und formirte sich auf den mit dem rechten Flügel der 1. Reservedivision besetzten Höhen, das Defilé von Auerstedt vor der Front behaltend, woselbst auf dem rechten Flügel eine 12=Pfünder=Batterie etablirt wurde, um das weitere Vordringen von dieser Seite aufzuhalten. Auerstedt ward um diese Zeit durch feindliche Haubitzgranaten angezündet.

Aus dieser Stellung ward der fernere Rückzug auf Weimar beschlossen, wo sich die Ueberreste der Armee mit der des Fürsten zu Hohenlohe, General Rüchel und Herzog von Weimar in der Gegend des Ettersberges vereinigen sollten, um von da aus das Weitere anordnen zu können. General Kalckreuth mußte ferner die Arrièregarde machen und die Chaussee von Weimar verfolgen. Ein großer Theil der Colonne hatte bereits das tiefe Defilé bei Mattstedt passirt, als ich von der Höhe bei Oberroßla, im Grunde hinter Apolda, eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Truppen verschiedener Gattung versammelt fand. Es blieb einige Zeit zweifelhaft, ob es französische oder preußische sein möchten, da man in dieser Gegend einen Theil der hohenlohe'schen Armee anzutreffen glaubte, obgleich von dieser Seite im Laufe des Tages kein anderer Rapport eingelaufen war als von dem Generalleutnant Rüchel bei Weimar, der, wie er sagte, bereit wäre, nach Umständen sich nach allen Seiten bewegen zu können, worauf ich ihm durch den Rittmeister Dorville sagen ließ, wie es mit uns aussähe (es war, noch ehe die Sache sich zu unserem Nachtheil entschieden hatte), und wie ich es gerne sehen würde, wenn er nach Möglichkeit, und [wenn] er keinen Feind vor sich hätte, uns zum Soutien heranrücken möchte.

Da es sich aber bald mit ziemlicher Gewißheit ergab, daß jene Truppen keine anderen als französische sein könnten, so mußte die ganze Colonne in dem Defilé Contremarsch machen, und man beschloß, auf dem linken Ufer der Ilm den Weg nach Weimar fortzusetzen. Eine durch den Rittmeister Blücher gemachte Patrouille bestätigte das Dasein der Franzosen hinter Apolda mit dem Zusatz, daß unsere und die sächsischen Truppen sich bereits gänzlich aus der Gegend zurückgezogen hätten. Dieser Rapport stimmte gänzlich mit der Aussage eines Officiers vom Füsilierbataillon Sobbe[1]), der sich mit dem Rest

[1]) Das Füselierbataillon Sobbe gehörte zum Rüchel'schen Corps.

des Bataillons an unsere Colonne geschlossen hatte. Es fing bereits an, Nacht zu werden; wir gingen, durch Boten geführt, auf Osmanstedt; die Regimenter Heising-Cürassiere und Irwing-Dragoner hatten die Tête der Colonne. Wir longirten fast immer die französischen Wachtfeuer, von denen wir nur durch die Ilm getrennt wurden. In Osmanstedt entdeckten wir fünf französische Chasseurs, die in der Dunkelheit vorbeischlüpfen wollten, die aber als Gefangene mitgenommen wurden, und nach deren Aussage der Feind nach der bei Weimar zu Gunsten seiner ausgefallenen Schlacht bereits den Ort innehabe und mit seiner Armee dorten biwakire. Natürlich mußte die Marschdirection unserer Colonne geändert werden, allein wohin sie zu führen, blieb schwer zu entscheiden, da man besorgen mußte, daß der Feind bereits von Eckartsberga aus vorwärts gegen Buttelstedt oder den Ettersberg gegangen sei. Zuerst beabsichtigte man, auf Erfurt zu gehen und sich, wenn es nicht anders wäre, mit der Cavallerie durchzuhauen. Nach eingegangenen Nachrichten aber schien der Weg auf Buttelstedt und Sömmerda noch freigeblieben zu sein; wir wählten also diesen letzteren und hatten das Glück, mit möglichster Vorsicht unseren Zweck zu erreichen. Hinter Buttelstedt trafen wir eine große Menge Bagage von allen möglichen Corps biwakirend an. Hier erfuhren wir zuerst mit einigen Umständen die erlittene unglückliche Niederlage des Fürsten zu Hohenlohe und Generals von Rüchel am vergangenen Tage. Alles, was wir hier und bei Markvippach trafen, wurde statt auf Erfurt auf Sömmerda dirigirt, wo ich um ½8 Uhr Morgens eintraf. Leider kam unsere Colonne in dieser Nacht gänzlich auseinander; sie zertheilte sich nach allen Richtungen, wodurch ein großer Theil, der sich auf Erfurt gewandt hatte, am folgenden Tage gefangen wurde.

Stellung des Feindes. Ursachen des Verlusts der Bataille.

Es ist schwer, eine genaue Schilderung von der Stellung und den Bewegungen des Feindes vor und während der Bataille zu machen, da ein dicker, undurchdringlicher Nebel ihn unseren Blicken zu Anfang entzog, auch nachmals der anhaltende Pulverdampf wenig Uebersicht verstattete. Eigentlich scheint die Bataille sich durch eine affaire de rencontre engagirt zu haben, obgleich es wahrscheinlich ist, daß der Feind von unserer Annäherung und Stärke ziemlich genau zum Voraus unterrichtet gewesen ist. So viel man indessen zu übersehen im Stande war, formirte sich der Feind ungefähr mit uns parallel, seinen rechten Flügel bis über das Dorf Poppel hin, welches er besetzt hielt, bis auf die Höhen, die, durch ein Ravin getrennt, parallel mit denen gegen Eckartsberga zu laufen, während der linke sich bis gegen die Ilm erstreckte.

Er schien in mehreren Linien hinter einander zu stehen, die aber nicht durchgehends zusammenhängend waren. Das Vorrücken seinerseits geschah auch nicht im Zusammenhang, sondern mit einzelnen Bataillonen, die sich mit den ihnen entgegengestellten in ein lebhaftes Feuer einließen, ohne Bajonett- oder Colonnenattacken dagegen zu unternehmen. Der Feind beabsichtigte sehr

deutlich, unsere linke Flanke während des Gefechtes zu umgehen; jedoch geschah dieses nur mit einzelnen Haufen oder geschlossenen Colonnen von Infanterie und Cavallerie gemischt, wozu ihn das Terrain sehr begünstigte, indem er die vorerwähnten Höhen, die größtentheils mit Buschwerk bewachsen sind, immer longirte, ohne sich jedoch eigentlich dorten zu formiren, sondern sich mit einzelnen entfernten Kanonenschüssen und Tirailliren zu begnügen schien. Auf seinem linken Flügel war er noch weniger thätig und schickte bloß Tirailleurs vor, die sich mit unserer leichten Infanterie herumschossen und die einige Kanonen bei sich hatten. Zuletzt brachte er bloß einige Kanonen auf die vor Auerstedt befindlichen, von uns zuletzt besetzt gehaltenen Höhen. Nur mit ganz einzelnen Trupps folgte er in einiger Entfernung unserem Rückzug, bis gegen das Defilé von Auerstedt. Die feindliche Cavallerie hat sich wenig sehen lassen; sie soll zu spät auf den Platz gekommen sein[1]), ebenso ein Theil der Artillerie, der noch nicht heran gewesen sein soll.

Die Ursachen des Verlustes dieser Bataille sind vielfältig. Zuerst wußte man gar nichts Gewisses von dem eigentlichen Dasein und der Stärke des Feindes, da man Abends zuvor gar nichts entdecken konnte. Nach Aussage der am 13. eingebrachten Gefangenen, womit die Aussage der Landleute übereinstimmte, sollten sich drei Regimenter Chasseurs in dortiger Gegend befinden. Hierauf gründete sich das Zusammenziehen so vieler Cavallerie vor der Tête der Colonne und das rasche Vorgehen derselben unter Generalleutnant Blücher, da man stets besorgt war, diese feindliche Cavallerie nicht mehr einholen zu können. Der Verlust zweier reitenden Batterien und eine kopfschen gemachte Cavallerie waren die Folgen dieses zu raschen Vorgehens, wobei die Cavallerie beträchtlich durch Kanonenfeuer und Kartätschen litt. Der undurchdringliche Nebel, der diesen Morgen die Atmosphäre anfüllte, hinderte gänzlich, den Irrthum zu rechter Zeit zu entdecken, in dem man sich in Ansehung der eigentlichen Stärke des uns gegenüber stehenden Feindes befand. Die Aussagen der Gefangenen, die wir erst jenseits Rehausen trafen, waren zu verschieden, um daraus ein Ganzes zu formen. Die Verschiedenheit der Angaben war bald 16000, bald 50000, bald 80000 Mann. Generalleutnant Blücher unterließ, einen Rapport über die veränderte Lage der Gegenstände zu machen; noch immer glaubte man daher, es mit einem kleinen Corps von höchstens 16000 Mann zu thun zu haben. Das rasche Vorgehen der Cavallerie veranlaßte das schnelle Folgen der Infanterie, die Blücher heran haben wollte, um seine avanturirte Cavallerie souteniren zu können. Hierdurch und durch den noch immer anhaltenden Nebel verleitet, formirte sich die Division des Generalleutnants Grafen Schmettau viel zu nahe am Feinde, ebenso die des Generalleutnants Grafen Wartensleben, die solches im kleinen Gewehrfeuer des Feindes zu Stande bringen mußte. Noch immer dauerte der Nebel fort, noch immer glaubte man aufs Höchste mit 16000 Mann unter Marschall

---

[1]) Marschall Davout beklagte sich später in einem Schreiben aus Posen (10. November 1806) bei dem Generalstabschef Berthier über General Viallanes, der das verspätete Eintreffen der Cavallerie verschuldet habe. Foucart, Campagne de Prusse (1806). I. Jéna. S. 669.

Davout zu thun zu haben. Der Feind schlug Marsch und rückte heran, man sah ihn kaum, man wollte sich nicht angreifen lassen, man wollte selbst angreifen, man avancirte ihm entgegen.

Allmählich verzog sich der Nebel; unterdessen aber, und zwar schon während dem Aufmarsche der 2. Division (Wartensleben), fiel der Herzog, mithin erhielt das Hauptcommando hierdurch einen wesentlichen Stoß. Man wußte indessen nicht anders, als daß sich alle drei Divisionen an einander hängend folgten; statt dessen aber war die des Prinzen von Oranien, nach Aussage des Prinzen durch die sich in Auerstedt wider die Ordre verfahrene Bagage, nach Aussage Anderer durch andere Aufenthalte gänzlich von der 2. abgekommen; mithin konnte sie nicht mehr da aufmarschiren, wo man es beabsichtigte, nämlich zur Verlängerung des rechten Flügels, sondern sie mußte getheilt werden, um die 2. und 3. Division zu unterstützen, da die Reserven noch gar nicht aufzufinden waren. Mithin mußte man sich auf eine sehr geringe Frontlinie einschränken, wodurch alle etwaigen Demonstrationen gegen die Flügel des Feindes von selbst wegfielen. Die außerordentlich späte Ankunft der zwei Reservedivisionen war, wie natürlich, ebenfalls sehr nachtheilig, da man, sobald es lichter geworden war, sich nicht mehr täuschen konnte, es mit einer sehr überlegenen Stärke zu thun zu haben.

Die Stellung des Feindes, der das dominirende Terrain hatte, welches in einer sehr allmählichen rasanten Abdachung nach uns herunter lief, war sehr vortheilhaft[1]); dabei konnte er von oben selbst im Nebel die Gegenstände leichter wie wir unterscheiden, da wir im Gegentheil seine ganze Stellung, wäre kein Nebel gewesen, aus eben dieser Ursache mit eins zu überblicken im Stande gewesen wären, mithin uns gewiß nicht so rasch und so weit vo avanturirt hätten, vielmehr die Armee zuerst gesammelt, um sie frühzeitiger und mehr rückwärts so zu formiren, als es die Lage der Sache erfordert hätte, wo man alsdann seine ferneren Dispositionen zu machen im Stande gewesen wäre und auch nicht verfehlt haben würde, um eine schnellere Formation zu bewerkstelligen, in mehreren Colonnen zugleich das Defilé von Auerstedt zu passiren, statt dessen hier die ganze Armee durch den Ort dieses Namens hat defiliren müssen.

Der Mangel an Verbindung zwischen den verschiedenen Truppenarten und ihre Unwissenheit in der Art, sich einander zu unterstützen, hat sich öfter an diesem Tage bewiesen. da weder Artillerie noch Cavallerie gehörig vertheilt war. Die Hauptursache bei letzterer war, daß man sie zu früh vorgerufen hatte, wodurch sie gleich aus aller Verbindung kam.

Die wenige Routine unserer Infanterie im richtig Schießen, das zu frühzeitige Schießen, und das genauere Schießen der feindlichen Infanterie hat uns nicht minder geschadet, da durch letzteres sehr viele Generale und Stabsofficiere, ohne der Officiere im Allgemeinen zu gedenken, todtgeschossen

[1]) Eine sehr anschauliche Beschreibung des Schlachtfeldes von Auerstedt, die obige Angaben bestätigt, gab neuerdings Borkowsky, Beilage Nr. 130 zur „Münchener Allgemeinen Zeitung" vom 9. Juni 1899.

und blessirt worden sind, indem die Franzosen hauptsächlich auf sie ihr Feuer zu richten die Gewohnheit haben. Die wenige Energie und die Unentschlossenheit vieler Generale und Stabsofficiere hat nicht minder geschadet, desgleichen die Unordnung, mit der einige Regimenter sich formirt haben, der Mangel an Contenance, der leider einige ausgezeichnet, der eigentlich aus Mangel an Erfahrung entsteht und bei nicht aguerrirten Truppen nicht ungewöhnlich ist — alles dieses zusammen genommen mit den öfter sich ablösenden, frischen Truppen des Feindes, welches er bei seiner größeren Stärke an Infanterie leicht thun konnte, alles dieses ist schuld an dem ungünstigen Ausgang dieses Tages. Ebenso gewiß hat auch andererseits die Hitze, mit der Alles unüberlegt vordrang, um nur Theil am Siege zu nehmen, sowie unzeitige Bravour sehr nachtheilig gewirkt.

Sucht man den Grund in den strategischen Märschen Napoleon's, so kann ich dieser Meinung nicht beipflichten, denn wenngleich er uns strategisch umgangen hatte, so hatte er es doch nicht taktisch zu Anfang der Bataille thun können, und wäre kein Nebel gewesen, so daß man sich ordentlich zu formiren wäre im Stande gewesen, so hätte er es auch späterhin nicht thun können, obgleich diese Bewegung keinen großen Erfolg für ihn hatte. Durch sein strategisches Umgehen hatte er eigentlich noch nichts erreicht. Unsere Armee blieb immer concentrirt, er hatte kein Corps von dem anderen abgeschnitten, es blieb also in dieser Rücksicht partie égale, da wir mit fünf Divisionen in vollem Anmarsch gegen ihn waren. Es kam nur auf die Bataille an; diese entschied Alles. Gewannen wir sie, so warfen wir ihn in die Saale oder Unstrut, seine Retraite hätte ihn viel kosten sollen, und er würde gewiß nicht viel von seinen Truppen bis an den Rhein haben bringen können.

Schließlich habe ich noch eines Umstandes zu erwähnen, der, so geringfügig er auch scheinen möchte, doch nicht unwichtig genannt werden kann, und dieser ist der gänzliche Mangel an guten Specialkarten von diesen Gegenden[1]. Unbekanntschaft des Terrains überhaupt, auf dem wir fochten, da Keiner eine genaue Kenntniß davon hatte, ist uns nicht minder nachtheilig gewesen, sowie die Unterlassung, die nothwendigen Communicationen zu etabliren, ein großes Hinderniß für Cavallerie und Artillerie geworden ist.

Obiger Aufsatz ist das Product des ersten Eindrucks und etwa acht Tage nach der Bataille in Küstrin[2]) geschrieben worden. Seitdem haben die französischen Bulletins und andere, noch glaubhaftere Nachrichten vielerlei Irrthümer berichtigt. So hat es sich unter Anderem wirklich ergeben, daß — zu unserer Schande sei es gesagt — der Feind nicht stärker als 30 000 Mann unter dem Marschall Davout gegen uns war; mithin ist es bloß der klugen Disposition des Feindes und seinem entschlossenen Benehmen und geschickter, erfahrener Manövrirfähigkeit zuzuschreiben, wenn es ihm geglückt hat, uns zu täuschen

[1]) Den Mangel an Specialkarten erwähnt gelegentlich auch Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 291.

[2]) Vergl. oben S. 383, Anmerkung.

und sich stärker glauben zu machen, so daß dieser Eindruck den unsrigen, gänzlich unerfahrenen, ohne Disposition, Zusammenhang, Führung hin- und herschwankenden Truppen so sehr imponirt hat, daß kein einziger kräftiger Entschluß und wohlgeordneter, energischer Angriff erfolgt ist. Das Zusammentreffen der gegenseitigen Armeen scheint auf beiden Seiten gleich unvermuthet stattgefunden zu haben, indem die feindliche Armee, die erst in der Nacht das Defilé von Kösen passirt hatte, in der Absicht detachirt war, um die unsrige, die Napoleon noch zwischen Weimar und Jena glaubte, im Rücken zu nehmen, während er von Jena und Kamburg her den Hauptangriff auf die ihm gegenüber stehende preußisch-sächsische Armee unter Fürst Hohenlohe unternahm [1]).

[1]) Hieran schließt sich in der Handschrift eine vom König aufgestellte detaillirte „Berechnung der muthmaßlichen Stärke der Armee am 14. October 1806 bei Auerstedt und Jena". Der König, der die Bataillone immer nur zu 700 Mann ansetzt, berechnet die drei Divisionen der Hauptarmee auf je 9100 Mann, zusammen also 27 300 Mann; die beiden Reservedivisionen auf 15 700 Mann; die zehn Schwadronen Blücher's auf 1000 Mann, im Ganzen also die Hauptarmee 44 000 Mann (Lettow-Vorbeck, Bd. I, S. 425: 50 000 Mann, wobei die Bataillone auf 750 Mann veranschlagt sind). Die bei Jena kämpfenden Truppen berechnet der König auf 46 800 Mann (Hohenlohe mit Tauentzien 34 100, Rüchel 12 700 Mann). Vergl. hierzu Lettow-Vorbeck, Bd. I, Anlagen IV und V. Endlich veranschlagt der König noch die Reservearmee hinter der Weichsel auf 21 900 Mann.

Im Hauptquartier der II. (schlesischen) Armee 1866

unter dem Oberbefehl

Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

Persönliche Erinnerungen
von
J. von Verdy du Vernois.

III. Versammlung der II. Armee an der Elbe.

Der Morgen des 28. Juni, der wiederum mit großer Hitze einsetzte, sah uns früh im Sattel. Mit äußerster Spannung blickten wir den Ereignissen entgegen, welche dieser Tag uns bringen würde. Mußte es an ihm sich doch entscheiden, ob unser Vordringen durch das Gebirge gelingen oder mißglücken würde. Die am 27. früh noch bestandene Unsicherheit, ob der Vormarsch der österreichischen Hauptkräfte schon so weit gelangt wäre, daß wir mit ihnen in Berührung kommen konnten, hatte sich durch die Kämpfe des V. und I. Corps in die Gewißheit umgewandelt, daß sich dieselben bereits in unserer Nähe befanden. Inwieweit es nun dem V. Armeecorps wie den Garden gelingen würde, ihre heutige Aufgabe zu lösen, hing im Wesentlichen davon ab, welchen Gebrauch der Gegner von seinen Kräften machte; möglicher Weise war er bereits in der Lage, sich sogar gegen beide Corps gleichzeitig mit Ueberlegenheit zu wenden.

Unter diesen Umständen hatte der Kronprinz von der am vorhergegangenen Nachmittage gefaßten Absicht, auch den heutigen Tag bei dem V. Corps zu verbringen, Abstand genommen und ritt mit uns in westlicher Richtung nach Kosteletz. Hier befand Er sich in der Mitte der Armee und somit in der Lage, je nach den Ereignissen bei den einzelnen Corps den Zusammenhang der gesammten Operationen erhalten zu können.

Auf einer Höhe hart östlich des Dorfes saßen wir ab und verblieben auch auf derselben, bis die Entscheidungen bei den inzwischen in den Kampf gerathenen Garden und dem V. Corps gefallen waren. Nach Süden hin beschränkten die vorliegenden, zum Thale der Aupa abfallenden Höhen die Aus-

sicht; nur die über diese emporsteigenden Rauchwolken wie der aus dieser Richtung herübertönende Kanonendonner gaben Kunde von einem gegen Skalitz hin bereits entbrannten Gefecht. Nach Westen war dagegen eine größere Strecke des Geländes zu übersehen. Jenseits der an unserer Höhe vorbeifließenden Aupa stieg dasselbe allmählich an und gestattete, einen Theil der über Eypel vordringenden Garden in ihren Bewegungen zu beobachten. Deutlich ließ sich erkennen, wie deren Batterien nach einander in das Gefecht mit feindlicher Artillerie traten.

In der Nähe unserer Aufstellung hatten verschiedene Abtheilungen biwakirt und befanden sich bei unserem Eintreffen zum Theil noch dort. Es waren dies: die schwere Cavalleriebrigade des Gardecorps (die Regimenter Garde du Corps und Gardecürassiere nebst einer reitenden Batterie) unter Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Albrecht Sohn, Gardepioniere und einige Colonnen. Bald nach unserem Eintreffen rückte auch die Reserveartillerie des Gardecorps unter Prinz Kraft Hohenlohe heran, gedeckt durch ein Bataillon und eine Escadron, und verblieb vorläufig hier.

Von Steinmetz lief zunächst die Meldung ein, daß er sich bedeutender feindlicher Ueberlegenheit gegenüber im Gefecht befände und um Verstärkung bitten müsse. Schwer angänglich war es, der ebenfalls bereits in das Gefecht getretenen Garde gerade jetzt irgend welche Truppen zu entnehmen; der Masse ihrer Artillerie, die sich bei uns befand, konnten wir sie ebenso wenig berauben; aber, um wenigstens Steinmetz etwas zu bieten, befahl der Kronprinz der chweren Garde-Cavalleriebrigade, zu ihm zu stoßen. Diese trabte auch sofort in südlicher Richtung ab; einige Zeit lang konnten wir sie noch mit unseren Augen verfolgen, sahen auch noch, wie ihre Batterie abprotzte, und die Brigade Halt machte und sich entwickelte. Doch bald wurde die Vorbewegung fortgesetzt, wobei sie unseren Blicken gänzlich entschwand.

Von uns wurden nach einander Burg und Hahnke zum Gardecorps und die Adjutanten Major von Gaffron und Hauptmann Kroseck zum V. Corps entsandt. Die an unserem Standpunkt vorgefundenen Pioniere erhielten den Auftrag, ein paar weiter südlich befindliche Uebergänge der vor uns vorbeilaufenden Bahn Schwadowitz-Josefstadt zu zerstören, ein Auftrag, dessen Ausführung uns später leid that, da diese Zerstörung dem Feinde weiter keinen Schaden bereitete.

Vom I. Armeecorps hatten wir noch immer keine Meldung, hofften aber mit Bestimmtheit, daß es gemeinschaftlich mit den Garden den ihnen gegenüber befindlichen Feind bekämpfen würde. Inmitten der schwierigen Lage, in der wir uns unstreitig befanden, erreichten uns gerade jetzt noch Nachrichten, die wenig erfreulicher Natur waren; ein Telegramm, welches die Niederlage von Langensalza mittheilte, sowie ein zweites, durch das wir Kunde von dem Siege der Oesterreicher bei Custozza über die Italiener, unsere Verbündeten, erhielten.

Inzwischen hatte sich das Feuer von beiden Gefechtsfeldern her wesentlich verstärkt; immer mächtiger und immer zusammenhängender wurde der Donner der Kanonenschüsse vernehmbar; beide Corps standen unverkennbar in recht

ernsten Gefechten. General von Blumenthal wandte sich an mich, der ich unter Anderem die Bewegungen der Oesterreicher zu verfolgen hatte, mit der Frage: „Wie viel meinen Sie wohl, daß Steinmetz dort sich gegenüber hat?“ Ich antwortete: „Er stößt sicher auf ein frisches Corps, aber es muß noch ein zweites in der Nähe sein, und wenn die Oesterreicher richtig disponirt haben, kann er sogar noch ein drittes Corps vor sich finden.“ Diese Antwort war, wenn man die Lage erwägt, in der wir uns in jenen Stunden befanden, keineswegs eine erfreuliche; sie hat sich überdies späterhin auch als zutreffend erwiesen. Aber der Eindruck, den sie damals auf den General, den nie die unerschütterlichste Ruhe und Zuversicht verließ, machte, war nur der, daß er seine Feldmütze hinten in den Nacken schob, mit der Hand durch die Haare fuhr und sagte: „Wie schade, daß wir nicht bei Steinmetz sein können! Da möchte ich doch mal ansehen, wie der Alte mit ihnen fertig wird!“

Se. Königl. Hoheit der Kronprinz aber rief uns hierauf alle zu sich. Auf seinen Säbel gestützt, das klare Auge auf uns geheftet, trug er selbst uns noch einmal die ganze Lage seiner Armee auf das Eingehendste in klarster Weise vor und recapitulirte die Anordnungen, welche getroffen waren, sowie die Erwägungen, welche sie hervorgerufen hatten, indem er gleichzeitig auf die hohe Bedeutung des Tages hinwies. Hieran knüpfte er die Frage, ob noch irgend Jemand einen Gedanken habe, der zum Gelingen des Ganzen beizutragen vermöchte. Als wir dies verneinten, schloß er mit den Worten: „Nun, dann haben wir unsere Pflicht gethan; nach allen Richtungen hin ist nach unserem besten Wissen erwogen und angeordnet, was nach unserem Verständniß geschehen muß und kann; das Uebrige steht in Gottes Hand!“ Und keine Spur von Aufregung, nicht das geringste Merkmal pessimistischer Gedanken beherrschte den hohen Führer; kaltblütig verfolgte er mit höchster Aufmerksamkeit den Gang der Gefechte und hörte mit größter Ruhe alle eingehenden Meldungen an, auf welche hin er seine weiteren Anordnungen traf[1]).

Bald darauf machte eine eigenartige Erscheinung einen sehr bedenklichen Eindruck. In der Richtung, in welcher die Straße von Nachod nach Hronow sich links rückwärts von uns hinzog, erhoben sich plötzlich dichte, massige Staubwolken, die sich in ununterbrochener Reihenfolge über die Kammlinien der Höhen aufthürmten und eilig auf Hronow fortwälzten. Der Gedanke lag nahe, daß sie von schnell zurückeilenden Truppen oder wenigstens von Wagencolonnen, die sich im raschen Abzuge befanden, herrührten, ein Anzeichen, daß die Dinge beim V. Corps schlecht ständen und dasselbe bereits eine rückwärtige Bewegung angetreten oder eingeleitet hätte. Es währte geraume Zeit, bis daß wir, durch die immer von Neuem aufsteigenden Staubwolken irritirt, uns beruhigen konnten. Ob nun zufällige Windströmungen in dem Gebirgsthale diese Erscheinung hervorgerufen hatten, oder ob thatsächlich einige Colonnen von Fahrzeugen hier zurückgegangen waren, haben wir nicht erfahren. Von

---

[1]) Obige Aeußerungen Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen wie des Generals v. Blumenthal habe ich schon in den Aufsätzen über 1870/71 in der „Deutschen Rundschau“ wie in dem Buche „Im Großen Hauptquartier“ mitgetheilt.

einer Entsendung von Officieren dorthin wurde Abstand genommen, da wir sehr bald über einen siegreichen Fortgang des Gefechtes bei Skalitz Nachricht erhielten. Wie vorhin erwähnt, waren die Pioniere zur Zerstörung von Eisenbahnbrücken entsandt worden. Der erste Ingenieurofficier der Armee, welcher unserem Stabe angehörte, Generalmajor von Schweinitz, hatte dem Detachement den Premierleutnant Pirscher, einen seiner Adjutanten, beigegeben, um die Meldung von erfolgter Zerstörung schnell zu erhalten. Da es sich aber an Ort und Stelle ergab, daß die Vorarbeiten zum Sprengen längere Zeit in Anspruch nehmen mußten, hatte dieser umsichtige Officier es vorgezogen, statt überflüssiger Zuschauer bei den Arbeiten zu sein, sich auf das nahe gelegene Gefechtsfeld zu begeben. Er kehrte von dort zu uns zurück, nachdem er eine sehr gute Uebersicht über den Stand des Gefechtes gewonnen hatte, über dessen erfolgreichen Fortgang er zu berichten vermochte. Dieser Bericht wurde jetzt auch durch den Augenschein bestätigt, indem deutlich die aufsteigenden Pulverdampfwolken ein Fortschreiten des Gefechtes erkennen ließen.

Beim Gardecorps hatten wir von unserem Standpunkt aus ebenfalls ein fast ununterbrochenes Vorschreiten unserer Truppen, sowie das Abfahren mehrerer in den Kampf getretener österreichischer Batterien beobachten können. Auch von diesem Gefechtsfelde kehrte Hauptmann von Hahnke mit guten Nachrichten zurück.

Es war schon spät am Nachmittage, als die am Morgen zum V. Corps entsandten Officiere, Major von Gaffron und Hauptmann Kroseck, wieder zu uns stießen; sie brachten Gewißheit über den neuen Sieg des Generals von Steinmetz, der noch heftiger und verlustreicher als der gestrige verlaufen wäre. Skalitz befand sich in unseren Händen. Prinz Adalbert war wieder inmitten des Infanteriegefechtes gewesen, Leutnant von St. Paul, der für seinen erkrankten Bruder sich bei ihm als Adjutant befand, war an seiner Seite erschossen worden.

Wir begaben uns nun nach Kosteletz, wo der Kronprinz noch einige Augenblicke bei den dort liegenden Verwundeten des 3. Garde-Ulanenregiments verweilte, das gestern ein sieghaftes Gefecht gegen Mexico-Ulanen gehabt hatte, und von dort nach Eypel, welche Ortschaft bereits durch den Armeebefehl als Hauptquartier in Aussicht genommen war. Der Ort selbst war voll Verwundeter der Garde und des österreichischen X. Corps; einzelne Abtheilungen der Garde befanden sich noch in der Nähe, weitere Befehle erwartend. Zu ihnen begab sich der Kronprinz. Hier erfuhren wir, wie heftig der Kampf gewesen und wie ruhmvoll er durchgeführt worden war. Insbesondere hatte das 2. Bataillon des Kaiser Franz-Garde-Grenadierregiments sehr erhebliche Verluste erlitten; sein Commandeur, der auch in weiten Kreisen durch seine ansprechenden Poesien bekannte Oberstleutnant von Gaudy, hatte den Heldentod gefunden; auch Hauptmann von Witzleben war geblieben. Ich ritt etwas früher nach Eypel zurück und sah, eben vom Pferde abgestiegen, in der Nähe einen Zug Ulanen halten, welche ich an den dunkelrothen Kragen schon von Weitem als 10. Ulanen erkannte, die unserer Cavalleriedivision angehörten. Begierig, von dieser Division etwas zu hören, näherte ich mich

dem Zuge, dessen Führer, Leutnant von Rosenberg, meldete, daß er zur Aufsuchung der Verbindung mit dem Gardecorps abgesandt wäre. Zu meiner Ueberraschung erfuhr ich dabei, daß sich die Division noch jenseits des Gebirges befände, und zu meinem größten Erstaunen, daß das I. Corps an dem Gefechte der Garden nicht theilgenommen hatte, sondern am Abend und in der Nacht wieder bis in die alten Biwaks bei Liebau und Schömberg zurückgegangen wäre, woselbst es auch den 28. verblieben sei. Ich führte Leutnant von Rosenberg sofort zum General von Blumenthal, welcher mit uns zum Kronprinzen eilte. Das Verhalten des Generals von Bonin erschien uns fast unglaublich, indes vermochten wir die Beweggründe für dasselbe noch nicht zu übersehen. Leider wurde durch den nunmehr auch von der Garde zurückkehrenden Major von der Burg bestätigt, daß das I. Armeecorps an dem Gefecht desselben keinen Antheil genommen hatte.

Die Einzelheiten, welche Leutnant von Rosenberg über den Rückmarsch zu berichten vermochte, lauteten ebenfalls nicht unbedenklich; ob die Oesterreicher Trautenau besetzt gehalten oder wieder zurückgegangen wären, entzog sich seiner Kenntniß. Ueber letzteren Punkt vermochte Major von der Burg jedoch Auskunft zu geben. Trautenau befand sich wieder in unseren Händen; der Commandirende des Gardecorps, Prinz August von Württemberg, hatte bereits sein Hauptquartier dort aufgeschlagen. Feldmarschallleutnant Freiherr von Gablenz war zwar am Morgen noch im Besitz der Stadt gewesen, doch hätte ihn die Anwesenheit der Garde in seiner Flanke wohl veranlaßt, dieselbe zu räumen und den Rückzug zunächst auf Königinhof anzutreten; hierbei sei er jedoch von dem Vorstoß der Garde getroffen und nach heftigem Gefecht genöthigt worden, in Richtung auf Arnau auszuweichen.

Dem General von Bonin wurde der Befehl sofort geschickt, Angesichts desselben über Trautenau auf Arnau zu marschiren. An Se. Majestät wurde ein kurzer Bericht über die Ereignisse, welche sich jetzt schon in ausreichender Weise übersehen ließen, aufgesetzt und abgesandt, nachdem schon auf der Höhe von Kosteletz, sobald der glückliche Ausgang des Gefechts von Skalitz feststand, Benachrichtigung hiervon an General von Moltke und den Prinzen Friedrich Carl ergangen war. Diese Telegramme mußten jedoch noch zunächst nach Reinerz befördert werden, wo sich die nächste Station befand.

Nachdem auch noch die übrigen Befehle für den nächsten Tag ausgefertigt waren, in Folge deren das Gardecorps Königinhof, das V. Corps Gradlitz erreichen und das VI. Corps aus der Grafschaft Glatz über Nachod diesem folgen sollte, sprach der Kronprinz die Absicht aus, sich selbst nach Trautenau zu begeben, um von dort aus unmittelbar auf das I. Corps einwirken zu können. General von Blumenthal trat dieser Ansicht bei; er hatte allerdings noch einen Grund dafür, den er für sich behielt, nämlich den, daß wir in dem weiten Zwischenraum, der zwischen Garde und V. Armeecorps noch bestand, in die vorderste Linie gerathen waren, und daß sich keine deckenden Truppen in der Nähe befanden; er hielt daher die Lage für den Kronprinzen zu gefährdet.

Während der General mit uns in Eypel verblieb, begab sich nunmehr der Kronprinz, unter Führung von Burg, der sie übernommen hatte, da

ihm die Verhältnisse bekannt waren und er wohl wußte, daß die Gegend noch durch die Ueberreste einer zersprengten österreichischen Brigade unsicher erschien, mit seinen persönlichen Adjutanten, Jasmund und Eulenburg, mittelst Wagen nach Trautenau.

Die Fahrt begann bei einbrechender Dunkelheit. Burg wählte einen Weg, der in der Nähe der Grenze lief; bei einzelnen Brücken fand man die Bohlen abgeworfen, die erst wieder festgelegt werden mußten, doch wurde Trautenau glücklich zwischen zwei und drei Uhr am Morgen des 29. erreicht. Ein Doppelposten rief die Fahrenden unweit des Ortes an und forderte die Losung; diese kannte die Begleitung nicht. Da rief der Kronprinz aus dem Wagen: „Grenadier, kommen Sie näher!“ Es war noch stockfinster, aber die Antwort lautete: „Zu Befehl, Königliche Hoheit.“ Es war zufällig ein Mann, der die Stimme des Kronprinzen kannte. Als der Wagen endlich auf dem Marktplatz von Trautenau anhielt, sagte der Kronprinz zu Burg: „Das war ja eine nette Nachtfahrt; nicht ganz ungefährlich. Ich habe wohl gesehen, wie Sie ab und zu die Karte mit dem Revolver vertauschten.“ (Burg hatte seinen Platz auf dem Bock genommen.) In einem Hause am Markt war noch ein erleuchtetes Zimmer zu sehen; Burg und Eulenburg gingen dort hinauf und fanden in demselben einen österreichischen Soldaten angezogen auf dem Bette liegend. Dieser mußte das Feld räumen, und der Kronprinz nahm von dem Zimmer Besitz, während sich seine Begleiter vor demselben auf herbeigeschafftem Stroh lagerten. Am Morgen war der Kronprinz früh auf. „Das Bett habe ich aber nicht benutzt,“ äußerte der Hohe Herr.

Major von der Burg hatte im mexicanischen Kriege, den er — damals Militärattaché in Paris — bei dem französischen Expeditionscorps mitmachte, sich bereits in hervorragender Weise ausgezeichnet. Der Beginn des Feldzuges von 1866 bot ihm Gelegenheit, sich besonders nützlich zu erweisen, und der Kronprinz sagte ihm an diesem Abend: „Diese beiden Tage werde ich Ihnen in meinem Leben nicht vergessen.“ Wie unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit von Ihm stets bewahrt wurden, so auch in diesem Falle. Der edle Fürst erhielt Burg diese Gesinnungen bis zu seiner letzten Stunde. Als am Beisetzungstage Sr. Majestät weiland Kaiser Wilhelm's des Großen Burg, der inzwischen zum General der Infanterie avancirt und bei dieser Gelegenheit zu Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Italien commandirt war, das Glück hatte, den schwer leidenden Kaiser Friedrich noch einmal zu sehen, umarmte ihn der edle Dulder, und ihn wiederholt küssend, zeigte er nach oben: „Dort sehen wir uns wieder,“ sollte es heißen, — sprechen konnte er nicht. Der General bezeichnet diese Scene als die ergreifendste seines Lebens, — ein Jeder wird ihm dies nachfühlen! —

Als ich in der Nacht vom Bureau nach meinem Quartier zurückging, traf ich in der Dorfstraße Hauptmann von Knobelsdorff von den Gardefüsilieren, mit dem ich früher gemeinschaftlich im Generalstabe gearbeitet hatte. Er hatte eine schwere Verwundung im Arme, die ihn nicht ruhen ließ. Mit freudigem Stolze erzählte er mir noch von dem über alles Lob erhabenen Verhalten der Mannschaften seiner Compagnie und von ihren Erfolgen.

Die Siege von Skalitz und Soor — letzteren Namen erhielt das Gefecht des Gardecorps — hatten uns schwerer Sorge enthoben. Durch sie waren die Debouchееn des Gebirges gesichert, war die Heranziehung des I. und VI. Armeecorps nicht mehr in Frage gestellt. Zwar konnte erst der folgende Tag die drei nächsten Corps von uns an der Elbe so weit genähert sehen, daß ihre gemeinschaftliche Verwendung für eine Schlacht zu ermöglichen gewesen wäre. Aber es erschien, nachdem drei österreichische Corps Niederlagen und in ihnen ganz erhebliche Verluste erlitten hatten, mehr als wahrscheinlich, daß sich nunmehr größere Massen des Feindes diesseits der Elbe nicht mehr würden in den Weg stellen. Wir konnten daher mit dankerfülltem Herzen in voller Ruhe über die allgemeine Lage uns zum Schlaf niederlegen; an die eigene Gefährdung in Bezug auf die vorgeschobene Lage des Hauptquartiers dachte Keiner mehr.

29. Juni.

Früh wurde aufgebrochen, und General von Blumenthal ritt mit uns auf dem großen Wege bis an die Chaussee, welche von Königinhof nach Trautenau führt, und dann nach letztgenanntem Ort, um wieder zum Kronprinzen zu stoßen.

Da wir somit das gestrige Gefechtsfeld durchzogen, trafen wir überall noch auf zahlreiche Spuren des Kampfes. Kaum hatten wir das lange Defilee von Eypel hinter uns, als wir auf eine Abtheilung des 2. Bataillons Kaiser Franz-Garde-Grenadierregiments stießen; es waren einige Officiere und etwa vierhundert Mann. Der mir bekannte Führer derselben, Hauptmann von der Goltz, meldete nach seiner Ueberzeugung, daß dieses Häuflein der Rest des tapferen Bataillons wäre. Ich suchte ihn mit den Worten zu trösten: „Warten Sie den heutigen Abend ab, da wird schon eine größere Zahl sich wieder zusammengefunden haben.“ — Zum Glück ging dieser Trost in Erfüllung; bei dem aufreibenden Kampfe des Bataillons gegen eine ganze feindliche Brigade hatten, in der Verfolgung des Feindes begriffen, Theile desselben die Richtung auf Trautenau eingeschlagen und waren dort zum Regiment gestoßen. Während des Gefechts war ihm das 1. Bataillon des Regiments unter Oberstleutnant von Böhn noch rechtzeitig zu Hülfe gekommen, und dasselbe hatte, nachdem nach einiger Zeit auch das Regiment Elisabeth eingriff und in wirksamster Weise dem Gegner in die Flanke fiel, schließlich mit der Zersprengung der Brigade Grivicics siegreich geendet.

In der Fortsetzung unseres Weges stießen wir mehrfach auf vereinzelte Biwaks, die sich, je mehr wir uns Trautenau näherten, vergrößerten; das Schlachtfeld war schon theilweise aufgeräumt, doch lagen noch vielfach Todte umher; dagegen war für die Verwundeten bereits in umfassendster Weise gesorgt worden. Nur an einer Stelle, an welcher sich keine Truppen von uns in der Nähe befanden, hörten wir aus dem dichten Getreide heraus langgedehnte Klagerufe herüberschallen. Einer von unseren Officieren, der sich in Folge dessen dorthin wandte, entdeckte noch einen schwer verwundeten österreichischen Infanteristen, dessen Transport nach einem Feldlazareth demnächst veranlaßt wurde.

Hart an der Chaussee erregte ein frisch aufgeworfener Grabhügel, geschmückt mit Helm und Säbel der Gardefüsiliere, unsere Aufmerksamkeit. Auf Befragen hörten wir zu unserem großen Bedauern, daß dort der einzige, jugendliche Sohn unseres, dem Generalstabe angehörenden, von uns wie in den weitesten Kreisen hochgeschätzten Obersten von Sydow ruhe. Er hatte am Tage vorher hier den Heldentod gefunden.

Auf dem Marktplatz von Trautenau angelangt, fanden wir auf demselben eine große Anzahl von Sanitätsfahrzeugen und Bagagewagen, alle jedoch ordnungsmäßig aufgefahren; in den Vorhallen der Häuser (Lauben) lagen auf Stroh gebettet zahlreiche verwundete Oesterreicher, bei denen jedoch keiner ihrer Aerzte verblieben war; andere Verwundete sahen aus den Fenstern auf das bewegte kriegerische Leben, das sich sonst noch in mannigfacher Gestalt vor ihren Blicken entfaltete[1]).

Hier traf auch bald der Kronprinz ein. Derselbe hatte am frühen Morgen längere Rücksprache mit dem Prinzen August von Württemberg gehabt, auch sich von diesem dabei den Gang des gestrigen Gefechtes auseinandersetzen lassen und war dann zu den tapferen Truppen geeilt, um so Vielen, als es die Zeit erlaubte, die wohlverdiente Anerkennung persönlich auszusprechen. Jetzt lief auch die Meldung ein, daß das I. Armeecorps im Anmarsche sei und binnen Kurzem durch Trautenau defiliren werde. Bald darauf erschien auch General von Bonin mit seinem Stabe. Der Kronprinz, welcher hierher zurückgekehrt und vom Pferde gestiegen war, harrte so lange aus, bis fast sämmtliche Abtheilungen des Armeecorps vor ihm vorbeimarschirt waren. Schweißtriefend und staubbedeckt und von der sengenden Mittagssonne getroffen, bewahrten die Mannschaften dennoch eine stramme Haltung. Auffallend war es, daß sämmtliche Truppentheile die Helmbeschläge geschwärzt hatten, — eine Eigenmächtigkeit des commandirenden Generals, die sich jetzt nicht mehr abstellen ließ. Nach dem Vorbeimarsch hatte der Kronprinz in einem in der Nähe befindlichen Hause mit dem General von Bonin eine sehr ernste Unterhaltung, über welche nachher verschiedene Lesarten verbreitet wurden; dann suchte er wiederum Verwundete auf, und so wurde es Nachmittag, als wir, auf der Königinhofer Chaussee zurückreitend, in dem zum Hauptquartier bestimmten Dorfe Praußnitz eintrafen. Inzwischen war das Gardecorps auf Königinhof marschirt, während das I. Armeecorps seinen Marsch in Richtung auf Arnau bis Pilnikau fortsetzte.

Noch während unseres Rittes vernahmen wir von Süden her wiederum Geschützfeuer; es mußte also ein erneutes Gefecht der Garden in der Gegend von Königinhof stattfinden. Der Widerhall an den Bergen ließ zeitweise diese Kanonenschüsse so nahe erscheinen, daß wir stets glaubten, das Gefecht müßte hinter der nächsten Welle der kleinen Erhebungen, welche sich mehrfach unserem Wege vorlegten, entbrannt sein. Auf der Kammlinie dann angelangt, war

---

[1]) Eigenthümlicher Weise habe ich den Marktplatz von Trautenau an demselben Tage und zu derselben Stunde genau nach fünfundzwanzig Jahren wieder betreten, indem ich, damals in Johannisbad weilend, einer Einladung des Bezirkshauptmanns von Trautenau folgte.

aber nirgend etwas zu sehen, nicht einmal aufsteigender Pulverdampf. In Praußnitz-Kaile angelangt, erhielten wir als Lösung der Frage, was vorgegangen sei, die Meldung von einem glücklichen Gefecht der Avantgarde des Gardecorps, durch welches sich dieselbe in den Besitz von Königinhof gesetzt hatte, und bei dem wiederum eine Fahne erobert worden war.

Auch aus der Richtung her, in welcher sich das V. Corps vorbewegte, glaubte man vereinzelte Kanonenschüsse zu vernehmen. Da von dort aber keine Meldung einging, wurde Hauptmann von Hahnke noch am Abend zum General von Steinmetz geschickt. Immerhin konnte jetzt bereits damit gerechnet werden, daß auch das V. sowie das VI. Armeecorps die vorgeschriebenen Marschziele Gradlitz, bezüglich Skalitz am heutigen Tage erreicht hatten. Allerdings war Hahnke im Raume zwischen Garde- und V. Corps noch auf österreichische Patrouillen gestoßen, über deren Streifereien er zunächst in Praußnitz Meldung machte, bevor er auf einem Umwege das V. Corps zu erreichen suchte und auch glücklich erreichte.

An Se. Majestät den König konnte nunmehr der volle Erfolg, den die bisherigen Operationen gehabt hatten, berichtet werden. Der schwierige Durchzug und das Heraustreten der II. Armee aus dem Gebirge waren durch eine Reihe siegreicher Kämpfe glücklich erreicht worden. Zu vereinigtem Handeln bereit standen die gesammten Streitkräfte an der Elbe.

Bevor aber der von der obersten Heeresleitung „in Richtung auf Gitschin" ursprünglich angeordnete Marsch nunmehr weiter verfolgt werden konnte, bedurften die Truppen, nachdem sie in glühender Hitze auf den Gebirgswegen ununterbrochen in Bewegung gewesen und dabei die heftigen Gefechte geliefert hatten, dringend nothwendig einiger Ruhe. Außerdem war es unumgänglich erforderlich, daß die weiteren Operationen in vollem Einklange mit den Vorbewegungen der I. und Elb-Armee angeordnet wurden. Wir hatten den Feind in unmittelbarer Nähe jenseits der Elbe, auf dem rechten Ufer des Flusses vor uns, dessen Ueberhöhung dem Gegner die Einnahme einer sehr starken Stellung bot; dorthin hatten sich seine von uns geschlagenen Heerestheile zurückgezogen; es waren dies das VI., VIII. und X. Corps. Daß am heutigen Tage Steinmetz erneut ein siegreiches Gefecht bei Schweinschädel gegen ein frisches österreichisches Corps, das IV., gehabt, war uns gegen Abend — so weit ich mich entsinne — noch nicht bekannt. Waren nun auch die ersterwähnten drei Corps durch die Kämpfe sehr mitgenommen, so wurde ihre Widerstandskraft jedenfalls durch die starke Stellung an der Elbe sehr gehoben. Ueberdies konnten sie jeden Augenblick noch durch andere Corps der Nord-Armee verstärkt werden, insoweit diese nicht gegen unsere beiden anderen, unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Carl heranrückenden Armeen Verwendung fanden.

Jedenfalls mußte das weitere Vorrücken des Prinzen unserer Armee in Bezug auf das Ueberschreiten der Elbe eine wesentliche Erleichterung schaffen. Bei uns hatte sich übrigens die Ansicht gebildet, daß der bisherige Anmarsch der I. und Elb-Armee in Betracht der ihnen gegenüber befindlichen Streitkräfte (Sachsen und I. österreichisches Corps) viel zu vorsichtig und mithin zu

langsam erfolgt sei. Schwierigkeiten der Verpflegung sollen dabei von Einfluß gewesen sein. Im Uebrigen waren wir in den letzten Tagen bei den vorschreitenden Bewegungen und Störungen im telegraphischen Betriebe nicht ausreichend unterrichtet über die von ihnen erreichten Punkte. Wir wußten nur, daß die I. Armee Turnau passirt hatte.

Es waren also zwingende Gründe in Rücksicht nicht nur auf die Truppen, sondern auch in Bezug auf die gemeinschaftlichen Operationen der drei Armeen, welche es dem Kronprinzen wünschenswerth erscheinen ließen, den Corps am 30. Juni möglichst Ruhe zu gewähren. Es wurde daher noch am Abend ein Befehl erlassen, welcher darauf hinwies, sich der Uebergangspunkte über die Elbe morgen nur dann zu versichern, wenn dies ohne Gefecht erfolgen könnte; die Flußübergänge sollten aber recognoscirt und Alles zu einem Uebergange vorbereitet werden. Für einen solchen waren das I. Armeecorps und die Cavalleriedivision auf die Gegend von Neustädtl, das Gardecorps auf Königinhof und das V. und VI. Corps auf Burg und Schurz angewiesen.

So bildete der 29. Juni den Abschluß der ersten Operationen, welche der Kronprinz mit seiner Armee zu erreichen hatte. Die vorgeschriebene Aufgabe war in glänzendster Weise in kürzester Frist erreicht worden.

Der Kronprinz hatte in Praußnitz Unterkunft in der Wohnung des Pfarrers genommen, in dessen Gehöft am Abend wir uns zum gemeinschaftlichen Essen zusammenfanden, für welches die große Tafel im Freien auf dem Hofe aufgeschlagen war.

Am 30. Juni verließ Seine Majestät der König mit dem Großen Hauptquartier Berlin und traf am Nachmittage in Reichenberg ein.

Bei unserer Armee wurde der Tag zu eingehenden Erkundigungen über die Verhältnisse an der Elbe benutzt. Schon frühzeitig hatte eine lebhafte Kanonade in Richtung des V. Corps uns aus dem Schlaf geweckt, doch kehrte Hauptmann von Hahnke mit der Meldung zurück, daß es sich bei derselben um kein ernstes Gefecht handele, nur eine Beschießung der beiderseitigen Artillerie hätte stattgefunden.

Seine Königliche Hoheit begab sich mit einem Theile des Stabes zum Gardecorps nach Königinhof, woselbst eine Besprechung mit dem commandirenden General desselben, Prinzen August von Württemberg, stattfand. Die jenseitigen, ziemlich steilen und bewaldeten Höhen, welche den in unseren Händen befindlichen linken Thalrand der Elbe überragten, hielten österreichische Jäger noch besetzt. Frisch aufgeworfene Batterie-Emplacements hatten die natürliche Stärke der Stellung noch um ein Bedeutendes vermehrt, so daß ihr unmittelbarer Angriff sich überaus schwierig gestalten und bedeutende Opfer kosten mußte. Immerhin war der Angriff trotzdem ausführbar, da sich unserem rechten Flügel — dem I. Corps bei Arnau — gegenüber kein Feind mehr befand und somit durch den Uebergang dieses Corps daselbst über die Elbe eine erfolgreiche Einwirkung gegen Flanke und Rücken des vor Königinhof befindlichen Gegners zu erwarten stand.

Von der Garde begab sich der Kronprinz zu dem links von diesem — bei Gradlitz — biwakirenden V. Corps. Auch hier war das jenseitige Ufer

noch theilweise vom Feinde besetzt und waren fortificatorische Verstärkungen sichtbar. Aus der Richtung von Josefstadt hatte sogar österreichische Artillerie zeitweise das Biwak des Armeecorps beschossen und demselben einige Verluste beigebracht. Von unserer Artillerie hatten darauf einige Batterien das Feuer erwidert, doch war die Kanonade beiderseitig bei den großen Entfernungen allmählich eingestellt worden. Der alte Steinmetz hatte sich nicht bewegen lassen, das Biwak zu verlegen, und so konnte das tapfere Corps, welches beim Marsche am vorhergegangenen Tage wiederum bei Schweinschädel ein drittes siegreiches Gefecht gegen ein frisches feindliches Corps durchgeführt hatte, auch jetzt, nach dreitägigen Kämpfen und großen Anstrengungen, nicht volle Ruhe genießen. Der Kronprinz umarmte den General und theilte ihm mit, daß er Se. Majestät als Anerkennung für seine und des Corps außergewöhnliche Leistungen um die Verleihung des hohen Ordens vom Schwarzen Adler an ihn gebeten habe. Steinmetz war hoch erfreut, daß ihm am späten Abend seines Lebens ein so großes Glück widerfahre, drückte gleichzeitig aber auch dem Kronprinzen seine Freude darüber aus, daß seine Kriegseindrücke mit so günstigen Erfolgen begonnen hätten. Von besonderem Interesse war noch die Uebergabe von österreichischen Dienstschreiben, welche nach dem Treffen von Skalitz in die Hände des V. Armeecorps gefallen waren, unter diesen eine Meldung vom Feldmarschallleutnant Baron Ramming über das Gefecht von Nachod, in welcher stand: „Nachdem ich heute mit meinen Truppen ein anhaltendes und hitziges Gefecht bestanden habe, dieselben ganz erschöpft und unfähig sind, einen morgen früh zu erwartenden Angriff mit Erfolg abweisen zu können, so ersuche ich um die Zuweisung von zwei Brigaden, welche aber heute noch in die erste Linie meiner Truppen einrücken müßten." Ferner ein in Folge dessen von Benedek erlassener Befehl, daß Erzherzog Leopold mit dem VIII. Corps am nächsten Tage eintreffen und den Befehl über das VI. Corps ebenfalls zu übernehmen hätte; endlich eine lange, „An die Preußen" gerichtete Proclamation, welche beim Ueberschreiten der Grenze vertheilt werden sollte.

Inzwischen war, während der Kronprinz seinen Ritt mit Königinhof begann, General von Stosch mit mehreren unserer Officiere, denen ich mich anschloß, unmittelbar nach Gradlitz geritten. Dort beim Biwak des V. Corps angelangt, welches sich etwas gedeckt, nördlich der Chaussee, befand, begaben wir uns südlich derselben an den Uferrand, wo nur ein kleiner Erdvorsprung uns von der Elbe trennte. Kaum waren wir dort angelangt, als wir am jenseitigen Ufer in Richtung auf Josefstadt eine mächtige Rauchwolke sich erheben sahen und wenige Augenblicke später uns eine Granate, nur ein paar Schritte vor uns einschlagend, begrüßte, der gleich darauf eine zweite und dritte folgten. Von jenseits der Chaussee aus dem Biwak heraus sprach man uns den Wunsch aus: wir möchten uns doch von unserem Platze dort fortbegeben, denn sonst könnte leicht bei der geringen Entfernung zwischen uns und den ruhenden Truppen wieder eine Granate bei diesen einschlagen. Wir konnten diesem Wunsche um so eher entsprechen, als die kurze Zeit unseres Aufenthaltes an dieser Stelle genügt hatte, zu sehen, was wir sehen wollten. Nachdem wir im Dorfe Gradlitz noch den General von Kirchbach gesprochen

hatten, der vor seiner Wohnung stand und dem Brande des von einem Geschoß angezündeten Nachbarhauses zusah, begaben wir uns, bevor der Kronprinz noch hier eingetroffen war, nach Praußnitz zurück. Hierbei querfeldein den nächsten Weg nehmend, geriethen wir am Saume eines Waldes in eine morastige Stelle, in welche mehrere unserer Pferde tief einsanken, insbesondere dasjenige des Erbprinzen von Hohenzollern, welches nur mit Mühe wieder herauszubekommen war.

Am heutigen Tage wurde nun glücklich die Verbindung mit dem Prinzen Friedrich Carl hergestellt, welcher mit der I. und Elb-Armee nach den Gefechten bei Hühnerwasser, Sichrow und Podol, sowie den Kämpfen von Münchengrätz und Gitschin bis über letzteren Ort hinaus vorgerückt war. In forcirtem Marsche gelangte das 1. Garde-Dragonerregiment unter Oberstleutnant von Barner dazu, den Anschluß an unser bei Arnau befindliches I. Armeecorps zu erreichen. Auch Seitens unserer Armee hatte der Kronprinz dem I. Corps die Herstellung der Verbindung mit den Heereskörpern des Prinzen Friedrich Carl durch Cavallerie aufgetragen.

Da wir nach Allem, was bisher festzustellen war, den Feind noch mit starken Kräften vor uns wußten, andere Corps des Gegners aber der I. Armee noch bei Gitschin entgegengestanden hatten, so mußte nach der an maßgebender Stelle in unserem Obercommando bestehenden Ansicht noch immer die ursprüngliche Richtung weiter verfolgt, d. h. die Elbe von uns überschritten werden, um die Entscheidung im Kampfe mit der vor uns befindlichen österreichischen Nord-Armee mit den gesammten Kräften unserer drei Armeen herbeiführen zu können.

In diesem Sinne wurde noch am Abend von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen an den Prinzen Friedrich Carl geschrieben, daß am 1. Juli von unserer Armee das I. Corps von Neustädtl auf dem rechten Elbufer nach Miletin vorgehen würde, und dabei gleichzeitig von ihm ausgesprochen, daß Er hoffe, „am 2. Juli Vormittags mit dem Rest der Armee ebenfalls den Fluß überschreiten und sich in der Gegend von Miletin mit der Armee des Prinzen Friedrich Carl vereinigen zu können". Die für unsere Armee erforderlichen Befehle wurden nach 9 Uhr Abends ausgefertigt, sowie die Meldungen an Se. Majestät durch den Kronprinzen, an Moltke durch General von Blumenthal erledigt.

Eine zweite Depesche des Kronprinzen an Se. Majestät gab die Verluste der Oesterreicher in den bisherigen Kämpfen mit der II. Armee auf über 20000 Mann, 5 Fahnen, 2 Standarten und etwa 20 Geschütze an; die Zahl der Gefangenen wurde hierbei auf 8000 Mann geschätzt.

Hieran anschließend erließ Se. Königl. Hoheit am folgenden Tage, den 1. Juli, einen Armeebefehl, welcher in kurzen Zügen das Ergebniß der Thaten seiner Armee in dieser Periode zusammenfaßte und gleichzeitig den Gefühlen Ausdruck verlieh, welche den fürstlichen Heerführer erfüllten. Auch diese Kundgebung rührt vom Kronprinzen persönlich her. Dieselbe lautete:

Armeebefehl.

„Nur wenige Tage sind vergangen, seitdem wir die Grenze Böhmens überschritten haben, und bereits bezeichnen wiederholte glänzende Siege unser glückliches Vordringen, sowie das Erreichen unseres ersten Zieles, die Elbübergänge zu besetzen und mit der ersten Armee vereinigt zu sein.

Das tapfere V. Armeecorps, unter Leitung seines heldenmüthigen Führers, schlug drei Tage hinter einander je ein neu herbeigeholtes feindliches Corps mit bewunderungswürdiger Auszeichnung. Die Garden bestanden zwei glückliche Gefechte und warfen den Feind in glänzender Weise zurück; das I. Armeecorps schlug sich mit außerordentlicher Tapferkeit unter den allererschwerendsten Umständen. 5 Fahnen, 2 Standarten, 20 Geschütze, 8000 Gefangene sind in unseren Händen, und viele Tausende Todte und Verwundete beweisen, wie groß der Verlust des Feindes sein muß.

Leider haben wir den Verlust mancher braven Kameraden zu beklagen, die theils todt oder verwundet in unseren Reihen fehlen. Aber der Gedanke, für unseren König und das Vaterland zu fallen, vereint mit dem Bewußtsein, gesiegt zu haben, wird ihnen Trost im Sterben, Linderung im Leiden gewähren. Möge Gott nun auch fernerhin unseren Waffen den Sieg verleihen. Ich danke den Herren Generalen und Officieren, sowie den Soldaten der II. Armee für ihre Tapferkeit im Kampfe und ihre Ausdauer im Ueberwinden der schwierigsten Verhältnisse, indem ich mich stolz fühle, solche Truppen zu führen.

H.-Q. Praußnitz, den 1. Juli 1866.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz."

Bemerkt sei noch, daß nach den späterhin bekannt gewordenen beiderseitigen Verlustlisten die österreichische Nordarmee der II. Armee gegenüber eine Einbuße von etwa 23000 Mann (darunter über 800 Officiere) in diesen Gefechten erlitten hat, während die Verluste unserer Armee die Ziffer von 6000 Mann (einschließlich 183 Officiere) noch nicht voll erreichten.

Die in diese Tage fallenden Anordnungen sowohl vom Großen Hauptquartier wie von den einzelnen Armeecommandos sind auch in Rücksicht auf die Verbindungen und die Befehlsertheilung bei den obersten Commandos während der großen Operationen von ganz besonderem Interesse. Sie zeigen die damit verbundenen Schwierigkeiten auf das Deutlichste, aber auch in welcher glücklichen Weise diese überwältigt wurden, und wie sie die gesammten Kräfte zum entscheidenden Zusammenwirken auf das Schlachtfeld zu führen vermochten. So weit diese Verhältnisse unsere II. Armee betreffen, will ich auf dieselben an den bezüglichen Stellen näher eingehen.

Die recht verspätet eintreffenden telegraphischen Mittheilungen zwischen dem Großen Hauptquartier und den einzelnen Armeecommandos — öfter durch Zerstörung der Linien durch die eigenen Truppen veranlaßt — brachten in diesen Tagen um so mehr eine Verschiedenheit der Ansichten hervor, ob unsere Armee an der Elbe zunächst verbleiben oder dieselbe überschreiten sollte, als auch die Anschauungen über den Verbleib der feindlichen Hauptkräfte einem

Wechsel unterworfen blieben. Noch war die Möglichkeit gegeben, daß letztere nach ihrer endlichen Vereinigung sich gegen uns oder die I. und Elb-Armee wenden konnten; eine Gefahr schloß eine derartige Offensive der Oesterreicher — wenigstens sah man dies im Großen Hauptquartier so an — nicht in sich, denn, wie später unser Generalstabswerk dies kennzeichnete: „keine unserer nur auf die Entfernung eines kurzen Marsches getrennten Armeen lief Gefahr bei einem feindlichen Angriff, da diesem die andere Armee in der Flanke gestanden hätte.“ Allerdings bedingte dies eine allseitig klare und übereinstimmende Anschauung der Lage und ein exactes und zeitgerechtes Ineinandergreifen aller Anordnungen.

Andererseits mußte man aber auch damit rechnen, daß der Gegner, statt die Entscheidung jetzt noch auf dem rechten Elbufer — den Fluß im Rücken — zu suchen, wiederum über den Strom zurückgehen und, diesen mit den Festungen Josefstadt und Königgrätz als mächtige Barriere gegen uns benutzend, unser weiteres Verfahren abwarten würde. Eine derartige Maßregel der österreichischen Oberleitung wurde bei uns für das Zweckmäßigste erachtet, was sie unter der schwierigen Lage, in welche ihre Armee gerathen war, anzuordnen vermocht hätte. Desto mehr mußte auch ein derartiges Verfahren unsererseits im Auge behalten werden. Entschloß sich der Feldzeugmeister Benedek zu dieser Maßregel, so konnten erst sehr eingehende Erkundigungen des Geländes es ergeben, ob man den Uebergang der I. und Elb-Armee über die Elbe zwischen den Festungen Josefstadt und Königgrätz hindurch unternehmen durfte, während die kronprinzliche Armee, auf dem linken Ufer verbleibend, also ohne den Fluß zu überschreiten, sich, Josefstadt umgehend, gegen die rechte Flanke des Gegners wandte. Unter diesen Gesichtspunkten erschien allerdings ein Belassen unserer Armee vorläufig noch auf dem linken Ufer erforderlich. Dagegen hätten jedenfalls ein Ueberschreiten der Elbe und die Ueberführung unserer Corps auf deren rechtes Ufer stattfinden müssen, wenn die Erkundigungen zeigten, daß das oben erwähnte Verfahren auf zu große Schwierigkeiten stieß. Alsdann mußte versucht werden, den Gegner aus seiner starken Stellung hinter der Elbe herauszumanövriren, indem zwei unserer Armeen, über Pardubitz vorgehend, seine Rückzugslinie bedrohten, während die dritte diese Bewegung gegen ein etwaiges erneutes Vorbrechen des Feindes über Josefstadt und Königgrätz zu sichern hatte.

Man kann sich bei der hier dargelegten Nothwendigkeit, schwerwiegende Erwägungen für verschiedene Fälle anzustellen, wohl denken, wie eingehend sich unser erhabener Heerführer und sein Generalstabschef mit der Betrachtung der Lage und den für jeden einzelnen Fall erforderlichen Anordnungen beschäftigten. Im Großen und Ganzen bestand insofern ein Unterschied in der Auffassung über das, was zunächst geschehen sollte, zwischen dem Großen Hauptquartier und unserem Obercommando, als General von Moltke ein Ueberschreiten der Elbe seitens der II. Armee erst von weiterer Klärung der Verhältnisse abhängig machen wollte, während in unserer Armeeleitung Werth darauf gelegt wurde, eine engere Verbindung der Heereskräfte durch möglichst baldiges Ueberschreiten der Elbe durch unsere II. Armee herzustellen.

Indem diese Erwägungen zu sehr eingehenden Prüfungen nöthigten, verlief ein großer Theil des Tages mit diesen. Aber das Ergebniß derselben gipfelte aufs Neue in der Ansicht, daß ein baldiger Uebergang unserer Armee auf das rechte Ufer allen anderen Operationen vorzuziehen wäre. Seine Königl. Hoheit gelangte erst gegen Abend dazu, seine Behausung zu verlassen und sich zu den Truppen zu begeben.

Inzwischen hatte sich die Lage aber wesentlich verschoben. In der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli hatten die österreichischen Corps eine Rückzugsbewegung auf Königgrätz hin angetreten, und hierdurch waren auch die Elbübergänge vor dem Garde-, sowie vor dem V. und VI. Corps frei gemacht worden. Es konnten also bereits jetzt, während das I. Corps den erlassenen Befehlen gemäß das rechte Ufer in der Richtung auf Miletin betrat, auch die anderen Corps Abtheilungen auf das jenseitige Ufer entsenden, die dort den etwa erforderlich werdenden Uebergang ihrer Corps zu schützen vermochten. Die sehr schwierige Aufgabe, unter gewissen Verhältnissen die Elblinie in ihrem oberen Laufe uns gegenüber mit der II. Armee gewaltsam überschreiten zu müssen, fiel mithin glücklicher Weise in sich zusammen, — aber immer blieb die Frage noch offen, was weiter geschehen sollte.

Am Morgen des 1. Juli erhielten wir endlich nähere Nachrichten über die Stellungen der I. Armee und die Absichten des Prinzen Friedrich Carl, indem der aus seinem Hauptquartier entsandte Hauptmann im Generalstabe Graf Häseler bei uns in Praußnitz eintraf. Er theilte uns die Einzelheiten über die Aufstellung der I. Armee mit, sowie die Ansicht des Prinzen, der es für durchaus nothwendig erachtete, in Rücksicht auf die stattgefundenen Gefechte und anstrengenden Märsche, sowie zur Regelung der Verpflegung auch den folgenden Tag noch als Ruhetag zu verwenden.

Da wir bereits festen Fuß auf dem anderen Elbufer gefaßt hatten und auch für unsere Corps eine weitere Ruhe sehr nothwendig erschien, konnte man sich mit letzterem Vorschlage einverstanden erklären.

Die Absicht, mit unserer Armee die Elbe zu überschreiten, wurde daher nunmehr vom Kronprinzen um so mehr vorläufig vertagt, als bereits eine Depesche vom General von Moltke, während der Fahrt Seiner Majestät nach dem Kriegsschauplatze aufgegeben, — allerdings in sehr verstümmelter Weise — uns auf eine Behauptung des linken Elbufers angewiesen hatte. Es wurde daher vom Obercommando nur angeordnet, daß das Hauptquartier im Laufe des folgenden Tages nach Königinhof verlegt und die Avantgarde des I. Corps gegen Miletin vorgeschoben werden sollte, welchen Ort der linke Flügel der Armee des Prinzen Friedrich Carl am 1. Juli zu erreichen gedachte.

Der Tag verlief in vollständiger Ruhe. Es wurde uns mitunter geradezu unheimlich, als Stunde auf Stunde dahinrann, ohne daß wir Geschützfeuer hörten, das zu vernehmen wir seit dem 27. Juni gewöhnt waren; man bekam dadurch das Gefühl, als ob etwas Außergewöhnliches in der Luft läge.

Der Kronprinz, welcher, da es ein Sonntag war, am Morgen die katholischen Mannschaften der in unserer Nähe befindlichen Truppentheile in die Messe geschickt hatte, kam am Abend von einem Ritte nach Königinhof, wo-

selbst er die Biwaks der dortigen Gardetruppen besucht hatte, erst spät zurück. Inzwischen war bei uns in Praußnitz Se. Königl. Hoheit der Prinz Alexander mit Begleitung eingetroffen, um den Feldzug in unserem Hauptquartier mitzumachen; auch Fürst Pleß und Herr von Salisch kamen von der eingehenden Besichtigung der neu eingerichteten Lazarethe zurück und berichteten, daß die Unterbringung der Verwundeten eine zufriedenstellende sei. Dagegen verließ uns nunmehr unser bisheriger Begleiter durch das Gebirge, der Graf Schweidnitz, da seine Aufgabe erfüllt war.

Eigenmächtige Requisitionen einzelner Mannschaften der nicht weit nördlich hinter uns liegenden Cavallerie-Division, welche insbesondere leider auch Colonel Walker in seinem Quartier belästigt hatten, machten ein strenges Einschreiten erforderlich. Das Schicksal wollte, daß gerade in diesen Tagen unserem so hochgeschätzten englischen Obersten manche kleine Unannehmlichkeiten zustießen, indem er, mehrfach allein ausreitend, in seiner unseren Leuten vollständig fremden Uniform von diesen für einen österreichischen Officier gehalten und ihm demgemäß begegnet wurde.

Auch der 2. Juli mußte unter den obwaltenden Verhältnissen in abwartender Haltung bei uns verbracht werden. Bis daß die Befehle des Großen Hauptquartiers die gemeinschaftlichen Bewegungen aller Armeen regelten, waren einseitige Anordnungen von größerer Tragweite bei uns ausgeschlossen, insofern nicht die Bewegungen des Gegners selbständige Entschlüsse erforderlich machten. Trotz einer Reihe siegreicher Gefechte war aber — sehr bedauerlicher Weise — fast durchgehend die Fühlung mit dem Feinde so weit verloren gegangen, daß man sich kein zuverlässiges Bild von seinem Verbleib zu machen vermochte.

Zur Klärung der Ansichten begab sich General von Blumenthal am heutigen Tage nach Gitschin, woselbst General von Moltke am Abend vorher bereits eingetroffen war. Ueber diese Fahrt wird weiterhin noch Näheres angeführt werden. Bei der sehr großen Entfernung von Praußnitz bis Gitschin konnte die Rückkehr nach Königinhof, wohin inzwischen das Hauptquartier verlegt worden war, erst in der folgenden Nacht ermöglicht werden.

Seine Königliche Hoheit war fast den ganzen Tag unterwegs. Zunächst hatte Er in Königinhof, das recht deutliche Spuren vom Gefecht am 29. Juni noch zeigte, angelangt, sich in das dort errichtete Lazareth begeben und war dann über die erhaltene Elbbrücke nach den Höhen des jenseitigen Ufers geritten, welche durch die Avantgarde der Garde bereits an dem vorhergegangenen Tage besetzt worden waren. Hier meldete ihm ein Pionierofficier, daß er von Feldjägern erfahren habe, Josefstadt sei von den Oesterreichern geräumt worden. Da auch andererseits Nachrichten eingingen, welche ein Vorgehen gegen diese Festung erwünscht erscheinen ließen, gab der Kronprinz dem VI. Armeecorps, welches Josefstadt jetzt zunächst lag, den Auftrag, durch ein Vorgehen auf dem rechten Elbufer die Festung von der österreichischen Feldarmee zu trennen und zu sehen, ob der Commandant Widerstand leisten würde.

Aufs Neue tritt hier ein Beleg hervor, welch' wichtige Rolle der Zufall im Kriege spielt. Gerade die falsche Meldung bezüglich Josefstadt wurde durch die Anordnung, welche dem Inhalte der Meldung entsprechend consequenter Weise getroffen wurde, die Veranlassung, daß das VI. Armeecorps viel früher in die Schlacht von Königgrätz einzugreifen vermochte, als dies sonst der Fall gewesen wäre.

Auch bei der Garde gab der Kronprinz dem Generalleutnant von Hiller Befehl zur Aufklärung über die Verhältnisse bei Josefstadt. Im Uebrigen trat bereits hier der Umstand, daß man die Fühlung mit dem Gegner verloren hatte, recht deutlich vor Augen, so daß sich der Kronprinz veranlaßt sah, ganz bestimmte Anforderungen an die Vorposten und vordersten Commandeure zu stellen. Persönlich ritt der Kronprinz so weit vor, daß Er von einem Plateau aus Josefstadt genau beobachten konnte; von feindlichen Abtheilungen war jedoch nichts zu sehen.

Auf dem Rückwege begegnete der Hohe Herr einer Abtheilung des 1. Garde-Regiments zu Fuß, bei welcher sich der Füsilier Bochnia befand, der im Gefecht von Königinhof eine Fahne des Regiments Coronini erobert hatte; derselbe war leicht durch einige Bajonettstiche verwundet. Bei der Begegnung hier trug er noch den Ueberzug der Fahne über der Schulter. Der Kronprinz lobte ihn und schenkte ihm mehrere Ducaten, die er gerade bei sich hatte; Colonel Walker versorgte ihn reichlich mit Cigarren.

Leutnant von Schleinitz, Ordonnanzofficier Sr. Königlichen Hoheit, traf aus Berlin ein und brachte die Nachricht mit, daß Seine Majestät voraussichtlich schon heute Gitschin erreichen würde.

Der Ritt des Kronprinzen war ein recht anstrengender gewesen und hoffte der Hohe Herr, nachdem wegen Raummangels das gemeinschaftliche Abendessen im Freien eingenommen war, sich gründlich ausruhen zu können. Es sollte aber anders kommen!

Bereits während der Fahrt des Großen Hauptquartiers von Berlin nach Reichenberg waren am 30. Juni von Kohlfurt aus, wie bereits bemerkt, Befehle an die I. und II. Armee erlassen worden, in denen es in Bezug auf die unsrige hieß:

„Die II. Armee hat sich am linken Ufer der oberen Elbe zu behaupten, ihr rechter Flügel bereit, sich dem linken der vormarschirenden I. Armee über Königinhof anzuschließen."

In der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli war an Seine Majestät gemeldet worden, daß an letzterem Tage das I. Corps die Elbe im Vormarsch auf Miletin überschreiten, die anderen Corps am nächsten Tage folgen würden.

Der ersterwähnte Befehl und diese Meldung stehen mit einander im Widerspruch. Zum Theil mag daran schuld sein, daß ersterwähntes Telegramm verstümmelt bei uns eingegangen war und dadurch die Fassung erhielt: „Die II. Armee hat sich Anlehnung linken Ufer der oberen Elbe zu behaupten ....." Nimmt man in Betracht, daß der Kronprinz wie General von Blumenthal der Ansicht waren, es müsse eine Vereinigung aller Kräfte

auch weiter durchgeführt werden, so schien der oben erwähnte Befehl (in seiner verstümmelten Form) es nicht auszuschließen, daß man zunächst die Elbe überschritt. Nicht klar blieb, was mit den Worten „Anlehnung linken Ufer" gesagt sein sollte; es konnte damit gemeint sein, daß wir jedenfalls noch Kräfte auf diesem Ufer belassen sollten.

Nun war am 1. Juli Abends noch ein weiteres Telegramm vom General von Moltke an General von Blumenthal aus Reichenberg eingegangen (von Morgens 9 Uhr datirt), welches mittheilte, daß der König vielleicht heute schon nach Gitschin käme, und mit den Worten schloß: „Senden Sie einen Officier dorthin."

General von Blumenthal hatte sich an demselben Abend noch schriftlich an General von Moltke gewandt und ihm die beim Obercommando bestehenden Ansichten über die Operationen dargelegt, hierbei von der Ansicht ausgehend, daß der Feind die Zeit gewonnen habe, unbehelligt abzuziehen. Um alles Weitere vorzubereiten, hielte auch er den Ruhetag am 2. Juli für geboten.

Im Weiteren geht aus dem Schreiben hervor, daß der General sich der Ansicht zuneigte, es würde eines gewaltsamen Ueberschreitens der Elbe zwischen Josefstadt und Königgrätz überhaupt nicht mehr bedürfen, da der Gegner vermuthlich seinen Rückzug weiter fortsetzen und sich vielleicht erst bei Kolin, Kuttenberg u. s. w. hinter der Elbe stellen würde.

Die Sendung des Officiers wurde für die Nacht in Aussicht genommen, „hoffend, daß er nicht zu spät kommen wird. Die Entfernung von hier (Praußnitz) ist sehr groß." Der Brief endete mit den Worten:

„Gerne wäre ich selbst nach Gitschin gekommen, wenn ich glaubte, mich ohne höheren Befehl so weit entfernen zu dürfen."

Wer von unseren Officieren nun nach Gitschin geschickt worden ist, weiß ich nicht mehr, ebenso wenig, was schließlich doch den General von Blumenthal veranlaßte, sich persönlich nach Gitschin zu begeben. Ich denke mir, daß Se. Königl. Hoheit ihn selbst dazu autorisirt hat, da mündliche Besprechungen die etwa noch auseinandergehenden Ansichten jedenfalls schneller zu klären vermochten, als dies auf schriftlichem Wege zu ermöglichen war; aber es erscheint auch nicht ausgeschlossen, daß eine unmittelbare Aufforderung seitens des Generals von Moltke noch erfolgt ist.

Hierbei erhielt ich den Befehl, den General auf der Fahrt zu begleiten. Somit brachen wir noch im Laufe des Vormittags von Praußnitz auf. Auf der Höhe des rechten Elbufers angelangt, wünschte der General statt der zwar sicheren, aber einen Umweg einschließenden großen Straße einen Richtweg zu nehmen, der zu den nächsten Vorposten der I. Armee führte. Ein solcher Weg fand sich auch vor, doch wurde die Benutzung desselben von den verschiedenen Commandeuren der Vorposten und Feldwachen der Garde dringend abgerathen, da zwischen den vordersten Abtheilungen unserer beiden Armeen noch eine ziemliche Strecke zu durchschreiten war, in welcher sich noch am Morgen österreichische Cavalleriepatrouillen umhergetummelt hatten. Dies machte auf meinen General jedoch keinen Eindruck. „Wir gewinnen Zeit," sagte er und wandte

sich dann zum Führer der Feldwache: „Geben Sie mir nur einen Mann mit, der den Weg kennt; der kann sich neben den Kutscher setzen, meinetwegen auch seine Flinte mitnehmen, dann thut uns Niemand etwas.“ Und so geschah es denn auch, und unangefochten gelangten wir zu den Vorposten der I. Armee. Endlich erreichten wir auch die große Straße nach Gitschin. Weithin befand sich jetzt ebenes Gelände zu beiden Seiten derselben, die Stadt selbst konnte man aus großer Entfernung schon erblicken, hinter ihr ragten pittoresk geformte Felskegel und höhere Bergrücken, scharf am Horizont sich abzeichnend, hervor.

Dicht an der Straße bemerkte ich eine biwakirende Compagnie und erkannte auf den Achselklappen einiger ihrer Mannschaften, welche im Chausseegraben saßen, die Nummer 14, — es war dies die Nummer meines alten Regiments. Der General war so liebenswürdig, einen Augenblick anhalten zu lassen, so daß ich noch den Compagniechef, Hauptmann Jacob, begrüßen konnte. Derselbe war mit seiner Compagnie mit einem Transport Gefangener zurückgeschickt worden und eilte nun mit forcirtem Marsche, sein Regiment wieder einzuholen. Wie ich späterhin erfuhr, ist ihm dies so gut geglückt, daß er noch während der Schlacht von Königgrätz bei demselben eintraf und sich an derselben zu betheiligen vermochte.

In Gitschin angelangt, erfuhren wir, daß auch Se. Maj. der König um Mittag bereits dort eingetroffen war. Irre ich mich nicht, so befand sich auch Prinz Friedrich Carl zur selben Zeit noch dort. Derselbe hatte sich von seinem Hauptquartier Kamenetz zum Empfange und Meldung beim Könige dorthin begeben. Die Stadt selbst war mit zahlreichen Mannschaften der Armee wie mit Gefangenen und Verwundeten überfüllt; Einwohner sah man nur vereinzelt.

General von Blumenthal begab sich zunächst zu Seiner Majestät und verblieb geraume Zeit beim Könige, der ihm die größte Anerkennung für die bisherigen Leistungen der Armee unter dem Oberbefehl seines Sohnes aussprach, auch den General nach seinen Ansichten über die Fortführung der Operationen befragte. Hier entlassen, suchte Blumenthal den General von Moltke auf. Letzterer gab die Schwierigkeiten eines Angriffs zu, wenn die Oesterreicher hinter der Elblinie unter dem Schutz der beiden Festungen einen solchen annähmen, sah jedoch die Lage noch nicht für ausreichend geklärt an, um jetzt bereits die gesammte II. Armee auf das rechte Elbufer herüber zu ziehen.

Es blieb daher auch bei dem Befehl, welchen General von Moltke für den 3. Juli entworfen und der bereits die Genehmigung Seiner Majestät erhalten hatte.

Nach diesem sollte die Elb-Armee sich auf Chlumetz dirigiren, um gegen Prag zu beobachten und sich der Elbübergänge von Pardubitz zu versichern. Die übrigen Corps der I. Armee hatten in die Linie Neu-Bidzow—Horitz einzurücken, eine Abtheilung ihres linken Flügels jedoch nach Sadowa zur Recognoscirung der Elblinie Königgrätz—Josefstadt. Größere Streitkräfte des Gegners, welche sich etwa noch vorwärts dieser Linie befänden, sollten sofort mit möglichster Ueberlegenheit angegriffen werden.

Für unsere, die II. Armee ward vorgeschrieben, daß das I. Armeecorps über Miletin nach Bürgliß und Cerekwiß zur Beobachtung gegen Josefstadt vorzugehen und, falls der Rechtsabmarsch der II. Armee befohlen werden sollte, diesen zu decken hatte. „Die übrigen Corps der II. Armee verbleiben am 3. Juli noch am linken Elbufer und ist gegen die Aupa und Metau zu recognosciren ..."

„Die Meldungen über Terrainverhältnisse und Stand des Feindes sind sofort hierher zu richten. Sollte sich aus denselben ergeben, daß ein concentrischer Angriff beider Armeen auf die zwischen Josefstadt und Königgrätz vorausgesetzte Hauptmacht des Feindes auf allzu große Schwierigkeit stößt oder daß die österreichische Armee jene Gegend überhaupt schon verlassen hat, so wird dann der allgemeine Abmarsch in der Richtung auf Pardubitz fortgesetzt werden."

Man ersieht hieraus, wie im Großen Hauptquartier — und zwar in Uebereinstimmung mit der auch in unserem Obercommando vorherrschenden Ansicht — es nicht für wahrscheinlich gehalten wurde, daß der Gegner noch diesseits der Elbe in der schwierigen Lage, den Fluß im Rücken zu haben, es auf eine Entscheidungsschlacht ankommen lassen würde. Man vermuthete ihn vielmehr bereits hinter die Elblinie zurückgegangen oder wenigstens im Abmarsch dorthin begriffen.

Und doch sollte gerade dasjenige, was man mit vollem Recht als das Unwahrscheinlichste annahm, zur Thatsache werden: die Annahme einer Schlacht seitens der österreichischen Armee in einer Lage, in der sie dem Angriff in Front und beiden Flanken ausgesetzt wurde und hinter sich in naher Entfernung bei einem Rückzuge eine Flußlinie zu überschreiten hatte.

Die österreichische Heeresleitung war allerdings in den letzten Tagen in den Zustand eines sehr bedenklichen Hin- und Herschwankens gerathen. Hatte ursprünglich Feldzeugmeister Benedek die Absicht gehabt, mit allen oder wenigstens dem größten Theil seiner Kräfte sich gegen den Prinzen Friedrich Carl zu wenden, ohne die Anmarschrichtung unserer kronprinzlichen Armee dabei in gebührender Weise in Rechnung zu ziehen, so hatte er schließlich, durch unsere Erfolge genöthigt, seine Hauptkräfte gegen uns bereit gestellt, dann aber in Folge der Annäherung des Prinzen Friedrich Carl sich zum Rückzuge entschlossen, und zwar gegen Königgrätz. Dieser Rückmarsch hatte in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli begonnen. Es lag sogar zeitweise die Absicht vor, denselben bis Pardubitz fortzusetzen und die Armee nach Olmütz, von wo sie gekommen, wieder zurückzuführen; jedenfalls sollte jedoch der 2. Juli als Ruhetag in Aussicht genommen werden; auch blieb, wenn die Armee sich ausreichend erholt hatte, eine erneute Offensive in Absicht. Am 2. Juli aber, als unsererseits kein Angriff erfolgte, faßte der Feldzeugmeister den folgenschweren Entschluß, auch am 3. Juli in der Stellung vor Königgrätz zu verbleiben, indem er gleichzeitig in einem Telegramm nach Wien der Hoffnung Ausdruck gab, „einen weiteren Rückzug nicht nöthig zu haben."

So befanden sich die gesammten österreichischen Streitkräfte noch diesseits der Linie Josefstadt—Königgrätz auf dem rechten Elbufer. Unsere Aufklärungen

hatten nicht ausgereicht, dies festzustellen. Trotz siegreicher Gefechte war die Fühlung verloren gegangen, und es herrschte bei uns die unrichtige Auffassung überwiegend vor, daß der Gegner bereits über die Elbe zurückgegangen wäre. Man nahm an, daß sich höchstens noch seine zur Deckung des Abzuges erforderlich gewesenen Sicherungstruppen auf dem rechten Ufer befänden und im Begriffe waren, den Rückzug weiter fortzusetzen.

Wir werden sehen, wie sich in kurzer Frist die bei uns Platz gegriffene Anschauung verschob, und das schwierige Problem des unmittelbaren Angriffs oder des Herausmanövrirens des Gegners aus einer Stellung hinter der Elblinie uns erspart blieb.

Während des Aufenthaltes Blumenthal's bei Sr. Majestät und dem General von Moltke hatte ich bereits beim Aussteigen aus dem Wagen auf dem Marktplatz mehrere Generalstabsofficiere, namentlich auch vom Stabe des Prinzen Friedrich Carl getroffen. Mit diesen hatte ich mich in das nächste Gasthaus begeben und war mit ihnen alle Nachrichten, welche bisher über die Bewegungen der Oesterreicher und deren Absichten, sowie über den Zustand ihrer Armee seit Beginn der Operationen gesammelt worden waren, gemeinschaftlich durchgegangen. Aber auch hier ergab sich, daß Alles, was man vom Gegner wußte, nicht ausreichte, um sich ein Bild von der Vertheilung seiner Streitkräfte, sowie seinen Absichten zu machen (das betreffende Actenstück, welches alle Meldungen u. s. w. enthielt, hatte ich zu diesem Zwecke mitgenommen). Es lief mithin jede Vorstellung, die man sich machte, nur auf Vermuthungen hinaus.

Als General von Blumenthal mit mir die Rückfahrt antrat, fing es bald an, dunkel zu werden. Wir nahmen jetzt die große Straße über Miletin, wo wir noch den dort befindlichen Commandeur der 6. Division, Generalleutnant von Manstein, aufsuchten, der mit seinen Truppen unserer Armee am nächsten stand. Wir fanden den General mit seinem Stabe beim Abendessen, an welchem wir noch Theil nahmen, da an unserem Gefährt eine Reparatur nothwendig geworden war. Als ich hinunterging, um die Ausführung beschleunigen zu lassen, erkannte ich den eben eintreffenden Adjutanten der Division, Leutnant von Podbielski[1]), welcher vom Befehlsempfang vom Prinzen Friedrich Carl zurückkam. Von früher her bekannt, wechselten wir einige Worte über bisher Erlebtes. Nach Jahren stellte es sich heraus, daß Podbielski bereits einen Befehl des Obercommandos der I. Armee in der Tasche hatte, der von dem, welchen wir aus dem Großen Hauptquartier in Gitschin mitbrachten, wesentlich sich unterschied, da inzwischen beim Obercommando der I. Armee anderweitige Nachrichten noch das Vorhandensein von größeren Abtheilungen des Gegners auf dem rechten Elbufer festgestellt hatten. Es kam aber dieser Unterschied in den Befehlen um so weniger zur Sprache, als Leutnant v. Podbielski den General v. Blumenthal und mich in Gitschin gesehen hatte und nur annehmen konnte, daß wir ebenso wie er genau in derselben Weise informirt sein mußten.

---

[1]) Den heutigen Staatssecretär.

Die Fortsetzung unserer Fahrt legten wir in tiefster Finsterniß unter anhaltendem Regen zurück. Als wir die Vorpostenlinie der Garde erreicht hatten und längs derselben einige Zeit fahren mußten, bereitete uns das Anrufen und Examiniren der einzelnen Posten unliebsamen Aufenthalt. Hierbei ereignete es sich, daß wir auf Abgabe der Losung auch die Antwort erhielten: „Die ist nicht richtig!“ Aergerlich rief ich dem Manne zu: „Na, dann sagen Sie sie doch.“ Dies geschah; ich erwiderte ihm: „Aber, Menschenkind, das ist ja die von gestern.“ „Das kann schon sein,“ war die Antwort, „aber wenn Sie die kennen, passiren Sie nur.“

Nicht mehr weit von Königinhof entfernt, erreichte uns ein Husarenofficier, Leutnant von Normann, Ordonnanzofficier beim Prinzen Friedrich Carl, der einen Brief desselben an den Kronprinzen zu überbringen hatte. Da dieser an unseren Obercommandirenden adressirt war und persönlich abgegeben werden sollte, konnten wir keine Kenntniß von seinem Inhalt nehmen. Herr von Normann eilte weiter voraus. Erst in Königinhof erfuhren wir, was jener Brief enthielt.

Mit demselben hatte es nämlich folgende Bewandtniß: Bereits am Morgen war vom Oberst von Zychlinski (Regiment 27. Division Fransecky) aus Schloß Cerekwitz die Meldung von der Anwesenheit eines österreichischen Lagers bei Lipa im Hauptquartier der I. Armee eingelaufen. Daraufhin hatte der Prinz den Major von Unger von seinem Generalstabe mit einer Recognoscirung beauftragt, und das Ergebniß derselben war die Feststellung des III. österreichischen Corps bei Dub und Sadowa, X. Corps bei Langenhof, weiter rückwärts des I. Corps und der Sachsen bei Problus. Ferner hatte Prinz Friedlich Carl Meldungen vom Leutnant von Heister, der Benateck stark besetzt gefunden, sowie vom Ulanenregiment Nr. 3, welches in Richtung auf Josefstadt Massen des Gegners entdeckt hatte, vorgefunden, als er im Laufe des Nachmittags von Gitschin aus in sein Hauptquartier zurückgekehrt war. Major von Unger kam zwischen 6 und 7 Uhr zurück; seine Beobachtungen wurden für die weiteren Maßnahmen des Prinzen ausschlaggebend, und so bildete der kühne und umfassende Recognoscirungsritt dieses umsichtigen Generalstabsofficiers, der zuletzt noch mit österreichischen Ulanen in persönlichen Kampf gerathen war, den Ausgangspunkt für diejenigen Maßnahmen, welche zur Entscheidungsschlacht von Königgräß führten.

Da die Anwesenheit von vier feindlichen Corps vor der Front der I. Armee somit festgestellt war, außerdem man aber auch noch andere Massen bemerkt hatte, so lag die Annahme nahe, daß man die gesammte österreichische Nord-Armee noch diesseits der Elbe vor sich habe; es schien selbst, da man über den Verbleib derselben am letzten Tage nicht ausreichend unterrichtet gewesen war und daher auch einen Rückzug mit in Betracht gezogen hatte, nicht ausgeschlossen, daß der Gegner wieder im Vorgehen sich befände und sich somit zu einer Offensive aufgerafft habe.

Prinz Friedrich Carl entschloß sich daher sofort, die thatsächliche Lage auszunutzen und zum Angriff mit allen seinen Kräften vorzugehen. Erwünschteres konnte unter den vorliegenden Verhältnissen sich nicht ereignen

als eine Schlacht noch diesseits der Elbe. Der vom Prinzen nach Gitschin entsandte Generalstabschef, General von Voigts-Rhetz, fand daher dort volle Zustimmung zu den Absichten des Prinzen, und es wurde nunmehr ein erneuter, abändernder Befehl mit Genehmigung Sr. Majestät noch um 11 Uhr Abends ausgegeben, also zu einer Zeit als Blumenthal Gitschin bereits längst verlassen hatte.

Gleichzeitig hatte der Prinz Friedrich Carl sich in Folge seines Entschlusses auch an Se. Königl. Hoheit den Kronprinzen in dem vom Leutnant von Normann überbrachten Brief gewandt:

„Durch Se. Majestät den König ist mir Kenntniß geworden von dem Ew. Königl. Hoheit für morgen (3. Juli) ertheilten Auftrage einer Recognoscirung gegen die Aupa und Metau. Nachdem indessen eine am heutigen Tage diesseits unternommene Recognoscirung und die bezüglichen Meldungen der Vorpostentruppen ergeben haben, daß bei Sadowa und Lipa an der Straße von Horitz auf Königgrätz sehr bedeutende feindliche Kräfte vereinigt sind, welche ihre Avantgarde bis Dub vorgeschoben haben, liegt es in meiner Absicht, morgen, den 3. Juli, den Feind anzugreifen und denselben in Gemäßheit des mir ertheilten Auftrages gegen die Elbe zu drängen.

Da indessen auch von Josefstadt aus stärkere feindliche Truppenmassen auf das rechte Elbufer übergegangen sind, so kann ich darin nur die Absicht erblicken, daß dieselben, beim etwaigen Vorgehen meinerseits auf Königgrätz, gegen meinen linken Flügel operiren wollen. Eine solche Diversion würde mich zwingen, meine Kräfte zu theilen, wodurch ich also den gewünschten Zweck, Vernichtung des feindlichen Corps, nicht vollständig erreichen würde.

Ew. Königl. Hoheit bitte ich deshalb, morgen, den 3. Juli, mit dem Gardecorps oder mehr über Königinhof zur Sicherung meines linken Flügels in der Direction auf Josefstadt auf dem rechten Ufer vorgehen zu wollen. Ich spreche dieses Ersuchen um so mehr aus, als ich meinerseits auf ein rechtzeitiges Eingreifen des Corps von Bonin der weiten Entfernung wegen nicht rechnen kann, und als ich andererseits voraussetze, daß Ew. Königl. Hoheit bei der für dortseits zu unternehmenden Recognoscirung nicht auf starke feindliche Kräfte stoßen werde. Ich füge hinzu, daß mein linker Flügel bei Groß-Jeritz und Cerekwitz stehen wird.

Friedrich Carl, Prinz von Preußen."

Bei Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen war schon, bevor er sich zur Ruhe begab, Major Graf Groeben vom Generalstabe des Großen Hauptquartiers eingetroffen, der den Auftrag hatte, „der morgenden Recognoscirung beizuwohnen". Der Kronprinz wußte zur Zeit von einer solchen überhaupt noch nichts, da der zum Befehlsempfang von ihm entsandte Officier unseres Stabes, Premierleutnant Graf Blumenthal, noch nicht mit seinem übermüdeten Pferde zurückgekehrt war. Kaum zu Bett gegangen, wurde der Kronprinz durch den nun eintreffenden Leutnant von Normann mit dem Briefe des Prinzen Friedrich Carl aus dem Schlafe gestört.

Aus dem Briefe, welchen Herr von Normann an Herrn Oberst von Lettow-Vorbeck bei dessen Nachforschungen zu seiner Geschichte des Krieges von 1866 über diesen Moment richtete, sei hier Folgendes mitgetheilt:

... „Ließ mich sofort beim Kronprinzen melden. Dieser empfing mich im Bett liegend, las das Schreiben durch und sagte, ich möchte fast behaupten, wörtlich: ‚Ich werde den Prinzen Friedrich Carl nicht mit Theilen, sondern mit meiner ganzen Armee unterstützen.‘ Darauf befahl der Kronprinz, Blumenthal zu rufen, sagte, ich sollte auf ein Antwortschreiben warten, und entließ mich sehr gnädig. Nach langem Warten, wohl gut eine Stunde, erhielt ich das Antwortschreiben und ritt wieder ab[1]).“

Dieser Ausspruch des Kronprinzen verdient um so mehr erhalten zu bleiben, als er einen Beleg dafür gibt, welches klare Verständniß der Hohe Herr für die Anforderungen des großen Krieges besaß. Man muß festhalten, daß, trotz des Wunsches, die Elbe zu überschreiten, Er den Befehl hatte, mit der Armee an derselben zu verbleiben. Nun erfährt der Kronprinz durch jenen Brief, sowie durch die Sendung des Grafen Groeben, daß die oberste Heeresleitung für ihn jetzt weiter befohlen habe, am folgenden Tage Recognoscirungen gegen die Aupa und Metau zu unternehmen, ein Befehl, den er aber noch nicht erhalten hat, für dessen Ausgabe aber auch spricht, daß zur Beiwohnung derselben Graf Groeben bereits aus dem Großen Hauptquartier eingetroffen ist. Jetzt wird ihm weiter mitgetheilt, daß sich vor der Front des Prinzen Friedrich Carl noch sehr bedeutende Kräfte des Gegners befinden, und daß der Prinz zum Angriff derselben vorgehen wird, zu welchem er in Ausführung seiner Absichten um Unterstützung durch das Gardecorps („oder mehr“) bittet. Da sagt sich der Kronprinz sofort, daß es hier zu einer größeren Entscheidung kommen kann, zu deren siegreicher Durchführung dem Prinzen Friedrich Carl das Eingreifen weiterer Kräfte erforderlich erscheint; es steht ihm ferner auch in demselben Augenblick der richtige Satz vor Augen: Auf dem Schlachtfelde kann man nicht stark genug erscheinen, — und sofort ist sein Entschluß gefaßt und die Antwort gegeben, daß er die I. Armee mit allen seinen Streitkräften unterstützen werde.

Und dennoch sollte und konnte dem in diesem Augenblick gefaßten richtigen Entschlusse zunächst noch keine Folge gegeben werden.

Nach General von Blumenthal wurde geschickt, damit der Generalstabschef hiervon Kenntniß erhielt und das weiter Erforderliche in die Wege leite. Aber der General befand sich zur Zeit noch unterwegs, doch erfolgte unser Eintreffen wohl bald darauf, worauf er sich zu Sr. Königl. Hoheit begab, während ich unser Bureau aufsuchte. Dasselbe befand sich im ersten Stock eines größeren Gebäudes. Als ich die Treppe hinaufging, stieß ich auf Leutnant von Normann, der, auf einer der obersten Stufen sitzend und sich hier von seinem forcirten Ritt ausruhend, die Abfertigung erwartete. Ich nahm ihn mit in das Bureau hinein.

---

[1]) Ich entnehme diese Zeilen, sowie den weiterhin folgenden Brief Blumenthal's an den Prinzen Friedrich Carl dem Werke „Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland“. Von Oscar von Lettow-Vorbeck, Oberst a. D. Zweiter Band. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1899 — ein Werk, welches durch eingehende Forschung, klare Darlegung aller einschlagenden Momente und scharfe Beurtheilung hervorragt.

Für General von Blumenthal lag aber in Folge seiner Unterredungen in Gitschin und in Bezug auf den mitgebrachten Befehl der oberen Heeresleitung die Sache anders, als sie der Kronprinz in diesem Augenblick ansehen mußte. Daß auch der Generalstabschef des Kronprinzen am liebsten sofort der Absicht beigestimmt hätte, mit sämmtlichen Kräften auf das rechte Ufer zu gehen, liegt nach allem bereits Mitgetheilten auf der Hand, um so mehr, als er gerade diesen Gedanken soeben noch in Gitschin persönlich vertreten hatte. Aber dort hatte er soeben auch persönlich die ausdrückliche Weisung erhalten, daß unsere Armee noch nicht auf das rechte Elbufer gehen sollte (mit Ausnahme des I. Corps), sondern daß dieselbe diejenigen Recognoscirungen auszuführen hatte, auf Grund deren die oberste Heeresleitung dann die weiteren Entschlüsse fassen wollte.

Hatte sich nun Wesentliches zugetragen, was gestattete, von dem Befehl des Großen Hauptquartiers für den 3. Juli selbständig abzuweichen? Diese Frage muß entschieden vom Gesichtspunkte des Generals von Blumenthal aus mit „Nein" beantwortet werden. In dem Befehl Sr. Majestät war in Bezug auf die I. Armee gesagt: „größere Streitkräfte des Feindes, welche diese noch vor sich fände, sollten sofort mit möglichster Ueberlegenheit angegriffen werden". Nun schien dieser vorhergesehene Fall einzutreten, aber ebenso war es auch vorhergesehen, daß gleichviel, ob dies geschähe oder nicht, die II. Armee für den 3. Juli eine besondere Aufgabe durchzuführen hatte: die Recognoscirungen und das Verbleiben an der Elbe.

Ein Abweichen von den Befehlen des Großen Hauptquartiers im Sinne des vom Prinzen Friedrich Carl gestellten Antrages wäre daher ein völliges Durchkreuzen der Absichten der obersten Heeresleitung gewesen, — Absichten, welche der Kronprinz jetzt erst durch Blumenthal in ihrem ganzen Umfange erfuhr, so wie er auch jetzt erst Kenntniß von dem ersten Befehl Sr. Majestät des Königs überhaupt erhielt. Die Absicht einer Unterstützung, welche der Kronprinz seinem prinzlichen Vetter mit freudigem Herzen hatte bringen wollen, konnte von ihm unter den obwaltenden Umständen mithin nicht aufrecht erhalten werden.

Es war bereits 3 Uhr Morgens geworden, als General von Blumenthal dazu gelangte, im Auftrage des Kronprinzen die Antwort zu schreiben, welche Leutnant von Normann an Prinz Friedrich Carl zurückbringen sollte.

Dieser Brief lautete:

„Im Auftrage Sr. Königl. Hoheit des Oberbefehlshabers der II. Armee theile ich hierdurch mit, daß heute früh von dem VI. Corps eine Recognoscirung gegen Josefstadt auf dem linken Elbufer unternommen werden wird, wodurch hoffentlich ein Theil der feindlichen Kräfte von der I. Armee abgezogen wird. Das I. Armeecorps wird, gefolgt von der Reservecavallerie, in der durch die Disposition Sr. Majestät angeordneten Weise über Miletin und Bürglitz vorgehen und eventuell zur Unterstützung Ew. Königl. Hoheit bereit sein. Ueber das Garde- oder V. Corps kann diesseits nicht mehr disponirt werden, da sie nach der genannten Disposition in ihren Stellungen verbleiben

sollten und auch zur Unterstützung des vielleicht sehr exponirten VI. Corps durchaus nothwendig sind.

Königinhof, den 3. Juli 1866. gez. von Blumenthal."
3 Uhr Morgens.

Wie bereits bemerkt, hatte Se. Königl. Hoheit der Kronprinz am Nachmittage des 2. Juli das Vorgehen des VI. Corps auf dem rechten Ufer befohlen, wovon jedoch General von Blumenthal in der Zeit, welche zwischen seinem Eintreffen in Königinhof und dem Niederschreiben obiger Zeilen verfloß, noch keine Kenntniß erhalten hatte. Er schrieb daher von einem Vorgehen auf dem linken Ufer, wie solches den Absichten des Großen Hauptquartiers entsprach und daher noch anzuordnen gewesen wäre.

Von Interesse wäre es, hierbei noch auf zwei Punkte einzugehen, welche jedoch für den vorliegenden Zweck zu weit führen würden, um so mehr, als sie in das Gebiet von Muthmaßungen und Combinationen hineinreichen; sie mögen daher hier nur angedeutet sein.

Zunächst ist es die Frage, ob nicht doch vielleicht die ursprüngliche Absicht des Kronprinzen, die gesammten Kräfte schon jetzt über die Elbe zu führen, zur Ausführung gelangt sein würde, wenn in dem Schreiben des Prinzen Friedrich Carl das Ergebniß der Recognoscirungen in seinen Einzelheiten mitgetheilt worden wäre. So ist nur gesagt, daß sehr bedeutende feindliche Kräfte an der Straße Horitz-Königgrätz mit der Avantgarde bei Dub festgestellt und stärkere Kräfte bei Josefstadt auf das rechte Ufer übergegangen wären. Letztere Abtheilungen fielen so wie so in den Bereich der Wirkungssphäre der II. Armee, da deren Avantgarden bereits sich auf dem rechten Ufer befanden; was aber erstere Nachricht in der Form, wie sie gegeben, betrifft, so war aus ihr doch nur zu schließen, daß, da hier von einer einzigen Straße die Rede war, sich auf oder an derselben nur ein, höchstens zwei feindliche Corps befanden.

Ganz anders hätte sich die Auffassung bei uns in Königinhof — und zwar um Vieles richtiger — gestaltet, wenn das Schreiben mittheilte, was thatsächlich die Recognoscirungen ergeben hatten: starke Besetzung von Benatek, III. österreichisches Corps bei Dub und Sadowa, X. Corps bei Langenhof, weiter rückwärts I. Corps und die Sachsen bei Problus. Dann wußte man bei uns genau, daß es sich nicht um ein oder zwei Corps handele, die an einer Straße echelonirt standen, sondern um eine Entwicklung in der Breite, mithin den stattgefundenen Aufmarsch eines großen Theiles der feindlichen Gesammtkräfte, wodurch wohl der Schluß gerechtfertigt war, daß auch die anderen Corps des Gegners sich in der Nähe befinden müßten, dies um so mehr, als man doch in der Idee befangen war, daß die Oesterreicher bereits weiter zurückgegangen seien, und ihr jetziges Wiedererscheinen als eine Offensive gedeutet wurde.

Die zweite Frage, die hiermit in Verbindung steht, und die ebenfalls nur speculativer Natur ist, würde sich darauf beziehen, welchen Einfluß die Durchführung der ersten Absicht des Kronprinzen auf den Verlauf der Schlacht von Königgrätz hätte haben können. Wurde nämlich der Befehl bei uns, welcher

späterhin die Truppen auf das Schlachtfeld führte, schon um 3 Uhr Morgens gegeben, so griffen wir voraussichtlich ein bis zwei Stunden früher in den Kampf ein. Jedenfalls wäre die I. Armee hierdurch wohl beträchtlich entlastet worden, namentlich auf ihrem linken Flügel, wobei der Kampf für die II. Armee allerdings auch einen viel schwereren Charakter annehmen konnte. Möglicher Weise hätte auch ein derartiges früheres Eingreifen den österreichischen rechten Flügel in eine noch verhängnißvollere Lage bringen können, als sie sich schon thatsächlich herausstellte. Schwerlich wäre jedoch die überraschende Wegnahme von Chlum, dem Schlüsselpunkte der feindlichen Stellung, so gelungen, wie dies in Wirklichkeit erfolgte.

Kehren wir zu jenen Stunden in Königinhof zurück.

General von Blumenthal hatte nach Aushändigung des Schreibens an Leutnant von Normann noch ein weiteres Schreiben an das I. Armeecorps aufgesetzt und abgesandt, als um 4 Uhr Morgens der Flügeladjutant Sr. Majestät des Königs, Oberstleutnant Graf Finckenstein, mit einem neuen Befehl, welcher der auf Grund der Erkundigungen bei der I. Armee festgestellten Lage entsprach, von Gitschin her bei uns eintraf:

Dieser Befehl hatte folgenden Wortlaut:

„Den bei der I. Armee eingegangenen Nachrichten zu Folge ist der Feind in der Stärke von etwa drei Corps, welche jedoch noch weiter verstärkt werden können, bis über den Abschnitt der Bistritz bei Sadowa vorgegangen, und ist dort ein Rencontre mit der I. Armee morgen in aller Frühe zu erwarten."

(Folgen Mittheilungen über den Stand der I. Armee am 3. Juli Morgens).

„Ew. Königl. Hoheit wollen sogleich die nöthigen Anordnungen treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der I. Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorrücken zu können, und dabei sobald als möglich eingreifen. Die heute Nachmittag unter anderen Verhältnissen gegebenen diesseitigen Anordnungen sind nun nicht mehr maßgebend.

Hauptquartier Gitschin, 2. Juli. von Moltke."
11 Uhr Abends.

Gleichzeitig hatte Graf Finckenstein, auf seinem Ritt den Bereich des I. Armeecorps berührend, dort eine unmittelbare Benachrichtigung dem Generalcommando desselben zugehen lassen, in welchem General von Bonin auf den voraussichtlichen Zusammenstoß bei Sadowa hingewiesen und ihm gleichzeitig aufgetragen wurde: „sein Corps zu versammeln, um völlig bereit zu stehen, wenn die Befehle Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen anlangen, eventuell aber nach Umständen selbständig einzugreifen".

Der Officier unseres Stabes, welcher das vom General von Blumenthal kurz vorher für das I. Corps entworfene Schreiben dort abgeben sollte, war hierbei auf den Grafen Finckenstein gestoßen. Nach der Mittheilung desselben, daß dieser soeben bei den Vorposten einen Allerhöchsten Befehl zur Uebermittlung an das Generalcommando abgegeben habe, hatte der Officier in sehr richtiger Erwägung, daß durch die jetzt durch ihn später beim Generalcommando eingehende Benachrichtigung unseres Obercommandos, welche von einer anderen

Voraussetzung bedingt worden war, leicht Verwirrung entstehen könnte, seinen Weg darauf nicht weiter fortgesetzt, sondern war, ohne den Befehl abzugeben, wieder nach Königinhof zurückgekehrt.

Inzwischen waren die Befehle, welche auf der gänzlich veränderten Grundlage für unsere Corps erfolgen mußten, entworfen und etwa um 5 Uhr geschrieben worden.

Diesen gemäß hatte sich das I. Armeecorps mit der Cavalleriedivision auf Groß-Trotin und Groß-Bürglitz, das Gardecorps nach Jeritscheck und Lhota, das VI. Corps unter Beobachtung von Josefstadt nach Welchow zu dirigiren, während das V. Armeecorps als Reserve auf Choteborek in Marsch gesetzt wurde.

So fand der Morgen des 3. Juli auch die II. Armee mit allen Kräften im Marsche zu einem Kampfe, der von welthistorischer Bedeutung werden sollte. Alle die schwierigen Momente, welche durch Unkenntniß über den Verbleib des Gegners hervorgerufen waren, und welche sich bei den Entfernungen der Armeen durch Ueberholen von Weisungen auf veränderter Grundlage, so daß später ertheilte Befehle früher eingingen als vorher erlassene, noch vermehrten, waren schließlich durch die allseitige Einsicht in die Lage und in die Ziele der obersten Heeresleitung, sowie durch ein an und für sich correctes Functioniren des Befehlsmechanismus derartig überwunden worden, daß das Zusammenwirken der gesammten Kräfte aller unserer Armeen gesichert wurde.

Unser Erhabener Obercommandirender wie sein Generalstabschef sahen ihren lebhaften Wunsch, die Elbe überschreiten zu dürfen, jetzt erfüllt, und die Bewegungen des Gegners hatten es dahin gebracht, daß dieser Uebergang unter Verhältnissen erfolgte, welche alle Aussichten für einen siegreichen Erfolg in sich bargen.

In dieser Ueberzeugung und voller Spannung, ob der Gegner auch wirklich in den Kampf mit der I. Armee treten würde, begann unser Ritt, der uns auf das Schlachtfeld von Königgrätz führte.

(Schluß-Artikel im nächsten Hefte.)

Frau von Krüdener.

II.

Die Mehrzahl älterer und neuerer theologischer Schriftsteller hat Frau von Krüdener mit einem Wohlwollen behandelt, das unter den gegebenen Umständen begreiflich erscheint, in den auf die Bekehrung der merkwürdigen Frau bezüglichen Thatsachen indessen keine Begründung findet. Man hat die Sache so dargestellt, als sei Frau Juliane nicht nur Theilnehmerin, sondern Vorläuferin des großen religiösen Umschwunges gewesen, der sich nach dem Sturze Napoleon's vollzog, und als habe ihre Umkehr mit der damals vorbereiteten allgemeinen Zuwendung zum positiven Kirchenglauben in wenigstens mittelbarem Zusammenhang gestanden. Ihre Abwendung von der Weltlust soll zusammengefallen sein mit dem allgemeinen Ueberdruß an der schalen Weisheit des religiösen und politischen Rationalismus und dem zunehmenden Bedürfniß nach gesunder Glaubensnahrung, indessen ihre mystischen Verirrungen auf Rechnung der phantastischen Ueberschwänglichkeit gesetzt werden, die nach der Niederwerfung des Corsen allenthalben in die Mode kamen. — Beides ist unrichtig. Die Wirkungen, welche die Krüdener während der zweiten Hälfte ihrer Missionsthätigkeit erzielte, sind allerdings erst durch den großen Umschwung des öffentlichen Geistes ermöglicht worden, der sich nach der Katastrophe von 1812 vollzog — ihre sogenannte Umkehr aber hatte mit der Erneuerung des Kirchenglaubens nichts zu thun.

Wie bereits erwähnt, war die Tochter des Freimaurers und Aufklärers Vietinghof in einer Atmosphäre emporgekommen, die sich aus altväterisch-orthodoxen und neumodisch-rationalistischen Elementen zusammengesetzt hatte. Von der dritten der damals in Livland vorhandenen religiösen Richtungen, der herrnhutischen, war Juliane niemals berührt worden, weil dieselbe in Riga auf eine Gesellschaft bescheidener „Stiller im Lande", außerhalb Riga's auf eine Anzahl von Adelsfamilien beschränkt geblieben war, zu welcher weder der weltlich gesinnte Vater noch die hausbacken fromme Mutter Beziehungen unterhalten hatten. Die herrnhutische Frömmigkeit aber war die einzige, welche auf ein Mädchen von der Sinnesrichtung Julianens hätte Einfluß gewinnen können. Eitelkeit, Emotionsbedürfniß und Neigung zur Selbst-

bespiegelung waren von früh an die charakteristischen Eigenschaften dieser begabten, aber im Kern des Wesens ungesunden Natur. Von der sittlichen Seite war ihr ebenso wenig beizukommen gewesen wie durch Erwägungen der nüchtern abwägenden Vernunft. Was nicht vollständig von Gefallsucht und Weltlichkeit aufgezehrt war, trug bei Juliane ein phantastisches Gepräge und hing mit der krankhaften Beschaffenheit ihres Nervenlebens zusammen. Sensibilität vertrat bei ihr die Stelle der Herzenswärme, Neigung zu selbstquälerischer Grübelei die Stelle des Gewissens. In beiden Rücksichten vermochte das Herrnhuterthum mehr zu bieten als eine der beiden herrschenden kirchlichen Richtungen. Nicht als ob eine Entwicklung zu wahrer Religiosität nicht auch auf Zinzendorf'scher Basis möglich gewesen wäre: das Unglück wollte nur, daß Frau von Krüdener mit dieser Religionsauffassung erst in Berührung kam, als die besseren Kräfte ihrer Seele durch irreparable Thorheiten und Eitelkeitsexperimente aufgebracht waren, und daß die „Gefäße der Gnade", welche sich zunächst über diese Seele ergossen, unlautere waren.

Name und Person des frommen Schusters, der den ersten Anstoß zur „Umkehr" der Krüdener gegeben hatte, sind unbekannt geblieben. Das Nämliche gilt von den in Riga lebenden Häuptern der herrnhutischen Gemeinde. Ausführlich und wiederholt wird dagegen von einer verarmten, mit der Sorge für sechs Kinder beladenen Bürgersfrau, Madame Blau, berichtet, welche sich an Frau von Krüdener zu machen gewußt, und die von dieser als Musterbild reiner und echter Frömmigkeit gepriesen wird. In Wahrheit war diese Frau eine gefährliche und gemeine geistliche Schwindlerin, die von der Ausbeutung vornehmer Gesinnungsgenossen lebte, und der wir in der Folge als Anstifterin eines häßlichen Betruges begegnen werden. Daß unsere Heldin zur Blau und deren Sohn, einem „erweckten", aber müßig gehenden Schustergesellen, in nähere Beziehung trat, die gebildeten und tüchtigen Glieder der Rigaer Herrnhutergesellschaft aber bei Seite ließ, ist in hohem Grade bezeichnend. Damals wie später ging die excentrische Frau nüchternen und bescheidenen Frommen, insbesondere solchen der Mittelclasse, instinctiv aus dem Wege; mit niemals verleugneter Vorliebe für Leute, die abwechselnd anbeteten und sich anbeten ließen, suchte sie dagegen die Gemeinschaft exaltirter Schwärmer und verkommener, von der Gottseligkeit lebender Existenzen auf. War sie dieser müde, so wurden propagandistische Streifzüge in die exclusive Gesellschaft unternommen, „wo der blasirte Leichtsinn für intellectuellen Ernst nur selten, wohl aber für das Wunderbare empfänglich ist". Hier wie in anderen Fällen wurde der Zug des Herzens für des Schicksals Stimme genommen. Dieser Zug war mächtiger als das an und für sich nicht zu bezweifelnde Bedürfniß nach innerer Erneuerung.

Die weltmüde Frau sehnte sich in der That nach dem persönlichen Verkehr mit Gott, den das Christenthum ihr verhieß; dieser Verkehr aber sollte zugleich zur Phantasie sprechen und durch sich selbst Genuß bieten. Die herrnhutischen Theorien von plötzlicher Erweckung, gewaltsamem „Durchbruch" der Gnade und unvermittelter Erhebung aus dem Zustande tiefster Verderbniß zu höchster Gottseligkeit boten in dieser Rücksicht unvergleichlich mehr als die

nüchterne Kirchenlehre. Mühsam erarbeitete, in täglicher Pflichtübung und Selbstzucht bewährte sittliche Erneuerung konnte die Sache einer Frau nicht sein, die ihr Lebtag gewohnt gewesen war, in unaufhörlichem Wechsel der Interessen, der Umgebungen und der Emotionen das Glück zu suchen, und die, wohin immer sie den Weg einschlug, bei sich selbst ankam. Wie jedes andere Glück sollte auch dasjenige des Friedens mit Gott mit einem Schlage errungen und sofort vollauf genossen werden: Arbeit durfte dasselbe ebenso wenig kosten wie das Glück der Ehe und Häuslichkeit, der literarischen Production und der übrigen Lebensgüter, welche die Krüdener im Fluge erhaschen zu können gewähnt hatte!

Aus den ersten Zeiten des Verkehrs mit der Blau und Genossen wird berichtet, Frau Juliane habe dieselben zwischen Andachtsübungen und Werken der Wohlthätigkeit getheilt. Ob diese Beschäftigungen auf die Dauer nicht vorhielten, ob die Convertitin bereits damals das Bedürfniß fühlte, als Predigerin der ihr zu Theil gewordenen Gnade thätig zu sein, oder ob einfach das Abwechselungsbedürfniß sein Gewohnheitsrecht geltend machte, wissen wir nicht. Genug, daß Frau Juliane im Sommer 1806 abermals auf Reisen ging. Wo und wie sie damals oder später mit der Königin Luise zusammentraf und zu einem längeren, religiöse Gegenstände betreffenden Gespräch mit der trefflichen Fürstin gedieh, läßt sich heute nicht mehr entscheiden. Als feststehend ist nur anzusehen, daß die von Eynard und Anderen veröffentlichten Berichte über diese Begegnung auf Erfindung beruhen, daß indessen ein von der Königin geschriebener Brief vorliegt, in welchem diese der Krüdener sagt: „Sie haben mich besser gemacht als ich war . . . Ihr Wort der Wahrheit und unsere Gespräche über Religion und Christenthum haben mir tiefen Eindruck gemacht.“ — Dauernd kann dieser Eindruck indessen nicht gewesen sein; von Beziehungen zu Frau von Krüdener ist weder in den bekannten Aufzeichnungen der Gräfin Voß noch anderweit die Rede. — Möglicher Weise hat Frau Juliane die Königin aufgesucht, als sie im Sommer 1807 über Königsberg nach Teplitz und von dort in die herrnhutische Station Neu-Welke reiste. Besonders ausgiebig scheint der Verkehr mit den schlichten Leuten dieser Colonie nicht gewesen zu sein, da aus dem Jahre 1807 erhalten gebliebene Briefe sich hauptsächlich auf die Bekanntschaft mit frommen und vornehmen Damen — einer Fürstin und drei Gräfinnen — beziehen und da die Briefschreiberin wiederholt von Rückfällen in die Weltlichkeit heimgesucht wurde. Schutz dagegen hoffte sie bei einem Manne zu finden, der aus einem wenig berühmten, aber tüchtigen Augenarzte zum hochberühmten, aber wenig empfehlenswerthen Seelenarzte geworden war. Sie reiste nach Karlsruhe, um Jung-Stilling kennen zu lernen!

Heinrich Jung stand damals im achtundsechzigsten Lebensjahre. Aus dem naiv-frommen und liebenswürdigen Schneidergesellen, dessen Selbstbiographie Goethe's höchsten Beifall erworben hatte, war im Laufe der Zeit das gefeierte Oberhaupt der pietistischen Hof- und Adelskreise Badens und ein Orakel der Erweckten des südlichen Deutschlands — einschließlich der evangelischen Landestheile des Elsaß — geworden. Kritisches Vermögen, Nüchternheit und sittlich-

religiöser Tact hatten bereits dem jugendlichen Verfasser der ersten deutschen Dorfgeschichte gefehlt; als Greis war der eben damals mit seiner „Theorie der Geisterkunde" beschäftigte badische Geheimrath bei vollendeter Urtheilslosigkeit und bedenklicher Neigung zu selbstgefälliger Salbaderei angelangt. Seiner schwächlich-haltungslosen Natur war der Weihrauch, den der fromme Markgraf und die vornehmen Leute des badischen Landes ihm, dem Enkel des schlichten Köhlers, spendeten, zum Gift geworden. Durch Vermittlung des Hofes mit den Töchtern des Markgrafen, der Kaiserin Elisabeth von Rußland und der Königin von Schweden (Gemahlin des unzurechnungsfähigen Gustav IV. Adolf), in Verbindung gesetzt, war Jung-Stilling zu einem Ansehen und Einfluß gelangt, die ihm den Kopf zu verdrehen drohten. Die Bekanntschaft mit der oberen Welt, deren er sich rühmte, und die Auslegungen der Apokalypse, die er professionell betrieb, spielten in den Kreisen seiner Anbeter eine ebenso bedenkliche Rolle wie in seiner eigenen Phantasie. Sich und Anderen galt er für einen Propheten, der tiefe Blicke in die Zukunft der politischen und der kirchlichen Welt gethan haben und die Geheimnisse Gottes voraus wissen sollte. Durch die Vorherrschaft, welche Aufklärungsweisheit und encyklopädische Philosophie noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts behaupteten, waren religiöse Wärme und kirchlicher Sinn auf enge Kreise beschränkt worden, die sich aus Elementen der verschiedensten Art zusammensetzten, nichtsdestoweniger aber in Zusammenhang standen. Aufrichtige Gläubige und kindische Schwärmer, Männer von unsträflichem sittlichem Ernst und verlotterte Enthusiasten, thörichte Propheten des tausendjährigen Reiches und gesinnungsvolle Anhänger der alten Kirchenlehre fühlten sich zusammengehörig, so lange die Mehrheit der Gebildeten verwaschenem Aufkläricht oder unverhohlener Glaubensfeindlichkeit huldigte. Weil man in einem Punkte, dem Festhalten an der Offenbarung und dem übernatürlichen Ursprung des Christenthums, einig war, glaubte man über anderweite Verschiedenheiten hinwegsehen und — wo es galt — gemeinsame Sache machen zu dürfen. Demgemäß wurde Jung vielfach auch da achtungsvoll und sympathisch behandelt, wo man weder die mystischen Neigungen noch die kindische Leichtgläubigkeit des alten Herrn theilte. Wohl hatten der Baumeister, Herrnhuter und andere schlicht fromme Männer der Krüdener zu verstehen gegeben, daß der Karlsruher Geisterseher für Seelen von der Complexion der ihrigen nicht der rechte Mann sei, und daß es bei der Vorliebe des Herrn Geheimraths für hochgestellte Erweckte und ihn anschwärmende interessante Damen nicht unbedenklich sei, ihn zum geistlichen Führer zu wählen — dergleichen halbe Winke hatten keinen Eindruck zu üben vermocht, und zu directen Warnungen mochte man sich aus esprit de corps nicht entschließen.

Die Zahl der Monate, welche Frau von Krüdener zu den Füßen Jung's zugebracht hat, vermögen wir nicht anzugeben. Was wir wissen, genügt indessen zu einer Vorstellung von der Intimität dieses Verkehrs. Aus einer Krankheit im Jung'schen Hause nahmen Frau Juliane und deren nach Karlsruhe berufene Tochter Veranlassung, Pflegerinnen desselben zu werden und zugleich die Sorge für die unter dem Schutze seiner Töchter stehenden Armen

zu übernehmen; daß Armenpflege die stärkste Seite der gemeinnützigen Thätigkeit unserer Heldin gewesen, wird übrigens auch von unparteiischer Seite bestätigt. Der Gnadenzustand der beiden Convertitinnen war indessen noch nicht weit genug vorgeschritten, als daß sie bei den Werken der Barmherzigkeit volle Genüge hätten finden können. Die Wittwe des russischen Gesandten hielt für Pflicht, auf einige Zeit nach Baden-Baden zu gehen und daselbst nicht nur der Mutter ihrer Kaiserin, sondern einer ganzen Anzahl am Hofe derselben weilender Fürstinnen (den Königinnen von Schweden und Bayern, der Herzogin von Braunschweig und der Kurfürstin von Hessen) die Aufwartung zu machen. Daran war es aber noch nicht genug. An den Ufern der Oos residirte zeitweilig Frau Hortense, die Königin von Holland. Warum die Schülerin Jung's den Beruf fühlte, die Bekanntschaft dieser ebenso liebenswürdigen wie leichtfertigen Dame zu suchen, ist ihr Geheimniß geblieben. Religiöse Interessen dürften die beiden Frauen nicht zu theilen gehabt haben. Ihre Morgenstunden benutzte die Krüdener denn auch zu Beschäftigungen weltlicher Natur, indem sie der Königin ihren neuen, später den Flammen übergebenen Roman „Othilde“ vorlas, ein Werk, von dem wir nur wissen, daß es mit religiösen Tendenzen die Schilderung einer „wahrhaft delicieusen“ Liebesgeschichte zu verbinden gewußt habe. — Der Versuchung, der neuen Freundin nach Paris zu folgen, wußte die Romanschreiberin indessen Widerstand zu leisten: es zog sie nach einer anderen, noch interessanteren und dazu vom Reiz der Neuheit umgebenen Seite hin.

Jung's hohe Befriedigung über den Glaubenseifer seiner vornehmen Adeptin hatte dafür gesorgt, daß ihr Name weithin bekannt geworden war. Seine zahlreichsten und begeistertsten auswärtigen Freunde zählte der Verfasser des „Grauen Mannes“ und der „Scenen aus dem Geisterreich“ unter den Erweckten Württembergs und des Elsaß. In der Heimath Bengel's und Oetinger's hatte der Glaube an den bevorstehenden Anbruch des tausendjährigen Reiches seit Jahr und Tag sein Wesen getrieben — das Elsaß aber war längst zum Herde einer religiösen Entwicklung der wunderlichsten Art geworden. Unter dem Eindruck der Gottlosigkeiten der ersten Revolution, der über dieses Grenzland mit besonderer Schwere hereingebrochenen Greuel des Jacobinerthums und des gleichzeitig inaugurirten Französirungssystems hatte das geistige Leben der protestantischen Bewohner sich so ausschließlich auf das religiöse Gebiet geflüchtet, daß die Beschäftigung mit den Geheimnissen des Glaubens, die Theilnahme an der wirklichen Welt zurückdrängte. An dieser Welt und ihren Entwicklungen war man irre geworden. Dem gottentfremdeten Staate stand man trotz der greifbaren Vortheile, die derselbe seinen Anhängern gebracht hatte, fremd und verständnißlos gegenüber; in dem Volksthum, das die Grundlage aller Bildung der deutsch-protestantischen Elsässer gewesen war, fühlte man sich bedroht — mit den Stammesgenossen jenseit des Rheins besaß man keine anderen als kirchlich-religiöse Verbindungen, und zum Ueberfluß waren die deutschen Nachbarländer seit Untergang des heiligen römischen Reiches unter die Herrschaft des Erben der großen Revolution gerathen. Wen konnte da Wunder nehmen, daß die Blicke der durch diese gewaltsamen Er-

schütterungen allen gewohnten Geleisen entrückten Frommen sich über die vergängliche Welt hinaus nach oben richteten, „wo tausend Jahre wie der Tag sind, der gestern vergangen ist?" Indessen die Weltkinder der elsässischen Uebergangsperiode kopfüber in den neuen Zustand französischer Dinge untertauchten, suchten die von dem „ewigen Heimweh" ergriffenen Gemüther das Heil in der Abkehr von einer unheimlich gewordenen Wirklichkeit. Und wie in dergleichen Fällen Regel ist, übten Diejenigen den stärksten Einfluß, bei denen diese Ab- und Umkehr sich am radicalsten vollzog. Von wesentlicher Bedeutung mußte dabei sein, daß der bekannteste elsässische Seelenhirt, zwar ein bedeutender, sittlich und geistig hervorragender Mann von unantastbarer Integrität und unerreichter praktischer Tüchtigkeit, dabei aber ein Schwärmer und Chiliast war. Die gesammte evangelische Welt verehrte in dem Pfarrer zu Waldbach (im Steinthal), Herrn Johann Friedrich Oberlin, den Mann, der seine verarmte und verkommene Gemeinde binnen weniger Jahre zu Wohlstand, Gesittung und echter Frömmigkeit erhoben und mit wahrhaft genialem Instinct die Nöthe und Bedürfnisse der Zeit zu erkennen gewußt hatte. In jeder Rücksicht ehrenfest und unsträflich, war „Vater Oberlin" nichtsdestoweniger ein wunderlicher Heiliger, den seine mystischen Neigungen bis in die Vorhöfe des Unsinns führten. Gleich seinem verehrten Freunde Jung-Stilling glaubte auch er mit der unsichtbaren Welt in Zusammenhang zu stehen und deren Geheimnisse so gründlich erforscht zu haben, daß er geographische Karten des Himmelreichs und Stadtpläne des himmlischen Jerusalem entwarf, Kenntniß der Rangordnung unter den Seligen in Anspruch nahm und mit verstorbenen Freunden in regelmäßiger Verbindung zu stehen behauptete. In Dingen, welche Anforderungen des äußeren Lebens betrafen, nüchtern und umsichtig, war Oberlin leichtgläubig und kritiklos, wo seine religiösen Liebhabereien ins Spiel kamen — in mancher Rücksicht noch urtheilsloser als Jung, der mindestens vom Somnambulismus nichts wissen wollte.

Wohlversehen mit Einführungsbriefen an Oberlin, Wegelin und andere Häupter der elsässischen Erweckten, brach Frau von Krüdener im Juni 1808 von Karlsruhe auf. Zu den Studien, die sie während der Tage ihres Verkehrs mit Jung getrieben hatte, gehörten unter Anderem diejenigen über den Termin für den Beginn des tausendjährigen Reiches, den Bengel für das Jahr 1836, der Karlsruher Mystiker für das Jahr 1816 bezw. 1819 in Aussicht genommen hatte. Wie ihr berichtet worden, lebte zu Markirch (Ste.-Marie-aux-mines) ein deutscher Pfarrer Fontaines, der sich nicht nur besonders intimer Bekanntschaft mit den Geheimnissen der Apokalypse rühmte, sondern die Freundschaft einer „berühmten" Seherin, der Württembergerin Marie Kummer, erworben und außerdem den dringenden Wunsch ausgesprochen hatte, die gottbegnadete „Frau aus dem Norden" kennen zu lernen, deren Ruf bis zu ihm gedrungen war, und von welcher die Kummerin auf übernatürlichem Wege Kunde erhalten haben wollte. Die Bekanntschaft dieses Wundermannes und der diesem nahe stehenden Prophetin erschien Frau Julianen so wünschenswerth, daß sie nach kurzem Besuch im Hause Oberlin's

ihre Schritte nach Markirch richtete. Hier wurde ihr ein Empfang bereitet, der ihre kühnsten Erwartungen übertreffen und für ihr Leben entscheidend werden sollte.

Weß Geistes Kinder Fontaines und die Kummer gewesen, ist erst neuerer Zeit mit der gehörigen Genauigkeit durch ein Buch festgestellt worden, das trotz ungewöhnlicher Verdienstlichkeit und hohen Interesses in Deutschland kaum bekannt geworden zu scheint. Durch die vor einigen Jahren zu Paris (bei Vieweg) und Straßburg (J. E. H. Heß) erschienene Schrift „Études sur les Origines de la Ste. Alliance par E. Muhlenbeck" sind Quellen für die Geschichte des Lebensganges der Krüdener und der damaligen geistigen Bewegung im Elsaß erschlossen worden, deren Werth allein durch die Gründlichkeit ihrer Benutzung übertroffen wird. Den Untersuchungen, welche der Verfasser über Fontaines und dessen Verbündete angestellt hat, sind die nachfolgenden, an und für sich unglaublich erscheinenden, actenmäßig festgestellten Daten entnommen.

Im März 1769 als Sohn eines — wahrscheinlich katholischen — Handwerkers geboren, war Fontaines bei Ausbruch der Revolution als angehender Student in ihre Strudel gezogen und zum Jacobiner gemacht worden. In der Eigenschaft eines solchen gesellte er sich dem zum blutigen Schreckensmanne gewordenen Expriester Eulogius Schneider zu, um in dessen Auftrage abwechselnd als Commissär des Revolutionsausschusses und als Correspondent der Rheinarmee thätig zu sein, Kirchen zu schließen, priesterfeindliche Reden zu halten, Pferde auszuheben u. s. w. Nach dem Sturz Schneider's nur mühsam der Todesstrafe entgangen, tauchte der junge Schreckensmann einige Wochen später zu Gerstheim auf, wo er die Besucher des „Tempels der Vernunft" mit religiös-politischen Reden erbaute, nach der Gefangennahme und Einsperrung des dortigen Geistlichen die Stellung eines evangelischen Predigers an sich riß, ein Weib nahm und mit Hülfe seiner revolutionären Verbindungen das Amt eines Priesters zu Oberseebach (bei Weißenburg) verlangte. Trotz des engen Verhältnisses, in welches er zu den dortigen Pietisten trat, wurde Fontaines in der Gemeinde so mißliebig, daß er sein Amt nach kaum fünfzehnmonatlicher Führung niederlegen und froh sein mußte, das Amt eines Seelsorgers zu Ilbesheim zu accapariren. Auch das nur für einige Zeit. Der an die Spitze der extremsten Pietisten des Ortes getretene, als Exorcist und Teufelsbanner zu einer gewissen Reputation gebrachte Pfarrer hatte das Unglück, binnen dreier Jahre (1801—1804) fünf Sechstheile des Gemeindevermögens verschwinden zu lassen und die bankerott gewordene Pfarre aufgeben zu müssen. Dank den kriegerischen Wirren, die das Land verwüstet, alle Bande der Ordnung gelöst und die von den Pariser Machthabern ausgeplünderten Bewohner in einen Zustand vollendeter materieller und moralischer Verwahrlosung getrieben hatten, wußte der gewandte, durch eine gewisse rohe Beredtsamkeit unterstützte Abenteurer zu Neuhofen Unterkunft zu finden und den Seelsorger der dortigen „unabhängigen", d. h. pietistisch-separirten Gemeinde zu spielen. Von Neuhofen war er im Jahre 1805 nach Markirch berufen und des herrschenden Predigermangels wegen außerordentlich günstig

aufgenommen worden. Obgleich eine in der Nachbarschaft lebende Frau hoch und theuer versicherte, daß sie Herrn Fontaines Anno 1793 an der Spitze einer Schar bewaffneter Tempelschänder habe durch das Straßburger Münster galoppiren sehen, wußte der wohl aussehende, beredte und in den Geheimnissen der Apokalypse und des tausendjährigen Reiches beschlagene Pfarrherr sich der herrschenden pietistischen Partei so vortheilhaft zu empfehlen, daß seine salbungsvollen Predigten ihm Zulauf verschafften und der einflußreiche, dem Herrn Geheimrath Jung-Stilling nahe befreundete Herausgeber der „Straßburger Zeitung" und Verfasser des Tractats „Ueber die letzte Zeit" ihm seine Empfehlung zu Theil werden ließ.

Unter dem Schutze Fontaines' lebte seit dem Herbst 1807 eine Frauensperson, deren Lebensgang den seinigen an Abenteuerlichkeit noch übertraf. Seit ihrer Kindheit war die bereits genannte „Kummerin" (Maria Kummer aus Württemberg) durch Visionen begnadet worden, die den Behörden des Vaterlandes der nervenkranken und dabei verlogenen Vagabundin außerordentlich viel zu schaffen gemacht, nichtsdestoweniger aber den wärmsten Antheil gewisser erweckter Kreise erregt hatten. Unbeschadet der unliebsamen Thatsache, daß die Kummer im Laufe ihres vielverschlungenen Wanderlebens einmal katholisch geworden war, stand sie bei den evangelischen Separatisten Württembergs im Rufe besonderer Gottgefälligkeit und Erleuchtung. Von einem halbtollen Prediger Hiller war die angebliche Seherin zuerst mit Jesu „copulirt", dann aber von dem Herrn Pastor selber zur Mutter eines Knaben gemacht worden, dessen Bestimmung diejenige eines der beiden apokalyptischen Zeugen (Offenbarung Joh. 11, 3) hatte sein sollen. Hiller hatte darüber sein Amt verloren, die „Kummerin" Pranger und Zuchthausstrafe zu überstehen gehabt, von der Verehrung, die gewisse Kreise ihr zollten, indessen so wenig eingebüßt, daß sie als Predigerin des Weltunterganges und eines (ihr selbst offenbarten) allgemeinen Exodus der Frommen in das gelobte Land erheblichen Eindruck machen und eine Anzahl bethörter Leute bestimmen konnte, den Weg nach Jerusalem über Wien einzuschlagen, sich dort nach Pässen umzusehen — ihr selbst aber die Reisekasse anzuvertrauen. Abermals der Justiz in die Hände gefallen und mit Gefängnißhaft bestraft, verließ sie die Heimath, um bei einem gesinnungsverwandten Elsässer Freunde (ihrem Schwager Schmidthuber) Unterkunft zu suchen und von diesem dem Pfarrer zu Markirch zugeführt zu werden.

In die Tage dieser Uebersiedelung (October 1807) war das Erscheinen eines Kometen gefallen, der in den Gegenden des oberen Rheins Furcht und Schrecken verbreitete, und an welchen die württembergische Seherin Vorhersagungen von Pest, Hungersnoth, Krieg und Kriegsgeschrei geknüpft hatte. Das war ausreichend gewesen, um der Abenteurerin den besonderen Schutz und die Freundschaft Fontaines' zu erwerben und zwischen beiden eine dauernde Verbindung herzustellen. Zur Zeit des Eintreffens der Krüdener war dieser Bund bereits geschlossen. Auf die Kunde von dem bevorstehenden Besuch einer vornehmen, aus Karlsruhe kommenden russischen Dame hatte die „Kummerin" natürlich nicht ermangelt, mit einer Vision begnadet und darüber vergewissert

zu werden, daß der erwartete Gast zu einem hohen und wichtigen Werke berufen sei.

„Am 5. Juni 1808," so heißt es in dem Mühlenbeck'schen Buche, „wurden die Nachbarn des Markirchner Pfarrhauses durch das wunderbare Schauspiel zweier vor der Thür desselben haltenden Carossen überrascht. Aus dem einen dieser Gefährte entstiegen zwei junge, elegant gekleidete Damen und eine ältere, mittelgroße, weiß und blau gekleidete Frau mit blondem Haar. Gleich darauf erschien Herr Fontaines in der Hausthür, um mit gravitätischer Stimme in die Worte auszubrechen: ‚Bist Du es, die da kommen soll, oder sollen wir einer Anderen harren?'"[1]). (Matth. 10, 3.)

Von der magischen Wirkung dieser plumpen und niederträchtigen Schmeichelei legt ein Brief Zeugniß ab, den Frau Juliane einige Wochen nach ihrer Niederlassung im Markirchner Pfarrhause (3. Juli 1808) an Jung-Stilling richtete, und der in den von dem alten Herrn gesammelten „Sendschreiben geprüfter Christen" zum Abdruck gebracht worden ist. Mit dankbarer Freude berichtet die „Frau Gräfin" (wie sie in Markirch genannt wurde) von der Liebenswürdigkeit, mit welcher der würdige Pfarrer ihr und ihren Töchtern den größten Theil seines Hauses eingeräumt habe, und von den reich gesegneten Tagen, die sie unter dem friedlichen Dache des Gottesmannes verbringe. Nach erquickendem Frühspaziergang auf den paradiesischen Auen der Umgebung werde geschrieben, dann gebetet, das Frühstück eingenommen, gearbeitet und gelesen, dann abermals promenirt und nach der Abendmahlzeit der wohlangebrachte Tag mit Bibellectüre und einem an diese geknüpften Vortrag Fontaines' geschlossen. Um das Glück dieses Stilllebens voll zu machen, erschien die Kummerin als täglicher Gast des Hauses, um über die ihr in überraschender Fülle gewordenen Gesichte und Offenbarungen zu berichten, an dem gemeinsamen Studium der Apokalypse Theil zu nehmen und die Versammelten mit Verheißungen über die großen Rollen zu erbauen, welche ihnen in dem herannahenden Reiche Gottes auf Erden zugedacht sein sollten. „Ich bin das glückseligste aller Geschöpfe," schrieb die Krüdener ihrer Freundin, Frau Amand; ... „die Zeiten erfüllen sich und große Drangsale werden über die Erde einbrechen, — zu fürchten aber brauchen Sie nichts. Das Reich des Herrn naht heran, und er selbst wird tausend Jahre lang über der Erde herrschen."

Die selige Verschollenheit, in welcher Frau Juliane des Verkehres mit Fontaines und der Kummerin genoß, war von nahezu achtmonatlicher Dauer. Daß diese Festzeit ein Ende nahm, lag nicht sowohl an unserer Heldin als an ihren neuen Freunden. Der Pfarrer von Markirch fühlte den Boden unter den Füßen wanken. Mit dem verständigeren Theil seiner Gemeinde überworfen, von der Feindschaft des ihm aus der Jacobinerzeit bekannten kaiserlichen Präfecten zu Straßburg bedroht, durch seine hohe Gönnerin und

---

[1]) Eine Bestätigung dieser Empfangsscene findet sich in dem — völlig unkritischen, von thörichten Parteilichkeiten für die Heldin wimmelnden — Buche Eynard's: Vie de Mme. de Krüdener, Bd. I, S. 180 (Paris 1849). Nach einer anderen Version soll Fontaines gesagt haben: „Bist Du die Frau aus Norden?" („Frau von Krüdener in der Schweiz". 1817).

deren Beziehungen zu ihrem spanischen Schwiegersohn d'Ochando (dem Verführer und späteren Ehemann ihrer übel berüchtigten Stieftochter Sophie) den Behörden verdächtig geworden, hatte der Biedermann stündlich die Entdeckung seiner Antecedentien zu fürchten. Seinem Bedürfniß nach Verpflanzung auf sicheren Boden kam die getreue Kummerin zu Hülfe. Auf Grund ihr gewordener „Offenbarungen" eröffnete sie der „Frau Gräfin" den göttlichen Auftrag, nach Württemberg überzusiedeln und daselbst eine Colonie „wahrer Christen" zu begründen. Ohne Rücksicht darauf, daß der zu Rathe gezogene Carlsruher Seelenarzt sich gegen dieses Unternehmen aussprach und daß Oberlin die ihm angesonnene Theilnahme an der Sache ablehnte, glaubte Frau Juliane dem ihr gewordenen höheren Wink Folge leisten zu müssen. Unter Berufung darauf, daß eine von der Prophetin vorhergesagte Befreiung aus Geldverlegenheiten mit wunderbarer Präcision eingetroffen sei, brach die bethörte Frau mit ihrer Tochter, der Familie Fontaines, der Kummerin und deren Angehörigen im Februar 1809 nach Katharinen-Plaisir, einem in ihrem Auftrage von Fontaines gemietheten Landhause bei Kleebronn (Württemberg) auf. An dem neuen Wohnort angelangt, legte der (alsbald nach seiner Abreise des Amtes entsetzte) Ex-Jacobiner ein schwarzes, Frau von Krüdener ein himmelblaues, die Kummerin ein graues Kleid an; in diesen Gewandungen wurde von den drei Führern der „Colonie wahrer Christen" wechselweise gepredigt, in Vorhersagungen einer unmittelbar bevorstehenden großen Weltkatastrophe geschwelgt und vor zusammengeströmten Gläubigen der Nachbarschaft gegen den gottlosen Landesherrn und die von diesem angeordnete neue Liturgie geeifert. König Friedrich I. von Württemberg, der weder in geistlichen noch in weltlichen Dingen Scherz verstand und allem sectirerischen Treiben durchaus abhold, ließ die Kummerin einstecken und die übrige Gesellschaft über die Grenze schaffen.

Ueber den mehrmonatlichen Aufenthalt, der nach Abschluß dieser für den Geisteszustand unserer Heldin charakteristischen Episode zu Lichtenthal (bei Baden-Baden) genommen wurde, können wir in Kürze hinwegehen. Trotz gelegentlicher Rückfälle in die Weltlichkeit und zeitweiliger Versuche, nähere Beziehungen zur Großherzogin Stephanie von Baden anzuknüpfen, verharrte Frau Juliane auf dem eingeschlagenen Wege. Obgleich das Verhalten Fontaines' ihr wiederholt Sorgen und Bedenken erregte, denen sie in Briefen an die Freunde Ausdruck gab, setzte die Uebelberathene den intimen Verkehr mit dem Abenteurer so unentwegt fort, daß sie zahlreichen Personen — darunter der eigenen Mutter — für die Geliebte ihres Seelsorgers galt! Sie selbst blieb fröhlich und guten Muths. Als die Kummerin nach verbüßter Gefängnißstrafe in Baden-Baden eintraf und neue Verkündigungen kommender großer Dinge zum besten gab, hatte es den Anschein, als werde das merkwürdige Trifolium mindestens bis zum Eintritt der nächsten Weltkatastrophe beisammen bleiben.

Ein Zwischenfall führte indessen zu abermaligem Scenenwechsel. Aus Riga trafen Nachrichten ein, nach denen Julianens Mutter schwer erkrankt und von dem dringenden Wunsche nach einem Wiedersehen mit ihrer Tochter er-

füllt sei, deren wunderlicher und anstößiger Wandel der im siebzigsten Lebensjahre stehenden alten Dame schweren Kummer bereitet hatte. Dafür, daß die Kranke vorläufig am Leben blieb, glaubte die von Geldsorgen bedrängte Tochter durch eines ihrer wunderthätigen Gebete gesorgt zu haben; ein zweites Wunder aber wurde durch die Bereitwilligkeit zu Stande gebracht, mit welcher ein Carlsruher Banquier der Frau Baronin zehntausend Thaler zur Verfügung stellte, mit deren Hülfe unsere Heldin die weite Reise antreten, am 3. August 1810 in Riga eintreffen und ihre Mutter am Leben finden konnte.

Sechs Monate später erlag die „wunderbar" erhaltene, anscheinend völlig wiederhergestellte Enkelin Münnich's einem Schlaganfall. Die Regelung der Erbschaft bedingte einen längeren, bis zum Schluß des Jahres 1811 fortgesetzten Aufenthalt in der Vaterstadt, welche Frau von Krüdener eine Anzahl geistlicher Dienstleistungen zu widmen beschloß. Wie wir aus einem amtlichen Berichte des Rigaer Generalgouvernements erfahren, wurden von der „verwittweten Frau Geheimräthin" Andachtsstunden eingerichtet, bei denen Auslegungen der Apokalypse und Abendmahlsspendungen die Hauptrolle spielten und bei denen die uns bereits bekannte Frau Blau neben der Dame des Hauses als Predigerin fungirte. Dieser zweideutigen Person und deren Sohn, dem Schustergesellen, übertrug die Krüdener bei der Abreise die Aufsicht über den zu Gottesdiensten eingerichteten Theil ihres Hauses und die Weiterführung ihres „Werkes". Damit nicht genug, ließ die Krüdener auch noch den Sohn ihres Freundes Oberlin, einen excentrischen jungen Schwärmer nach Riga kommen, wo derselbe als Hauslehrer des Gouverneurs von Richter, vornehmlich aber als Prediger und Verfasser chiliastischer Schriften thätig war und in den Köpfen erweckter Herren und Damen der Gesellschaft erhebliche Verwirrungen anrichtete. — Minder erfolgreich war der Versuch zu Anknüpfungen mit dem Oberhaupt der livländischen Geistlichkeit und Hauptvertreter des dortigen Rationalismus, dem Generalsuperintendenten Sonntag. Von Einwirkungen auf diesen geistreichen Mann konnte natürlich nicht die Rede sein; bemerkenswerth erscheint indessen, daß der Freund Herder's die „interessante Dame" in der Folge nicht ganz so ungünstig beurtheilte, als man hätte meinen sollen. In einem viele Jahre später geschriebenen Nachruf berichtet Sonntag, daß er seine Beziehungen zu dieser Bekannten von 1811 „von Amts- und Gemüths wegen nicht fortsetzen zu dürfen geglaubt habe, daß er derselben aber das Zeugniß schuldig sei, sie habe für jedes Menschenleiden und Menschenbedürfniß das tiefste, reinste, thätigste, selbstvergessenste, sich selbst aufopfernde Mitgefühl besessen".

Im Geleit einer von der „Kummerin" empfohlenen Schwester Fontaines' kehrte Frau von Krüdener zu Ende des Jahres 1811 über Breslau und Dresden nach Carlsruhe zurück. Den mit Schimpf und Schaden weggejagten Exprediger von Markirch fand sie nicht mehr vor. Dem vielgewandten Manne war es inzwischen gelungen, zu Sulzfeld bei Eppingen eine Pfarrstelle zu ergattern und als Verkünder großer, in der Apokalypse vorhergesagter Weltereignisse Zulauf und Ansehen zu erwerben. Dafür war die Kummerin auf ihrem Posten geblieben und mit reichen Erfolgen gesegnet worden. Die

Erweckten des deutschen Südens schienen durch das Herannahen des russisch-französischen Krieges und das abermalige Erscheinen eines Kometen in eine Ueberschwänglichkeit getrieben worden zu sein, die kein Maß mehr kannte, und die sich mit ansteckender Gewalt über Kreise ausbreitete, die von Chiliasmus und apokalyptischer Vorhersagung sonst nichts hatten wissen wollen. Mit apodiktischer Gewißheit sagte die Prophetin von Lichtenthal voraus, daß über ein Kleines der weiße Engel über den schwarzen den Sieg davon tragen werde, und daß das von dem Propheten Jeremias angekündigte Erscheinen eines Volkes aus Norden bereits unterwegs sei. Als dann zu Ende des Jahres 1812 die Kunde von der Verbrennung Moskaus eintraf, fand die Versicherung der Seherin, daß dieses Ereigniß ihr in einem Gesichte offenbart worden sei, bei Jungen und Alten Glauben. Daß Frau Juliane zu den Glaubenden gehörte, versteht sich von selbst. Waren ihr doch gerade jetzt Erfolge wunderbarer und unerhörter Art beschieden gewesen! Inmitten der Kriegsereignisse hatte sie, die Wittwe eines russischen Diplomaten und Geheimraths, sich auf den feindlichen französischen Boden begeben dürfen, ihren als Geisel gefangen gehaltenen Sohn besucht, bei dem Präfecten von Straßburg, Herrn de Lezay-Mannesin, freundliche Aufnahme gefunden, diesen Günstling der Kaiserin Marie Louise mit sich nach Steinthal geführt und mit ihrem Freunde Oberlin in nahe Verbindung gebracht! Von Straßburg war es dann nach Genf gegangen, und hier eine wichtige Aufgabe, die Sammlung und Ermuthigung der von der calvinistischen Staatskirche als „mommiers" verfolgten pietistischen Dissidenten in Angriff genommen worden. Ein abgesetzter junger Geistlicher, Empaytaz (der Genf durch seine Gebete von der französischen Invasion gerettet haben sollte), schloß sich Frau von Krüdener vertrauensvoll an, und in seinem Geleit kehrte sie in das Elsaß zurück, um das neue auserwählte Rüstzeug dem alten Oberlin vorzustellen und an seiner Seite der großen Dinge zu harren, für welche sie sich mit zunehmender Gewißheit auserlesen wußte.

Konnte es ausbleiben, daß diese Dinge wirklich eintraten?

III.

Daß mit dem Ausgang des Feldzuges von 1812 und dem Beginn der Freiheitskriege ein neues Capitel der europäischen Geschichte begonnen habe, gehört zu den Dingen, über welche weltliche und kirchliche Geschichtschreiber seit lange einig geworden sind. Gleiche Uebereinstimmung besteht darüber, daß die vom Jahre 1813 datirende Erneuerung nicht nur politischer und nationaler, sondern zugleich sittlich-religiöser Natur gewesen sei, und daß sie sich „von innen heraus" entwickelt habe. Auf allen Gebieten geistigen Lebens hatte die Weisheit des 18. Jahrhunderts bankerott gemacht, auf allen die Ueberzeugung Platz gegriffen, daß mit der Religion der praktischen Vernunft und mit den herrschend gewesenen Theorien der Aufklärung und des Kosmopolitismus nicht weiter zu kommen sei. Für den Wiederaufbau des aus den Fugen gebrachten öffentlichen Zustandes sollte es anderer als der bisher befolgten Principien bedürfen. Rückkehr auf den geschichtlichen Boden, den

man im Taumel humanitärer und revolutionärer Begriffsverwirrung verlassen hatte, wurde zur allgemeinen Parole. Je nach ihren nächsten Interessen sahen die Einen in der allenthalben geforderten Umkehr zu den Traditionen der Väter das geeignetste Mittel zur Wiederherstellung der politischen alten Gewalten, die Anderen den gottgewollten Weg zur religiösen Erneuerung der Culturwelt. Ein tiefgehendes Bedürfniß nach Erwärmung des kirchlichen Lebens und nach Beschaffung ausgiebigerer religiöser Nahrung, als Aufklärungsphilosophie und Vulgärrationalismus sie zu bieten vermocht, hatte sich demgemäß der germanischen und romanischen Völker bemächtigt und der Theologie der Restauration die Wege bereitet. In gewissem Sinne erscheint es darum berechtigt, daß die kirchliche Geschichtschreibung von der Katastrophe des Jahres 1812 ein neues Capitel der Religionsgeschichte datirt und seinen Inhalt als Sieg des alten über den neuen Glauben bezeichnet. Aber nur in gewissem Sinne und innerhalb gewisser Grenzen. Sieht man näher zu, und prüft man den sittlichen Zustand der damaligen Culturwelt im Einzelnen, so wird man gewahr, daß das Zeitbedürfniß nicht sowohl auf Rückkehr zum Väterglauben und auf Herstellung einer festen dogmatischen Grundlage als auf Befriedigung für Gemüth und Phantasie gerichtet war. Diese verlangten ihr Recht, weil sie von den bisher geltend gewesenen Lebensmächten unberücksichtigt geblieben waren. Wie der Mensch nicht vom Brote allein lebt, so lebt er auch nicht von der Vernunft allein. Das hatten die Weisen der Encyklopädie ebenso unberücksichtigt gelassen wie die Helden der „Allgemeinen deutschen Bibliothek". Was das vorige Zeitalter dem metaphysischen Bedürfniß der Menschheit und der Phantasie der Völker schuldig geblieben war, wurde jetzt mit Zinsen zurückgefordert. Daß die Ansprüche der Phantasie sich mit zunehmender Stärke geltend machten, hatte noch besondere Gründe. Die Befreiung von der Gewaltherrschaft des unbesiegbaren Corsen hatte sich just da vollzogen, wo die Weisheit der alten Philosophie an der Grenze ihres Witzes angelangt war und wo die Rettung nur noch von einem Wunder erwartet werden konnte. Ein solches schien im Winter 1812/13 geschehen zu sein. Des Wunderglaubens seit einem Jahrhundert entwöhnt, griff man mit Begeisterung zu und verlangte man nach neuen Wundern. Indessen das Bedürfniß nach Aufrichtung fester Formen für das religiöse Leben sich erst geraume Zeit später Bahn brach, wurde die Wundersucht zu einem entscheidenden Merkmal der öffentlichen Stimmung. Die ersten Vorherverkündiger der eingetretenen „wunderbaren" Wendung waren nicht die Vorkämpfer der alten Kirchenlehre, sondern die als „Stille im Lande" und als „mommiers" verspotteten pietistischen und chiliastischen Schwärmer gewesen; diesen und nicht den Kirchengläubigen wandte die Aufmerksamkeit sich zunächst zu. Seit lange in der Stille vorbereitet, brach das Wunderbedürfniß mit elementarer Gewalt hervor, als die furchtbare Erschütterung der Jahre 1812 und 1813 das Eis der herrschenden Vorstellungen gebrochen und als der Strom populärer Begeisterung die Schollen der Aufklärungsweisheit ins Meer getrieben hatte. Vollständig war der Sieg dieser Weisheit über das transcendentale Menschheitsbedürfniß überhaupt niemals gewesen. Das Zeitalter des Vulgärrationalismus war zugleich dasjenige

der Rosenkreuzerei, des Cagliostro-Schwindels und des von den Bischofswerder und Genossen getriebenen Unfugs gewesen; nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden hatten die Gläubigen gezählt, denen Robespierre im Sommer 1794 für den neuen Messias gegolten; zum eisernen Inventar der Vorstellungen, denen Verfasser und Leser der „Stunden der Andacht" (des classischen Buches der deutschen Aufgeklärten) huldigten, gehörte der Glaube an prophetische Träume und Gesichte. Von einer der typischen Figuren des geistreich aufgeklärten Berlin, seiner eigenen Mutter, erzählt Theodor Bernhardi[1]), sie habe, gleich der Mehrzahl ihrer romantischen Freunde, Zeitlebens an der Meinung festgehalten, daß hinter dem Treiben der Hofmystiker Friedrich Wilhelm's II. „wirklich ein Geheimniß stecke" — daß nur ein „trostloser Prosa verfallener Geist" in den Wundermännern des 18. Jahrhunderts Betrüger sehen könne, und daß die Erfolge wie die Niederlagen Napoleon's im letzten Grunde auf das Zusammenwirken eines geheimnißvollen Bundes zurückzuführen seien. Das Wunder war nicht nur des Glaubens, sondern ebenso des Unglaubens liebstes Kind gewesen!

Bei solcher Stimmung der Gebildeten hatte es für die Massen nur eines Anstoßes bedurft, damit das Verlangen nach Anknüpfungen mit der höheren Welt zur treibenden Macht wurde. Ueberall da, wo dem Wunderbedürfniß der Boden bereitet worden war, fanden die Wunder sich von selbst ein. Während der Jahre 1813—1818 tauchten von einem Ende Europa's zum anderen Wundermänner, Verkündiger apokalyptischer Geheimnisse und größere oder kleinere Gemeinschaften auf, die sich als Avantgarde des tausendjährigen Reiches fühlten. Kein Land, kein Volk, kein religiöses Bekenntniß, das nicht Contingente dazu gestellt hätte! Zugleich mit den Berichten über evangelische Chiliastenscharen, die den jüngsten Tag am Schwarzen Meer oder am Jordan erwarten wollten, trafen Meldungen über analoge Erscheinungen in der katholischen Welt ein. In Deutschland wie in Oesterreich, Frankreich und Spanien hatte die Kunde von der Verbrennung Moskaus und von dem Rückzuge der großen Armee Schwarmgeistereien geweckt, die sich an die Personen Napoleon's und Alexander's I. knüpften. Es waren die Tage, in denen Cardinal Hohenlohe und der badische Bauer Michel Wunderheilungen vollbrachten, die Predigten des Linzer Priesters Pößl zu Ausschreitungen vollendeten Wahnwitzes den Anstoß gaben, ein russischer Pope (Lewizki) dem St. Petersburger Unterrichtsminister einreden konnte, daß er der „zweite apokalyptische Zeuge" sei, wo ein Rußland bereisender Londoner Quäker von Dutzenden wunderbarer Erweckungen und übernatürlichen Erscheinungen zu berichten hatte und wo ein abgelegenes livländisches Landgut zum Schauplatz des Religionswahnsinns einer ganzen Adelsfamilie wurde.

Vergegenwärtigt man sich diese Beschaffenheit der religiösen Atmosphäre Europa's, zieht man den Einfluß in Betracht, den Männer wie Franz von Bader und Joseph de Maistre damals übten, und nimmt man hinzu, daß der blasirte Leichtsinn der vornehmen Welt alle Zeit besondere Empfänglichkeit

[1]) Aus dem Leben Theodor von Bernhardi's. Bd. I, S. 154 ff.

für das Wunderbare und vollendet Abenteuerliche gehabt hat, so weiß man, warum der Beginn des Restaurationszeitalters Figuren vom Schlage unserer Heldin auf die Bühne führen mußte. Das erste Lebenszeichen, welches das neu erwachte religiöse Bedürfniß von sich gegeben hatte, war das Wiederaufleben der Wundersucht gewesen. Der frühe Morgen des neuen Tages gehörte dementsprechend weder ernsthaften Bußpredigern noch dogmengepanzerten Theologen, sondern Wunderthätern. Mit diesen allein war es freilich nicht gethan. Es galt nicht nur die Wundersucht der Menschen zu befriedigen, sondern dem Emotionsbedürfniß der an Voltaire und Diderot irre gewordenen vornehmen Welt in weltförmiger Weise zu entsprechen und der Weihrauchs- und Autoritätsbedürftigkeit der Großen dieser Erde angemessene Nahrung zuzuführen. Auf diese heterogenen Ansprüche war Frau von Krüdener mit einer Vollständigkeit eingerichtet, die kaum etwas zu wünschen übrig ließ. Die ihr zu Theil gewordene Erweckung sah Denjenigen, welche das Gros der neuen Gläubigen ergriffen hatte, in mehr als einem Punkte ähnlich. Zu den Entstehungsursachen ihrer Bekehrung hatte dieselbe krankhafte Unruhe und Veränderungslust gehört, welche Herren und Damen der exclusiven Gesellschaft zu Scharen der neuen Richtung in die Arme trieb, und die Sprache dieser Gesellschaft war ihr von Kindheit an geläufig. Zu dem Allen kam, daß Frau von Krüdener sich auch auf die Künste der höfischen Bußpredigerin ganz besonders verstand. Wie süß es sei, sich den Sündenpelz waschen zu lassen und dabei trocken zu bleiben, wußte sie aus eigener Erfahrung. Aus dem Zustande der verirrten Sünderin unvermittelt zum Rang eines auserwählten Rüstzeugs göttlicher Gnade erhoben, war sie der Aufgabe gewachsen, die für die Rettung hoher und allerhöchster Seelen erforderlichen Operationen so schmerzlos wie immer möglich zu vollziehen und ihre Buß- und Strafpredigten so einzurichten, daß auch die zartesten Seelen unverletzt blieben. Endlich — und das war die Hauptsache — hatte sie die wichtigste aller Propheteneigenschaften, den Glauben an sich selbst, erworben. Allzu schwer mochte ihr das nicht gefallen sein. Wie die meisten vornehmlich mit sich selbst beschäftigten Menschen, war sie dahin gelangt, bei sich selbst zu finden, was das Leben ihr schuldig geblieben war oder schuldig geblieben sein sollte. In ungewöhnlichem Maße sensitiv und eindrucksfähig, hatte sie sich nicht nur in den Glauben an die göttliche Gnade, sondern zugleich in den Glauben an ihre geistlichen Berather und Freunde kopfüber gestürzt und bei diesen ihre Anker festgelegt. Der bei aller Thorheit und Ueberschwänglichkeit klugen und welterfahrenen Frau war indessen nicht entgangen, daß die Jung, Oberlin, Fontaines Menschen wie Andere seien und so gut wie diese schwache Seiten hätten. Waren solche Schwächen vereinbar gewesen mit den göttlichen Gnadengaben, in deren Besitz sie die Freunde wußte, so konnte das auch für sie selbst gelten. Leichtgläubig gegen Andere, war es Frau von Krüdener auch gegen sich selbst. Mit den elementarsten Forderungen sittlicher Selbstzucht unbekannt, war sie außer Stande, die wechselnden Regungen des Herzens zu controliren und Andere als subjective Maßstäbe an Menschen und Verhältnisse zu legen. Endlich wußte sie sich im Besitz eines Temperaments, das über innere und äußere

Schwierigkeiten gleich muthig hinwegsetzte und stürmisch genug war, um Andere fortzureißen, wenn es einmal in Zug gebracht worden. Nur noch darauf schien es anzukommen, daß sie in solchen Zug gebracht und auf Ziele gerichtet wurde, die ihren Wünschen und ihren Antecedentien gleichmäßig entsprachen. Das Weitere fand sich dann von selbst.

Der dafür entscheidende Augenblick im Leben der Krüdener ist bekanntlich der 4. Juni 1815 gewesen — der Tag, an welchem sie der längst gewünschten persönlichen Bekanntschaft Alexander's I. theilhaft wurde. Daß der dafür gewählte Augenblick der denkbar günstigste war, beruhte zum einen Theil auf der Geschicklichkeit, mit welcher sie ihr Tempo berechnet hatte, zum anderen auf der eigenthümlichen Beschaffenheit der religiösen Vergangenheit des Kaisers.

Die religiöse Erziehung des Enkels der zweiten Katharina war in kaum glaublicher Weise vernachlässigt worden. Der Satz: „Jésus, surnommé le Christ, juif dont la secte des chrétiens tire son nom," soll die Quintessenz dessen gewesen sein, was César Laharpe dem künftigen Beherrscher von vierzig Millionen „Rechtgläubigen" über den Stifter der christlichen Kirche zu sagen gewußt. „Les chrétiens sont d'honnêtes gens, mais il ne servent à rien," hatte dieser Herrscher noch im achten Jahre seiner Regierung (Juni 1810) nach de Maistre's glaubwürdigem Zeugniß gemeint [1]). Der Kirche, in deren Formen er erzogen worden, war und blieb Alexander sein Leben lang innerlich fremd, wenn er das Ceremoniell derselben gleich genau befolgte. Daß die Religion eine für die innere Entwicklung des Menschen unentbehrliche Macht sei, war ihm erst im siebenunddreißigsten Lebensjahre zu ahnendem Bewußtsein gekommen, — damals, als er sich unter dem erschütternden Eindruck der Einäscherung Moskaus rathsuchend an seinen Freund Galyzin gewendet hatte und von diesem auf die Bibel verwiesen worden war. Es ist bekannt, daß das Buch der Bücher im Winterpalais nicht sogleich aufgefunden werden konnte, und daß die Kaiserin-Mutter sich damit begnügen mußte, ihrem Sohn eine französische Uebersetzung der Vulgata in die Hände zu legen. Nichtsdestoweniger war von dieser Lectüre ein Eindruck in der Seele des Monarchen zurückgeblieben, der ihn bestimmte, fortan in schwierigen Lebenslagen zu der Quelle des christlichen Offenbarungsglaubens die Zuflucht zu nehmen und den Beistand Gottes anzurufen, wenn er an den Menschen irre wurde. Und dazu war während der Jahre 1812—1815 reichliche Veranlassung geboten worden. Nicht nur daß die Sorgen und Strapazen der Feldzüge von 1813 und 1814 den Kaiser bis ins Mark erschüttert hatten, — die auf dem Wiener Congreß gemachten Erfahrungen waren ganz geeignet, sein Gemüth zu verdüstern, seinen Glauben an die Güte der menschlichen Natur zu unterhöhlen. Obwohl das gegen ihn gerichtete österreichisch-französisch-englische Geheimbündniß vom 3. Januar 1815 folgenlos geblieben war, hatten ihn Metternich's „schwarzer Verrath" und die Undankbarkeit des bourbonischen Frankreich in tiefster Seele verwundet; sein Lieblingsproject, die Wiederherstellung Polens, war von der europäischen Diplomatie ebenso ungünstig aufgenommen worden wie von der

[1]) Religion et mœurs des Russes. Paris 1879. S. 19 ff.

Mehrheit seiner über diese Begünstigung des alten Stammfeindes aufgebrachten Unterthanen. Und nicht das allein. Indessen die Schwierigkeiten der großen Politik seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, waren die Berichte über den Zustand seiner Staaten von Monat zu Monat ungünstiger geworden. Seine humanitären Bestrebungen stießen auf den passiven Widerstand eines selbstsüchtigen Beamtenthums und eines in Folge der Kriegsereignisse verarmten Adels. Handel und Verkehr lagen darnieder, die Landwirthschaft klagte über Mangel an Arbeitskräften und Absatzgelegenheiten, die Finanznoth war permanent, der Rückgang der Valuta unaufhaltsam geworden. Statt des Dankes, den der weichmüthige Kaiser gesäet zu haben glaubte, stieß er auf Unzufriedenheit, Verbitterung und schnöde Verkennung seiner reinsten Absichten. Was noch fehlte, um den auf dem Grunde der Seele Alexander's schlummernden Hang zu Weltflucht und mystischer Grübelei zu rühren, war durch den Schrecken über Napoleon's Rückkehr aus Elba und den Zusammenbruch der bourbonischen Herrlichkeit, sowie durch peinliche Privaterlebnisse und durch die Einflüsse vollendet worden, welche die pietistischen Elemente seiner Umgebung auf den allzu empfänglichen Monarchen übten. Nicht unwesentlich kam dabei in Betracht, daß die von ihrem Gemahl viele Jahre lang vernachlässigt gewesene Kaiserin Elisabeth unter die schwermüthigen und mystischen „schönen Seelen" gegangen und jetzt, wo Alexander mit seiner letzten Geliebten brach, zur Trösterin seiner trübseligen Stunden geworden war. Ohne daß es dazu besonderer Anstrengungen bedurft hätte, war der Kaiser von seiner Gemahlin und deren Gesinnungsgenossen bestimmt worden, auf der Reise nach Carlsruhe (April 1815) den dem badischen Hofe befreundeten alten Jung aufzusuchen und dessen Meinung über die Signatur der Weltlage vom Standpunkte der Apokalypse einzuholen. Der bei halber Unzurechnungsfähigkeit angelangte Greis hatte nicht ermangelt, seinem hohen Besuche zu bestätigen, daß der corsische Imperator mit dem Apollyon — alias Abaddon — des neunten Capitels der Offenbarung Johannis gleichbedeutend sei, und daß das tausendjährige Reich binnen Kurzem seinen Anfang nehmen werde. Ueber das Maß des in der Seele Alexander's zurückgebliebenen Eindrucks gehen die Berichte auseinander. Thatsache ist indessen, daß der geheimräthliche Prophet reich belohnt wurde und daß der Kaiser unruhiger und trostbedürftiger denn je war, als er im Mai 1815 zu Heilbronn eintraf.

Ueber die Erlebnisse und Stimmungen des russischen Kaisers war Frau von Krüdener seit Jahr und Tag ziemlich genau unterrichtet. In dem Elsässer Stillleben von 1812 und in dem ausschließlichen Verkehr mit Leuten vom Schlage der Kummerin und des Ehrenmannes Fontaines' hatte sie es nicht allzu lange geduldet. Bei Gelegenheit waren diese Freunde doch recht unbequem geworden. Der Begünstigung, welche die Krüdener dem neuen Genfer Vertrauten, Empaytaz, zu Theil werden ließ, hatten die Eifersucht Fontaines' geweckt, dem die allmähliche Abwendung der vornehmen Gönnerin um so bedenklicher dünkte, als die mühsam erworbene Sulzbacher Pfarrstelle sich auf die Dauer nicht behaupten ließ. Frau von Krüdener war des ehemaligen Freundes längst überdrüssig geworden und hätte demselben den Laufpaß ge-

geben, wenn die „Kummerin" nicht zu vermitteln und für neue Offenbarungen zu sorgen gewußt hätte, deren eine dahin gegangen war, daß der Himmel den Abschluß einer „mystischen Ehe" zwischen Julianens Tochter und Fontaines' jüngerem Bruder, einem verlaufenen Apothekergehülfen, beschlossen habe! Unsere Heldin hatte sich das gesagt sein lassen und die Tochter bereits zur Einwilligung in diese absurde Verbindung bestimmt, als Empaytaz sich ins Mittel legte, seinen Rivalen und die Kummerin aus dem Felde schlug, und im Bunde mit dem Bruder der „Braut" und dem späteren Gemahl derselben, einem von Oberlin empfohlenen, ziemlich zweifelhaften Expräfecten von Berckheim, das Fontaines'sche Project im letzten Augenblick zum Scheitern brachte. Diese innerhalb ihrer nächsten Umgebung ausgefochtenen Händel mochten Frau von Krüdener zur Rückkehr in die immerhin würdigere und dabei vornehmere Sphäre der Carlsruher Frommen bestimmt haben. Empaytaz blieb in ihrer unmittelbaren Umgebung, die Kummerin in erreichbarer Nähe, um ihre vertrauensselige Meisterin über die Vorgänge der höheren Welt auf dem Laufenden zu erhalten. Am badischen Hofe weilte während des Sommers 1814 die Kaiserin Elisabeth, und mit dieser trat die Wittwe des russischen Gesandten in eine nähere Verbindung, die auch im Winter 1814–1815 (wo die Kaiserin in Wien weilte) fortgesetzt wurde. Als Vermittlerin fungirte dabei eine kaiserliche Hofdame, die schöne, excentrische und sentimental-pietistische Wallachin Roxandra Sturdza, von der es hieß, daß sie dem Kaiser in der Stille eine platonische Leidenschaft widme. Zwischen ihr und der Krüdener wurde ein eifriger, zum Theil erhalten gebliebener Briefwechsel geführt, in welchem die Wallachin über Erlebnisse und Stimmungen des Kaiserpaares, die Livländerin über die Offenbarungen berichtete, welche ihr und ihrer Hausprophetin, der Kummerin, während des Congreßwinters und der ersten Wochen der „hundert Tage" gegönnt gewesen waren.

Daß diese (in der Folge wiederholt zum Abdruck gebrachten) Briefe zur Mittheilung an den Kaiser bestimmt waren, und daß sie demselben wenigstens in Bruchstücken vorgelegt worden sind, ist bekannt: Phrasen wie „was Sie mir von den schönen und großen Seeleneigenschaften des Kaisers schreiben, wußte ich längst, — ich weiß auch, daß der Herr mir die Freude bereiten wird, den Kaiser zu sehen, und daß der Fürst der Finsterniß sich vergeblich bemühen wird, das zu verhindern — ich habe dem Kaiser unendliche Dinge zu sagen" u. s. w. mußten ihre Wirkung thun, zumal sie durch die wirksamste aller rhetorischen Formeln, die Wiederholung, verstärkt wurden. Directer Mittheilungen des hohen Adressaten war die Briefschreiberin freilich so wenig gewürdigt worden wie etwaiger Einladungen zu demselben. Dessen bedurfte es auch nicht. Frau von Krüdener kannte ihre Leute ebenso genau wie die einzuschlagenden Wege und das Tempo, in welchem marschirt werden mußte. Sie schrieb immer und immer wieder und verstieg sich nach der Rückkehr Napoleon's zu Anspielungen darauf, daß sie „die Geheimnisse der Cabinets und noch höhere als diese" kenne, und daß sie, die „pauvre et misérable créature," durch den bestimmten Willen des Allerhöchsten zur Trägerin einer großen und heiligen Mission auserseher sei.

Juſt in den Tagen der Abſendung dieſes Briefes hatte die Krüdener ſich veranlaßt geſehen, nach Schlüchtern unweit Heilbronn überzuſiedeln und daſelbſt für Fontaines und andere von der Polizei behelligte „Freunde“ (zu denen ſelbſtverſtändlich auch die Kummerin gehörte) eine Freiſtätte zu begründen. Wenig ſpäter erfolgte die (bereits früher bekannt gewordene) Verlegung des Kaiſerlich ruſſiſchen Hauptquartiers nach Heilbronn, und hier iſt Alexander im eigentlichſten Sinne des Wortes von der Krüdener überfallen worden. Am ſpäten Abend des 4. Juni wurde der ermüdete und verſtimmte Monarch bei der Lectüre des 20. Pſalms durch die Meldung unterbrochen, daß eine Dame ihn dringend zu ſprechen wünſche und die Abweiſung durch den Adjutanten Fürſten Wolkonski nicht berückſichtigen wolle. Unmittelbar darauf trat Frau von Krüdener ein; ſie nannte ſich dem erſtaunten Kaiſer und — blieb drei Stunden in deſſen Zimmer. Als ſie ihn ſpät Abends verließ, zeigte Alexander feuchte Augen und eine Erregung, die er vergebens zu verbergen ſuchte; Frau von Krüdener aber kehrte durch die Nacht nach Schlüchtern zurück, um ihren inzwiſchen zum „heißen Gebet“ verſammelt geweſenen Getreuen (Herr von Berckheim, Fontaines und Marie Kummer) zu verkündigen, „daß der Herr das Flehen der Seinigen erhört und ihr — ſeiner Erwählten — vollen Erfolg bei dem Kaiſer (dem auge blanc der Kummer'ſchen Viſionen) beſchieden habe.“

Was Eynard und Empaytaz über das Geſpräch vom 4. Juni berichten, beruht auf Mittheilungen der Krüdener und ihrer Freundin Sturdza, deren Zuverläſſigkeit dahingeſtellt bleiben mag. Die Verſicherung, daß Alexander von der Buß- und Verheißungspredigt der excentriſchen Frau tief ergriffen worden, daß er in die Kniee geſunken ſei und ſich mit der Predigerin zu gemeinſamem Gebet verbunden habe, hat indeſſen alle Wahrſcheinlichkeit für ſich. Zum Ueberfluß wiſſen wir, daß Frau von Krüdener anderen Tages den Befehl erhielt, dem Kaiſer nach Heidelberg zu folgen, daß ſie ihren geliebten Empaytaz dorthin beſchied, daß man ſich während der folgenden Tage allabendlich zu Bibel- und Andachtsſtunden vereinigte, und daß Alexander in Gegenwart dieſes Zeugen verſicherte, ſeit ſie (die Krüdener) ihn der Sündenvergebung durch Jeſus vergewiſſert habe, ſei er „glücklich, ſehr glücklich“ geworden. Weiter wird über gemeinſam gehaltene Buß- und Dankgebete berichtet, zu denen die wechſelnden Nachrichten vom Kriegsſchauplatz Veranlaſſung boten.

Drei Wochen nach dem denkwürdigen Tage von Heilbronn (am 24. Juni 1815) reiſte der Kaiſer nach Paris ab, — am 17. Juli traf Frau von Krüdener in der franzöſiſchen Hauptſtadt ein, nachdem ſie inzwiſchen ihre Tochter an den zum ruſſiſchen Staatsrath beförderten Herrn von Berckheim verheirathet hatte. Unmittelbar nach ihrer Ankunft vom Kaiſer empfangen, nahm ſie in dem dem Elyſée-Bourbon benachbarten Hôtel Montchenu ihre Wohnung. Eine in den anſtoßenden Garten führende Thür (deren Schlüſſel der Kaiſer bei ſich trug) machte täglichen und unbeachteten Verkehr zwiſchen dem Monarchen und ſeiner geiſtlichen Berätherin möglich.

Der mehr als dreimonatliche Aufenthalt in Paris (17. Juli bis 22. October) bezeichnet den Höhepunkt des Lebens und der Bedeutung unserer Heldin. Ihr gewordener Aufforderung entsprechend erschien sie allmorgendlich zum Gottesdienst in der improvisirten griechischen Hofcapelle des Elysée-Bourbon, und ebenso regelmäßig nahm der Kaiser an den Abendgottesdiensten Theil, die in ihrem Salon abgehalten und von Empaytaz geleitet wurden. Zu diesen Veranstaltungen zugelassen zu werden, galt während des Spätsommers 1815 in dem vornehmen und modischen Paris für einen entscheidenden Vorzug, für den Gipfel des comme-il-faut. Die Herzoginnen von Bourbon, von Escars und von Duras, die schöne Frau Récamier und Madame d'Arjuyon fanden sich zu diesen Andachtsübungen ebenso regelmäßig ein wie der Skeptiker Benjamin Constant, der Marquis Paységur, Chateaubriand, der Ex-Girondist Isnard, der durch alle Gossen religiöser und politischer Thorheit geschleifte alte Bergasse, Gerardo (Mitglieder des Königlichen Staatsraths) und andere falsche und echte Berühmtheiten des Tages. So offenkundig war der Einfluß, den die Bewohnerin des Hôtels Montchenu auf ihren kaiserlichen Nachbarn übte, daß auch die russischen Staatsmänner, insbesondere Pozzo di Borgo und Kapo d'Istrias, mit der merkwürdigen Frau rechneten und sich ihrer Vermittlung bedienten, als es galt, den Kaiser zur Parteinahme für Frankreich und gegen Preußen zu bestimmen.

Wenn Alexander die ihm aufgedrungene Rolle des Beschützers der französischen Interessen auch bereitwillig auf sich nahm, so ließ er sich an derselben doch nicht genügen. Die ihm vor Jahresfrist vorgelegte Denkschrift des Münchener Philosophen Franz von Baader „Ueber das durch die französische Revolution herbeigeführte Bedürfniß einer neuen und innigeren Verbindung der Religion und der Politik" hatte in seiner Seele einen Eindruck hinterlassen, den er nicht mehr loszuwerden vermochte. Diesem Eindruck war der bereits im Jahre 1814 gefaßte Gedanke entsprungen, die christlichen Beherrscher Europas zu einem mystischen, der besonderen Gnade Gottes empfohlenen Bunde zu vereinigen und als Wortführer desselben die „neue und engere Verbindung zwischen Politik und Religion" zur Grundlage des europäischen Staatensystems zu machen. — Zu Wien hatte der Kaiser seinen Lieblingsplan nicht in Ausführung zu bringen vermocht; jetzt griff er auf denselben zurück, und Frau von Krüdener wurde in das Geheimniß desselben gezogen. Wie sich von selbst verstand, erfaßte sie den „großen" Gedanken mit Feuereifer und versicherte sie den hohen Urheber desselben, daß die göttliche Gnade ihr selbst ähnliche Pläne eingegeben habe. Nach einer längeren Reihe dem wichtigen Gegenstande gewidmeter, von Gebet und Bibellectüre begleiteter Unterredungen kam es im September zu einer Art Hauptverhandlung, zu welcher der magnetisirende Wunderthäter Bergasse zugezogen wurde. Die Frucht dieser Concilberathung war der vom Kaiser eigenhändig niedergeschriebene Entwurf des am 26. September von den Beherrschern Preußens und Oesterreichs unterzeichneten Tractats, der als „Heilige Allianz" historisch geworden ist. Daß derselbe von Frau von Krüdener revidirt und mit Randbemerkungen versehen worden, ist zum mindesten nicht bewiesen.

Geschichte und Inhalt dieses von Friedrich Wilhelm III. ziemlich gleichgültig behandelten, von Metternich als bloßes „verbiage“ bezeichneten, in Wahrheit recht belanglosen Vertrages gehören nicht hierher. Für uns kommt derselbe nur in Betracht, weil er den Beziehungen der Krüdener zu ihrem hohen Beschützer ein dauerndes Denkmal setzte und ihr zum schönsten Tage des Lebens, dem Gipfel irdischer Existenz verhalf. Vierzehn Tage vor der Vertragsunterzeichnung (11. September) war sie eingeladen worden, der großen Revue auf der Plaine des Vertus beizuwohnen und an der Seite des Kaisers und in dessen Zelte dem feierlichen Gebete zuzusehen, das von den versammelten Truppen zum Schlusse verrichtet wurde.

Am 28. September verließ Alexander die französische Hauptstadt, in welcher die Krüdener noch vier Wochen verbrachte. Alle Welt glaubte, sie werde auch in Zukunft die Vertraute des russischen Kaisers bleiben; in Wahrheit hatte das Verhältniß zwischen dem Monarchen und der Prophetin einen Stoß erhalten, von dem es sich nie wieder vollständig erholte.

Die Kunde von der großen Rolle, welche die Beschützerin der Kummer und des würdigen Fontaines in Paris zu spielen begonnen, war auch in den Rappenhof gedrungen, das Asyl, welches die Krüdener für diese ihre Freunde angekauft. Das hatte genügt, damit der vagabundirende Expfarrer und seine Seherin sich in die französische Hauptstadt aufmachten und dem Hause ihrer Gönnerin einen dauernden Besuch gönnten. Neue Offenbarungen, welche die in die Geheimnisse des Somnambulismus eingeweihte Kummerin mitbrachte, sorgten für schleunige Wiederherstellung des alten traulichen Verhältnisses. Göttlichem Wink entsprechend, mußte die Prophetin, welcher Frau von Krüdener den wichtigsten Theil ihrer dem Kaiser übermittelten Offenbarungen zu danken hatte, Sr. Majestät vorgeführt werden und zwar im Zustande somnambuler Extase, dessen sie seit einiger Zeit alltäglich gewürdigt wurde. Ueber das Folgende lassen wir Eynard, den Biographen und unbedingten Bewunderer unserer Heldin, berichten:

„Frau von Krüdener hatte (an dem Tage der Vorführung der Kummer) mehrere Stunden im Gebet verbracht, damit der Wille Gottes sich offenbare. Als der Kaiser zu festgesetzter Stunde erschien und in ihren Salon treten wollte, fand er im Vorzimmer desselben die Kummer auf dem Sopha liegen. Auf die Frage des Monarchen, was das zu bedeuten habe, gibt Frau von Krüdener zunächst keine Antwort; Fontaines aber ergreift das Wort, um zu verkündigen, daß Se. Majestät eine Prophetin des Herrn vor sich hätte, die mit ihm im Namen Gottes zu reden habe. Der Kaiser nimmt Platz, und die Kummer beginnt eine sentenzenreiche Rede, die mit dem Gesuch um ein Capital schließt, mit welchem eine christliche Colonie in der Umgegend von Weinsberg begründet werden solle. Während dieser letzten Worte waren Frau von Krüdener und ihre Tochter aufgestanden und hinausgegangen. Dann kehrte sie wieder, um den Kaiser in den Salon zu bitten. Noch bevor ihr möglich geworden war, ein Wort der Entschuldigung vorzubringen, sagte der Monarch, er kenne die Menschen genugsam, um sich nicht durch die Frömmigkeit von Leuten fangen zu lassen, die sofort mit Bitten um Geld herausrückten.“

Zwei Tage später kehrten Fontaines und die Kummerin in den Rappenhof zurück. Ein Jahr später erfuhr die Krüdener, daß der Mann, der acht Jahre lang ihr Vertrauen besessen, einen betrügerischen Bankerott gemacht und den Rappenhof unter den Hammer gebracht habe!

Am 22. October verließ die Krüdener Paris; zwei Monate später wurde der Abschluß der „Heiligen Allianz" durch die Zeitungen bekannt gegeben, von Einladungen zu einem Zusammentreffen mit dem Kaiser war aber weder jetzt noch später jemals wieder die Rede, und um die Mitte des Jahres 1816 erfuhr die Krüdener, daß die Gunst des Monarchen (dem sie in der Folge nie wieder begegnet ist) sich von ihr abzuwenden begonnen habe. Von dem Auftritt mit der Kummer war in der Seele des Monarchen eine Verstimmung zurückgeblieben, die sich nicht wieder beseitigen ließ. Zur Nährung derselben trugen zwei Umstände bei: eine Indiscretion, deren die Krüdener sich bezüglich ihrer Theilnahme an der „Heiligen Allianz" schuldig gemacht haben sollte, und der peinliche Anstoß, welchen die unglückliche Frau durch ihr Verhalten während der Jahre 1816—1818 der gesammten gebildeten Welt gab.

Das Verbleichen der kaiserlichen Gnadensonne, der schmerzliche Eindruck, den Fontaines' grober und gemeiner Betrug hinterlassen hatte, und die endlose Wiederkehr selbstverschuldeter, nicht eben ehrenvoller Geldverlegenheiten waren der innerlich haltlosen Frau so schwer auf die Nerven gefallen, daß ihre Zurechnungsfähigkeit in sichtliches Schwanken gerieth. Ueber das Wanderleben, das sie seit Beginn des Jahres 1816 führte, liegt eine ganze Anzahl zuverlässiger Zeugnisse vor: der Eindruck, daß die von Stadt zu Stadt, von Land zu Land ziehende Armenpredigerin, Kirchenstifterin und Gottesreichsverkündigerin in einen geistig und sittlich gleich bedauernswürdigen Zustand gerathen und bei der Grenze religiösen Wahnsinns angelangt war, wird durch die Schriften „Frau von Krüdener in der Schweiz", „Frau von Krüdener und der Geist der Zeit" u. s. w. ebenso bestätigt — wie durch die Tagebuchaufzeichnungen des bis zur Urtheilslosigkeit gutmüthigen Johann Georg Müller (Bruders des Historikers). Nicht genug, daß der junge Empaytaz von der ihm an Temperament und Weltgewandtheit überlegenen Frau vollständig ins Schlepptau genommen worden war, — der Einfluß dieses bei aller Schwäche und Beschränktheit immerhin anständigen Mannes wurde mehr und mehr durch denjenigen eines neuen Seiden ersetzt, den die Krüdener sich in der Person des halbverrückten, wegen Defraudation weggejagten, und im Gefängniß „erweckten" Postsecretärs Kellner zugelegt hatte. Wesentlich den Einwirkungen dieses Thoren war es zuzuschreiben, daß die anfänglich von den Schweizer Behörden geduldeten Erweckungspredigten die zuströmenden Arbeiter- und Armenmassen in eine so bedenkliche Erregung versetzten, daß polizeilich eingeschritten und der Krüdener schließlich die Erlaubniß zu verlängertem Aufenthalt sowohl in Basel und Schaffhausen wie in anderen schweizerischen Städten versagt, ja, daß sie aus einzelnen Orten in aller Form ausgewiesen bezw. über die Grenze geschafft wurde. Daß Maßregeln so peinlicher Art gegen eine Dame ergriffen werden konnten, deren Sohn als russischer Gesandter in Rom accreditirt war, würde unerklärlich erscheinen

wenn der Widersinn der von ihr und ihren Genossen verbreiteten Lehren nicht ein vollendeter gewesen wäre. Kellner veröffentlichte eine „Armenzeitung“, die den Anbruch eines Gottesreichs der Armen ankündigte und Meinungen über Arm und Reich und die Verwerflichkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung aussprach, die für „staatsgefährlich“ angesehen wurden; Empaytaz erzählte von großen Summen (100 000 Rubel), die der russische Kaiser der Krüdener zur Vertheilung an die Armen von Glarus, St. Gallen und Thurgau überwiesen haben sollte, Frau von Krüdener selber aber forderte unter Androhung göttlicher Strafgerichte über die Schweiz zur Massenauswanderung in den Kaukasus auf und brachte es dahin, daß ganze Familien ihre Habe zu Geld machten, um in Gesellschaft von Bettlern und Vagabunden die Reise in den rettenden Osten anzutreten. Nebenher hatten die neuen Propheten unsinnige Gerüchte von einer zweiten Rückkehr Napoleon's, von beginnender Unfahrbarkeit der Meere, Abthauen sämmtlicher Gletscher u. s. w. verbreitet. Das durch diese Vorkommnisse gegebene Aergerniß wurde dadurch noch erhöht, daß die von einer zahlreichen Gefolgschaft begleitete Prophetin wiederholt in die Lage kam, ihre und ihrer Getreuen Wirthshausrechnungen nicht bezahlen zu können, und daß einer ihrer Gläubiger, der Baseler Professor de Lachenal, dem geplanten neuen Gottesreiche sein ganzes, ziemlich erhebliches Vermögen geopfert hatte. Danach war nicht zu verwundern, daß die unselige Frau nicht nur aus der Schweiz, sondern ebenso aus den Ländern des deutschen Südens ausgewiesen und schließlich unter polizeilicher Bedeckung nach Leipzig spedirt wurde. Von hier kehrte sie in ihre Heimath zurück. Im März 1818 wurde dem Civilgouverneur von Kurland berichtet, die Frau Geheimräthin u. s. w. von Krüdener sei mit einem Gefolge von achtzehn Personen („darunter ein Kosak, ein Husar, fünf Schweizer und Schweizerinnen, eine Engländerin, ein Württemberger, ein ehemaliger russischer Officier“) und von allen baaren Mitteln entblößt an der russischen Grenze erschienen.

Das interessante, in Deutschland viel zu wenig bekannt gewordene Buch „Deutsch-protestantische Kämpfe“[1]) hat seiner Zeit eine actenmäßige Darstellung der Durchreise unserer Heldin durch Kur- und Livland veröffentlicht. Die dortigen Behörden befanden sich in peinlicher Verlegenheit. Einerseits glaubte man dem hohen Rang, den die einstige Vertraute des Kaisers einnahm, Rücksichten schuldig zu sein, — andererseits lagen gemessene Ordres des gestrengen baltischen Generalgouverneurs, Marquis Paulucci, darüber vor, daß die excentrische Reisende unter polizeiliche Aufsicht zu stellen sei; die ausländischen Begleiter der Frau Geheimräthin sollten ohne Weiteres als Vagabunden über die preußische Grenze zurückgeschoben werden. Zu diesem peremptorischen Verfahren hatte der aufgeklärte, aller Schwarmgeisterei feindliche Marquis doppelte Gründe. Er wußte, daß die (uns bekannte) Rigaer Vertraute der Krüdener, Frau Blau, eine arge Schwindlerin sei, die eine adlige Familie in religiösen Wahnsinn getrieben hatte, und — er fürchtete Anstöße bei der Geistlichkeit, die zu confessionellen Verwicklungen führen

[1]) Leipzig 1888. S. 40 ff.

könnten. An der Ausführung der Absicht, mit der gefährlichen Gesellschaft kurzen Proceß zu machen, wurde der freigeistige Italiener indessen verhindert. Seine ehemalige Freundin preiszugeben, lag nicht in der Absicht des Kaisers. Ein ziemlich ungnädig lautendes kaiserliches Handschreiben vom 9. Mai 1818 wies den Marquis an, Frau von Krüdener „in völliger Ruhe" zu lassen und den Begleitern derselben den Eintritt in das russische Reich zu gestatten. Zugleich traf ein Trostbrief des Unterrichtsministers Fürsten Galyzin an die Krüdener ein, der die Gesinnungsverwandtschaft des Briefschreibers mit der Adressatin zum Ausdruck brachte.

Auf die willkürliche Auslegung, die der Marquis Paulucci dem kaiserlichen Schreiben gab, gehen wir ebenso wenig ein wie auf die genaueren, a. a. O. abgedruckten Berichte über das fernere Verhalten der Krüdener während ihres Aufenthalts in Livland. Sowohl in Mitau und Riga wie später auf ihrem Gute Kosse hielt sie Andachtsstunden ab, die Anfangs stark besucht wurden, in der Folge aber die Anziehungskraft verloren und wiederholt zu Beschwerden der Geistlichkeit und zu obrigkeitlichen Verwarnungen der Predigerin führten, die insbesondere angewiesen wurde, „die Ankündigung des jüngsten Tages und ihrer eignen göttlichen Sendung zu unterlassen, auch nicht durch unüberlegte Verheißungen die Heilung Leidender zu verhindern und das Volk von seinen Arbeiten und kirchlichen Andachtsübungen abzuhalten". Daß für diese Mahnungen reichliche Gründe vorlagen, und daß Frau von Krüdener unbefangenen Personen, die während der Jahre 1818 bis 1823 zu ihr in Beziehung traten, den Eindruck einer kaum noch zur Hälfte zurechnungsfähigen Schwärmerin machte, geht aus den darüber vorliegenden zeitgenössischen Berichten unzweideutig hervor. Obgleich der letzte und unwürdigste ihrer Vertrauten, Kellner, bis zu seinem im Jahre 1823 erfolgten Tode in ihrem Hause blieb und wiederholt zu Beschwerden der livländischen Geistlichkeit Veranlassung gab, unterblieb jedes weitere Einschreiten gegen das in Kosse getriebene Wesen; Frau von Krüdener stand unter dem Schutz ihres Freundes Galyzin und galt außerdem für eine Dame, auf welche aus Achtung für ihre einstigen Beziehungen zum Kaiser Rücksicht genommen werden müsse.

An Versuchen zur Erneuerung dieser Beziehungen ließ die unbelehrbare Frau es auch nicht fehlen. In den Jahren 1821 und 1823 erschien sie wiederholt in Petersburg, ein Schatten dessen, was sie ehemals gewesen, aber immer noch eine interessante Erscheinung und wegen der größeren Ruhe und Zurückhaltung, zu welcher Alter, Kränklichkeit und Erfahrungen sie gebracht hatten, so einnehmend, daß auch unbefangene Beobachter ihr einen gewissen Antheil nicht versagen. In seinem Buche „Fürst A. N. Galyzin" (Leipzig 1882) hat ein besonders vertrauenswürdiger Zeuge, Geheimrath P. von Götze, den damals von der Krüdener empfangenen Eindruck anschaulich wiedergegeben und über eine der von ihr damals gehaltenen Reden berichtet. Man ließ sie gewähren, ihre Zeit aber war so vollständig vorüber, daß von irgend welchen Wirkungen nicht mehr die Rede sein konnte. Als man dem (damals in Laibach weilenden) Kaiser gar berichtete, Frau von Krüdener habe in einem ihrer Vorträge darauf hingewiesen, daß der Befreier Europa's von Gott dazu

berufen sei, der Befreier der Griechen zu werden, ließ er ihr ein eigenhändiges Schreiben zugehen, das in freundlichem, aber bestimmtem Tone erklärte, Einmischungen in politische Angelegenheiten seien mit den Pflichten einer Christin und Unterthanin unvereinbar und könnten ihn (den Kaiser) veranlassen, „anders wie als Freund" zu reden; nur unter der Bedingung, daß sie ehrerbietiges Schweigen beobachte, werde ihr gestattet sein, „vor den Thoren der Stadt" (in einem Landhaus auf der sogenannten Wiborger Seite) wohnen zu bleiben. „Sie hörte," so berichtet Götze, „dieses ihr von dem Staatsrath Turgenjew vorgelesene Schreiben mit Ehrerbietung an und bat diesen, ihrer lebhaften Erkenntlichkeit für die Zartheit und Schonung, mit welcher der Monarch seinen Willen kundgegeben, Ausdruck zu leihen. Ueberzeugt ward sie indessen nicht, und schmerzlich berührt von dem, was sie vernommen, reiste sie im Herbst (1821) nach Kosse zurück, sich in die Einsamkeit bergend."

So vollständig, wie Götze meint, ist die Einsamkeit, in welche die tief gekränkte Frau sich zurückzog, nicht gewesen. Aus den letzten Wochen des Jahres 1823 liegt ein an den baltischen Generalgouverneur erstatteter Bericht darüber vor, daß die zu Kosse abgehaltenen Andachtsstunden eine Aenderung in der Leitung der dortigen Gutsverwaltung wünschenswerth gemacht hätten. Die darauf bezüglichen Vorschläge blieben indessen unausgeführt. Asketische Uebungen, welche die in das sechzigste Lebensjahr getretene Frau sich während des Winters 1823 bis 1824 auferlegt hatte, nöthigten sie zur Uebersiedelung in die Krim. Zu Karathu-Bazar ist sie am Weihnachtstage des Jahres 1824 in den Armen ihrer Tochter sanft und ergeben entschlafen. Das in einem ihrer letzten Briefe niedergelegte Bekenntniß: „Oft genug habe ich für die Stimme Gottes genommen, was lediglich Frucht meiner Einbildung und meines Stolzes gewesen war," läßt darauf schließen, daß sie es am Ende des Lebens zu einiger Selbsterkenntniß gebracht hatte. Statt Frucht des „Stolzes" hätte es freilich „Frucht der *Eitelkeit*" heißen sollen. „Die Eitelkeit der Menschen," so hat ein Zeitgenosse geurtheilt, „hatte sich bei Frau von Krüdener in Eitelkeit des Himmels gewandelt." Damit ist nicht nur das Wesen der Sache getroffen, sondern zugleich gesagt, warum die Erfolge der erweckten Christin ebenso ephemere geblieben sind wie diejenigen der Weltdame und Schriftstellerin, und warum der Name Juliane von Krüdener nicht in die Geschichte der Kirche und des „Gottesreichs", sondern lediglich in die Geschichte der Verirrungen gehört, welche das Morgengrauen des Restaurationszeitalters begleiteten.

Jugenderinnerungen.

Von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

II. König Max und das alte München.

Meine Münchener Anfänge.

So kehrte ich denn erleichterten Herzens nach Berlin zurück, wo am 15. Mai, nach einem vergnüglichen Polterabend, über den ich an anderem Ort berichtet habe (s. „Das Erstlingswerk", herausgegeben von Karl Emil Franzos, Berlin) die Hochzeit stattfand. Die Freunde vom Tunnel hatten mir ein schönes Album mit Versen und Handzeichnungen verehrt, das mich darüber beruhigte, meine allzu hitzigen kritischen Unmanieren sollten mir nicht nachgetragen werden. Nach einer fröhlichen Hochzeitsreise durch Thüringen über Coburg, Bamberg, Nürnberg trafen wir am 25. Mai in der neuen Heimath ein. Am 1. Juni wurde ich zu meiner zweiten Audienz ins königliche Schloß beschieden, wo ich dem Könige die eben erschienenen „Hermen" und ein Exemplar der „Arrabbiata" überreichen konnte. Ich fand ihn noch huldvoller und mittheilsamer als das erste Mal. Er versprach sogar, mir von seinen eigenen Poesien Einiges mitzutheilen („im Vertrauen; Sie dürfen nicht allzu scharf kritisiren." — Es ist nie dazu gekommen). Ich erwähnte, da er äußerte, wie selten ein echter Poet sei, Hermann Lingg, dessen Gedichte Geibel eben herausgegeben hatte, und den ich nicht genug zu rühmen wußte. Auch ließ ich die Gelegenheit nicht unbenutzt, von meinem hochverehrten Mörike zu sprechen. Lingg's Gedichte hatten dem Könige „nur theilweise gefallen"; Mörike hatte er nie nennen hören. „Es ist eine Schande," sagte er. Dann kam er wieder darauf zurück, daß er ein modernes Epos entstehen zu sehen wünsche und sich meiner Vorliebe für Erzählungen in Versen freue. (Durch Geibel wußte ich, daß sein höchster Wunsch eine Epopöe aus der bayerischen Geschichte war.)

So bestärkte mich auch dies zweite Gespräch in der Ueberzeugung, daß auch ohne ein sonderliches Talent, Fürstendiener zu sein, meine Stellung zu diesem leutseligen, warmherzigen und wahrheitsuchenden Könige mir nichts

auferlegen werde, was irgend ein Opfer der innersten Ueberzeugung von mir verlangte.

Zunächst aber sollte fast dieses ganze Jahr in völliger Freiheit von allen höfischen Pflichten vergehen, da der König viel abwesend war und erst Anfang December das erste Symposion stattfand.

Ich war dessen froh, denn wir hatten genug zu thun, unseren jungen Hausstand einzurichten. Man konnte damals nicht wie heutzutage mit einem einzigen Gang in eines der großen Möbel- und Hausgeräth-Lager seine ganze häusliche Ausstattung besorgen. Nur zwei größere Möbelmagazine fanden wir, die überdies durch die Vorbereitungen zu der ersten Industrie-Ausstellung im Glaspalast bedeutend gelichtet waren. So erlangten wir, was wir brauchten, nur stückweise; Manches mußte eigens bestellt werden. Heute kamen die Stühle, morgen ein Schrank, nach Wochen erst mein Stehpult; die Büchergestelle ließen sich noch länger erwarten. Doch konnten all' diese Geduldsproben uns in unserem jungen Eheglück nicht anfechten, ja die Freude, daß jeder Tag etwas Neues brachte, wog die jetzige Bequemlichkeit, mühelos eine fertige Renaissance-Einrichtung zu finden, reichlich auf.

* * *

Dazwischen hatten wir Besuche zu machen und zu empfangen.

Die Gesellschaft, auf die wir angewiesen waren, bestand fast ausschließlich aus der Colonie der Berufenen, unter denen Einige waren, die ein geselliges Haus machten. An ihrer Spitze Dönniges, der damals bestgehaßte Mann in München, da die clericale Partei und die zurückgesetzten Einheimischen in ihm den bösen Genius des Königs sahen. Es ist bekannt, daß Ranke, bei dem Kronprinz Max 1831 in Berlin gehört hatte, als es sich darum handelte, einen jüngeren Mann von historisch-politischer Bildung zur Leitung der Studien desselben zu bestellen, hiezu Dönniges als einen seiner begabtesten Schüler empfahl. Vom Jahre 1842—1845 hatte denn auch Dönniges dem Kronprinzen Vorlesungen über Staatswirthschaft und Politik gehalten. Nach kurzer Entfernung kehrte er 1847 als Bibliothekar des Kronprinzen nach München zurück und blieb nach dem Thronwechsel als Berather ohne eigentliches Amt ihm zur Seite. Was gründliches Wissen und vielseitige literarische Bildung betraf, war die Wahl gewiß glücklich, und die energische Natur des jungen Gelehrten kam dem Könige bei dessen oft unschlüssigem, allzu lange abwägendem Charakter gewiß zu Statten. Aber Dönniges war alles Andere eher als ein Diplomat, hatte wohl Klugheit genug, den Protestanten nicht hervorzukehren, im Uebrigen aber nicht das geschmeidige Talent, in seiner verantwortlichen Stellung als nächster Beirath des Königs den regierenden Behörden gegenüber stets zu laviren und unnöthiges Aergerniß zu vermeiden.

Ein etwas burschikoser, franker und gutmüthiger Zug in seinem Wesen machte mir den Verkehr mit ihm sofort bequem und angenehm, zumal ich mich nächst Geibel ihm vor Allen zu Dank verpflichtet fühlte. In seinem Hause aber, wo ein Ton herrschte, der mir nicht gefiel, fühlten wir uns nicht heimisch, so viel interessante Menschen dort aus- und eingingen. Weit an-

ziehender war uns das gastliche Haus des alten Thiersch, der schon vor der durch König Max eröffneten neuen Aera in München eine einflußreiche Stellung gewonnen hatte, freilich ebenfalls stark angefeindet durch die kirchlichen Superioren, die sich in ihrer Alleinherrschaft über die Schule durch sein freieres pädagogisches Regiment bedroht fühlten. Es war sogar zu einem Attentat auf das Leben des Verhaßten gekommen, ein Dolchstoß hatte ihn im Rücken verwundet; in seinem furchtlosen Fortschreiten aber auf dem Wege, den er für den richtigen hielt, hatte dies Abenteuer den ehrwürdigen Mann nicht aufhalten können.

Es war in der That eine Freude, diesen nestorischen Greis, aus dessen röthlich gefärbtem, von silberweißem Haar umrahmtem Gesicht zwei milde und doch geistig belebte blaue Augen strahlten, an der Seite seiner edlen Frau, umgeben von den hochbegabten Söhnen und liebenswürdigen Töchtern, zu sehen, in den künstlerisch ausgestatteten weiten Räumen seines Hauses, wo er oft zahlreiche Gäste versammelte, zwischen ihnen mit gewinnender Freundlichkeit umhergehend und Jedem ein gutes Wort gönnend. Aus dem unteren Saal gelangte man in den Garten, wo es oft von fröhlichem jungem Volke schwärmte, da aus der Nähe des Zöglings der Alten aller steife Zwang verbannt war. Jedem angesehenen Fremden, der durch München kam, stand das Thiersch'sche Haus offen. Natürlich war es nun auch der Sammelpunkt für die Berufenen.

In gleicher Weise machte sich auch Justus von Liebig um die Münchener Geselligkeit verdient. In meinem langen Leben sind mir wenige Menschen begegnet, die so wie er in ihrer Erscheinung „Anmuth und Würde" vereinigt hätten. In der Schönheit seiner Züge konnte er den Vergleich mit Rauch aushalten; doch war sein Blick feuriger, sein Habitus der eines herrschenden Geistes, dessen Uebergewicht über seine Helfer und Genossen sich gelegentlich mit gebieterischer Lebhaftigkeit fühlbar machte. Die durchdringende Klarheit seines Blickes, der doch zu Zeiten wieder einen träumerisch sinnenden Ausdruck hatte, verrieth den genialen Forscher und Finder. Dazu kam, während er im Schreiben die Sprache meisterlich beherrschte, eine gewisse tastende Unsicherheit im mündlichen Vortrag, die aber ihren Reiz hatte, da man das Werden des Gedankens im Geist des Sprechenden zu belauschen glaubte. Auch im geselligen Geplauder schien er oft durch ein Problem, das in ihm fortarbeitete, zerstreut, und nur am Abend, wo er regelmäßig mit vertrauten Freunden, Jolly, Bischof, Pettenkofer, später Sybel, im Whist Erholung suchte, war er ganz bei der Sache, die von seiner Tagesarbeit weit ablag.

Zur Poesie hatte er kein intimes Verhältniß. Die Freundschaft mit Platen hatte er wohl nur dem Zauber seiner Persönlichkeit zu verdanken gehabt, dem jeder schönheitsfrohe Mensch verfallen mußte. In seinen späteren Jahren, wo ich ihn kennen lernte, fesselte überdies die vornehme Gelassenheit, mit der er seinen Weltruhm ertrug, während er leidenschaftlich fortarbeitete, als ob es gelte, jetzt erst sich einen Namen zu machen.

Der Aufschwung, den die Naturwissenschaften an Universität und Polytechnicum nahmen, war ausschließlich sein Werk. Wie Dönniges die historischen

Interessen des Königs, Geibel die poetischen vertrat, so war als Dritter im Bunde Liebig der verantwortliche Minister im Gebiet der exacten Wissenschaften.

Auch Dingelstedt's Haus stand uns offen. Es kam aber zu keinem freundschaftlichen Verhältniß zwischen uns. Obwohl er es an äußerlicher Höflichkeit auch mir, dem jüngsten „Günstling", gegenüber nicht fehlen ließ, wußte ich doch, daß er es schwer ertrug, zu den Symposien nie hinzugezogen zu werden. Für den König war er nur der Intendant, nicht der Dichter, und seine Person so wenig wie seine Poesie hatte den kosmopolitischen Nachtwächter bei König Max in Gunst bringen können. Kein Wunder, daß der Monarch, in dessen Wesen nicht ein Hauch von Frivolität war, durch Dingelstedt's zur Schau getragenes Witzeln und Höhnen über mancherlei, was ihm in dem alten München krähwinkelhaft erschien, wie auch durch die vormärzlichen Tendenzen seiner Lyrik abgestoßen wurde. Wer den „langen Franz" näher kannte, wußte, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnten. Die demagogische aber wurde mehr und mehr durch die aristokratische unterjocht. Es wurde der höchste Ehrgeiz dieses anfänglichen Freiheitskämpfers, in seinem Auftreten es jedem hochgeborenen Dandy gleichzuthun, und man erzählte sich, daß, schon ehe er geadelt wurde, sein Friseur ihn Herr Baron nennen mußte. Der gleiche Zwiespalt der Gesinnungen fand sich auch in dem Poeten. Von Hause aus war er ein so guter, sentimentaler deutscher Gemüthsmensch wie irgend einer seiner hessischen Landsleute. Aber sein Aufenthalt in Paris und London hatte ihn dazu verführt, nicht sich dieser heimischen Mitgift zu schämen — er war ein zärtlicher Gatte und Vater und schrieb die gefühlvollsten Verse über sein häusliches Glück —, daneben aber den Ton eines cynischen Weltmannes anzustimmen und mit zweideutigen Abenteuern zu kokettiren.

Ich besprach damals seine Gedichte im Literaturblatt des deutschen Kunstblatts, natürlich voll Anerkennung ihres poetischen Werths, doch schließlich mit dem Rath an den Verleger, einen family-Dingelstedt herauszugeben. Er hat mir diesen Scherz nicht übelgenommen, auch seinen glänzenden, stets schlagfertigen Witz nie an mir ausgelassen. Zudem mußte ich sein Talent als Bühnenleiter aufrichtig bewundern. Seine Neigung zum Herrschen und Repräsentiren kam ihm dabei zu statten, da alle Mitglieder des Theaters in der Kunst, Komödie zu spielen — gelegentlich auch zu intriguiren —, ihn als den überlegenen Meister bewunderten und die Weiber vollends unter seinem Zauber standen. Noch später, da er schon München verlassen hatte, sagte mir die Frau eines Schauspielers in Weimar: „Er ist unwiderstehlich. Wenn er mir beföhle, von einem Thurm herunterzuspringen, ich müßt' es thun."

Mit all' diesen glänzenden Gaben brachte er es aber nur zu äußeren Ehren und einflußreicher Stellung, während der Poet in ihm verkümmerte. Sein einziges Drama „Das Haus des Barneveldt" wurde bei der Münchener Aufführung schon wegen der Ungunst, in der der Dichter beim Publicum stand, äußerst kühl aufgenommen. Rings um sich her sah er jüngere Talente aufkommen, die ihn in Schatten stellten, und in den lichten Intervallen

zwischen Erfolgen, die nur seine sociale Eitelkeit befriedigten, wandelte ihn gewiß zuweilen ein bitteres Gefühl des Heimwehs an nach den Idealen seiner Jugendjahre, wo er seine Locken unfrisirt im hessischen Winde flattern lassen und sich gesagt hatte: Anch' io sono poeta! Dann suchte er sich dadurch zu betäuben, daß er seine Untergebenen oder schwächere Collegen seine Macht fühlen ließ oder ein dreistes Hohnwort von seiner Loge herab dem Münchener Publicum ins Gesicht warf. Trotz all seiner Sünden und Schwächen aber konnte man sich ihm gegenüber eines mitfühlenden Bedauerns nicht enthalten, daß so viel geistige Vorzüge durch einen haltlosen Charakter um ihre erfreuliche Entfaltung gekommen waren [1]).

Auch die Gattin Dingelstedt's, die ehemalige berühmte Sängerin Jenny Lutzer, war nicht dazu angethan, was in seinem Wesen Schroffes und Verletzendes lag, zu mildern; vielmehr brachte die temperamentvolle Frau noch ihrerseits einen Ton ins Haus, der zuweilen stark an die Bohême erinnerte. Ich entsinne mich eines Abends, wo sie uns durch herrlichen Gesang entzückt hatte. Als wir begeistert Beifall klatschten, wandte sie sich von dem Flügel, an dem sie sich selbst begleitet hatte, um und streckte ihren Gästen die Zunge heraus. Man lachte und fand auch das „genial", doch wurde dies und Anderes der Art natürlich in Münchener Kreisen als ein Beweis „norddeutscher" Unanständigkeit weiter erzählt, während doch nur das stammverwandte österreichische Blut dafür verantwortlich gemacht werden konnte.

Gegen Kaulbach, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand und mit allen Berufenen befreundet war, hatte ich mich von vornherein entschieden ablehnend verhalten. Seine Kunst, die ich in ihren Anfängen sehr bewundert hatte, — die Hunnenschlacht gilt mir noch heute für ein geniales Werk — war mir von Jahr zu Jahr, je mehr die großen historisch-mythischen Wandbilder im Berliner Neuen Museum vorschritten, immer ungenießbarer geworden, so sehr ich die geistige Kraft anerkennen mußte, mit der einige Höhenpunkte der Weltentwicklung hier in theatralischen Tableaux dargestellt erschienen. Aber die immer zunehmende Naturlosigkeit und schematische Behandlung der menschlichen Gestalt, das conventionelle Pathos, das sogar die Porträts zu rhetorischen Masken entseelte, wirkte so abstoßend auf mich, daß ich mich in eine leidenschaftliche Gegnerschaft zu dem immerhin bedeutenden Künstler verrannte und ihm, wo es irgend anging, auszuweichen suchte. Ich trieb meine schroffe Haltung so weit, daß ich sogar auf eine Einladung Kaulbach's durch Geibel, ihm zu einer seiner lebensgroßen Porträtzeichnungen zu sitzen, zurücksagen ließ, ich bedauerte, nicht kommen zu können, ich hätte keine Zeit. Freilich waren mir die großen unmalerisch stilisirten Köpfe meiner Freunde mit gespannt geöffnetem Blick und hölzernen Stirnen und Wangen höchst widerwärtig. Die Unart aber eines so jungen Menschen gegen einen

[1]) Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat nach Dingelstedt's Tode seine eigenen Erinnerungen an den vielbegabten Mann, der ihm stets ein lieber Landsmann und in späteren Jahren ein treuer Freund gewesen, mit pietätvoller Wärme aufgezeichnet. Ich würde nicht wagen, ein soviel ungünstigeres Bild danebenzustellen, wenn ich nicht meine Anschauung mit noch anderen Zeugnissen als meinen eigenen Erfahrungen begründen könnte.

gefeierten älteren Künstler, der ihm auch sonst ein entschiedenes Wohlwollen zu erkennen gab, ging doch wohl über das Maß des Erlaubten hinaus.

Damals verstand in allen Classen der Gesellschaft Niemand eine solche Antipathie, die heutzutage zu bekennen der jüngste Akademiker für seine Pflicht hält, wie denn sogar der gewaltige Cornelius von der übermüthigen und gedankenlosen secessionistischen Jugend über die Achsel angesehen wird. Ich selbst habe später die Uebertreibung meiner damaligen Kunstanschauung einsehen gelernt und sie um so mehr als eine zwar im Kern berechtigte, in ihrer Aeußerung aber ungehörige Grille erkennen müssen, da der Fehler der Naturlosigkeit, den ich Kaulbach nicht verzieh, in ähnlichem Maße auch meinem sehr geliebten Genelli anhing. Was mich aber in dessen Zeichnungen die offenbare Manier in der Formgebung, den conventionellen Familienzug in den Köpfen leichter nehmen ließ als die gleichen Mängel der Kaulbach'schen Kunst, war theils jene träumerisch-poetische Phantasie, der Genelli's schönste Compositionen entsprangen, theils die großangelegte Persönlichkeit, die antike Naivetät des vom Glück gemiedenen Künstlers, der zu gründlichen Modellstudien selten die Mittel gehabt hatte, da er oft nicht einmal so viel besaß, um das Cartonpapier und die Bleistifte zu seinen Entwürfen zu bezahlen. Damals lebte er in tiefster Dürftigkeit sehr zurückgezogen, und wir gaben die Schuld seiner Noth zum guten Theil dem glücklicheren Nebenbuhler, der, wie wir meinten, zwischen ihm und den königlichen Aufträgen stand. Gewiß mit Unrecht. Wie beide Künstler und zumal der Geschmack der großen Menge und die Kunstbegriffe der Besteller beschaffen waren, hatte Kaulbach die Rivalität Genelli's nicht zu fürchten. Aber wir waren nun einmal im Zuge mit der Ungerechtigkeit, und so ging es in Einem hin. Wir, worunter vor Allen der edle Holsteiner Charles Roß gemeint ist, außer ihm der Bildhauer Brugger, der Kupferstecher Merz, der geniale Rahl, der sich zuweilen bei uns blicken ließ, und einige andere dunkle Ehrenmänner classischer Observanz, die mit Genelli zusammen den bedenklichen Ungarwein der Schimon'schen Weinstube tranken (s. die Novelle „Der letzte Centaur".) Roß aber, ein Landschafter von großem Talent, doch so wenig voll ausgereift wie Genelli selbst, war der Hauptvermittler bei den Unterhandlungen mit Schack, der eine farbige Zeichnung Genelli's — die Vision des Ezechiel — ankaufte und damit den ersten Schritt that, der Noth des Meisters ein Ende zu machen.

So habe ich denn Kaulbach's gastliches Haus nie betreten.

Hab' ich nun aber noch des Bluntschli'schen Hauses gedacht, das durch die Person des Hausherrn in seiner warmblütigen schweizerischen Eigenart und geistigen Thatkraft eine große Anziehung ausübte, so ist der Kreis der eingewanderten Familien, die eine Geselligkeit in größerem Stil unterhielten, so ziemlich geschlossen. Der Umgang mit diesem trefflichen Gelehrten (seit 1848 Professor des deutschen Privatrechts und des allgemeinen Staatsrechts an der Münchener Universität), dessen Wesen von jedem noch so leichten Schulstaub frei geblieben war, erhielt noch einen besonderen Reiz durch das psychologische Räthsel, wie es möglich war, daß ein Mann, der sich vielfach als praktischer Politiker bewährt hatte, sich den Phantastereien eines so problematischen

falschen Propheten wie Friedrich Rohmer wehrlos gefangen geben und um seinetwillen sogar seiner Heimath hatte entsagen können.

In den altmünchener Häusern dagegen, auch wenn sie sich nicht spröde gegen die „Fremden" verhielten, herrschte noch die oben erwähnte landesübliche Ungastlichkeit. Der einzige Kobell lud alljährlich im Mai zu einem vergnüglichen Bockfrühstück seine Freunde aus beiden Lagern ein. Die adeligen Familien, deren Standesgenossen es sich in Berlin hatten angelegen sein lassen, Geibel in ihre Kreise zu ziehen, verhielten sich ihm wie allen Berufenen gegenüber ablehnend, aus den verschiedensten Motiven, zumeist wohl aus Groll darüber, daß diese nicht hoffähigen Gelehrten und Schriftsteller eines vertraulichen Verkehrs mit der Majestät gewürdigt wurden, der ihnen versagt blieb.

Die Ecke.

Wir jungen Eheleute aber, da wir nicht im Stande waren, mit einem festen Einkommen von tausend Gulden ebenfalls ein Haus zu machen — Novellenhonorare, wie sie heute gezahlt werden, kannte man in jenen bescheidenen Tagen noch nicht, und wenn ich auch später zuweilen mich genöthigt sah, etwas „für die Küche" zu schreiben, so war ich doch damals noch fast ausschließlich mit brotlosen dramatischen und epischen Arbeiten beschäftigt —, wir genossen unser Gastrecht in jenen größeren Häusern nur sehr zurückhaltend und hätten die Trennung von unseren Eltern und den Berliner Freunden schwerer ertragen ohne die Bekanntschaft mit einer hochgebildeten alten Dame, die im Nachbarhause wohnte und uns bald eine wahrhaft mütterliche Freundin werden sollte.

Wodurch Geibel in einen näheren Verkehr mit ihr gekommen war, ist mir nicht erinnerlich. Sie war eine Russin von Geburt, die Wittwe eines Staatsraths von Ledebour, der als Botaniker an der Dorpater Universität eine hervorragende Stellung eingenommen und nach seiner Pensionirung in München sich niedergelassen hatte. Eine nicht mehr ganz junge, heitere und liebenswürdige Pflegetochter, die das kinderlose Ehepaar unter vierzehn oder fünfzehn Sprößlingen eines Heidelberger Pfarrhauses adoptirt hatte, Fräulein Julie Dreuttel, umgab die Greisin mit der treuesten Sorge und trug viel dazu bei, den Hausfreunden die Abende bei der feinen alten Dame anziehend zu machen. Auch Münchener Künstler und andere einheimische notable Leute gingen bei ihr ein und aus, am häufigsten aber das Geibel'sche Ehepaar und wir nächsten Nachbarn. Dazu gesellte sich dann auch Riehl mit seiner Frau und im nächsten Jahre Adolf Friedrich von Schack, der durch Geibel, seinen alten Freund, nach München gelockt worden war und dann auch ein Stammgast der königlichen Tafelrunde wurde.

Es war ein ungemein anregender, geistig belebter, gemüthlich erquickender Verkehr, der mit einigen Unterbrechungen bis an den Tod der verehrten Frau (Nov. 1863) fortdauerte. Wir nannten uns „die Ecke", da sowohl Geibels als ich mit meiner Frau zu der guten Staatsräthin nur um die Ecke zu gehen hatten. Hier lasen wir unsere neuesten Gedichte, Dramen, Novellen; Riehl

brachte seine Hausmusik mit; gelegentlich ward eine scherzhafte Preisaufgabe gestellt (z. B. der Wettbewerb um die Abfassung eines Gedichts ohne Pointe), und die alte Freundin, die wir als den Eckstein der Ecke feierten, wußte mit dem milden Blick ihrer blauen Augen in dem welken, bleichen Gesicht, das dünnes silbernes Haar umrahmte, selbst Geibel's Ungestüm zu zähmen, wenn er mit Frl. Julie, die sich nicht von ihm einschüchtern ließ, wie einst in Berlin mit Luise Kugler in einer seiner herrischen Launen an einander gerieth.

Damals stand Riehl in seiner ersten, frischesten Arbeit, deren glänzende Eigenschaften wir lebhaft bewunderten. Seine Bücher über „Die Familie", „Die Arbeit", „Land und Leute", „Die Pfälzer" waren so voll geistreicher Paradoxen, so reich an charakteristischen Zügen und so farbig im Stil, daß wir gern über gewisse „reactionäre" Tendenzen darin hinwegsahen.

Auch wurden wir wohl später erst inne, wie wenig diese Bücher des Volkswirthschaftslehrers zur Lösung der schweren socialen Probleme beitrugen. Sein Ideal einer „Familie" paßte nicht mehr in die von so ganz anderen, freieren Bedürfnissen erfüllte, an Verkehrsmitteln reichere Gegenwart hinein. Und wer von der „Arbeit" im Grunde nicht viel mehr zu sagen wußte, als daß sie einen sittlichen Werth habe, war nicht dazu geeignet, in die moderne Bewegung der breiten Volksschichten einzugreifen.

Aber Riehl war überhaupt vorwiegend eine künstlerische, keine wissenschaftliche Natur. Seinem Wahlspruch „Selbst ist der Mann" gemäß verschmähte er es, sich als ein bescheidenes Glied der großen Kette einzureihen, die von Hand zu Hand zum Löschen brennender Zeitfragen einander den Eimer reicht. Er betrachtete mit einem Künstler- und Dichterauge die Culturwelt um sich her und die wechselnden Formen, in denen sich das Leben der Vorzeit bewegt hat. Darüber machte er sich seine Gedanken und schrieb sie nieder, wie wenn Niemand vor ihm sich dieser Aufgabe unterzogen hätte, was seinen Büchern freilich einen frischen, persönlichen Charakter ohne jeden mühsamen, gelehrten Anstrich gab, aber ihnen den Vorwurf einer bloß feuilletonistischen, dilettantischen Behandlung eintrug.

Dilettantisch blieben leider auch die Bestrebungen des vielbegabten Mannes auf dem Gebiet der eigentlichen Künste, die er mit Leidenschaft betrieb. Er hatte fünfzig Lieder in Musik gesetzt und unter dem Titel „Hausmusik" bei Cotta erscheinen lassen. Die Musiker nahmen diesen Collegen nicht für voll, und ins Haus ist wohl kaum einer dieser einfachen Gesänge gedrungen, wie denn auch die Trios und Quartette, die Riehl componirte, über seinen eigenen Familienkreis nicht hinausdrangen.

Besser glückte es ihm mit der Novelle. Er hatte sich in der richtigen Erkenntniß, daß er ein Leidenschaftsproblem nicht zu bezwingen vermöchte und der Darstellung tieferer seelischer Conflicte überhaupt nicht gewachsen war, seine eigene Gattung gegründet, die durch den Titel „Culturnovellen" den Vorwurf entkräften wollte, daß es sich darin oft nur um eine interessante historische Anekdote handelte. Immerhin wußte der vielbewanderte Professor der Culturgeschichte so viel Merkwürdiges mitzutheilen und that es in so lebendigem, oft humoristisch gefärbtem Stil, daß diese seine Bücher wohl

von Allem, was er der Welt gegeben, die längste Lebensdauer behaupten werden.

Er selbst hat in der Vorrede zu einem seiner Novellenbücher, vom Jahre 1874, das er „Aus der Ecke" nannte, mit lebhafter Wärme jener Sonntage bei der verehrten alten Freundin gedacht und ausführlich geschildert, wie es damals unter uns zuging[1]). Nur von Baron Schack ist in jener Vorrede nicht mehr als der Name genannt; als gewissenhafter Chronist der Ecke fühle ich die Verpflichtung, diese Lücke auszufüllen.

Mein erstes Begegnen mit ihm datirt vom Jahre 1848/49. Geibel hatte die Bekanntschaft vermittelt und Schack mir das Vertrauen bewiesen, mir zwei politische Komödien mitzutheilen, die er gerne gedruckt gesehen hätte, ohne daß sein Name genannt würde. Er war damals schon im diplomatischen Dienst seines Landesherrn, des Großherzogs von Mecklenburg, und wünschte mit seiner demokratischen Gesinnung nicht hervorzutreten.

Meine eigenen diplomatischen Bemühungen bei verschiedenen Berliner Verlegern waren erfolglos. Beide Stücke, „Der Kaiserbote" und „Cancan", sind erst später bei Cotta erschienen. Dann wurde der Faden nicht weiter fortgesponnen, bis wir ihn im Jahre 1855 am Tisch der Staatsräthin wieder anknüpften.

Er kam mir damals sehr freundlich entgegen. Besonders die so höchst jugendliche „Francesca von Rimini" hatte er in Affection genommen, und auch „die Sabinerinnen" erfreuten sich seines Beifalls. Je weiter ich aber fortschritt, je kühler wurde seine Theilnahme; denn er verdachte es mir, daß ich zwar seine großen Verdienste als Gelehrter, seine Uebersetzung des Firdusi und spanischer Romanzen, die dreibändige Geschichte des spanischen Theaters, das Buch über „Die Poesie und Kunst der Araber in Spanien" und Anderes lebhaft anerkannte, seine eigenen Dichtungen aber nicht so begeistert, wie er es wünschte, aufzunehmen vermochte. Auch rechnete er als ein richtiger Platenide Novellen und Romane nicht zur Poesie und sprach sehr geringschätzig von Allem, was sich in prosaischer Form hervorthat. Er selbst war nur ein Bildungspoet, mit größtem formalem Talent begabt, doch ohne ein starkes, echtes Verhältniß zur Natur und zum „vollen Menschenleben", dem er als ein aristokratisch verwöhnter Junggesell zeitlebens fern blieb, in seinem einsamen Hause studirend, Klavier spielend und lange Gedichte verfassend, in einem glänzenden rhetorischen Stil, dem jeder Naturlaut fehlte. Da nun auch der Erfolg beim großen Publicum ausblieb, trotz der Scheinauflagen und aller Anstrengungen seines Verlegers in der Presse, mit denen er sich selbst zu täuschen suchte, verzehrte ihn mehr und mehr sein brennender Ehrgeiz; das Gespräch mit ihm wurde immer unerquicklicher, da er sogleich auf erfolgreichere Collegen zu sprechen kam, die er „sehr überschätzt" fand.

---

[1]) Bezeichnend für die Art seiner dichterischen Production ist das freilich halb scherzhaft gemeinte naive Geständniß: er habe sich vorgesetzt, fünfzig Novellen zu schreiben, damit er doch auch Anspruch darauf hätte, als Novellist mitgezählt zu werden. Heinrich von Kleist hat es bekanntlich schon mit drei oder vier Novellen dazu gebracht.

Auch die Stellung, die er in München als Kunstmäcen einnahm, konnte ihm für den ausbleibenden Dichterruhm keinen vollen Ersatz bieten. Denn eben die beglückende verständnißvolle Liebe des Sammlers und Kenners fehlte ihm, da er in der Kunst nur auf den poetischen Stoff und eine gewisse Größe der Behandlung sah, für die intimen malerischen Reize aber kein Auge hatte. So war ihm bei der Anlage seiner Galerie die Hauptsache, daß er sich für seine Verdienste um die zeitgenössische Kunst von allen Seiten gepriesen sah, wie etwa der Besitzer eines Marstalls stolz ist auf seine edlen Pferde, die er selbst nicht zu reiten versteht, oder der Sammler einer werthvollen Bibliothek in einer ihm fremden Sprache. Da er aber einsichtige Berather zur Seite hatte, die sein Interesse auf Genelli, Böcklin, Feuerbach und andere bedeutende Künstler hinlenkten, gelang es ihm dennoch, eine Galerie zusammenzubringen, die zu den künstlerischen Zierden Münchens gehört. In seinen letzten Lebensjahren wurde der Genuß, den er selbst daran hatte, immer schattenhafter. Er verlor fast ganz sein Augenlicht, und nun war die Seelenstärke höchst bewunderungswürdig, mit der er klaglos sein Unglück ertrug, beständig wissenschaftlich und dichterisch mit seinem Secretär und dank seinem nie versagenden Gedächtniß fortarbeitend, bis er in Rom im Jahre 1894 seine verdunkelten Augen für immer schloß.

* * *

Doch die Erinnerung an die „Ecke“ hat mich weit über das Jahr hinausgeführt, in dem sie gegründet wurde. Und dieses erste Jahr meines neuen Münchener Lebens, zu dem ich nun zurückkehre, war doch so vielfach ereignißreich, daß ich noch etwas länger bei ihm verweilen muß.

Die erste große Industrie-Ausstellung, die in dem neu errichteten Glaspalast stattfand und im Sommer 1854 einen breiten Fremdenstrom nach München lockte, hatte Dingelstedt auf den Gedanken gebracht, auch sein Theater der Welt in einem ungewohnten Glanz zu zeigen, durch Mustervorstellungen, zu denen er die ersten Kräfte aller deutschen Bühnen zusammenrief. Er inscenirte dies merkwürdige Schauspiel mit seiner gewohnten Geschicklichkeit, und so viel sich auch im Einzelnen gegen die Stillosigkeit eines solchen extemporirten Zusammenspiels sagen ließ, der Gesammteindruck war gleichwohl im höchsten Grade anziehend und unvergeßlich[1]).

Bekanntlich unterbrach das Eindringen der Cholera diese heiteren olympischen Spiele und entvölkerte bald das Theater wie auch die Stadt selbst. Geibel zog sich mit seiner Ada nach Lindau zurück, von wo sie den Keim ihres tödtlichen Leidens nach München zurückbringen sollte. Sie starb schon im November 1855 nach einem Leidensjahr, das sie mit wahrhaft heroischer Seelenstärke ertragen hatte. Ja, in den Schmerzen dieser langen Monate, wo eine räthselhafte Lähmung sie fast immer ans Bett fesselte, reifte ihr Charakter von der schüchternen Mädchenhaftigkeit, die sie in ihre junge Ehe hinüber-

---

[1]) Im Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt habe ich damals ausführlich über diese Mustervorstellungen berichtet.

gebracht hatte, zur edlen Klarheit und Hoheit einer starken Frauenseele heran. Ganz jung, noch ein halbes Kind, hatte sie ihr Herz dem viel älteren Hausfreunde ihrer Eltern hingegeben, dessen Lieder sie bezauberten. Daß er sie vor Allen zu seiner Gattin wählen konnte, war ihr als ein unfaßbares Glück erschienen, und mit rührender Demuth ertrug sie die gewaltsamen Ausbrüche seines heftigen Temperaments, die auch sie nicht verschonten. Erst auf ihrem Siechbette, da sie hülfloser als je sich ihm gegenüber sah, lernte sie ihn zügeln und das Eigenrecht ihrer Persönlichkeit mit sanfter Festigkeit behaupten. Wir betrauerten ihr Scheiden innig, und an manchem Eckenabend lebte die Erinnerung an die verlorene Freundin beweglich unter uns auf.

Damals aber, als sie, noch in voller Blüthe ihrer Anmuth und Gesundheit, an den Bodensee flüchtete, suchten wir eine Zuflucht vor der Seuche in Possenhofen am Starnbergersee, wohin bald auch meine Schwiegereltern nachkamen.

Diese Sommerwochen unter den herrlichen Buchenschatten des Sees mit unseren theuren Nächsten — auch mein junger Schwager, Hans Kugler, war bei uns — stehen mir in leuchtendster Erinnerung. Von der Einfachheit unseres damaligen häuslichen Zustandes haben die heutigen städtischen Sommerfrischler wohl kaum eine Vorstellung. Wir bewohnten drei kahle, weißgetünchte Zimmer in einem kleinen Fischerhause, dessen Besitzer das Erdgeschoß innehatte. Hans hatte sein Bett in einem Dachzimmer mit schiefen Wänden, und da es das geräumigste war, versammelte es Abends die ganze Familie, von der ein Jedes nur einen einzigen, schweren Holzstuhl besaß. Der mußte dann die steile hölzerne Bodentreppe hinaufgeschleppt werden. Die Frau Fischmeisterin in Possenhofen, die ein Wirthshaus hielt, war sehr unzufrieden damit, daß wir den Anspruch machten, für unser gutes Geld täglich von ihr gespeist zu werden, da sie es „gottlob nicht nöthig hatte", von den Fremden zu leben. Sie hoffte uns daher durch möglichst ungenießbare Kost wegzuhungern was ihr aber erst nach beharrlicher ausgesuchter Bosheit gelang. In Starnberg, wohin wir flüchteten, wurden wir besser gefüttert; es war aber nicht mehr unser stilles, lauschiges Nest unmittelbar am Seeufer mit dem Blick auf die herüberschimmernde Alpenkette, wo wir nur zehn Schritt zu gehen hatten, um unsere Glieder in der krystallhellen Fluth zu kühlen.

Der Sommer verging; im Frühherbst reisten wir mit den Eltern nach Berlin, um die Hochzeit meines Freundes Otto Ribbeck mit Emma Baeyer feiern zu helfen. Es war mir ein eigenes Gefühl, in den beiden nach dem Hof gehenden Zimmerchen der elterlichen Wohnung in der Behrenstraße, wo ich als Schüler und Student gehaust hatte, nun mit meiner jungen Frau mich einzuquartieren.

Das Krokodil.

Am 24. October trafen wir in München wieder ein.

Hier ging ich nun sogleich daran, einen Plan zur Ausführung zu bringen, der mir sehr am Herzen lag.

Die Spannung zwischen uns Berufenen und den einheimischen Poeten durfte auf die Länge nicht bestehen bleiben. Wenn auch eine Vereinigung

alter und junger Dichter und Dilettanten nach Art des Tunnels nicht zu erreichen war, so wollte ich doch wenigstens den Versuch machen, die jüngeren Collegen zu uns heranzuziehen.

Geibel, den ich in München vorfand, war heftig dagegen. Es kam zu einem stürmischen Auftritt zwischen uns, in dem ich Willen gegen Willen setzte und mich absichtlich nicht mäßigte, um ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß ich nicht gesonnen sei, mich seiner Herrschgewalt auch da zu fügen, wo ich es als Pflicht erkannte, nach meiner besten Ueberzeugung einen anderen Weg zu gehen als er. Der Sturm verbrauste aber, und wir schieden in alter Liebe und Freundschaft. Die Entschiedenheit, mit der ich dem „Donnerer", wie wir ihn nannten, gegenübergetreten war, hatte nur die erwünschte Wirkung, daß von da an der Freund mich in meiner Weise gewähren ließ und mir nachsagte, ich sei „sehr jähzornig und nicht leicht zu behandeln", wozu die Freunde, die mich kannten, lächelten.

Ein sehr willkommener und treuer Mithelfer bei dem schwierigen Unternehmen, Einheimische und Fremde zusammenzuführen, war Julius Grosse. Er lebte damals schon einige Jahre in München, wohin es ihn als der Malerei Beflissenen aus seiner Thüringer Heimath gezogen hatte, war aber, da ich nach Bayern kam, schon endgültig zur Poesie übergegangen, in der er seiner unerschöpflich gestaltenden Phantasie freier die Zügel schießen lassen konnte. Wir nannten ihn „den letzten Romantiker", der Achim von Arnim's Erbschaft angetreten habe, da es auch ihm damals schwer wurde, die zuströmende Ueberfülle der Motive, Gestalten, lyrischen Stimmungen und geistigen Probleme zu ordnen, den reichen Quell seiner Dichtung zu „fassen" und „zu befestigen mit dauernden Gedanken".

Seit jenen Tagen, wo er Geibel und mir mit herzlicher Wärme und einer Lauterkeit der Gesinnung, die jede Probe bestand, entgegenkam, bin ich mit ihm durch alle Wechselfälle unseres langen Lebens in immer gleicher Freundschaft verbunden geblieben. Damals aber war sein Eintreten für uns um so unschätzbarer in Folge seiner freien Stellung zwischen den Parteien — kein Berufener, doch auch kein Süddeutscher, und schon vor uns mit einigen der hervorragenderen Münchner, wie Franz Trautmann, Franz Bonn, Hermann Schmid, befreundet und somit zum natürlichen Vermittler geeignet. Hauptsächlich durch ihn kam am 5. November eine erste Zusammenkunft in dem Kaffeehause „Zur Stadt München" zu Stande. Die oben geschilderte Abneigung der hiesigen Parteien, sich eine offene Meinung ins Gesicht sagen zu lassen, erschwerte aber noch eine gute Weile jene collegiale Vertraulichkeit, die ich vom Tunnel her gewohnt war. Statt dessen fehlte es nicht an verstärkter Feindseligkeit. So trug unter Anderm Bonn bei einer unserer nächsten Zusammenkünfte eine Parodie auf meinen kürzlich erschienenen „Meleager" vor unter dem Titel „Der brennende Stiefelzieher". Unter dem Schein harmlosen Scherzes war hier ein reichliches Maß von Bosheit aufgewendet. Ich war überhaupt nicht empfindlich, ließ mich gern zum Besten halten und machte natürlich auch diesmal gute Miene zum bösen Spiel. Der Vorfall hatte mich

aber belehrt, daß es nicht so leicht sein würde, wie ich es gehofft hatte, die tiefgewurzelte autochthone Gegnerschaft zu versöhnen.

Es gelang dies erst, als aus diesen tastenden Anfängen, an denen außer den schon Genannten der Maler Teichlein, der Leutnant Neumann, Leonhard Hamm (ein confuser, grüblerischer Cölner), Karl Heigel, Felix Dahn, Beilhack, Heinrich Reder und Andere theilnahmen, sich eine Vereinigung wirklich begabter, ernsthafter Talente herausbildete, unter denen hier nur Hermann Lingg, Wilhelm Hertz, Hans Hopfen, Heinrich Leuthold und Max Haushofer genannt sein mögen. Auch diese kamen einmal wöchentlich für ein paar Nachmittagsstunden in einem Café zusammen, und endlich widerstand auch Geibel der Lockung nicht, an den höchst anregenden Sitzungen dieser Poetenschaft theilzunehmen, die sich den Namen der „Münchener Idealisten“, den norddeutsche Kritiker ihr aufbrachten, gern gefallen ließ.

Seine Gegenwart wirkte, obwohl er gern eben Entstandenes von seinem Eigenen zum besten gab, nicht immer günstig auf die kameradschaftliche Stimmung. Der Respekt vor ihm und die Wucht seiner Persönlichkeit lähmten das freie Urtheil, das ohnehin noch immer befangen genug war. Niemand wagte, wenn er gesprochen hatte, sein Urtheil zu bestreiten, und ich war der Einzige, der sich seiner Autorität nicht schweigend unterwarf, gestützt auf mein altes Freundesrecht und Geibel's Besorgniß, meinen „Jähzorn“ zu reizen. Die Anderen sahen in mir einen willkommenen Anwalt und Volkstribunen gegenüber seiner autokratischen Gewalt, und so kam es, daß mir bald auch formell der Vorsitz übertragen wurde. Geibel fühlte sich nicht dadurch gekränkt und erschien nach wie vor regelmäßig, soviel es seine Gesundheit erlaubte, im „Krokodil“.

Dies war der Name, den wir unserer Gesellschaft gegeben hatten. Er rührte nicht von Geibel's berühmter Krokodilromanze her („Ein lust'ger Musikante spazierte einst am Nil“ rc.), sondern von den zwei Strophen in Lingg's Gedichten:

Das Krokodil zu Singapur.

Im heil'gen Teich zu Singapur
Da liegt ein altes Krokodil
Von äußerst grämlicher Natur
Und kaut an einem Lotosstiel.

Es ist ganz alt und völlig blind,
Und wenn es einmal friert des Nachts,
So weint es wie ein kleines Kind,
Doch wenn ein schöner Tag ist, lacht's.

Der erhabene Charakter dieses Amphibiums schien uns trefflich zum Vorbild idealistischer Poeten zu taugen, und wir hofften, in unserem Münchener „heiligen Teich“ dermaleinst ebenso gegen die schnöde prosaische Welt gepanzert zu sein, wie jener uralte Weise, der nur noch für den Wechsel der Temperatur empfindlich war.

Von einem befreundeten Bildhauer wurde ein Krokodil in Thon modellirt, an dessen Sockel die verschiedenen Reptile, nach denen wir uns genannt hatten, in hieroglyphischen Zügen eingegraben wurden. (Ich — in Folge meiner Lacertenlieder der Eidechs zubenams't — bewahre diese Reliquie noch heute. Die aus Pappdeckel gefertigte Pyramide, die unser Protokollbuch enthielt, von einem der Mitglieder, dem sonst ganz unproductiven Lichtenstein, in Sonetten abgefaßt, ist leider verloren gegangen.) Geibel selbst, das „Urkrokodil" (wegen jener Romanze vom lustigen Musikanten), ging mit liebenswürdigem Humor auf den Maskenscherz ein und dichtete zwei weitere Krokodillieder. Eines derselben hat er in seine „Spätherbstblätter" aufgenommen („Ich bin ein altes Krokodil, ich sah schon die Osirisfeier"). Ein zweites, noch ungedrucktes möge hier seine Stelle finden:

In ruentis alvo Nili
Quo vescuntur crocodili?
Aethiopum carne vili.

Praeter hoc in omni mundo
Hausto clari sunt profundo
Cerevisiam bibundo.

At post Monacense vinum
Malum venit matutinum,
Luctum quod vocant felinum.

Tunc in ripam conscendentes,
Caudas rhythmice moventes
Versus vomunt excellentes.

Archicrocodilus
de Nilo.

So war's im heiligen Teich, nachdem die ersten frostigen Zeiten überwunden waren, warm und behaglich geworden, wärmer als in dem vielgerühmten „Tunnel über der Spree". Wer von den Einheimischen sich in den Geist harmloser Krokodilität nicht zu finden wußte, zog sich nach und nach in seinen Schmollwinkel zurück. Gerade die Begabteren aber schlossen sich dauernd an uns an, und mehr und mehr verbreitete sich unabhängig von allem ästhetischen Interesse ein kameradschaftliches Gefühl in dem kleinen Kreise, ähnlich wie sich's in noch jugendlicheren Studentenverbindungen einzubürgern pflegt. Denn die paar bemoosten Häupter in unserer Mitte — Melchior Meyr, der erst später hinzutrat, das Ehrenkrokodil Schack, das sich selten blicken ließ, Carriere, der den Professorentalar ablegte, sobald er sich als Dichter gab —, sie alle plätscherten in der krystallinischen Fluth des Musenteichs wie in einem Jungbrunnen herum. Es fehlten eben hier die würdigen alten Herren, die hohen Staatsbeamten, Schulräthe, pensionirten Majore, die im „Tunnel" die Mehrzahl gebildet hatten, und weder ein pedantisches Censurenertheilen fand statt noch konnte es vorkommen, daß ein geschätztes älteres Mitglied, voran unser „Donnerer", der sich im Teich in seinen lustigsten Humoren erging, ein endloses Heldengedicht zum besten gab, wie in der Gesellschaft der „Zwanglosen"

der alte Hofrath Martius seine botanische Forschungsreise in das brasilianische Palmenland in den sanft einlullenden Octaven seiner „Suitramsfahrten“ vorgetragen hatte. Das Langweilige, wenn es selten einmal auftauchen wollte, wurde sofort mit einem Witz unschädlich gemacht, während irgend ein wahrhaft poetisches Product zuweilen die gründlichsten Debatten anregte. Das Alles nicht in dem Ton von Leuten, die ihre Weisheit an den Mann bringen wollten, sondern wie sich Freunde rückhaltlos gegen einander aufknöpfen, wobei zuweilen ihre innersten Gegensätze zu Tage treten. Aus der langen Reihe der Jahre aber, in denen die Krokodile wöchentlich einmal sich zusammenfanden, ist mir nicht ein einziger Fall erinnerlich, wo in Folge eines Streits eine Verstimmung entstanden, das trauliche Einverständniß gestört worden wäre. Auch nicht, nachdem wir vom Bier zum Wein übergegangen waren, der hitziger ins Blut ging. Wilhelm Hertz hatte, da der Teich einmal wieder heimathlos geworden war, uns beredet, bei einem schwäbischen Landsmann uns niederzulassen, einem Weinwirth am Dultplatz, Namens Murschel, der außer seinem recht trinkbaren Schillerwein uns durch das offene Feuer in der Trinkstube imponirte, über dem er auf einem Rost vor unseren Augen die saftig zischenden Fleischstücke briet. Hier verbrachte das Krokodil einen sehr nahrhaften, vergnüglichen Winter, der durch eine solenne Strohlotterie gekrönt wurde. Jeder war verpflichtet seiner anonymen Liebesgabe ein Gedicht hinzuzufügen, und ich hatte mir den Spaß gemacht, eine Flasche Punschextract in ein Blatt einzuwickeln, auf welchem ich die sämmtlichen Mitglieder in etwas stachligen Versen aufmarschiren ließ, doch nur wie Harlekin im Fasching mit der Pritsche schlägt. Zum Schluß kam ich selbst an die Reihe, indem ich alles Unfreundliche anführte, was die Münchener Uebelwollenden gegen mich vorzubringen pflegten. Es sah so aus, als habe sich einer unserer Unfreunde die Tarnkappe zu Nutz gemacht, um unsere Festfreude zu stören, oder gar einer der Unseren sich vielleicht für eine etwas scharfe Kritik an mir rächen wollen. Die betreffenden Strophen lauten:

Doch es fehlt im schönen Kreise
Mir noch ein geliebtes Haupt.
Dein gedenk' ich, o Paul Heyse.
Hast Du wirklich schon geglaubt,
Heute frei hier auszugehen,
Wo der Spötter Pfeile schießt?
Nein, Dich hab' ich ausersehen
Als das Hauptstück — last not least.

Denn es waschen Dir, der Heimath
Echtem Sprößling, bis ans Grab
Weder Bock noch Isarwasser
Jemals den Berliner ab.
Deine Muse, ob sie stets auch
Für des Südens Töchter brennt,
Gleicht aufs Haar der Holden, die man
Eine „kühle Blonde“ nennt.

Nie wirst Du vergessen machen,
Trotz dem echt blau-weißen Ehstand,
Daß dem Sande Du entsprossen,
Der umufert Deinen Spreestrand,
Und so wird, was Du beginnen
Magst, zu ernten Lob und Ruhm,
Alles doch im Sand verrinnen
Als ein Stück Berlinerthum.

Aber nicht zu Gram und Trauer
Stimme Dich dies herbe Wort:
Auf dem Felde der Kalauer
Lebt Dein Name ewig fort.
Werde endlich klug, Verehrter,
Und ergreife nun Dein Glück:
Zieh als Kladderadatschgelehrter
In die Heimath Dich zurück.

Laß Dein episches Geflöte,
Laß die tragische Poesie!
Der berufne „junge Goethe“
Wird ein alter Goethe nie.
Höchstens als Novellendichter
Kann man Dich noch gelten lassen,
Doch im Kreis der wahren Lichter
Muß Dein künstlich Gas erblassen.

Diesen Spruch in aller Freundschaft
Bitt' ich mir nicht nachzutragen.
„Darum, Jutster, keene Feindschaft!“
Pflegt man in Berlin zu sagen.
Wer so gerne spaßt, muß billig
Spaß verstehn. Und nun zum Schluß
Allen mich empfehlen will ich.

Dixi. Der Anonymus.

Hierüber entstand erst eine dumpfe Bestürzung, dann ein brausender Unwille, da die guten Gesellen ihren Vorsitzenden nicht ungestraft verspotten lassen wollten, bis Robert von Hornstein[1]), den ich allein eingeweiht hatte, lachend mit der Wahrheit herausplatzte und die verlegene Spannung sich in eine allgemeine Heiterkeit auflöste.

Der Einzige, dem ein hämischer Streich dieser Art zuzutrauen gewesen wäre, war damals noch nicht unser Mitglied oder wenigstens an jenem Abend nicht in der Gesellschaft. Ich muß hier den Namen Heinrich Leuthold's nennen, weil nach dem beklagenswerthen Ausgang des Unglücklichen mehrfach die Meinung laut geworden ist, die geringe Förderung und Anerkennung seines Talents, die er in München gefunden, habe seinen Geist zerrüttet. Er sei eben eines der verkannten Genies gewesen, die der Widerstand der stumpfen

---

[1]) Außer diesem geistvollen Componisten des „Tandaradei“ hatten sich noch zwei andere Nicht-Dichter bei den Krokodilen heimisch gemacht, der Maler Theodor Pixis und der Bildhauer des Fischbrunnens, Konrad Knoll.

Welt in Wahnsinn und Tod getrieben. Diese Legende zu zerstören, liegt mir zur Steuer der Wahrheit und Gerechtigkeit am Herzen. Denn weder „verkannt“ noch ein „Genie“ war der merkwürdige Mensch, der aus der Schweiz zu uns herüberkam und Jeden von uns, dem er begegnete, schon durch seine äußere Erscheinung, mehr noch durch sein geistreiches Wesen interessiren mußte.

Eine hohe, kraftvolle Figur, auf der ein bleicher Kopf mit scharfen, regelmäßigen Zügen saß, das Haar kurz geschoren, um den stets etwas bitter gerümpften Mund ein graublonder Schnurbart, an dem kräftigen Kinn ein Knebelbärtchen. Er sprach mit einer rauhen Stimme und stark schweizerischen Kehllauten, stoßweise, seine Worte mit großzügigen Gebärden begleitend.

Wer ihn ins Krokodil einführte, weiß ich nicht. Doch machte er sofort Aufsehen durch einige seiner Gedichte von jener hohen Formvollendung, die ihn als einen leidenschaftlichen Platenverehrer ankündigte. Nicht minder erregte er unsere Aufmerksamkeit durch die schneidende Kritik, die pessimistische Grundstimmung seines Geistes, so daß wir der Meinung waren, eine höchst werthvolle Acquisition an ihm gemacht zu haben.

Die Jüngeren wurden seine treuen Anhänger, Geibel verband sich mit ihm zur Herausgabe von Uebersetzungen französischer Lyrik, ich zog ihn in mein Haus, wo er besonders zu Wilbrandt bewundernd aufsah, und so ging man längere Zeit in einem losen freundschaftlichen Verkehr mit ihm um, der sich nicht fester und wärmer gestalten konnte, da eine unbezwingliche innere Unzufriedenheit ihm und uns zuweilen die besten Stunden verdarb.

Er machte mit cynischer Naivetät kein Hehl daraus, daß er vom Neidteufel besessen war. „Wenn ich etwas Schönes lese, so ärgere ich mich; wenn ich aber etwas recht Schofles in die Hände bekomme, freue ich mich!“ — bekannte er ohne jedes Bedenken. Denn da er im Grunde für seine Poesie keinen tieferen seelischen Gehalt in sich hatte, nichts wahrhaft Eigenes und Bedeutendes auszusprechen sich gedrungen fühlte, sondern bei seinem Dichten nur einen virtuosen Formtrieb bethätigte, wurde ihm nie so herzlich wohl in seinem Innern, daß er auch Anderen ihre stille Befriedigung gegönnt hätte. Mehr als einmal geschah es, daß er bei einer munteren Bowle, die eine behagliche Stimmung erzeugte, irgend Einen, dessen Augen besonders vergnüglich glänzten, zur Zielscheibe der empfindlichsten Bosheiten ersah, nur damit noch einem Anderen so innerlich unwohl werden sollte wie ihm selbst.

Diese kleinen gelegentlichen Schadenfreuden ließen wir ihm hingehen, obwohl wir ihm nicht zugestehen konnten, daß er Ursache habe, mit seinem Schicksal zu grollen. Daß er noch keinen Weltruhm erlangt, durfte er Gott und Welt nicht zum Vorwurf machen. Sein unfertiges Epos „Penthesilea“ in wunderlich galoppirenden, prunkvollen Anapästen ohne eigentliche Gestaltungskraft, seine Platen nachempfundenen melancholischen Verse und die wenigen trefflichen Uebersetzungen Béranger's, Briseux' und Lamartine's wurden ihm noch über Verdienst gedankt, und das warme Interesse so vieler guter junger Freunde war doch wahrlich auch kein geringer Lebensgewinn.

Gleichwohl trieb ihn sein Dämon, auf Einen aus unserem Kreise ganz aus hellem Himmel einen giftigen Pfeil abzuschießen. In einem der Münchener

Winkelblättchen erschien ein Spottgedicht gegen Julius Grosse, als dessen Verfasser man allgemein Leuthold bezeichnete. Als ich ihm beim nächsten Krokodil das Blatt vorhielt, überflog seine fahle Wange eine dunkle Röthe; er sprach kein Wort, stand auf und verließ uns, um nie wieder den Fuß über unsere Schwelle zu setzen.

Der Witz jener Strophen war so gering, der Anlaß dazu so unerfindlich gewesen — nur der Wahnsinn, der ihn schon damals umlauerte, konnte erklären, wie der Unbegreifliche sich zu diesem schnöden Verrath an alter, guter Freundschaft hatte fortreißen lassen. Er verschwand dann bald aus München, trieb in Stuttgart in der Redaction einer Zeitung sein seltsames Wesen fort, wovon manches Wunderliche verlautete, bis er in seine Heimath zurückkehrte, um dort ein Ende zu finden, dessen Tragik Alles, was er früher gesündigt haben mochte, in milderem Lichte erscheinen ließ, als Symptome der geistigen Erkrankung, die seine reich angelegte Natur unterwühlen und ihn früh in die Nacht hinunterreißen sollte.

Ein desto erfreulicherer Gast war Joseph Victor Scheffel, der im Winter 1857 sich bei uns einfand.

Ich hatte ihn schon in Berlin kennen gelernt, bald nach den Märztagen, wo sein Freund Fritz Eggers, der die Gabe besaß, kunstbeflissene junge Leute (seine „Leibschwaben") an sich zu fesseln, uns zusammengeführt hatte. Dann begegnete ich ihm wieder auf Capri, im Frühjahr 1853. Er stand damals am Scheidewege zwischen der Malerei, die seine erste Liebe gewesen war, und der Poesie. Der „Trompeter von Säkkingen", den er in der Herberge Pagano's zu Stande gebracht hatte, indem er auf dem flachen Dache „unbarmherzig dichtend" hin und her schritt, entschied ihn für den Beruf des Poeten. Bald kam er zu mir in meine Sorrentiner Rosa magra herüber, wir erneuerten herzlich die alte Kameradschaft, ich las ihm die „Arrabbiata" vor, die eben entstanden war, er mir seinen humoristischen „Sang vom Oberrhein", dem ich — zur Schande meiner ästhetisch-prophetischen Begabung muß ich's gestehen — den ungeheuren Erfolg, den er gewinnen sollte, nicht von fern zutraute. Ja, ich fand es immerhin verwegen, auf diese munteren Bummeltrochäen, die etwas lose geschürzte Liebesgeschichte und die ergötzlichen Schnurren des Katers Hiddigeigei eine Poetenzukunft zu gründen. Um so freudiger habe ich dann den herrlichen „Ekkehard" begrüßt.

Damals blieben wir eine Woche in traulichster Gemeinschaft zusammen und trennten uns erst nach einem gemeinsamen Ausflug über Amalfi und Salern nach den feierlichen Tempelstätten Pästums. Vier Jahre später trat er in mein Münchener Haus, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Auch die Krokodile waren hocherfreut, den damals schon gefeierten jungen Poeten in ihrer Mitte zu sehen, wo er sich freilich nach seiner Art etwas steif und wortkarg verhielt, nicht zu bewegen war, etwas vorzulesen, und hinter halb geschlossenen Lidern vor sich hin zu träumen schien, bis der Humor in ihm aufwachte und ein im trockensten Ton hingeworfenes Scherzwort Zeugniß von seiner frischen Geistesgegenwart gab.

Dieser Münchener Aufenthalt sollte leider ein jähes, trauervolles Ende finden. Im Februar wurde seine schöne, liebenswürdige Schwester, die ihm nachgereist war, vom Typhus hingerafft. Er hat seitdem den Boden Münchens nie wieder betreten, und ich selbst sollte ihn nur ein einziges Mal, in seinem väterlichen Hause zu Karlsruhe, wiedersehen. Unser Freundschaftsverhältniß aber blieb bis an seinen Tod in alter Herzlichkeit bestehen, wofür noch zuletzt die Beiträge zeugten, die er mir zu dem „Neuen Münchener Dichterbuch" sandte, und ein warmherziger, kalligraphisch ausgestatteter dichterischer Gruß zu meinem fünfzigsten Geburtstage.

Julius Grosse in seinen „Lebenserinnerungen" („Ursachen und Wirkungen". Braunschweig, George Westermann. 1896) hat die Lebensgeschichte des Krokodils, sein Wachsen, Blühen und endliches Absterben ausführlicher behandelt. Auch solche Gesellschaften unterliegen ja wie alles Lebendige dem Gesetz des Werdens und Wandelns und können von Glück sagen, wenn sie sich nicht selbst überleben, sondern sich auflösen, sobald sie fühlen, daß der innere Trieb, dem sie entsprungen waren, erstorben ist. Als die Bedeutenderen unter uns herangereift waren und ihren Weg gefunden hatten, empfanden sie nicht mehr das Bedürfniß gegenseitiger Kritik. Die freundschaftliche Gesinnung blieb bestehen, aber Jeder wußte auch ohne ausdrückliche Bestätigung, was er dem Anderen werth war, und an ein Schutz- und Trutzbündniß in literarischen Blättern war von Anfang an nicht gedacht worden, zumal unter den Münchener Idealisten sich kein einziger Journalist befand. Unser ästhetisches Credo hatten wir in den zwei Münchener Dichterbüchern, 1862 von Geibel, 1882 von mir herausgegeben, vor der Welt bekannt. Eine „Richtung" zu vertreten oder gar eine Kampfstellung einzunehmen, war uns nie eingefallen. Auch hatten wir den Idealismus, zu dem wir uns freudig bekannten, niemals so verstanden, als ob seine Aufgabe eine Entwirklichung der Natur und des Lebens zu Gunsten eines conventionellen Schönheitsideals sein könne. Goethe hatte schon gesagt, was auch uns als das Entscheidende einleuchtete: „Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt." Und so konnten wir einen Gegensatz von Realismus und Idealismus nicht anerkennen, da wir uns eines hinlänglichen Wirklichkeitssinnes bewußt waren und den Werth einer dichterischen Production zunächst nach der Fülle und Wahrheit des realen Lebensgehaltes maßen, der sich darin offenbarte. Wo wir den vermißten, konnte uns kein Reiz und Adel der äußeren Form für die mangelnde tiefere Wirkung entschädigen. Doch begriffen wir auch nicht, daß irgend eine Form, wie sie von großen Vorgängern überliefert war, dem Geist ein Hinderniß sein könne, seine Lebenskraft zu erweisen. Daß Formen und Gesetze auch in der Kunst dem Wandel unterworfen sind, wie hätten wir das leugnen können! Aber die absolute Formlosigkeit, die einige Jahrzehnte später der Naturalismus predigte, der schrankenlose Individualismus, der in der Poesie wie in den Sitten der Gesellschaft einzureißen anfing, erschien uns nur als ein Krankheitssymptom, das schon zu anderen Zeiten aufgetaucht und von der unverwüst-

lichen Regenerationskraft unseres Volkes überwunden worden war. Daß diesen anarchistischen Tendenzen unter Anderem auch der Vers im Drama zum Opfer fallen sollte, weil „wirkliche Menschen“ nicht in Versen sprächen, konnten wir nur belächeln, da uns Hamlet, Lear und Shylock denn doch sehr reale Personen dünkten und im „Zerbrochenen Krug“ selbst moderne Lustspielfiguren ihr Lebensrecht behaupteten, obwohl ihnen ihr Verfasser durch den Vers eine „höhere Wirklichkeit“ verliehen hatte.

Darin aber zeigten wir uns nicht nur als Idealisten, sondern als Ideologen im Sinne Napoleon's, der die Deutschen im Großen und Ganzen so zu nennen pflegte, daß es uns völlig an Geschick und Neigung fehlte, in die Zeit hinein zu horchen und uns zu fragen, welchen ihrer mannigfachen Bedürfnisse, socialen Nöthe, geistigen Beklemmungen wir mit unserer Poesie abhelfen könnten. Da auch wir mitten in der Zeit lebten, konnten wir uns denselben Influenzen, die den Zeitgenossen zu schaffen machten, nicht entziehen, und auch unsere künstlerische Arbeit trug gelegentlich die Spuren ihres Einflusses. Doch war es dann keine bewußte Speculation, als sociale Nothhelfer uns Dank zu verdienen, sondern das eigenste Bedürfniß, uns mit schwebenden Problemen abzufinden, und vor Allem blieben wir der alten Maxime treu, daß die Kunst auch das Zeitliche im Licht des Ewigen — sub specie aeternitatis — darzustellen habe.

Und so erschien uns für unser Interesse keine Zeitschranke zu bestehen, da das Menschenwesen von Anbeginn einer höheren Cultur in seinen Grundtrieben sich gleich geblieben ist. Im Gegensatz gegen die Forderung einer sogenannten Actualität betonten wir den Anspruch alles „allgemein Menschlichen“, dichterisch gestaltet zu werden, vorausgesetzt, daß es ein „ungemein Menschliches“ sei. Es komme nur darauf an, das zeitlich Entlegene uns durch höchste Lebendigkeit so nahe zu rücken, daß wir es trotz der veränderten Lebensformen als etwas Blutsverwandtes empfänden.

Dieser an sich gewiß richtigen Ueberzeugung entsproß der verhängnißvolle Irrthum, den auch Fr. Vischer begünstigte: die höchste Form der Dichtung sei das historische Drama. Ich gehe hier nicht weiter darauf ein, zu erklären, warum der Idealismus hier scheitern mußte, wie denn selbst die Historien Shakespeare's trotz aller Wiederbelebungsversuche ihrer glorreichen Familiengruft nur hin und wieder als Gespenster entsteigen, um eine kurze Weile auf einer unserer anspruchsvolleren Bühnen herumzuspuken und, wenn der ehrgeizige Director sich damit als classisch gebildeten Mann ausgewiesen hat, wieder zu den Schatten hinabzusteigen. Nur eines melancholischen Rückblicks auf meine eigenen Otto III., Ludolf, Ludwig den Bayer kann ich mich nicht enthalten, der großen Namen zu geschweigen, die Freund Geibel in seinem Buchdeckel als zu bearbeitende Bühnenhelden so liebevoll und eifersüchtig aufgezeichnet hatte.

Immerhin, als er im Herbst 1868 für immer aus München schied, durfte er sich sagen, daß sein Wirken dort im Sinne seines königlichen Gönners nicht fruchtlos gewesen sei und eine Spur hinterlassen habe, die eine Weile nachleuchten würde.

Die Symposien.

Am 4. December des Jahres 1854 fand nun auch das erste Symposion statt, an dem ich Theil nahm.

Man wurde regelmäßig erst am Morgen oder Mittag zu diesen Abenden eingeladen und hatte in Frack und schwarzer Cravatte zu erscheinen. Oben in dem Vorzimmer, der sogenannten grünen Galerie, nahmen einem die Lakaien den Mantel ab, man trat in den Billardsaal, der nur schwach erleuchtet war, dann empfing uns in dem nächsten, hohen, weiten Gemach der dienstthuende Adjutant oder der Hofmarschall Baron von Zoller, ein liebenswürdiger Herr von der schlichtesten Höflichkeit, der uns Allen sehr werth wurde. In meinem sonst sehr lakonischen Tagebuch finde ich über dies erste Symposion ausführlich berichtet. Neben Baron von Zoller machten von der Tann als Generaladjutant und Baron Leonrod die Honneurs; bei den ferneren Abenden erschienen abwechselnd auch die Adjutanten Graf Pappenheim, Baron Strunz, General von Spruner und Graf Ricciardelli, Letzterer ein mir besonders sympathischer Italiener, großer Jäger vor dem Herrn, dessen braunes Gesicht und schwarze Augen unter dem grauen Haarschopf auf den ersten Blick seine südliche Herkunft verriethen. Er kam mir sogleich aufs Wohlwollendste entgegen. Aber auch die anderen Herren aus der nächsten Umgebung des Königs beflissen sich der größten gentilezza uns Nicht-Bayern gegenüber, und wir lernten in ihnen Männer kennen, deren Bildung, Talente und geistige Interessen es begreiflich machten, daß der König gerade sie zu seinen Adjutanten gewählt hatte.

An diesem ersten Abende waren außer den Erwähnten nur noch Graf Rechberg, Dönniges, Liebig und wir drei Poeten geladen. Als wir Alle versammelt waren, erschien der König und begrüßte jeden Einzelnen mit seiner gewinnenden Freundlichkeit. Er fragte mich, was ich eben arbeitete, ich erzählte von dem Trauerspiel „Die Pfälzer in Irland", das ich nach V. A. Huber's „Skizzen aus Irland" schon in Berlin entworfen hatte und soeben zu einem richtigen Theaterstück auszuarbeiten im Begriff war. Darauf setzte man sich an den langen ovalen Tisch, über den eine einfache grüne Decke gebreitet war, Bier in kleinen Gläsern und Sandwiches wurden herumgereicht, und der König, der kein Raucher war und fast immer an Kopfschmerzen litt, nahm eine von den Cigarren, die mitten auf dem Tische standen, und that ein paar Züge daraus, nur um seine Gäste einzuladen, seinem Beispiel zu folgen.

Damals war gerade der „Fechter von Ravenna" das Tagesgespräch, und Bodenstedt, dem es an jedem kritischen Organ gebrach, fing auch hier an, davon zu reden, ich weiß nicht, in welchem Sinne. Nur das finde ich aufgezeichnet, daß Geibel ihm heftig widersprach — ein Vorfall, der sich bei Geibel's Geringschätzung Bodenstedt's und dessen Neigung, sich hervorzuthun, nur allzu oft wiederholen sollte. Liebig erwähnte dann Geibel's Komödie „Meister Andrea", die der König kennen zu lernen wünschte, und deren Vor-

lesung für den nächsten Abend bestimmt wurde. Von mir war soeben der „Meleager" erschienen, dessen Expositionsscene und Schluß ich nun vorlesen mußte, nachdem ich den Mythus erzählt hatte. Ein ästhetisches Gespräch schloß sich an, das wieder durch Bodenstedt's redselige Gemeinplätze unerquicklich wurde und zuletzt sich nach dem Kaukasus verlor. Um Zehn brach der König auf, nachdem er mir noch freundliche Worte gesagt hatte; wir aber blieben noch bei einem einfachen Souper eine Stunde lang beisammen.

Die nächsten Symposien folgten einander in kurzen Zwischenräumen weniger Tage. Der König schien großes Gefallen daran zu finden und brachte immer neue Fragen aufs Tapet, über die er zunächst den gerade Sachverständigsten unter uns zu hören wünschte. Doch verliefen die späteren Abende nicht ganz wie die ersten. Mehr und mehr wurde es Brauch, daß in der ersten Stunde ein wissenschaftliches Thema aus den verschiedensten Gebieten durchgesprochen wurde, ein naturwissenschaftliches, wie über Parthenogenesis (Siebold), Ebbe und Fluth, Elektricität oder die Entstehung des Sonnensystems (von Jolly zuweilen mit Experimenten illustrirt), Chemie (Liebig), Mineralogie (Kobell), ästhetische und literarhistorische, dann vorwiegend sociale und völkerpsychologische Probleme. Hierauf erhob sich der König und ging in das Billardzimmer voran, wo eine Partie Boule gespielt wurde, während deren er Einen oder den Anderen in die Fensternische zog und mit ihm besprach, was im Augenblick ihn beschäftigte, etwa über schwebende Besetzungsfragen von Lehrstühlen an Universität und Polytechnicum Liebig's Meinung zu hören wünschte oder über das Ausschreiben eines Wettbewerbs um das beste Drama mit Geibel sich berieth. War dies beendet, so verfügte man sich wieder an den langen Tisch, und nun hatten die Dichter das Wort, die sorgen mußten, daß immer etwas zum Vorlesen bereit war.

So verklang der Abend nach manchen, oft stürmischen Discussionen tönereich und harmonisch, und man blieb, wenn die Majestät sich zurückgezogen hatte, in heiterer Stimmung beisammen. Einmal war Liebig, der eine feine Weinzunge hatte, darauf gekommen, daß man uns Elfer zu trinken gab; und Baron Zoller erklärte, es sei noch ein großer Vorrath dieses berühmten Jahrganges im Keller, der allen Anderen zu herb erschien und von jetzt an nur den Symposiasten gewidmet sein sollte.

Was diesen Abenden aber einen besonderen Reiz und Werth verlieh, war die unbedingte Redefreiheit, die zuweilen sogar in sehr unhöfischem Maße an die Grenze des Zanks sich verirrte. Hatte man in der Hitze des Gefechts dann vergessen, daß die Gegenwart des Königs doch einige Rücksicht erheischte, und hielt plötzlich inne mit einer Entschuldigung, daß man sich zu weit habe fortreißen lassen, so bemerkte der König mit freundlichem Lächeln: „Ich bitte, sich ja keinen Zwang anzuthun. Ich habe nichts lieber, als wenn die Geister aufeinanderplatzen."

Von dem leidenschaftlichen Wahrheitstrieb des edlen Fürsten, dessen ich schon oben erwähnte, kann ich kein schlagenderes Beispiel anführen als jenes Symposion vom 21. April 1855, zu welchem alle bedeutenderen Architekten Münchens geladen waren, um sich über den Lieblingsgedanken des Königs,

ob ein neuer Baustil zu schaffen sei, freimüthig zu äußern. Der Gedanke entsprach dem Wunsch, nicht ferner, wie König Ludwig gethan, Bauwerke der verschiedensten Zeiten und Stile zu copiren und sich eigener Erfindung zu enthalten, sondern es wo möglich mit völlig neuen Formen zu versuchen. Daß kein Fürst der Welt eigenmächtig in die Entwicklung dieser so eminent nationalen Kunst eingreifen könne, war dem Könige nicht aufgegangen. Er hoffte, durch seinen guten Willen und eine reiche Belohnung einem schöpferischen Genius auf einen neuen Weg verhelfen zu können.

Nun gereichte es ebenso wohl ihm selbst wie den Männern, die er befragte, zur Ehre, daß nicht ein einziger darunter war, der dem königlichen Wahn zu schmeicheln suchte, vielmehr Einer nach dem Andern die Unmöglichkeit eines aus dem Boden gestampften neuen Baustils nachwies. Der König hörte Jeden mit gespannter Aufmerksamkeit an, ohne eine Aeußerung der Ungeduld oder des Unmuths, und dankte schließlich dem ganzen Kreise für die Offenheit, mit der man sich ausgesprochen.

In der Sache freilich wurde dadurch nichts geändert. Der Bau der Maximilianstraße und des Maximilianeums wurde fortgesetzt. Denn allerdings war König Max kein Mann der That, sondern beschaulicher Betrachtung, und manchmal kam die theoretische Erkenntniß zu spät, wenn ein praktischer Schritt nicht mehr zurückgethan werden konnte.

Wie ernst er es aber damit nahm, durch diese Symposien die Lücken seiner Jugendbildung auszufüllen, beweist auch der Umstand, daß er die Gespräche protokolliren ließ, um sie am nächsten Tage noch einmal durchzugehen, nicht anders, als wie ein fleißiger Student sein nachgeschriebenes Heft studirt.

Das Geschäft des Protokollirens war Franz Löher übertragen, der im October 1855 als königl. Privatbibliothekar angestellt worden war, mit dem weiteren Auftrag, über alle neueren literarischen Erscheinungen von Bedeutung dem Könige zu referiren.

Ein anziehend geschriebenes Buch über Amerika, vielleicht auch das talentvolle epische Gedicht „General Spork“, hatte Dönniges auf den westphälischen Gelehrten aufmerksam gemacht, der überdies, obwohl gleichfalls ein „Fremder“, als Katholik weniger Anfeindung zu befürchten hatte als wir Anderen.

Er wußte auch diesen Vorzug aufs Geschickteste sich zu Nutze zu machen und mit großer Schmiegsamkeit sich Personen und Verhältnissen anzupassen. Vor Allem unterwarf er sich blindlings den Neigungen und Meinungen des Königs, indem er selbst bei seinen Literaturberichten Alles herabsetzte, was gewissen Ideen Sr. Majestät widersprach, dagegen z. B. alle Bücher und Brochüren, die der großdeutschen und Triaspolitik das Wort redeten, rühmend hervorhob. (Ich hatte später in Berchtesgaden, da mir der König Löher's Referate zur Durchsicht geben ließ, Gelegenheit, mich von seinen Höflingskünsten zu überzeugen.) Wie klug der talentvolle Mann seine Schritte zu lenken wußte, hat der Erfolg gezeigt, da er nach dem Tode des Königs zum Archivdirector ernannt wurde, eine Stelle, die sonst nur einem geborenen Bayern anvertraut zu werden pflegte. Welche Rolle er dann noch bei dem unglücklichen

König Ludwig II. zu spielen sich nicht scheute, mag hier nicht weiter ausgeführt werden.

Aber seine feuilletonistische Gewandtheit und die Unbedenklichkeit, mit der er jeden Auftrag des Königs — der, wie alle Fürsten, von der Zeit, die zu gründlicher Arbeit nöthig ist, keine Vorstellung hatte — schlecht und recht erledigte, machten ihn bald unentbehrlich. Er war auch vorsichtig genug, an den Gesprächen der Symposien sich nur zu betheiligen, wenn sie sein Specialfach, die Geschichte und Cultur Amerika's, berührten. Im April 1856 erhielt er Urlaub zu seiner Hochzeitsreise, und die Führung des Protokolls ging auf mich über.

Es war kein ganz leichtes Amt, obwohl ich mit meiner raschen Hand nicht nur, wie mein Vorgänger, einzelne Stichworte notirte, die am anderen Tage zu einem zusammenhängenden Dialog verarbeitet werden mußten, sondern sofort in der Hauptsache den ganzen Vortrag und die Discussion darüber nachschrieb und anderen Morgens fast nur noch eine Reinschrift zu besorgen hatte. In der ersten Hälfte dieses Jahres aber war das Interesse des Königs so sehr von verschiedenen Fragen in Anspruch genommen, daß ich in meinem Tagebuch vom 7. Januar bis zum 20. Juni nicht weniger als dreiundvierzig Symposien verzeichnet finde. Die Themata waren mannigfaltig; hauptsächlich kamen die politischen Zeitströmungen, die Volksstimmungen in Spanien, Italien, England und Amerika, die kirchlichen Zustände in Frankreich und Amerika zur Sprache, dazwischen eine Uebersicht über die moderne Geschichtschreibung, dann wieder Chemie und Physiologie. Als es tiefer in den Sommer hinein ging, fanden die Zusammenkünfte in Nymphenburg statt, in den reizenden Rococosälen der Amalienburg und Badenburg, wo man, wenn man nicht gerade das Protokoll zu führen hatte, die Augen zu der offenen Flügelthür hinaus über den kleinen See schweifen lassen und sich an der glänzenden Sternennacht erquicken konnte.

So sehr war der König von der Wichtigkeit dieser Abendunterhaltungen durchdrungen, daß er, so gütig er sonst sich mir bewies, meine Bitte, einige Tage vor dem Schluß der damaligen Symposien entlassen zu werden, nicht gewährte. Am 26. November des vorigen Jahres hatte ich meinen theuern Vater verloren. Im Sommer darauf sollte eine Familienzusammenkunft in Freienwalde stattfinden, zu der ich ungeduldig erwartet wurde. Ich erhielt aber nicht eher Urlaub, als bis ich die Reinschrift des letzten Protokolls in der Cabinetskanzlei abgeliefert hatte.

In ähnlich raschem Tempo wurden die Symposien nie wieder abgehalten. Doch dauerten sie, gewöhnlich einmal wöchentlich, bis an den Tod des Königs fort, nur während des italienischen Krieges von 1859 einen Monat lang unterbrochen, da der Bürgermeister dem König vorgestellt hatte, dieser fortgesetzte Verkehr mit den Fremden und Protestanten mache ihn unpopulär. Der sonst so muthige Fürst, der „Frieden haben wollte mit seinem Volk“, gehorchte einer Anwandlung von Schwäche, da er die Gefahren der Weltlage überschätzte, und ließ auch andere Pläne und Bewilligungen an Gelehrte und Schriftsteller fallen, um sie dann nach dem Friedensschluß doch wieder aufzunehmen.

Er hatte auch sonst sich bemüht, die Bevorzugung der Berufenen sich von seinem Volke verzeihen zu lassen, indem er einheimische Gelehrte hin und wieder zu den Symposien hinzuzog: den alten Ringseis, Lasaulx, Döllinger, Pettenkofer, Dollmann, Lamont, Voigt, Seidl, Schafhäutl; von Künstlern gelegentlich Ziebland, Piloty, Kaulbach, Voltz und Andere. Zuweilen erschien auch ein notabler durchreisender Gast, so an einem der Nymphenburger Abende der Großherzog von Mecklenburg, früher schon Fürst Pückler und Andersen; am 31. März 1859 ein ganzer Kreis illustrer Gäste zu Ehren der Säcularfeier der Akademie, darunter Helmholtz, Wöhler, Lepsius, Rudolph Wagner, Ehrenberg, Schönlein, Eisenlohr, wo es bis zehn Uhr hochgelehrt zuging, da Helmholtz über die Klangfarbe, Wöhler über organische Elemente in Meteorsteinen, Lepsius über Pyramiden sprach. Gegen seine Gewohnheit blieb dann der König auch bei dem Souper, dem, statt des herben Elfers, der Champagner einen festlichen Charakter gab.

In ähnlicher Weise wurden bei Gelegenheit der Gründung der historischen Commission die Historiker gefeiert. Sybel hatte schon seit seiner Berufung regelmäßig an den Symposien theilgenommen. Nun erschienen am 6. October 1860 auch die fremden Größen im Königlichen Schloß, voran des Königs hochverehrter Lehrer Leopold von Ranke, mit ihm Waitz, Pertz, Lappenberg, Hegel, Wegele, und von den in München Ansässigen Cornelius und Föhringer. Außerdem waren Dönniges, Liebig, Dollmann, Löher und die Poeten geladen, und der Abend gestaltete sich zu einem heiteren Fest, bei dem zuletzt Ranke einen Trinkspruch ausbrachte. Zum Schluß rief er das echt bayerische Pfüet (Behüt') Gott! das er als „Führ' Gott!" verstanden hatte, der neuen Gründung des Königs zu und mußte sich von Dönniges seines Irrthums belehren lassen.

Noch eines Gastes will ich hier gedenken, ehe ich den Bericht über diese denkwürdige Tafelrunde beschließe.

Gegen Ende Februar des Jahres 1859 war Fontane nach München gekommen. Geibel hatte auch ihn für uns zu gewinnen gesucht, und auch Dönniges war lebhaft dafür gewesen. Ich hatte bei einem der Symposien (am 14. März) von seinen Balladen und „Männern und Helden" vorgelesen und großen Beifall auch beim Könige damit geerntet. Er gewährte dann unserem Freunde am 19. März eine Audienz und ließ ihn zu dem Symposion am 24. März laden. Hier las Fontane unter Anderem dem anwesenden von der Tann das Gedicht vor, das er in der Zeit, da dieser in Schleswig-Holstein sich die ersten Lorbeern geholt, auf ihn gedichtet hatte („Hurrah, Hurrah, von der Tann ist da"). Seine Poesie und seine Person erweckten die wärmste Sympathie von allen Seiten. Weshalb es trotzdem zu einer Berufung nicht gekommen ist — die übrigens dem eingefleischten Märker auf die Länge schwerlich behagt haben würde —, vermag ich nicht zu sagen.

* * *

Neben den Symposien wurden Geibel und ich zuweilen zu den Theeabenden der Königin geladen, wo auch der König erschien, da er gern häufiger etwas Poetisches von uns vorlesen zu hören wünschte.

Es war immer nur ein kleiner Kreis: außer der Obersthofmeisterin Frau von Pillemand — einer ganz verwitterten, kleinen alten Dame, die Platen's erste und einzige Liebe gewesen sein sollte — die schöne Gräfin Charlotte Fugger und Frl. v. Redwitz, die zweite, ebenfalls sehr anmuthige Hofdame, gewöhnlich von der Tann mit seiner Gemahlin, der Hofmarschall Baron Zoller und eine sehr gescheidte unverheirathete Dame, Fräulein von Küster, Tochter eines früheren preußischen Gesandten in München, die der jungen Kronprinzessin nach ihrer Ankunft in München attachirt worden war, um die noch sehr kindliche Bildung der reizenden jungen Frau ein wenig zu vervollkommnen. (Man erzählte, es sei ihr zur Pflicht gemacht worden, beim Vorlesen von Romanen und Novellen das Wort „Liebe" stets durch das Wort „Freundschaft" zu ersetzen.)

Trotz alles Bemühens aber war es nicht gelungen, der Königin Interesse an Literatur und Poesie einzuflößen. Ihr war nur wohl im leichtesten Geplauder und besonders in der freien Luft des Gebirges, das sie unermüdlich nach allen Richtungen zu durchstreifen liebte. Auch am Theater fand sie keinen Geschmack und sah, wenn sie doch einmal mit dem Könige in ihrer Prosceniumsloge erschien, lieber ins Publicum als auf die Bühne.

Jene Theeabende, an denen gelesen wurde, erfreuten sich daher nicht ihrer Gunst; sie fügte sich eben nur dem Wunsch des Königs und pflegte während der Vorlesung in Photographie-Albums zu blättern. Zuweilen flüsterte sie dabei der neben ihr sitzenden Dame ein Wort zu, einmal so laut, daß Geibel das Buch, aus dem er gelesen, auf den Tisch legte und mit finsterem Stirnrunzeln verstummte.

Der König, auf das Peinlichste berührt, warf seiner Gemahlin einen unwilligen Blick zu und lud dann Geibel mit einer huldvollen Handbewegung ein, fortzufahren.

Ich selbst durfte mir einen ähnlichen Protest gegen einen Mangel an Respect vor der Würde der Poesie nicht erlauben, sondern erhob nur die Stimme ein wenig stärker, wenn ich das Flüstern vom Sopha her vernahm. Uebrigens waren diese kleinen Gesellschaften sehr behaglich, der König gewöhnlich besonders gütig, die Damen dankbar dafür, das allabendliche Geplauder einmal durch etwas Poetisches unterbrochen zu sehen.

Ich hatte mit dem Vorlesen der „Brüder" angefangen, die die Königin „sehr schön, aber sehr ernst" gefunden hatte. Besonderen Beifall, auch bei ihr, fand ich dann mit der „Braut von Cypern", weit mehr, zu meiner Verwunderung, als mit der „Hochzeitsreise an den Walchensee", von der ich mir versprochen hatte, daß sie meine Qualification zum Hofpoeten besonders schlagend beweisen würde. Aber die realistischen Züge darin, wenn sie auch bayerische Scenerien und Volkssitten schilderten, fanden weniger Anklang bei dem Herrscherpaar als die romantische Welt Cimone's, und der düstere Walchensee konnte trotz aller Humore, die ihn umspielten, den Vergleich nicht aushalten mit der Purpurbläue des mittelländischen Meeres.

(Schluß-Artikel im nächsten Hefte.)

Allerhand Briefe.

[Nachdruck untersagt.]

Niemand wird erfahren, wie diese zusammenhanglosen Blätter in meine Hände geriethen. Ohne den geringsten sachlichen Werth, geben sie vielleicht immerhin Einblicke in andere Verhältnisse, in fremder Leute Geschick.

Marie von Bunsen.

I.

a)

Max Emich Graf Pallanth, Leutnant bei den ... Garde ....., sechsundzwanzig Jahre alt, an seine ältere Schwester.

Friedersdorf bei Emden, 20. October 1899.

Liebste Anna!

Ich weiß, daß jetzt all' Deine Gedanken um mich sind, ich weiß, daß Du richtig und klar urtheilst, daß mein Wohlergehen Dir das Wichtigste auf Erden bedeutet. Dankbarst erkenne ich dies an, möchte in Deinem Sinn handeln, aber ich bezweifle, ob ich es vermag.

Die Gudrun (wie konnte man ihr das anthun!) ist ein wohlerzogenes, vernünftiges, liebenswürdiges junges Mädchen; sie ist eigentlich nicht unschöner als auf der Photographie, aber doch kleiner als ich dachte, mit blasser, anämischer Gesichtsfarbe und stumpfbraunem Haar. Gegen Vater und Mutter Förster ist gar nichts zu sagen, braver Durchschnitt, und das Familienleben macht sogar einen besonders günstigen Eindruck. Sie sind denkbarst zuvorkommend, die Sache verlief äußerst glatt.

Dabei bin ich vollkommen aufrichtig gewesen; am ersten Abend, bei der Cigarre, sagte ich Herrn von Förster, seine Tochter habe einen ausgesprochenen Eindruck auf mich gemacht; so hielte ich es für meine Pflicht, da er mich gütigst auf eine Woche zur Jagd eingeladen habe, ihm meine Verhältnisse auseinander zu setzen. Nein, ... indem ich dies schreibe, wird mir klar, wie unehrlich meine Worte in Wirklichkeit waren. Der Eindruck war eben nicht der von mir angedeutete gewesen, und die letzten schlimmen Schulden habe ich eben nur theilweise genannt.

Dieses verfluchte, verdammte Hazard. Im etwaigen nächsten Harmlosenproceß könnte ich mich ruhig vernehmen lassen, mein Spiel würde zweifellos als durchaus fair und vornehm bezeichnet werden, vom Regimentscommandeur würde ich kaum einen Rüffel erhalten. Und doch und doch! Schmutz bleibt an den Fingern hängen; mich bedrückt nicht allein die Summe. Es ist ein gräßliches „Vergnügen".

Und jetzt muß ich heraus, und wie anders als durch eine reiche Verlobung. Dabei kann ich sofort über ein nettes junges Mädchen aus guter, christlicher Familie verfügen. Das ist ja ein unerhört glücklicher Zufall. In welche Kreise, was für Wesen haben nicht Kameraden, denen, wie mir, das Wasser an die Kehle reichte, heirathen müssen?

Jedoch mit erst sechsundzwanzig Jahren ohne Interesse, ohne Neigung, ohne Leidenschaft, ohne Liebe sich auf immer zu fesseln! Ich bin, glaube ich, gar nicht übermäßig gefühlvoll, aber mir scheint es ungeheuer bitter. Diese nahe, ewige Gemeinschaft mit einem guten, harmlosen Geschöpf, das einem aber leider eher mißfällt. Und alle Träume werden geraubt, ich habe ja auch geträumt. Und ich bin ein anständiger Mensch; wenn ich heirathe, soll meine Frau es nicht bereuen. Kann ich, will ich diese Pflichten auf mich nehmen?

Liebe, gute Anna, ich bin sehr unglücklich, es ist ja Alles meine Schuld, aber hart bleibt es doch. Dein Max Emich.

b)

Gudrun von Förster, dreiundzwanzig Jahre alt, an Gräfin Anna Pallanth.

Friedersdorf, den 28. October 1899.

Meine liebe Anna!

Von ganzem Herzen danke ich Dir für Deinen so überaus gütigen Brief, für die rührend freundliche Weise, mit der Du mich als Schwägerin willkommen geheißen. Du glaubst nicht, wie wohl es mir that; denn ich habe mir doch bange Sorgen gemacht, ob ich Euch auch als Max Emich's Braut recht sein würde; er ist so anziehend, so schön, er gewinnt alle Herzen im Flug; wie nach jeder Richtung falle ich gegen ihn ab. Aber weil er mich liebt, wollt Ihr mich auch lieben. Seine Liebe ist das überraschendste Glück. Niemals glaubte ich, daß so Etwas mir zu Theil werden würde, und nun kam es vom Himmel, über Nacht. Er liebt mich, so wie ich bin, gerade weil ich so bin, und von ganzem Herzen. Dies waren seine Worte.

Kannst Du Dir nicht denken, daß ich dem lieben Gott auf den Knieen für sein Gnadengeschenk danke, daß ich in der weiten Welt Niemanden beneide, daß ich auf Wolken zu wandeln meine, daß ich diese Seligkeit kaum zu fassen vermag?

Er ist heiter und zufrieden; glücklicher als wir, sind, glaube ich, noch niemals zwei Menschen gewesen.

Es umarmt Dich, liebe, leider noch unbekannte Schwägerin, treulichst

Deine Gudrun Förster.

II.

Fritz, acht Jahre alt, an seinen Großvater, den Regierungspräsidenten Mengoldt.
(Vorgezeichnete Doppellinien, große krakelige Buchstaben, mehrere Kleckse.)

Lieber Großpapa ich danke dir vilmal für dein schönes Geschenk Mama sagt ich soll dir sagen was es war es war eine Gadikor uniform und eine Archinoa was meistens kaputt ißt.

Wir hatten sieben Kinder zur Shokolade Leni aß viel Schlacksane und ist etwas krank.

Ich bin zimlich offt artich gewesen.

Villeicht weiß du noch garnicht das wir ein Brüderchen bekommen haben Papa sagt wir kosten so vil daß ich am besten Feuerwermann sein soll ich freue mich sehr darauf jetzt weiß ich nicht mehr

dein lieber Fritz.

III.

Joachim Bähse, zweiundvierzig Jahre, an den Rittergutsbesitzer Herrn von Buch.
(Mühsame, große und doch kritzelige Schrift.)

Klein-Mucherow.

Gnäjer Herr!

Bitte unterthenigst das ich meinen Schwiegervater aufnehmen darf. Sein Sohn in Bolemin un noch meehr die Frau sin so furchtbar schlecht zu ihm und nun hat er sich aufgemacht wie die Frau ihm den Bettsack fortnahm und is zu Fuß all den Weg gelaufen. Und er hat sehr geweint und ich weiß nich wie man so häßlich zu ihm sein kann, denn er ist ein guter Mann un nu schon 76 Jar. Und als die Großmutter starb un er zu seinem Son zog hatte er bis 90 Mark mit un nu is das alles fort aber es is meistens die Frau und die warf ihm gestern früh 4 Silbergroschen hin un sie sagte nu pack dich wann es dir hier bei uns nich gut genug is. Aber nu kriegt er doch seine 11 Silbergroschen monatlich wegen das Kleben un so wird es ja schon geen. Un sehr lang lebt er auch nich meer un zum Begräbniß haben wir was parat und wollen noch was beiseite thun un so wird es geen wenn der gnäjer Herr es erlaupt um das wir bitten.

Dero Hochwolgeborn ganz gehorsamer

Kuhfütterer Joachim Bähse.

Platz wäre ja ganz schön auf dem Verschlag mit Hans un Gottlieb un die Mine und Hanne schläft bei Mutter un mich.

IV.

Frau **Helene Götz**, sechsundzwanzig Jahre, an ihren Zwillingsbruder.
(Die individuelle, unregelmäßige, nur zu ausgeschriebene Handschrift bildet das Entsetzen ihrer Freunde.)

Berlin, September 1899.

Liebster Oskar!

Trotz der Hetze will ich Dir Einiges rasch niederkritzeln, einerseits weil ich es versprach, andererseits, weil ich es auch gern thue. Also der Geographen-

Congreß ist entschieden geglückt; der Massenandrang war ja etwas stark (zu 1600 rückten wir an), aber es ging doch schließlich. Das nagelneue Abgeordnetenhaus war uns bewilligt worden; es ist sehr groß, sehr stattlich, Stil Wilhelm's II., das sagt Dir Alles. Jeder bekam ein goldenes Vorsteck-Erinnerungszeichen; die Herren und Damen vom Comité, welche zum Schluß, und kein Wunder, etwas verlebt und übernächtig aussahen, hatten noch weiße Schleifen außerdem.

Es gab viele interessante Menschen zu sehen; die Zoologin und Reisende Prinzessin Therese von Bayern wurde sehr beachtet; eine klug aussehende Dame, von der man den Eindruck hat, als wäre ihr mit Phrasen und mit Süßholzgeraspele wenig gedient. Ich bewunderte, wie standhaft sie am ersten Empfangsabend unbeweglich von acht bis zehn Uhr in der großen Wandelbahn dastand, während der bayerische Geschäftsträger ihr einen Geographen nach dem andern vorstellte und sie sich mit einem jeden derselben eingehend unterhielt. Das hat unsereins doch nicht heraus. Die „Schönheit" des Congresses war Prinz Hermann von Sachsen-Weimar, sehr groß, sehr vornehm, mit wallendem, weißem Bart, ein zweiäugiger Wotan.

Nansen und der Fürst von Monaco zogen entschieden am meisten. Die Durchlaucht ist dunkel und blaß, mit einem ernsten, ja finsteren Ausdruck, ziemlich groß, mit kurzfingrigen, kleinen Händen. Es war ein Genuß, sein elegantes Französisch zu hören. Nansen kannte man ja schon aus Bildern, aber er wirkt doch überraschend. Es ist genau so, wie man ihn sich wünschen würde: Urscandinavisch, schlank und hoch wie eine Tanne. Etwas nachlässig in Haltung, gelegentlich eine etwas genial zusammengestellte Kleidung. Er ist der kühne, abgehärtete Sportsmensch und dabei der feindifferenzirte Gelehrte, eine Mischung, die mich, wie ich es Carl öfters wiederhole, *besonders* anspricht. Vor gänzlich ausverkauftem Haus sprach er über das mehr oder minder kalte und salzige Wasser da oben am Pol, welches wenig aufregende Thema durch endlose Projectionsbilder im Fieberkartenstil erläutert wurde.

Für uns Damen war so viel eingerichtet worden — Besichtigung der Sehenswürdigkeiten, Nachmittagsempfänge in verschiedenen großen Häusern und dergleichen —, daß wir nicht allzu vielen Vorträgen beiwohnten. Mir gefiel entschieden am besten der von Professor Chun über seine Tiefseeexpedition. Einiges war fabelhaft packend. Denke Dir, Oskar, da drunten, mehrere Tausend Meter tief, gibt es in der ewigen Finsterniß eine Thierwelt, die niemals an das Tageslicht gelangt. Seltsam phantastisch geformte Gestalten mit weit herausragenden, teleskopartigen Augen. Keine Pflanze gedeiht dort unten, aber von der Oberfläche fallen die abgestorbenen Algen langsam herunter, und von diesen Pflanzenleichen leben jene Unthiere, gedeihen, wachsen, vermehren sich in dieser lautlosen, grundlosen, dunkeln Tiefe. So war es vor Jahrtausenden, so wird es in Jahrtausenden sein.

Sehr sympathisch berührte das Auftreten einer amerikanischen Dame, welche über mexikanische Alterthümer vortrug; dann begeisterte mich der Nachweis, oder war es nur die Ansicht, daß wir Germanen aus Europa, nicht aber aus Asien stammen. Dies letztere war mir immer ein etwas unheimlicher und

unappetitlicher Gedanke gewesen. Aber über die Vorträge liest Du wohl besser in Carl's Druckschriften nach. Eine ergiebige Literatur hat er erhalten — dies bißchen Ueberfracht!

Außerdem wurde dem Congreß auch noch Allerhand geboten; das großartige Fest der Stadt Berlin (40000 Mark sollen dafür ausgesetzt worden sein), die Galaoper, das besonders gelungene Fest der Geographischen Gesellschaft. In diesem stieß eine Engländerin mich an — alle Nationalitäten waren vertreten, das machte es so besonders interessant — und wies auf eine Gruppe: Da stand der kleine, aber aristokratische, würdige Reichskanzler, vor ihm, etwas heruntergebeugt, Fritjof Nansen's Wikingergestalt. Für mein Leben gern hätte ich „geknipst", aber erstens wäre das tactlos gewesen und dann hatte ich ja die Camera nicht mit. Sehr hübsch war auch der Ausflug nach . . . Carl ruft mich und ich muß fliegen.

Eiligst Deine Helene.

V.

Oberleutnant der Reserve **von Osten**, neunundzwanzig Jahre alt.
(Gedrungene Schrift mit energischen Haken und U-Zeichen.)

Uandi Wali, 25. Mai.

Mein guter lieber Arnim!

Heute ist ja richtig Dein Geburtstag, und obgleich ich nicht ahne, wann und wie und ob jemals diese Zeilen Dich erreichen, möchte ich Dir doch herzliche Wünsche ins Landrathsamt senden.

Dein Wohl trinke ich in Chinin, alldieweil mich das Fieber wieder mal packt. Das letzte Thermometer ist glücklicher Weise hin, so kann ich nicht messen, es ist aber vermuthlich nicht schlimmer als sonst.

So liege ich denn in der Hängematte unter Palmen vor meinem Zelt und plaudre kritzelnder Weise mit Dir altem Jungen. Vor Unterbrechungen wäre ich ja ziemlich geschützt; seit drei Tagen haben wir kein menschliches Wesen auch nur von ferne erblickt, seit über vier Monaten habe ich keinen Weißen gesprochen. Dabei erscheint mir das so natürlich, erscheint mir das europäische Culturleben unwichtig und blaß, die Gegenwart jedoch intensiv real.

Auch wenn es sich nur um den Nebenfluß eines der unbedeutendsten Nebenflüsse des Congo handelt, hier bin ich doch Bahnbrecher und Pfadfinder. An und für sich interessirt mich ja ebenfalls die Arbeit, alle Vermessungen, die wissenschaftlichen Beobachtungen und Notizen. Dazu kommt dann noch das in den Kopf steigende Bewußtsein der uneingeschränkten Gewalt. Wie soll ich nur wieder mit Gleichgestellten, mit Vorgesetzten auskommen? Weißt Du, es hat was Berauschendes, sich als Halbgott, als höheres Wesen zu fühlen. Diese verzückt geschmeichelte Hingebung der Weiber, dieser aus Furcht, Vertrauen und Bewunderung gemischte Gehorsam der Männer!

Natürlich habe ich schon manche fatale Stunde durchlebt; schwierige Unterhandlungen, nicht ungefährliche Kämpfe. Aber der Verkehr mit den Leuten wird mir nicht eigentlich schwer, oft habe ich Glück mit einem Wort

oder mit dem Spannen des Hahns. Zu schneidig bin ich hoffentlich nicht geworden, habe mich hoffentlich nicht an „berühmten Mustern“ gebildet. Meine zwei Diener sind mir wenigstens allerpersönlichst, eigentlich rührend ergeben, auch unglaublich gelehrig. Von den Trägern mußte ich neulich drei mit eigener Hand über den Haufen schießen, jetzt geht es leidlich und ich fühle mich sicher.

Einem dieser infamen arabischen Sclavenhändler habe ich unlängst das Handwerk gründlich gelegt. Es waren scheußliche Sachen vorgekommen, Sachen, die sich zu einem Geburtstagsbrief nicht eignen und die man glücklicher Weise vergißt. Einen fünfjährigen Knaben, dessen junge Mutter man eine Stunde vor unserm Zusammenprall mit der Karawane wegen ihrer Kränklichkeit niedergestochen hatte, habe ich mir zugelegt und Eitel Fritz getauft. Er ist äußerst spaßig und erjagt mir jetzt eben im Sonnenbadanzug Schmetterlinge für die Sammlung. Diese wirst Du gewiß mit keinem Blick würdigen, vielleicht hast Du aber doch etwas für die Felle übrig. Chetas, Jaguare — doch ich will nicht vorgreifen.

Während ich schreibe, sehe ich Dein Zimmer mit den Hirschgeweihen und Familienbildern vor mir, ich höre die Ulmen rauschen und athme den Flieder vor Deinem Fenster, wir sind ja im Mai. Dabei wird mir doch etwas unafrikanisch und uckermärkisch zu Muthe.

Auf Wiedersehen! Wann?

Empfiehl mich Deinen Eltern und Deiner Schwester, falls Fräulein Anne-Marie sich noch meiner erinnert.

Treulichst Dein Robert Osten.

(Es war sein letzter Brief.)

VI.

a)

Fabrikbesitzer **Heinrich S. Bohlmann**, zweiundvierzig Jahre, an seinen Vater, den Commerzienrath Bohlmann.

Dresden, Englische Straße 12.

Lieber Vater!

Meinem Versprechen gemäß melde ich Dir unsere gestern erfolgte glückliche Ankunft. Alles verlief ganz nach Wunsch; das reich mit Kränzen geschmückte Haus machte einen festlichen Eindruck, die Kinder waren artig, wenn auch etwas befangen, und sagten mir ein hübsches Begrüßungsgedicht auf, kurz Fräulein Helene hatte sich alle erdenkliche Mühe gegeben.

Ich darf mich dem erfreulichen Gefühl überlassen, daß Ella einen harmonischen Eindruck empfing. Sie war von der Reise etwas angegriffen; in München hatten wir den ganzen Glaspalast nebst Pinakothek und Glyptothek pflichtmäßig besehen, was allerdings nach den mannigfachen Touren um Cortina und Schluderbach sich etwas ermüdend gestaltete. Aber diese leichte Ermattung wird sich ja bald geben, und sie ist heute schon durchaus heiter.

Ich widme mich nach allen diesen Unterbrechungen freudig der Arbeit, habe einige sehr erfreuliche Contracte in Sicht, über welche ich Dir nächstens ausführlich zu berichten haben werde.

Dies schreibe ich vom Bureau, im dankbaren Bewußtsein, daß nach dieser traurigen Intermezzozeit mich daheim wieder eine liebende Gattin und eine behagliche Häuslichkeit erwarten.

Mit den besten Grüßen verbleibe ich Dein treuer und gehorsamer Sohn

Heinrich S. Bohlmann.

b)

Charlotte Walther, fünfzig Jahre, an Mathilde Lobel.

Dresden, Englische Straße 12.

Also schnell, liebe Mathilde, ein paar Worte über gestern. Zu allererst: im Großen und Ganzen hat sie mir gefallen. Nicht gerade hübsch, dazu ist sie mir zu dünn und zerbrechlich, aber gut sieht sie dennoch aus. In Leipzig soll sie mit ihrer Mutter in drei Zimmern mit Zubehör gewohnt haben, also machte ihr diese Villa mit den Teppichbeeten und dem Flur mit der Holztäfelei und der Donauweibchen-Hängelampe, mit der Aufzug-Anrichte und dem Gasbadeofen anscheinend einen sehr großen Eindruck. Das ist auch kein Wunder, ich finde unser Haus entschieden das herrschaftlichste von der ganzen Straße, nicht so protzig wie das Löwe'sche, aber gemüthlicher und auch solider als das Haus vom Malerprofessor mit den Bildern draußen an der Wand und den nackten Statuen rings herum.

Ich hoffe also, es wird mit ihr gehen, auf jeden Fall danke ich Gott täglich, daß diese Fräulein Helene mit ihrem Gethue aus dem Haus ist. Heute morgen in der Speisekammer kam ich gut mit ihr aus, sie scheint ziemliche Angst vor den Kindern zu haben, war aber, wie Luise meint, ganz nett zu ihnen. Ich glaube, sie gibt sich redliche Mühe, uns Allen zu gefallen. Das muß sie ja auch, denn Manche hätten unsern Herrn gern gemocht. Fräulein Hildegard von gegenüber ist auf vierzehn Tage verreist!

Nun leben Sie recht wohl, es wäre doch sehr nett, wenn Sie wieder eine Stelle in Dresden nehmen. Ich gebe viel auf einen gemüthlichen Umgang mit feinen Menschen. Ihre Charlotte Walther.

c)

Nicki Bohlmann, elf Jahre.

Liebes Tantchen Helene!

Es thut mir sehr leid, daß Du nicht mehr hier bist, aber es ist auch recht nett, die neue Mama zu haben. Ich glaube, daß ich sie so gern haben werde wie die frühere, Isa meint, noch lieber, weil sie mit uns Abends singt und uns zu radeln erlauben will. Sie freut sich sehr, uns als Kinder zu haben.

Du wirst froh sein, daß wir nicht stecken blieben, und Papa und Mama fanden die Gedichte sehr schön. Papa sagte: „Also Fräulein Helene kann auch dichten!“ Nun ist mein Brief aus.

Deine Dich liebende Nicki.

d)

Ella Bohlmann, zwanzig Jahre, an ihre Mutter, die verwittwete Frau Hauptmann Elmentag.

Ach Geliebteste, was sehne ich mich nach Dir, es kommt mir unfaßlich vor, daß ich jemals Dich freiwillig verließ. Du littest ebenso unter dieser ersten Trennung als ich, aber unter Thränen lächeltest Du dankbar, weil ich einem ruhigen Glück entgegen ginge.

Ich bin ja auch glücklich, Heinrich ist wirklich so gut und gütig. Nur ist Alles so ungewohnt, Alles so unsäglich fremd. Krasse Aufregung, nüchterne Alltäglichkeit, kalte Isolirung, beängstigende Freundlichkeit folgen rasch auf einander. Noch bin ich wie in der Brautzeit Hauptperson, noch werde ich überall gefeiert und mit Interesse betrachtet, aber wer kümmert sich wirklich um mich, wer merkt es mir an, daß jede Faser bis zum Zerreißen sich spannt, ob ich mich unter Liebenswürdigkeiten innerlich winde, ob das Wort, das über die Lippen sollte und es nicht vermag, mich erstickt.

Du sahst in den letzten Grund meiner Seele hinein, Du empfandest jede Regung derselben, Du wußtest das Beglückende zu steigern und mildertest das Schwere. Ich bin eben so maßlos verwöhnt; und weil ich so reich war, bin ich heute verarmt.

Ach, geliebteste Mutter, den gestrigen Tag werde ich lange nicht überwinden.

Das Haus war verschwenderisch mit Blumen geschmückt, rothe Rosen bekränzten die Schwelle, über welche man den Sarg mit der armen jungen Frau, mit dem todten Kind an der Seite, vor gerade zwei Jahren herübertrug. Wie Leichen- und Carbolgeruch schlug es mir durch all' den Rosenduft entgegen. Und Heinrich strahlte stolz und die Kinder waren freudig erregt und die Dienstboten neugierig und devot, und an die Todte dachte kein Mensch. Nur ich, ich sah die geschlossenen Augen, und sie schienen sich zu öffnen und mich in schmerzlicher Ueberraschung anzusehen. Alles, was ihr werth und lieb gewesen, eignete ich mir ja auch an.

Und die Kinder! Mit welcher Hingebung hatte ich ihrer und der mich erwartenden ernsten und schönen Pflichten gedacht, aber in diesem ersten Augenblicke empfand ich sie nur als recht alltägliche, nicht sehr wohlerzogene, mir gänzlich, gänzlich fremde Geschöpfe.

Ich versuchte dies Alles nieder zu kämpfen, versuchte meine ersten Gefühle herauf zu beschwören, aber es gelang mir nicht; ich küßte sie, aber nur mit den Lippen. Ich hoffe und glaube, daß sie es nicht merkten.

Es muß auch bald anders werden, ich muß und will sie lieben.

Dann, noch im Flur, kam ein schrecklicher Moment; verlegen kichernd sagten die drei Aeltesten einige Verse auf. Alles wurde darin preisgegeben: die verstorbene Mutter, die neue, die ihre Stelle jetzt einnimmt, der Segen, den sie um sich verbreiten wird, die Liebe, die man ihr freudig entgegen bringt. Alles in den süßlichsten Phrasen und doch Alles wahr, und vor all' diesen Menschen! Sie standen herum, Heinrich, die Kinder, die Leute, und sie sahen mich an.

Endlich kam die Nacht; glücklicher Weise schlief Heinrich bald ein, und dann weinte ich mich aus. Hast Du erfahren, was es heißt, weinen zu müssen, so daß es der Andere nicht merkt?

Liebste, liebste Mutter, es ist gewiß besser, daß ich Dich vorläufig noch nicht sehe. Ich könnte Dich nicht zum zweiten Mal verlassen. Und doch geht es mir ja gut, und Alles wird sich noch besser gestalten.

Inniglich küßt Dir die süße Hand

Deine Ella.

Mehr als je fühl' ich mich jetzt, in dieser Trennung, als Dein Kind, als Dir nah.

VII.

Geheimer Regierungsrath **Wredius**, einundfünfzig Jahre, an seine Schwiegermutter.

Meine liebe Mutter!

Hedwig hat sich endlich zu Ruhe begeben; seit zwei und ein halb Wochen war sie kaum aus den Kleidern gekommen. So will ich Dir denn über diese letzten schweren Tage berichten. Die Wohnung ist wie ausgestorben, all' die Angst und Aufregung, all' die Sorge und Spannung sind gewichen, es bleibt nur die tiefe Trauer, die Trauer, welche uns immer verbleiben wird. Noch eine kurze Zeit verbleibt uns auch noch diese liebliche, weiße Gestalt, die, von den ersten Schneeglöckchen umgeben, so still in ihrem Bettchen ruht.

Hedwig hat Alles, was an die Krankheit erinnert, weggestellt, jetzt ist es wieder ihr eigenes Zimmer mit all' den Photographieen, Geschenkbüchern, Reiseerinnerungen, Blumentöpfen und hübschen Sachen. Von diesem jungen Mädchenreich nimmt sie lächelnd nun Abschied.

Hedwig und mir war es diese Zeit über schwer geworden, zu sehen, wie gern sie von uns ging. Jetzt rührt es uns nur, jetzt verstehen wir das süße und doch geheimnißvolle Lächeln auf ihrem todten Gesicht. Aber es schien uns so unnatürlich, daß sie an der Schwelle des schönen Lebens keinen einzigen Blick rückwärts wandte; wir hatten ihr doch eine so heitere Kindheit, eine so besonnte Jugend bereitet, sie war in der Elternliebe so warm gebettet und ging doch freudig in das unbekannte Dunkle hinaus.

Unsere Thränen haben sie geschmerzt, sie bat uns: „Weint doch nicht um mich, wir sehen uns ja wieder, und dann erscheint uns die Trennung wie ein Tag. Ich gehe ja zum Vater, und im Himmel ist es doch schöner als auf Erden." Oft sprach sie über ihre Einsegnungszeit: „Als ich vorige Ostern am Altar kniete, glaubte ich nicht, daß so bald das Größte und Herrlichste an mir erfüllt werden würde. Der Heiland braucht mich schon jetzt, hat alle Sünden mir vergeben. Nicht wahr, ihr vergebt sie mir auch?" Dann konnte sie nicht weiter und küßte uns unter heißen Thränen, und wir mußten sie beruhigen und ihr das weitere Sprechen untersagen. Das war am Dienstag. Seitdem wurde sie matter, alle Kräfte nahmen ab, und sie sprach nur noch

wenig. Nur noch ein so lieblicher Dank für jede empfangene Hülfeleistung. Gestern Abend phantasirte sie und sagte verschiedene Psalm- und Choralverse her, auch einige der Seligpreisungen. Wir wollen auf ein weißes Marmorkreuz die Worte setzen: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Und heute, in der ersten Vorfrühlingshelligkeit, wurde sie von uns genommen. Sie war halb bewußtlos und warf den Kopf unruhig umher. Dann wurde sie still und schlug die Augen auf und sah groß und klar vor sich hin, dann lächelte sie, seufzte noch einige Male, und dann war es zu Ende, und Hedwig fand Kraft, ihr die lieben Augen zu schließen.

Ich wollte noch mehr schreiben, aber ich kann nicht. Morgen Nachmittag verläßt sie das Elternhaus, übergeben wir sie der kalten Erde. Du wirst unser fürbittend gedenken.

Dein tieftrauriger Sohn Ernst.

VIII.

a)

Frau **Asta Stein**, achtundzwanzig Jahre, an Frau Hermine Mannfels, sechsundfünfzig Jahre.

(Hellgraue Briefbogen mit discretem silbernen Namenszug links, Wohnungsangabe rechts. Fast unmerklich parfumirt. Mittelgroße, ziemlich runde, abgeschlossene Handschrift, jedoch mit etwas erregtem Nachdruck.)

Berlin,
Victoriastraße 62.

Liebste Tante Hermine!

Ich habe keine Mutter, und so schreibe ich Dir heute, auch was sich viel leichter mündlich erzählen ließe.

Als ich im September in Karlsbad von Dir Abschied nahm, frugst Du: „Und Du bist doch glücklich!" und aus vollem Herzen antwortete ich: „Ach gewiß, gewiß." Ich war es auch. Die leidenschaftliche Anfangserregung hatte sich ja lange gegeben, was aber zurück blieb, war persönlich und warm und echt und schön. Vor vier Tagen erhalte ich einen anonymen Brief. Ich will Dir die Einzelheiten ersparen, sie sind schmutzig. Ich erfuhr daraus Albert's Beziehungen zu einem Wesen, welches er damals im September in Karlsbad kennen gelernt hatte, mit dem er seither in einer prächtig eingerichteten Wohnung verkehrt. Jetzt, da ich mir diese vergangenen Monate vergegenwärtige, erkenne ich, daß eine gewisse Aenderung in ihm vorging; er hat sich weniger um mich bekümmert, erzählte mir weniger von seinem Leben in der Stadt, aus der Börse, war öfters zerstreut, war etwas weniger verliebt. Ich wußte, daß seine Geschäfte ihn augenblicklich lebhaft in Anspruch nahmen, hegte nicht den allergeringsten Argwohn. Wie zärtlich konnte er auch sein — trotz alledem. Tante Hermine, ist so etwas möglich? Du kannst Dir nicht denken, wie er geheuchelt hat, wie blind ich ihm glaubte.

Der Brief gelangte zwei Tage nach seiner Abreise in meine Hände (übrigens habe ich die Angaben sorgfältig geprüft, leider stimmt Alles). Erst in einer Woche kehrt er zurück, bis dahin muß ich zur Klarheit gelangen. Bis jetzt scheint mir Alles verworren, so intensiv ich auch Tag und Nacht darüber grüble.

Sieh, Du hast ja so viel Menschenerfahrung, sage mir, ob ich mich täusche; mir kommt es vor, als hätte ich nur zwischen wenigen Möglichkeiten zu wählen.

Erstens: Bei seiner Rückkehr halte ich ihm die Thatsachen vor, ich könnte weinen, könnte alle kleinen Koketterien ausspielen lassen, er würde mich küssen, mich trösten, mir Besserung — Alles, was ich verlange — versprechen; darauf Rührung, Versöhnung.

Und dann? Wenn sein Fehler meinerseits so leicht vergeben und vergessen wird, warum sollte er denselben schwer nehmen? Es wäre die erste einer langen Reihe demüthigender, verletzender Episoden. Nein, diese Handlungsweise scheint mir kleinlich und vollkommen unzulänglich.

Zweitens: Ich erkläre ihm ernst, aber bestimmt, daß er es mir nicht verdenken könne, wenn ich von nun an nur noch äußerlich, der Form nach, mit ihm verkehre und jede innere Gemeinschaft aufhebe ... Du brauchst Dich nicht zu erschrecken, ich erkenne ja selbst, wie unweigerlich ihn dieses „ihr“ zuführen würde, ich sehe ja ein, daß, wenn ihm sein Haus und Heim verleidet, er (mit Recht oder mit Unrecht, lasse ich dahin gestellt) sich von nun an für den Beleidigten halten würde.

Drittens: Ich sage kein Wort, lasse mir gar nichts merken, bin wie immer die zärtliche, ja die verliebte Gattin, und Alles geht glatt und gut wie bisher. Das klingt ja praktisch und vernünftig, ich kann auch nicht leugnen, es liegt mir am nächsten. Ich könnte es auch durchführen, ich bin ihm ja noch heute von Herzen gut. Aber wenn er es jemals erfährt, und wer verbürgt mir das Gegentheil, daß ich die ganze Zeit über schauspielerte, daß es mir möglich wurde, auch nicht die geringste zurückhaltende, mißbilligende Entrüstung zu zeigen, daß ich schlankweg darauf einging, mich mit — einer Solchen in seinen Besitz zu theilen! Wie gesagt, ich vermag die Rolle zu spielen, aber von dem Augenblick an, in welchem er sie durchschaut, wäre ich in meinen eigenen Augen auf immer gebrandmarkt und erniedrigt. Vielleicht ist dies nicht logisch, aber so und nicht anders empfinde ich.

Schließlich ... aber einen weiteren Ausweg finde ich überhaupt nicht; ich habe diese wenigen Möglichkeiten in meinem Gehirn ausgetiftelt und ausgesponnen, annehmbar erscheint mir keine, ich bin tief, tief unglücklich und sehe sorgenvoll in die Zukunft.

Noch vor vier Tagen war mein Leben sonnig und klar.

Ach, liebste Tante Hermine, rathe Deinem Pathenkind

Asta.

b)

Geliebtes Kind!

Du bist jung und anziehend, Du bist vernünftig und gut. Für derlei Schwierigkeiten gibt es keine Recepte, freundschaftlicher Rath ist meistens verkehrt, aber mit Tact wirst Du zweifellos siegen.

Herzlich gedenkt Deiner Hermine M.

IX.

Paul Stehnicke, fünfundfünfzig Jahre alt, an den Grünkramhändler Jansen.
(Kritzlige, unregelmäßige Schrift, größere, dünne, liniirte Bogen.)

Lieber Jansen! Berlin.

Sie werden in der Zeitung gelesen haben, was passirt ist, und so will ich es Sie ausführlich beschreiben. Ich habe es allerdings schon furchtbar oft erzählt.

Ich hätte niemals geglaubt, daß so etwas in unserer ruhigen Froben-Straße menschenmöglich war, es kommen auch noch immer Leute und wollen sich das Haus besehen aber rein dürfen sie nicht das lasse ich nicht zu und draußen nicht der Schutzmann.

So was besonders hatte ich ihm jarnich angemerkt etwas gnatzig und verärgert sah er ja aus aber wenn ich ihn auf den Hausflur traf hatte er doch immer ein nettes Wort er war doch immer ein nobler freundlicher Herr. Aber eben mit die Frau, na über die Pflanze waren wir uns ja stets einig auch wol alle im Haus.

Sie ist niedlicher wie je, nur etwas zu mager für meinen Geschmack um die Hüften. Mit dem Vetter war es aus dafür aber einen Husarenleutnant aus Ostpreußen und ein ältlicher Herr aus der Thiergartenstraße mit einem pikfeinen Selbstfahrer und zwei grau besprenkelten Pferden.

Und am Dienstag Abend treffe ich ihn auf die Treppe und ich sage ach bitte Herr Dr. wie ist es nu mit dem Abonnmang auf die kaputen elektrischen Klingeln und er sagt etwas hastig aber doch ganz gut ach Stehnicke lassen Sie das einstweilen ich hab heute keine Zeit sagt er. Und das war sein letztes Wort. Und Nachts schlaf ich besonders fest warum denn ich war etwas verkältet und meine Alte hatte mir Kräuterthee gekocht und auf ein Mal wach ich auf und denke Nanu is das ein Gewitter oder eine Revolution. Und meine Alte glaubt die eine Thür auf der Beletage wäre so schrecklich zugeklappt aber auch ihr klang es schlimm und sie sagt Stehnicke steh lieber auf und sieh zu. Und so zieh ich mir den Paltoh an und geh in den Flur. Aber es ist allens dunkel und in schönster Ordnung. Und am nächsten Morgen um 7 steh ich mit die Schippe grade am Müllkasten und da kommt das Semmelmädchen schlohweiß angelaufen und sie schreit ganz ohne Athem Herr Stehnicke oben bei Doctor Lessen kommt Blut aus der Thür. Na meine Knie waren zum Umkippen aber ich komme doch glücklich herauf und da hält sich die Lessensche Auguste an die Balestrahde und weint und schreit und sagt wie ich zu den Semmeln aufmachen gehe ist es vor dem Arbeitszimmer von

Herrn Dr. glitscherich und naß und ich faß hin und da ist es Blut und das sickert nur so unter die Thüre heraus und ich geh nicht wieder rein und wenn Sie mir tausend Thaler geben ich geh nicht wieder rein. Also ich hole mir Ihren Nachfolger den Schmidt und wir gehen rein. Und da ist richtig all das Blut. Und wir versuchen die Thür aufzumachen aber sie is von innen zu und Schmidt stemmt sich mit aller Macht gegen er ist doch sehr dick und stand bei die Kührassiers und da berstet sie ein. Und da sehn wir in die Stube da liegt sie halb vom Sofa runtergerutscht mit blutiger Talge und scheint tot und er ist flach auf dem Boden mit dem Gesicht nach unten aber er hatte ins Gesicht gefeuert und der ganze Kopf sah fürchterlich aus und sein Blut war überall rum. Also ich kann nich mehr stehn und hol mir nen Stuhl und setz mich dicht ran und möchte nicht reinsehn aber das geht auch nicht, wärend Schmidt zur Polizeiwache lauft. Und da kamen sie allesamt an und Komisare und Leutnants und dann die von den Zeitungs und der Lokalanzeiger wollte partu fotografiren. Es war eine schreckliche Wirthschaft.

Nun ist alles versigelt und die Frau im Elisabethkrankenhaus und sie kommt durch und der gute Herr Dr. ist tot.

Nun habe ich Ihnen glaube ich allens geschrieben meine Frau grüßt ihre und Selma und Eveline bestens mit vielen Grüßen verbleibe ich

Ihr Paul Stehnicke Pförtner (so heiße ich jetzt seit der neue Wirth. Portier soll nich mehr sein. Was neues müssen die Leute sich immer ausdenken).

X.

a)

Kuno Baudler, fünfundzwanzig Jahre, an seinen Freund.

Esne
an Bord der „Sultana“
5. Januar.

Lieber Hans!

So häufig werden meine Nilbriefe doch wohl nicht ausfallen, seit dem 10. December schwimmen wir unentwegt auf unserer Dahabie, und noch immer „kam ich nicht“ dazu.

Es ist eine überaus angeregte Monotonie, ein den ganzen Menschen packendes und beschäftigendes Nichtsthun. Selbst gemalt habe ich meistens nur „innerlich“. Einige wenige Skizzen kann ich aufweisen, geplant aber ist vieles. Mein Gewissen ist auch vollkommen beruhigt, jetzt lerne ich Menschheit und Landschaft auswendig, in den nächsten Monaten will ich sie malen.

Das Leben hier ist so eigenartig schön, daß ich mich frage, wie ich den Uebergang zur Alltäglichkeit späterhin finden werde. Alles Aeußerliche macht sich von selbst, man reist und bleibt doch zu Haus. In meiner kleinen Kajüte wach' ich auf, einige der geflochtenen flachen Korbteller (genau dieselben wurden in den Gräbern gefunden) hängen an den weiß lackirten hölzernen Wänden, auch eine Kalckreuth'sche, eine Félicien Rops'sche und eine Whistler'sche

Radirung. Ich schiebe meinen kleinen, gelben Vorhang bei Seite und starre aus dem Fenster, bis Mamut das heiße Wasser gebracht hat, auch wohl noch länger. Die Ufer ziehen vorbei und vorbei ein langer, feierlicher Fries von Palmen, von Hirten und Herden, von wassertragenden Frauen in ihren dunkeln Schleiern und Gewändern. Zum Kaffee erscheint nur Gräfin Rita Lescitzka. Sie ist ein sonderbarer Typ; weder in Mannheim noch in Karlsruhe kam so etwas vor. Man würde sie auf vierundzwanzig taxiren, nach einigen Aeußerungen, die sie freimüthig fallen ließ, ist sie aber bereits siebenundzwanzig. Sie ist nicht hübsch, aber ihre Figur ist vollendet geschmeidig, mit feinen Knochen, und wenn sie Farbe bekommt und spricht, kann man die Augen nicht von ihr wenden. Und raffinirt, im Anzug, im Geschmack! Da lernt man nicht so bald aus! Im Allgemeinen ist sie liebenswürdig und immer höflich, aber wenn sie ihre Launen — oder ihre Nerven — hat, huscht die Jungfer blaß und abgehetzt vorbei, die Tante ist verstört und ich verkrieche mich in den entferntesten Winkel des Schiffes. Dies kommt aber nicht allzu oft vor. Sie ist gescheidt und gewandt, gar nicht gebildet, namenlos oberflächlich, liest wenig, hört aber zu und paßt auf.

Weshalb sie noch nicht geheirathet hat, ist mir verschleiert, der ehelose Stand ist gewiß nicht nach ihrem Geschmack, das gibt sie auch ziemlich unverblümt zu. Allerdings ist sie ganz ohne Vermögen, ihre verwittwete Mutter verzehrt das Gnadenbrot auf dem Gut irgend eines Vetters, zusammen mit einer häßlichen, aber unerhört vortrefflichen, jüngeren Schwester. Aber in ihren Kreisen müßte es doch reiche Jünglinge geben. Sie ist anziehend, sie ist gefallsüchtig (glücklicher Weise! das wäre sonst bei diesem langen Zusammensein allzu kränkend). Dabei von einer kleidsamen weiblichen Unnahbarkeit; ich bin überzeugt, daß noch Niemand ihre Lippen berührt hat!

Also mit der Gräfin Rita wird gefrühstückt und dann macht man Pläne für den Tag. Der Theorie nach weht ein unverdrossener Nordwind die Dahabie nach Nubien, und der Strom treibt sie auf der Rückkehr nach Kairo herunter. In der Praxis ist es oft anders und bei Windstillen oder widrigen Winden schleppt die Mannschaft (zwölf famos gebaute Nubier) uns am Tau. Dieses Tempo ist naturgemäß recht gediegen, und inzwischen geht man am Ufer spazieren, macht Ausflüge landeinwärts. So schlenderten wir gestern durch Durapflanzungen nach dem unter Palmen sich erstreckenden Dorf. Auf dem Dach eines der Lehmhütten saß ein junges Mädchen, bunte Ketten und dicke, silberne Reifen um den schön geformten Hals. Sie hatte lachende, schwarze Augen und niedliche Grübchen, dabei auf das Ausgesprochenste jenes strenge Profil der altägyptischen Sculptur. Vor einer anderen Hütte lag fast regungslos ein altersschwacher Greis, von einem braunen, faltigen Mantel nur theilweise bedeckt. Sein langer Bart hing in verwirrten weißen Strähnen herab, alle Linien waren rassig und streng wie ein Mantegna'scher Stich. Dann kam eine Gruppe beladener Kameele mit schwatzenden Treibern in ihren flatternden, hellblauen oder weißen Kitteln vorüber. Dann weiterhin, mitten im Feld, ein junger Hirte mit der Schleuder, ganz vorweltlich, biblisch und schlicht. Mit ihm eine kleine Hirtin, ihr fadenscheiniges dunkles Hemdchen schmiegte sich an die schlanken Glieder.

Heute besuchten wir den Tempel von Esne. Von außen hat der Sand ihn fast verweht, jämmerlich angebaute Lehmhütten verdecken die äußeren Wände, und fast unvorbereitet tritt man in den herrlichen Hof. Grandiose Säulenreihen mit Lotuscapitälen, tiefes Dunkel und blendendes Licht, streng stilisirte Pharaonen und Götter. Hier liegt eine umgestürzte Statue, ein schönes kaltes Herrscherprofil, stolz trägt das Haupt die Krone von Ober- und Unterägypten und zwei halbnackte, schmutzige Kinder wälzten sich über den Stein. Ich saß und zeichnete, Backschisch verlangende Menschen sammelten sich an, die Hunde kläfften sich heiser. Schließlich langweilte alle mein eintöniger Anblick, und ich blieb mit den Säulen und Symbolen und verlassenen Altären allein. Ganz weltentrückt, bis Manmut erschien um mich zum zweiten Frühstück zu rufen.

Bei dieser Gelegenheit wird dann die Fürstin begrüßt, man erkundigt sich eingehend und theilnahmsvoll nach ihrer überaus complicirten Gesundheit. Da das Wetter hier gleichmäßig gut ist, dieser Nothanker Einem also entgeht, sind ihre verworrenen inneren Zustände dankbar zu begrüßen. Im Grunde scheint es ihr auch eigentlich recht erfreulich zu gehen, mich und meine Verbrennung überlebt sie entschieden.

Wir kommen vorzüglich mit einander fort. Sie ist gutmüthig, etwas apathisch, aber wenn sie sich aufrafft, ganz interessant. Meine malerische Thätigkeit hatte sie sich wahrscheinlich anders geträumt —, so etwa drei Bildchen täglich, nach den von ihrem Kennerblicke ausgesuchten Motiven. Aber sie hat sich liebenswürdig in die Enttäuschung gefunden. Abends und Nachts auf dem Verdecke führen wir lange Gespräche über alles Erdenkliche. Sie raucht Cigarren, ich Cigarretten, der Sonnenuntergang . . . über die Sonnenuntergänge hier kann man nicht sprechen! Also diese blendende, aufregende, beruhigende, Einem das Herz zerschnürende Pracht spielt allabendlich eine neue, gewaltige Symphonie. Und Nachts strahlen die Sterne hervor aus dem dunkeln, schweigsamen Nil, und im Mondschein erkennt man jeden verblaßten Ton der alten persischen Teppiche unserer Divane.

Ach, es ist überirdisch schön!

Stets mein lieber, guter Hans Dein

Bruno Baudler.

b)

Gräfin Rita Lescitzka, einunddreißig Jahre, an ihre Cousine.

Liebste Thesi!

Vielen Dank für Deinen höchst willkommenen Brief aus Wien. Du kannst Dir denken, wie extatisch man hier Nachrichten aus der civilisirten Welt begrüßt.

Im Ganzen bin ich aber wirklich nicht unbefriedigt. In Kairo war sehr viel los, bessere Gesellschaft und vor Allem mehr Herren als an der Riviera. Endlich kam man wieder zum ordentlichen Tanzen; dann ritt ich mit einigen englischen Officieren der Garnison, es wurde viel getennißt und viel gegolft, kurz: dort hatte ich es sogar hervorragend gut.

Hier könnte es ja auch begeisternd sein, wenn man sich mit einer wirklich netten Gesellschaft, von etwa zwanzig Personen, zur Nilfahrt auf einem Dampfer verabredete, oder wenn ausgesuchte sechs bis acht Menschen sich so eine Dahabie mietheten. Das wäre einfach ein Traum. Denn wirklich, obgleich Du mich so bedauerst, obgleich es ja eigentlich so auf die Dauer mit einer Tante und einem kleinen Maler tödlich ist, geht es doch an. Manchmal treffen wir mit anderen Dahabieen zusammen, machen Ausflüge und laden uns ein. Und wirklich hat dies Leben, auch wenn Niemand anders da ist, einen Reiz: Du wirst lachen, aber manchmal wird mir ganz poetisch zu Muthe, überall gibt es Illustrationen zu den alten Geschichten aus der Kinder- und Schulstubenzeit. Alles ist fremdartig und doch wieder vertraut. Die netzziehenden Fischer, der Sheik-Patriarch in seinem Zelt, die Blinden, welche man von weither dem wunderthuenden Arzt zuführt, der Märchenerzähler, die tanzenden Männer Nachts in einer Höhle bei brennendem Feuer. Dann bewundere ich die Landschaft mehr und mehr, vielleicht durch den Einfluß des kleinen Baudler.

So ein Mensch ist ganz anziehend naiv; kennst Du eigentlich die Classe? Vielleicht von einem Musiklehrer oder dergleichen her? Aber wir haben Glück mit diesem; er ist wirklich, im Großen und Ganzen manierlich und nett, ein durchaus gutes Wurm und gar nicht dumm.

Um Tante Sophie Klotilde's Zustand ausführlich zu schildern, fehlt mir heute die Zeit und die geistige Spannkraft. Eigentlich geht es ihr vortrefflich, und in unvorsichtigen Augenblicken gibt sie eine Besserung sogar zu. Was thäte sie aber ohne diesen Inhalt des Lebens; seit dem Tode des Seligen waren diese merkwürdigen Leiden ihr Stütze und Stab. Aber im Grunde ist sie ein liebes altes Geschöpf und trotz ihres zeitweiligen Eigensinns habe ich sie *wirklich* recht gern.

Wie furchtbar nett müssen die Quadrillenproben sein und wie entzückend klingt Dein Kleid. Bitte schicke mir umgehend eine Photographie. Du könntest Dich ganz gut vorher aufnehmen lassen, nur mußt Du dem Menschen einschärfen, keine Abzüge „zufällig“ in den Vorzimmern herumliegen zu lassen. Was werde ich Deiner am 8. Febr. gedenken! Dabei wird mir doch etwas eng ums Herz.

Es umarmt Dich zärtlich Deine Rita.

c)

Fürstin Sophie Klotilde Ermeland, achtundfünfzig Jahre, an ihre Schwägerin.

NB. Nachdem mein Brief schon geschlossen ist, fällt mir ein, daß ich nur Deine Fragen wegen meiner Gesundheit beantwortet habe und daß Du doch noch Anderes erfahren möchtest.

Das Leben gefällt mir entschieden. Man hat sein behagliches Heim, Alles macht sich von selbst, nie Hast, nie Gedränge, kein Zugverpassen, keine Rechnungen, nur einen Check an Cook und Söhne. Ich fange an, mich für die Tempel und Dynastien zu interessiren, komme auch seit Jahren wieder zum Lesen; in Europa fehlt Einem leider immer die Zeit. Außerdem interessirt

mich die Bevölkerung; meistens sind die Eingeborenen schmutzig und häßlich, aber ich lasse mir gern über die Lebensweise und über die Gewohnheiten erzählen und gehe oft in den Dörfern umher.

Wir hausen ganz einträchtiglich zusammen. Der kleine Maler gefällt mir durchaus als Mensch; er ist wirklich recht möglich und nicht ohne Bildung. Was aber seine Kunst anbetrifft, habe ich einen entschiedenen Mißgriff begangen. Ich brauchte — jetzt wird es mir klar — einen Pianisten, der gut photographiren und auch entwickeln könnte. Die Musik entbehre ich und so ein Maler (obgleich dieser wirklich recht begabt ist) geht gar nicht auf meine Intentionen ein; auch läßt er sich in der bedauernswerthesten Weise die schönsten Motive entgehen. Ich sage schon gar nichts mehr, — er hört eben auf keinen, noch so erfahrenen Rath.

Uebrigens brauchst Du Dir wirklich keine Sorgen um ihn und Rita zu machen. Dazu ist sie doch weitaus zu praktisch veranlagt! Um ihretwillen freut es mich besonders, daß ich ihn mitnahm; ohne irgend ein männliches Wesen hätte sie es so lange nicht aushalten können. Jetzt trägt sie in sinnreicher Abwechselung ihre vielfachen Kleider, und Abends zu Tisch erscheint sie im ägyptischen Costüm, über welches er in Entzückung geräth.

Ja, liebe Adele, sie ist doch eine rechte Sorge, und es ist höchste Zeit, sie unterzubringen. Zwei aufgelöste Verlobungen sind eben allzu ungünstig. Vor uns — aber in Nubien holen wir ihn ein — ist ein Chicagoer Millionär, ein kinderloser, noch jugendlicher Wittwer. Es wäre ja ein furchtbarer Entschluß, aber man fängt neuerdings an auch die Männer von dort drüben zu heirathen, — natürlich, wenn es sich um die ganz großen, ganz sicheren Vermögen handelt. Mir wäre es ja namenlos schwer den Accent, und was so drum und dran hängt, zu verschlucken; anstandshalber dürfte ich mich dann auch zwei Jahre mindestens nicht über Yankees offenherzig aussprechen. Aber wenn sie dadurch endgültig versorgt wäre! Und die Männer sollen fabelhaft moralisch sein, das ist immerhin etwas — und dann diese Mittel!

Schreibe mir, bitte, ausführlich über Dein Ergehen, auch wie die Adenoiden-Operation (welches anscheinend jedes wohlerzogene Kind heutzutage durchmachen muß) bei meinem lieben kleinen Egon verlief.

Deine S. E.

d)

Minna Pietschkow, dreiunddreißig Jahre, an ihre Schwester.

Liebe Elise! Sultana. Esneh. Nil.

Du wolltest einen Brief und keine Ansichtskarte von mir haben, also setz' ich mich hin. Zuerst kam es mir sehr spanisch hier vor, so auf einem Schiff zu leben, und diese kleinen Räume, da man doch an große gewohnt ist. Und immer was Anderes um sich zu sehen, was immer wieder dasselbe bleibt. Es gibt hier nämlich zu sehen: 1. Palmen. 2. Nil, mit sehr mäßigem Wasser, meist dünnliche Erbssuppe. 3. Jeden Abend einen gelbrothen Sonnenuntergang, der sehr schön ist, den man aber nach vierzehn Tagen über bekommt. 4. Menschen, die mehr oder minder bräunlich sind, also keine ganz eigentlichen Menschen. 5. Dörfer mit elenden Lehmkathen für die Leute und eine große

Art Thürme für die Tauben. 6. Greuliche Hunde, vor denen ich mich fürchte. Dann ab und zu auch noch Tempel, aber die ähneln sich auch.

Umgang ist schrecklich wenig. Erst glaubte ich, mit dem kaffeebraunen Dragoman, der mit mir und dem Krischan ißt, würde es gar nicht gehen. Aber für einen Heiden und Kaffern, was doch diese Araber schließlich sind, ist er gar nicht schlimm, denn er ist bei sehr guten Herrschaften gewesen; im vorigen Winter nahm er die Erbprinzen von Sachsen-Ysenburg den Nil herauf. Also weiß er doch schon etwas von unsereinem.

Ich habe mehr zu thun, als ich dachte; für zwei Damen zu sorgen, ist gar nicht mein Genre. Die Gräfin Rita ist schrecklich ꝛc. Zu den drei Mahlzeiten muß ein frisches Taschentuch herausgelegt werden; sind sie noch ungebraucht, aber auch nur im Geringsten verknutscht, muß ich sie plätten, so auch täglich ihr Nachthemd und selbstverständlich alle ihre Blousen (35 Stück, 15 seidene, 2 Flanell, 18 zum Waschen). Dabei wird ihr Alles von Onkeln und Tanten geschenkt; nicht einmal die Strümpfe könnte sie sich anschaffen. Aber das sind so die Rechten. Dann diese Geschichte mit dem Bad. Sie behauptete, das Nilwasser wäre zu hart, und alles mögliche Zeug muß herein, Mandelkleie, Toiletteneſſig, immer was Neues. Dann je nach der Temperatur oder ihrer Stimmung sehr heißes Wasser oder sehr kaltes, oder laues oder was dazwischen. Dann gehört sie zu Denen, die sich von ihren Jungfern abreiben lassen. Nein, ehe ich das thäte! Dazu wäre ich viel zu anständig und gebildet. Aber sie hat ja auch einen halbpolnischen Namen.

Sonst ist sie mir im Allgemeinen sympathisch; nachdem ich acht Jahre lang nur die schwarzseidenen Fähnchen der Fürstin in Händen gehabt habe, genieße ich es, mal mit wirklich hübschen Sachen umzugehen.

Wir haben auch einen Maler an Bord; zu Hause hätten meine Damen ihn kaum angesehen, hier sind sie furchtbar aimabel zu ihm, ich bin oft ganz erstaunt. Er ist entschieden nett, auch recht zuvorkommend; neulich machte er eine Skizze von mir, aber Gräfin Rita durfte es nicht merken.

Der Fürstin ihr Nierenleiden, von dem noch immer kein Mensch was ahnen darf, ist etwas schlimmer geworden. In Kairo war der Arzt ziemlich besorgt und Krischan überhörte, daß er auf ihre dringende Frage antwortete, mit großer Sorgfalt könnte sie immerhin noch acht Jahre leben. Mir thut das sehr leid, ich habe mich so nett mit ihr eingelebt, und sie ist wirklich recht gut.

In Assuan werden wir endlich etwas pausiren, und da mehrere Daabieschiffe dort anlegen, gibt es vielleicht endlich etwas Verkehr.

Der Brief soll fort, darum grüßt Dich noch allerbestens

Deine Dich liebende Schwester Minna Pietschkow.

(Weitere Briefe im nächsten Hefte.)

Ludwig Uhland betreffend.

Ein Brief an den Herausgeber.

[Nachdruck untersagt.]

Verehrter Herr Doctor!

In Ihrem anziehenden Bericht über „Die Begründung der Deutschen Rundschau“ erwähnen Sie (S. 4 dieses Bandes) einer Erzählung von Berthold Auerbach, der zufolge Uhland einmal über ihn gesagt haben soll: „Der Berthold ist ein klein's schwarz Männle, g'rad wie 'ne Boxbeutelflasche, aber es ist auch eppes drin.“ Erlauben Sie mir, daß ich diese Erzählung mit einigen kritischen Anmerkungen begleite.

Was mir an derselben zum Anstoß gereicht, ist zunächst die sprachliche Form, in der Uhland sein Urtheil über Auerbach ausgesprochen haben soll. Ich habe mit Uhland von der Zeit an, wo ich als junger Student seine Vorlesungen besuchte und an seinen „Deutschen Stilübungen“ theilnahm, bis zu seinem Tode in Verbindung gestanden; ich habe den mir freundlich gewährten Verkehr mit ihm während der 12½ Jahre, die ich zwischen 1831 und 1847 in Tübingen verlebte, und auch in der Folge, so oft mich mein Weg in das väterliche Haus meiner Frau führte, mit dem Eifer eines dankbaren Schülers und warmen Verehrers gepflegt; ich habe ihn ganz überwiegend in seinem Hause oder in vertrautem Freundeskreise, also unter Umständen, in denen man sich am ehesten gehen läßt, gesehen. Aber ich erinnere mich nicht, ihn jemals anders als schriftdeutsch sprechen gehört zu haben. Daß er vollends statt „etwas“ das bauernschwäbische „eppes“ gebraucht haben könnte, halte ich für unbedingt ausgeschlossen. Die Form der Uhland'schen Aeußerung wird man daher jedenfalls dem Erzähler auf Rechnung zu setzen haben.

Aber auch in ihrem Inhalt stört mich nicht allein die Bocksbeutelflasche, die mir nicht recht Uhlandisch aussieht, sondern mehr noch der Berthold. Auerbach liebte es, seine Freunde mit dem bloßen Vornamen zu bezeichnen, und er rief dadurch nicht selten einen Schein kameradschaftlicher Vertraulichkeit hervor, welcher über den wirklichen Thatbestand hinaus ging. Uhland's männlich-einfacher Redeweise, welche den Ausdruck freundschaftlicher Empfindung eher zurückhielt als aufdrängte, fehlte dieser Zug vollständig: selbst seine nächsten Jugendfreunde, einen Kerner, Mayer und Schwab, habe ich ihn, so weit ich mich erinnere, immer nur mit ihren Familiennamen, nicht Justinus, Karl und Gustav nennen hören. Daß er statt „Auerbach“ gesagt haben sollte „der Berthold“, ist mir sehr unwahrscheinlich. Nehme ich zu allem diesem hinzu, daß wir nicht wissen, gegen wen Uhland jene Aeußerung über Auerbach gethan und wer sie diesem wieder erzählt haben soll, so wird mir die ganze Sache recht problematisch, und ich halte es nicht für unmöglich, daß Auerbach mit der Zeit auf Uhland übertrug, was ein Anderer über ihn gesagt hatte.

Daß er dies mit dem Bewußtsein that, etwas Falsches für wahr auszugeben, glaube ich nicht. Ich habe nie Anlaß gehabt, an der Wahrheitsliebe unseres Freundes zu zweifeln. Allein er war kein Historiker, sondern ein Poet. Von jenem Mißtrauen, das der besonnene Geschichtschreiber nicht bloß fremden Angaben, sondern auch seinen eigenen Erinnerungen entgegenbringt, so lange er sie nicht geprüft hat, war in ihm keine Ader. Er glaubte am liebsten, was ihm am besten gefiel und sich beim Wiedererzählen — und er war ja ein vortrefflicher Erzähler — am besten ausnahm. So fest er daher an seine Erinnerungen glaubte, so wenig konnte man sich oft im Einzelnen auf sie verlassen. Mir selbst ist es begegnet, daß er mich in späterer Zeit an ein Vorkommniß aus unseren Universitätsjahren erinnerte, das in seiner Darstellung zu etwas ganz Anderem geworden war. Ich berichtigte seinen Irrthum, das half mir aber gar nichts: etwas später wiederholte er mir seine Fabel. Seine Darstellung gefiel ihm besser, also glaubte er an sie. Solchen Naturen muß man manches zu gute halten, was man Andersgearteten verübeln würde. Nur darf man bei der Prüfung ihrer Angaben nie vergessen, daß sie auch der Gefahr jener Selbsttäuschung, welche Erdichtetes mit Erlebtem verwechseln läßt, mehr als Andere ausgesetzt sind.

Verzeihen Sie diese rücksichtslose Kritik dessen, was Sie selbst uns, freilich ohne sich für seine Richtigkeit zu verbürgen[1]), mitgetheilt haben. Die Kritik gehört bei mir eben zum Handwerk. Und schließlich hat doch Jeder, der dazu in der Lage ist, die Pflicht, von dem Bild eines Mannes wie Uhland jeden, auch den kleinsten, fremdartigen Zug fern zu halten.

Mit meinem besten Gruß Ihr ergebenster

E. Zeller.

Zu Heine's Geburtstagfeier.

An den Herausgeber der „Deutschen Rundschau“.

Goethe's Großneffe, der geistreiche Bonner Professor Alfred Nicolovius, schickte mir einmal „Abbildungen der beiden Häuser, in denen Beethoven geboren wurde“, das eine in der Rheingasse, das andere in der Bonngasse gelegen. In gleicher Weise könnte man schreiben von den beiden Jahren, in denen Heine geboren wurde. Sie, verehrter Freund, veranlaßten mich vor zwei Jahren, den 13. December 1797 in der „Deutschen Rundschau“ als Heine's Geburtstag zu begrüßen. Vor Kurzem wollte mich eine große deutsche Zeitung mit einem ähnlichen Auftrage für den 13. December 1799 betrauen. Es war mir sogar die Ehre zugedacht, in der Vaterstadt des Dichters die Festrede zu halten. Wenn ich leider darauf verzichten mußte, so lag der Grund keineswegs in der Ueberzeugung, daß ein ausgesprochener Siebenundneunziger sich nicht an einer Feier im Jahre 1899 betheiligen dürfe. Freilich, die Gründe, welche in der „Deutschen Rundschau“ für das erstgenannte Jahr zum Ausdruck kamen, bleiben in voller Kraft bestehen; ja, sie werden noch verstärkt durch einige seitdem hervorgetretene Thatsachen. Nach Heine's Briefen an Saint-René Taillandier vom 3. November 1851 und an seine Schwester vom 16. Juli 1853 unterliegt es keinem Zweifel, daß sein Geburtsjahr absichtlich von

[1]) Der Verfasser des „Rückblicks“ hält es für geboten, an dieser Stelle zu bemerken, daß er, wenn freilich nicht für die Wahrheit, so doch für die correcte Wiedergabe jener Erzählung aus Berthold Auerbach's Munde jede Bürgschaft übernimmt. J. R.

seinen Eltern in einer Erklärung an preußische Behörden verändert wurde. In der „Deutschen Rundschau" hatte ich den Anlaß dieser Fälschung darin gesucht, daß man Heine 1816 die Auswanderung nach Hamburg erleichtern wollte und deshalb nach dem Stande der preußischen Gesetzgebung den Achtzehnjährigen um zwei Jahre verjüngen mußte. Am 18. December 1897 veröffentlichte Professor Dr. David Kaufmann im „Pester Lloyd" einen Paß, den der hanseatische Consul in London im Jahre 1827 für Heine ausgestellt hatte. Meine Vermuthung, daß Heine nach Hamburg ausgewandert sei, wird dadurch zur Gewißheit; denn wäre er Preuße geblieben, so hätte nicht der hanseatische Consul, sondern eine preußische Behörde den Paß besorgen müssen. Wichtiger ist, was sich den Acten des ehemaligen Düsseldorfer Lyceums entnehmen läßt, das Heine während der Fremdherrschaft besuchte und so vielfach bald scherzend, bald mit wahrhaft liebevoller Erinnerung in seinen Schriften erwähnt[1]). In diesen Acten findet sich ein Bericht über das Schuljahr 1812/13, welcher zu der öffentlichen Prüfung am 23. und 24. August einlädt. Er enthält ein Verzeichniß der 146 Schüler der sechs Classen des Lyceums, und unter den sechzehn Schülern der höchsten, der philosophischen Classe wird Harry Heine aus Düsseldorf aufgeführt. In der philosophischen Classe wurden nach dem Bericht nicht mehr „Sprachen", sondern „Wissenschaften" getrieben und als solche Mathematik und Physik. Außerdem hielt der von Heine so hochverehrte Rector Schallmeyer Vorträge über empirische Psychologie und Logik, verbunden mit einer Kritik der philosophischen Systeme. Fiele Heine's Geburtstag auf den 13. December 1799, so wäre er also im Herbst 1812 als zwölfjähriger Knabe in eine Classe eingetreten, die der Prima unserer jetzigen Gymnasien nicht gerade entspricht, aber in einiger Beziehung noch über sie hinausgeht. Diese Annahme ist um so weniger zulässig, als Heine trotz einer früh entwickelten, raschen Fassungsgabe in den eigentlichen Gymnasialfächern sich niemals hervorgethan hat. Ein „Verzeichniß der Ehrenbücher", welche am 21. September 1811 beim Abschluß eines Schuljahres sehr freigebig vertheilt wurden, erwähnt als Prämiirte die meisten Mitschüler Heine's, während er selber leer ausgeht. Die „Memoiren" erzählen, er sei schon als dreizehnjähriger Knabe mit den liberalen religiösen Anschauungen des Rectors Schallmeyer vertraut gewesen. Diese Erinnerung eines späten Alters könnte allenfalls der Wahrheit entsprechen, denn im Schuljahre 1810/11 befand sich Heine sehr wahrscheinlich in einer Classe, in welcher Schallmeyer als Lehrer beschäftigt war. Wenn er aber in einem Gespräche mit Adolf Stahr äußert, der mit seinem Vater befreundete Rector Schallmeyer habe ihm durch „allerhand Kunstgriffe" möglich gemacht, schon als vierzehnjähriger Knabe die philosophischen Vorlesungen zu besuchen, so würde nach dem strengen Wortsinn sogar folgen, Heine sei mit vierzehn Jahren noch gar nicht in der philosophischen Classe gewesen; denn anderenfalls hätte ihm der Rector nicht durch „allerhand Kunstgriffe" zu erwirken brauchen, was ihm von Rechts wegen zustand. In Wahrheit zählte er aber, wenn er nicht am 13. December 1799, sondern am 13. December 1797 geboren war, im Sommer 1812 gerade vierzehn Jahre. Selbst dieses Alter muß noch als ungewöhnlich früh bezeichnet werden. Wilhelm Brewer, der einzige Mitschüler Heine's in der philosophischen Classe, dessen Alter sich für jetzt nachweisen läßt, war schon 1796 geboren. In der sogenannten „ersten" Classe des Lyceums, also ein Jahr hinter Heine, finden wir seinen Freund Christian Sethe, geboren am 19. Juli 1798; in der zweiten Classe einen anderen Freund, Anton Pelmann, später Appellationsgerichtsrath in Köln, geboren am 20. December 1799; in der dritten Classe, drei Jahre hinter Heine, den späteren Professor und Geheimen

[1]) Die Kenntniß der Acten verdanke ich dem Director des Düsseldorfer Gymnasiums, Herrn Dr. Julius Asbach, und konnte auf Grund derselben in der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung" vom 11. Juni 1898 das Lyceum und seine Beziehungen zu Heine eingehend besprechen. Werthvolle Nachrichten über die einzelnen Lehrer gibt Herr Asbach in der Beilage vom 27. October 1899.

Revisionsrath in Berlin, Alexander von Daniels, geboren am 9. October 1800, und Ludwig Schopen, den späteren Universitätsprofessor und Gymnasialdirector in Bonn, geboren am 17. October 1799 zu Düsseldorf; endlich in der vierten Classe Friedrich Steinmann aus Düsseldorf, Heine's oft genannten Universitätsgenossen, geboren am 7. August 1801. Alle diese jungen Leute würden in der philosophischen Classe sechzehn oder beinahe sechzehn, der hochbegabte, wissenschaftlich frühreife Schopen beinahe siebzehn Jahre gezählt haben. Ich denke, der Grundsatz: „Zahlen beweisen," hat hier seine volle Kraft.

Noch manches dieser Art ließe aus den Acten sich anführen; nur eins sei hier erwähnt. Beinahe mit Sicherheit läßt sich nachweisen, daß Heine im Jahre 1807 in die Vorclasse des Lyceums trat. Vorschriftsmäßig war dafür das zwölfte Lebensjahr erforderlich, freilich für besonders begabte Knaben eine Ausnahme gestattet. Ein befreundeter Director mag immerhin einen Neunjährigen aufgenommen haben, aber die Aufnahme eines Siebenjährigen muß als ausgeschlossen gelten.

Vereinigt man diese Nachweise mit den Gründen, die von mir 1897 in der „Deutschen Rundschau" und von Ernst Elster 1891 in der Seuffert'schen „Vierteljahrsschrift" angeführt wurden, so kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Heine 1797 geboren wurde. — Aber soll man deshalb jeder Gedenkfeier im Jahre 1899 entgegentreten? Gewiß nicht. Heine selbst hat schon den rechten Weg gewiesen, wenn er in dem Briefe an Saint-René Taillandier über die verschiedenen Angaben seines Geburtsjahres scherzt und launig hinzufügt: „La chose la plus importante c'est que je suis né." Das Jahr 1799 hat noch immer zahlreiche Anhänger; von Heine selbst wird es mehrere Male genannt, von seiner Familie bis in die neueste Zeit als Geburtsjahr ausdrücklich festgehalten. Es bietet Manchem Gelegenheit, eine vor zwei Jahren versäumte Dankesschuld nunmehr abzutragen. Möge es doch diesen Beruf erfüllen! Nur zu oft wurde dem Dichter für seine Gaben mit unverdienten Schmähungen gelohnt; wird ihm jetzt einmal eine verdiente Ehre doppelt zu Theil, desto besser. Freilich können nicht zwei Jahre sein Geburtsjahr sein, aber sicher darf man in mehr als einem Jahre seiner gedenken. Gern gäbe ich gleich hier solchen Gedanken Raum, müßte ich nicht fürchten, den Lesern der „Deutschen Rundschau" gegenüber in Wiederholungen zu verfallen. Nur ein Wunsch sei für die bevorstehende Feier gestattet: Möge sie nicht als Veranlassung dienen, eine genugsam erörterte Frage wieder in den Vordergrund zu rücken und in einem Sinne entscheiden zu wollen, der den deutlich redenden Thatsachen widerspricht!

Bonn im November 1899. Hermann Hüffer.

Walt Whitman.

[Nachdruck untersagt.]

1. Leaves of Grass. Including Sands at Seventy, Good-bye My Fancy, Old Age Echoes and A Backward Glance O'er Travel'd Roads. By Walt Whitman. Boston: Small, Maynard & Co. London: G. P. Putnam's Sons. 1898.
2. Walt Whitman. Von Johannes Schlaf. Leipzig, Verlag „Kreisende Ringe" (Max Spohr). 1897.
3. Walt Whitman. Der Dichter der Demokratie. Von Karl Knortz, Schulsuperintendent in Evansville (Indiana). Zweite Auflage. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1899.

Vor einer Reihe von Jahren bereits hat (in der Wochenausgabe der „Allgemeinen Zeitung" vom 24. April 1868) Ferdinand Freiligrath auf den amerikanischen Dichter Walt Whitman aufmerksam gemacht, der damals in Deutschland noch völlig unbekannt war. Seitdem ist dieser Aufsatz nebst den Uebersetzungsproben, die er einleitete, in die Gesammtausgabe von Freiligrath's Dichtungen (1877, Bd. IV, S. 75—89) aufgenommen worden, und eine Auswahl Whitman'scher Poesieen in deutscher Uebertragung von Karl Knortz und T. W. Rolleston ist 1889 gefolgt[1]). Neuerdings liegen nun seine gesammelten poetischen Werke in einer abschließenden amerikanischen Ausgabe und jene beiden Studien über den Dichter von Johannes Schlaf und Karl Knortz vor; und wenn auch vielleicht jetzt oder lange noch überhaupt wenig Hoffnung vorhanden ist, daß Walt Whitman jemals bei uns Eingang und Verbreitung in weiteren Kreisen fände — populär ist er selbst in seiner amerikanischen Heimath nicht —, so würden wir uns doch einer Versäumniß schuldig machen, wollten wir den Anlaß, der durch obige neue Publicationen uns geboten wird, nicht benutzen, um unseren Lesern einen Begriff zu geben von dieser höchst merkwürdigen und in der Weltliteratur einzig dastehenden Erscheinung. Denn nicht nur unserem, an eben dieser Weltliteratur gebildeten Geschmack und Urtheil, sondern Allem, was wir bisher unter einer Dichtung überhaupt verstanden haben, scheint auf den ersten Blick Walt Whitman's Art zu widersprechen: weder Vers- noch Strophenbildung, kein Reim, kein Metrum — „not words, nor music or rhyme I want, not custom or lecture" — vielmehr ein wogendes, rhythmisch bewegtes Meer von Gedanken und Empfindungen, deren elementare Gewalt keine Form bindet, eine fluthende Masse von Bildern, die sich drängen und überstürzen, als ob aus dem Chaos das organische Leben sich erst losringe. Die Poesie Walt Whitman's gemahnt uns an die Katarakte seines Heimathscontinents, das betäubende Tosen des Niagara, das erst, wenn die Sinne sich daran gewöhnt haben, zur Melodie wird, der alten, ewigen Urmelodie, scheinbar ohne Anfang und ohne Ende. Seine Dichtung ist aus dem Kolossalen aufgebaut; sie kennt keinen Unterschied zwischen dem Trivialen und dem Erhabenen: sie steigert beständig das Kleinste zum

---

[1]) Walt Whitman. Grashalme. Gedichte. In Auswahl übersetzt von Karl Knortz und T. W. Rolleston. Zürich 1889. Verlags-Magazin (J. Schabelitz). — Auch das oben unter 3. angeführte Schriftchen enthält einige neue Uebertragungen aus „Grashalme".

Grandiosen und Ungeheuren: „ein Ungeheuer mit schrecklichen Augen und der Kraft eines Büffels“ hat einmal Emerson die Poesie Walt Whitman's genannt. Seine Phantasie rechnet mit Trillionen von Wintern und Sommern und Trillionen von Trillionen, die diesen folgen werden, mit Myriaden von Sphären, und mit Myriaden von Myriaden, die sie bewohnen. Er steigt eine Treppe hinan; auf jeder Stufe liegen Büschel von Zeitaltern (bunches of ages) und größere Büschel zwischen den Stufen, und immer noch steigt er, steigt er. Er ist alt und jung, ein Kind, dem alle Dinge neu sind, das sich über Alles wundert, sich mit Allem freut, — und ein Mann, der Alles kennt, sich Alles zutraut, an Alles glaubt und an Allem zweifelt. „Widerspreche ich mir selbst? Gut denn, ich widerspreche mir selbst; ich bin weit, ich enthalte Vielheiten.“ In unermeßlicher Ferne sieht er hier das riesige erste Nichts, aus dem er geboren ward, dort die Ewigkeit, den geheimnißvollen Ocean, in den alle Ströme münden. Bald spricht er die Sprache der Propheten des Alten Testamentes, bald die des Zeitungsreporters und Penny-a-liners. „Mit unbedecktem Haupte“ steht er vor den Denkmälern der Kunst, der Literatur der Alten Welt; aber als Bürger der Neuen bricht er mit allem Conventionellen, will er Alles nur „vom amerikanischen Gesichtspunkt“ aus ansehen. „Hurrah für die positive Wissenschaft! Lang lebe die exacte Beweisführung.“ — „Gentlemen,“ redet er den Mathematiker, den Chemiker, den Geologen an, „Euch immer die ersten Ehren!“ — Die Augen der Ochsen, die mit dem Joch und der Kette rasseln, sagen ihm mehr als alles Gedruckte, das er in seinem Leben gelesen hat, und die Kuh, die mit gesenktem Haupte kaut, übertrifft jede Statue. Keinen Priester, über die ganze Welt hin, verachtet er; aber ein Rauchwölkchen oder ein Haar auf dem Rücken seiner Hand ist ihm ebenso wunderbar wie jede Offenbarung. Man erschrecke nicht: Walt Whitman ist weder ein Leugner Gottes noch ein Verächter der Cultur; er ist, wie Johannes Schlaf in seinem Schriftchen richtig bemerkt, weder ein Optimist noch ein Pessimist: voll überquellenden Lebens ist er vielmehr und fühlt sich als ein Stück Natur: „Ich bin Walt Whitman, ohne Vorurtheil und ohne Scham (lusty) wie die Natur“; ihr Loos will er theilen — „ich vermache mich dem Schmutz, um aus dem Gras, das ich liebe, wieder zu wachsen“; ihre Rechte will er „mit ursprünglicher Energie“ verkündigen, in ihren eigenen Lauten: „ein barbarisch Geschrei, das über den Dächern der Welt schallt“. Aber auch wenn wir es nicht an zahlreichen Stellen in diesen Gesängen ausgesprochen fänden: er sagt es uns in den Schlußworten der letzten von ihm noch besorgten Ausgabe von 1891/92: „Und ob es meine Freunde für mich beanspruchen oder nicht, — ich weiß gut genug, daß in Ansehung malerischen Talents, dramatischer Situationen und vornehmlich melodischen Ausdrucks und all der hergebrachten Technik der Poesie nicht nur die göttlichen Werke, die heute obenanstehen in der Lectüre der Welt, sondern Dutzende mehr hinausgehen (und einige von ihnen unermeßlich hinausgehen) über Alles, was ich gethan habe oder thun konnte. Doch schien es mir“ (und hier beruft er sich auf einen Ausspruch Kant's: daß die letzte wesentliche Realität allem Uebrigen Gestalt und Bedeutung gebe), „die Zeit sei gekommen, um alle Themata und Dinge, alt und neu, in dem Lichte zu betrachten, welches auf sie durch das Heraufkommen Amerika's und der Demokratie geworfen ward, — diese Themata zu besingen in den Aeußerungen Eines, der nicht nur der dankbare und ehrfürchtige Erbe der Vergangenheit, sondern das geborene Kind der Neuen Welt ist, — Alles durch das Werden und die Gesammtheit des heutigen Tages zu erläutern.“ Fessellos will er sein, ganz er selbst, und nur drei Hoheiten erkennt er an: die Hoheit der Liebe, der Demokratie und eine dritte, die, beide in sich schließend, glänzender emporsteigt, die Hoheit der Religion. Er weiß, daß es einen Frieden und eine Erkenntniß gibt, die hoch über jedem Argument der Erde stehen; daß die Hand Gottes die Bürgschaft seiner eigenen, der Geist Gottes der Bruder seines eigenen ist. Etwas von Gott sieht er in jeder der vierundzwanzig Stunden, und in jedem Augenblick; in den Gesichtern der Männer und Frauen sieht er Gott und in seinem

eigenen Gesicht im Spiegel. Und hier kommen wir auf den Kernpunkt seines Dichtens, dessen eigentlichen Gegenstand, wie die Sammlung durch den viele Seiten langen „Song of Myself" eröffnet wird, auch sein eigenes Selbst bildet, „I celebrate myself and sing myself" — den „Barden der Persönlichkeit" nennt er sich —, aber nicht in dem engen Sinne, daß er seine persönlichen Leiden und Freuden behandelt:

These come to me days and nights and go from me again,
But they are not the Me myself —

Sein wahres Selbst ist das, welches Gott, die Natur und die ganze Nation in sich und sich in ihnen erblickt: die Steigerung von Liebe zur Demokratie und Religion, diese drei, die für ihn eine Einheit bilden und aus ihm eine Einheit machen, — eben jenes Selbst, das den Kosmos umfaßt und sich selbst als solchen empfindet: „Walt Whitman, a kosmos, of Manhattan the son." Er betrachtet einen Halm Sommergrases und ruft aus: „Meine Zunge, jedes Atom meines Blutes ist aus demselben Boden, derselben Luft gebildet;" er schaut das Meer und sagt: „I am integral with you." Vereinigt in sich findet er Gneiß, Kohle, langhaariges Moos, Früchte, Getreide, eßbare Wurzeln. Er denkt, er könnte mit Thieren leben; sie sind so sanft und gelassen, keins ist unzufrieden, keins von der Sucht besessen, Eigenthum zu haben, keins ist respectabel oder unglücklich, — „they bring me tokens of myself." In allen Männern, die je geboren, erkennt er seine Brüder, in allen Frauen seine Schwestern; von dem Mahl, das auf Erden für sie bereitet, will er Keinen ausschließen; es ist für den Schlechten ebenso wohl wie für den Gerechten: „nicht eine einzige Person will ich verachtet oder ausgeschlossen sehen." Ihr sagt, daß es gut sei, den Sieg zu gewinnen; ich aber sage, daß auch zu fallen gut ist. Schlachten werden in demselben Geist gewonnen, in dem sie verloren werden — „ein Vivat Denen, die kein Glück haben! den überwundenen Helden und den zahllosen unbekannten Helden, die gleich sind den größten Helden ... Omnes! omnes! mögen Andere ignoriren, was sie wollen: ich bin der Sänger des Bösen sowohl wie der des Guten, denn ich selbst bin ganz ebenso gut wie bös, und meine Nation ist es auch. Ich singe das eigene Selbst, eine einfache einzelne Person; aber mein ist das Wort des Modernen, das demokratische Wort: En masse. Amerikaner! Eroberer! Mit festem und gleichmäßigem Schritt gehen sie, niemals machen sie Halt, Reihenfolgen von Männern, Amerikaner, ein Hundert Millionen, eine Welt, uranfänglich wieder, ein neues Geschlecht, über vorangegangene herrschend und weit größer, mit neuen Kämpfen, neuer Politik, neuen Literaturen und Religionen, neuen Erfindungen und Künsten ..."

Amerika, du hast es besser
Als unser Continent, das alte,
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Von allen amerikanischen Dichtern hat diese Verse Goethe's keiner so bekräftigt, keiner so wahr in ihrem Geiste gedichtet wie Walt Whitman; und es ist daher nicht zu verwundern, daß Derjenige, der Goethe'schen Einfluß am reinsten und reichsten in Amerika repräsentirt hat, daß Emerson für diesen „problematischen" Dichter mit ganzem Gewicht eintrat, als er im Uebrigen noch wenig anerkannt, vielfach mißverstanden, ja wegen der „Immoralität" seiner Gedichte verfolgt und seines kleinen Staatsamtes entsetzt ward. Und doch gewinnt man aus seiner Dichtung ein Bild von Amerika's Größe, wie sie uns fast noch nicht geschildert worden ist. In diesen Rhapsodien, diesen inarticulirten Sätzen, abgebrochenen Accorden, diesen Interjectionen und Parenthesen tritt sie, wir möchten sagen, in

ihrer Riesengestalt vor uns dahin, und in dem leidenschaftlichen Stammeln einer Sprache, die mit ihr ringt, erhalten wir einen Begriff ihrer ungeheuren Entwicklung und Dimensionen. Wie von einem Wirbelwind gejagt ziehen die zahllosen Erscheinungen des amerikanischen Lebens an uns vorüber —, nun sind wir im Gewühl von New-York und Chicago, nun im Idyll einer westlichen Farm, nun an den großen Flüssen und an den Seeen, nun im Baumwollenfeld und der Prairie, dem Forst und an der Meeresküste, nun unter Goldgräbern und nun bei den Rothhäuten.

Sieh, Dampfer dampfen durch meine Gedichte,
Sieh in meinen Gedichten die Einwanderer immerfort ankommen und landen,
Sieh im Hintergrunde den Wigwam, die Wildspur, des Jägers Hütte, das Flachboot, das Maisblatt,
Den Eigenthumsanspruch, den rohen Zaun und das Dorf im Hinterwalde,
Sieh im Westen die See und sieh im Osten die See, wie beide hin und her über meine Gedichte, wie über ihre eigenen Küsten, ebben und fluthen,
Sieh Weiden und Wälder in meinen Gedichten — sieh wilde und zahme Thiere — sieh hinter dem Kaw zahllose Büffelherden, fressend das kurze, gekräuselte Gras,
Sieh in meinen Gedichten Städte, fest, weit, binnenländisch, mit gepflasterten Straßen, mit eisernen und steinernen Gebäuden, mit unaufhörlichem Wagenrollen — — —[1])

Aber wo wir auch sein mögen, über dem Größten vergißt der Dichter das Kleinste nicht, — es ist, als ob ein Berichterstatter mitten im Gedränge stünde, sorgsam Alles verzeichnend, was der Menschenstrom vorbeiträgt, oder was im Laufe eines Tages geschieht, und Alles und Alle mit der gleichen Sympathie beschreibend, vom Präsidenten der Republik, der, umgeben von den Staatssecretären, einen Cabinetsrath abhält, bis zum entlaufenen Sklaven, der, als Walt Whitman seine „Leaves of grass" schrieb, oft noch im Norden wie ein gehetztes Wild Schutz und Zuflucht suchte. Diesen ersten, 1855 erschienenen Gedichten, deren symptomatisch gewordenen Namen — „I guess it (the grass) is the flag of my disposition, out of hopeful greenstuff woven" — jetzt sein Gesammtwerk trägt, folgten 1865 die „Drum taps", die Trommelschläge, in denen der Krieg gegen die Südstaaten, der Sieg, die wiederhergestellte Einheit der Republik und die Aufhebung der Sklaverei gefeiert werden. Hier steht Walt Whitman auf der Höhe seines Dichtens, und er hat selber so sehr das Gefühl davon, daß er einmal in den einleitenden „Inscriptions" sagt: „My book and the war are one." Diese Kriegsgesänge schließen mit der wundervollen Elegie „Memories of President Lincoln": einen Zweig des Flieders, der um die Zeit in Blüthe stand, als Amerika sich in Trauer hüllte, legt er auf der Bahre des „freundlichen, schlichten, gerechten und entschlossenen Mannes" nieder, „unter dessen vorsichtiger Hand, gegen das schnödeste Verbrechen, bekannt in irgend einem Land oder Zeitalter" die Union gerettet ward — „O Captain! my Captain! our fearful trip is done", — und plötzlich gehen, an dieser einzigen Stelle, die langgestreckten, regellosen Zeilen in Metrum, Reim und Strophen über:

Exult O shores, and ring O bells!
But I with mournful tread
Walk the deck my Captain lies,
Fallen cold and dead.

Wie wenn der tiefste Schmerz, das Schluchzen der Seele gleichsam, keinen anderen Ausdruck zu finden vermöge als in der alten, volksmäßigen Weise. Dies jedoch ist nur ein Moment, merkwürdig vielleicht mehr noch in psychologischer Hinsicht, als in ästhetischer — ein vertrauter Klang, mitten in einer fremdartigen Sprache, wie sie vor Walt Whitman noch kein Dichter gesprochen hat und nach ihm wohl auch keiner mehr sprechen wird. „I too am untranslatable," sagt Walt Whitman von sich: „ich bin unübersetzbar". Dennoch wird die von Knortz und Rolleston übertragene Auswahl, aus der wir eine Probe gegeben haben und gern mehr geben

---

[1]) Knortz und Rolleston, Walt Whitman. S. 16.

würden, wenn der Raum es erlaubte, dem deutschen Leser einen guten Einblick in des Dichters Art gewähren. Um aber auch den zu hören, der Walt Whitman zuerst für Deutschland entdeckt hat, der selbst ein großer Dichter und ein Meister in der Kunst des Uebersetzens war, lassen wir hier in Ferdinand Freiligrath's Nachbildung einen der Gesänge folgen, mit denen Walt Whitman den Ausbruch des furchtbaren Krieges grüßte: „Thunder on! stride on, Democracy! strike with revengeful stroke!"

Donnre zu! schreite zu, Demokratie! schlage mit rächendem Schlag!
Und ihr, steigt höher als je noch, o Tag' ihr, o Städte!
Malmt schwerer, schwerer, o Stürme noch! Ihr habt wohl mir gethan!
Meine Seel', in den Bergen gekräftigt, saugt ein Eure starke, unsterbliche Nahrung.
Lang meine Städte bewandelt hatt' ich, meine Pfade durchs Feld, durch die Hofstätten, halb nur befriedigt;
Ein Zweifel, widrig, ringelnd wie eine Schlange sich, auf dem Boden kroch er vor mir;
Allimmer meinen Schritten voraus, oft wandt' er zurück sich wider mich, voll Hohnes leise zischend;
— Die geliebten Städte verließ ich — ergriff die Gewißheiten, einzig gemäß mir;
Hungernd, hungernd, hungernd nach ursprünglicher Kraft, nach des Alls Unerschrockenheit,
Mit ihr nur erfrischt' ich mich, hatt' an ihr nur Gefallen.
Des Losbrechens harrt' ich verhaltener Gluth — harrte lang auf dem Wasser, lang in der Luft.
Jetzt aber harr' ich nicht länger — voll bin ich befriedigt — gesättigt vollauf;
Ich habe geschaut den wahrhaftigen Blitz — geschaut meine Städte elektrisch;
Ich hab' es erlebt: losbrach der Mensch — aufsprang Amerika kriegrisch:
Fortan die Nahrung such' ich nicht mehr der einsamen Wüsten des Nordens,
Schweife fortan auf den Bergen nicht mehr, noch besegl' ich die stürmische See.

Walt(er) Whitman war um diese Zeit ein angehender Vierziger; ein Porträt des vorliegenden Bandes seiner Werke zeigt ihn, wie er damals oder doch nur wenige Jahre früher war, und wie er sich selbst beschreibt: „Kein zierlicher dolce affetuoso ich, bärtig, sonnverbrannt, graunackig", in Farmertracht, das Hemd lose über der Brust, die Rechte gegen die Hüfte stemmend, die Linke in der Hosentasche, den breiten Hut lässig auf dem leicht gesenkten Kopf, mit einem nachdenklichen, sympathischen Gesicht, Bart und Haar so früh schon ergrauend. Im Dorfe West Hills auf Long Island, dem „fischförmigen Paumanok" im Staate New York 1819 geboren, „erzogen von der besten Mutter" — sie war holländischer, der Vater englischer Abkunft —, empfing Walt Whitman seinen Schulunterricht in Brooklyn und hatte dann lange ein wanderndes Leben geführt, „ein Freund volkreichen Pflasters, Einwohner in Manhattan, meiner Stadt (New York), oder in südlichen Savannen, oder ein Soldat im Lager, oder meinen Tornister und die Büchse tragend, oder ein Goldgräber in Californien". Nach einander Schreiber, Schulmeister, Drucker und Redacteur, dann, wie sein Vater, Zimmermann und Bautischler, kehrte er noch einmal zur Kunst Gutenberg's zurück, um die erste Auflage seiner „Leaves of Grass" 1855 eigenhändig zu setzen und zu drucken. Im Secessionskrieg, durch Emerson an Lincoln empfohlen, zog er als Krankenpfleger mit den Truppen der Föderirten zu Felde, und zwar, wie er sich ausdrücklich vorher bedungen, ohne jedes Entgelt, seinen Lebensunterhalt durch Zeitungscorrespondenzen erwerbend und, bei seiner äußersten Bedürfnißlosigkeit, den Ueberschuß mit den Verwundeten theilend. „Ueber die maßlose Selbstaufopferung," berichtet Freiligrath in der seinen Uebersetzungen beigefügten biographischen Notiz, „über die Freundlichkeit und Güte, die er bei dem schweren Werke bewies, herrscht nur eine Stimme. Jeder Verwundete, gleichviel, ob aus dem Norden oder aus dem Süden, hatte sich derselben liebevollen Wartung von den Händen des Dichters zu erfreuen. Bis zum Ende des Krieges, sagt man, soll er mehr als 100 000 Kranke und Verwundete mit eigenen Händen gepflegt haben." Er, der in dem „Song of Myself" von sich gesagt: „I, now thirty-seven years old in perfect health begin, hoping to cease not till death," er hat es doch anders erfahren sollen. Gleich nach Beendigung des Krieges ward er von der ersten Krankheit seines Lebens, einem bösartigen Fieber, niedergestreckt, das er sich in den Lazarethen

zugezogen hatte. Wiederhergestellt, erhielt er einen kleinen Posten im Ministerium des Innern zu Washington, den er aber — weshalb, ist oben gesagt worden — bald verlor, um bis 1873 im Bureau des Attorney General neue Beschäftigung zu finden. In diesem Jahre traf ihn ein Schlaganfall, der fortschreitende Lähmung zur Folge hatte und sich im Laufe der Jahre bis 1889 sechs Mal wiederholte. In den an Karl Knortz gerichteten Briefen, die dieser unser, um den amerikanischen Dichter so sehr verdienter Landsmann seiner jüngsten Walt Whitman-Schrift angehängt hat, ist von diesem traurigen Zustand oft die Rede, wiewohl niemals im Ton der Klage, sondern immer mit einer Bemerkung wie die: daß seine Lebensgeister frisch seien und seine rechte Hand ihm den Dienst nicht versage. Vom Leiden nicht gebeugt, verbrachte er diese letzten Jahre auf einer kleinen Farm in dem Dorfe Camden (bei Philadelphia), die er sich erworben hatte, in der Stille weiter dichtend, „the solitary singer of the West". Aber in dem Gedicht zu seinem einundsiebzigsten Geburtstag und der Vorrede zu der letzten Sammlung, in der es steht („Good-bye My Fancy", 1891) spricht er es doch aus, daß er zwanzig Jahre lang schwer getragen habe an den Folgen jener Zeit, der übergroßen körperlichen und seelischen Erregung und Thätigkeit in den Jahren 1862—1865 — „jener heißen, traurigen, martervollen Jahre — die Freiwilligen-Armee, alle Staaten — oder Nord und Süd — die Verwundeten, Leidenden, Sterbenden — die erschöpfenden, schweißbedeckten Sommer, Märsche, Schlachten, Gemetzel — jene Gräben, in der Eile mit Leichen-Tausenden gefüllt, meist unbekannten. Wird das Amerika der Zukunft, wird diese reiche Union jemals sich vergegenwärtigen, was sie schließlich doch gekostet hat, — diese Hekatomben des Schlachtentods — diese Zeiten, von denen, o ferner Leser, dies ganze Buch in der That nur ein Andenken ist von mir für dich?" ... Doch, alt und siech wie er ist, er fühlt immer noch in sich eine Welle der ehemaligen Fröhlichkeit. Er hat es in den Hospitälern erfahren, daß es den Kranken gegen Abend besser ging und der Tod leichter war um die Zeit der Ebbe und des Sonnenunterganges. Auf seinen Wanderungen und Spaziergängen hat er einen waldigen Platz in der Nähe einer Bucht gefunden, wo die Vögel in ungewöhnlicher Zahl sich versammelten. Besonders, wenn der Tag begann, und wieder, wenn er endete, waren dort die tonreichsten Vogelconcerte; und oft, zu beiden Zeiten, ging er hin, um sie zu hören. Da fragte er sich einmal: „Welches ist der beste Gesang, der erste oder der letzte? „Der erste erheiterte mich immer und erschien mir vielleicht freudiger und stärker, aber immer empfand ich die späten Nachmittags- und Sonnenuntergangsklänge ergreifender und lieblicher, — sie rührten die Seele." Diese Abendstimmung, bald wehmüthiger, bald friedlicher und hoffnungsvoller, ist in all' seinen letzten Gedichten; sie drückt sich auch in dem von langem weißem Haar und Bart umwallten, von tiefen Furchen durchzogenen Antlitz des Greises aus, das in seinen eigenen Worten zu sagen scheint: „Hinter dem Lebewohl birgt sich viel von dem Gruß eines anderen Anfangs" ... In diesem Glauben ist Walt Whitman am 27. März 1892 zu Camden gestorben.

J. R.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte November.

Die friedlichen und freundschaftlichen Beziehungen, die Deutschland mit den übrigen Großmächten unterhält, werden durch den Besuch, den der Kaiser von Rußland am 8. November in Potsdam abstattete, sowie die Reise des Kaisers Wilhelm an den englischen Königshof aufs Neue bestätigt. Zugleich wird durch den mit England abgeschlossenen Vertrag über Samoa und durch die zwischen Deutschland und Großbritannien getroffene Vereinbarung über das Hinterland von Togo erhärtet, daß gerade auf friedlichem Wege Erfolge erzielt werden können, die dem deutschen Interesse durchaus entsprechen. Denn eben die Samoa-Frage war es, die im Hinblick auf das Condominium Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten von Amerika immer wieder bedenkliche Verwickelungen hervorzurufen drohte. Dem deutschen Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Bülow, gebührt jedenfalls das Verdienst, die „reinliche Scheidung“ zwischen den betheiligten Ländern in einer dem Weltfrieden in dankenswerther Weise dienenden Weise gefördert und herbeigeführt zu haben.

In der Rede, die der englische Premierminister Lord Salisbury am 9. November auf dem Lordmayor-Bankett hielt, wies er mit Recht auf die Wichtigkeit hin, die dem mit Deutschland vereinbarten Abkommen beigemessen werden müsse, da die Samoa-Angelegenheit Schwierigkeiten zwischen England und einer Nation hervorrief, deren guter Wille sehr hoch angeschlagen werden müsse. Nicht minder erkannte der leitende englische Minister an, daß Deutschland große Interessen in Samoa habe, auf dessen Civilisation es große Mittel verwendete und wo es einen bedeutenden Handel schuf, während für Großbritannien wegen der in Betracht kommenden guten Häfen nur das halbe Interesse vorläge. Da Deutschland die Samoa-Inseln Upolu und Sawaii mit den anliegenden kleineren Inseln als freies Eigenthum erhält, während die Insel Tutuila und deren Nebeninseln an die Vereinigten Staaten fallen, ist dort in Zukunft jeder Conflict mit Großbritannien ausgeschlossen, das durch die beiden östlichen Salomons-Inseln von Deutschland entschädigt worden ist. Auch durch die Theilung der neutralen Zone im Hinterlande von Togo sind für die Zukunft Differenzen zwischen Deutschland und England beseitigt worden, und dies muß im Interesse des Weltfriedens mit Genugthuung begrüßt werden. Da die Vereinigten Staaten früher bereits ein Anrecht auf den Hafen von Pago-Pago erlangt hatten, bedeutet der Besitz der endgültig an sie gefallenen Insel Tutuila keinen Verzicht für Deutschland, dessen vortreffliche Beziehungen zu der großen Republik jenseits des Weltmeeres durch die mehrmonatliche außerordentliche Mission des deutschen Gesandten in Luxemburg, Mamon von Schwarzenstein, eine weitere Förderung erfahren haben. So schließt sich, dank der klugen, echt staatsmännischen Leitung unserer auswärtigen Politik, gleichsam der

Ring der internationalen Beziehungen Deutschlands, das, mit Oesterreich-Ungarn und Italien durch die Tripelallianz verknüpft, mit Rußland und dem mit diesem verbündeten Frankreich freundschaftliche Beziehungen unterhält und mit den großen Seemächten England und den Vereinigten Staaten soeben internationale Abkommen unterzeichnete, durch die für die Zukunft jeder Anlaß zu Conflicten gehoben scheint.

Strenge Neutralität mußte in dem Kriege zwischen England und der Südafrikanischen Republik von Anfang an geboten erscheinen. Sicherlich hätte es dem allgemeinen Interesse besser entsprochen, wenn der Krieg in Südafrika vermieden worden wäre. Die ersten Erfolge der Buren, über deren Tapferkeit kein Zweifel obwalten kann, mögen auch in England von Neuem den Wunsch anregen, daß dem blutigen Kampfe so bald wie möglich ein Ende gemacht werde. Gerade durch die Culturmission, die England im „dunklen Erdtheile" übernommen, wird diesem Lande die Verpflichtung auferlegt, der schwarzen Rasse nicht das Schauspiel eines Krieges zwischen Stammesgenossen zu gewähren. Selbst in französischen Blättern wurde andererseits der Freimuth anerkannt, mit dem der englische General White die Verantwortlichkeit für die ersten Schlappen der Expeditionstruppen übernahm. Auch konnte Lord Salisbury in der Rede auf dem Lordmayors-Bankett darauf hinweisen, daß andere Nationen die englische zu der Ruhe beglückwünschten, mit der sie diese anfänglichen Echecs aufnahm. Alle Freunde der Civilisation müssen aber in dem Wunsche übereinstimmen, eine von dem officiösen Reuter'schen Bureau aus Kapstadt übermittelte Meldung möge sich in vollem Maße bestätigen, wonach die durch den Muth der Buren hervorgerufene Bewunderung eine vortreffliche Vorbedeutung für eine künftige friedliche Beilegung des Conflictes bilden soll.

Für die herzlichen Beziehungen, die zwischen dem deutschen Kaiserhause und dem spanischen Königshofe bestehen, waren die Feierlichkeiten bezeichnend, die aus Anlaß der Ueberbringung des Schwarzen Adlerordens an den König Alfonso XIII. in Madrid veranstaltet wurden. Kaiser Wilhelm II. hatte bereits durch die Auswahl des Leiters der Deputation und ihrer Mitglieder zu erkennen gegeben, welche Bedeutung er diesem Acte der Verleihung des höchsten preußischen Ordens an den jungen König von Spanien beimißt, mit dessen Vater ihn bereits innige Freundschaftsbande verknüpften. Zum charakteristischen Ausdrucke gelangte zugleich die Genugthuung über den Staatsvertrag, durch den Spanien die Carolinen- und die Marianeninseln an Deutschland abgetreten hat. Da der Schreiber dieser Zeilen in jüngster Zeit jenseits der Pyrenäen Gelegenheit hatte, die dort, insbesondere in der spanischen Hauptstadt, herrschende öffentliche Meinung und die Auffassung hervorragender politischer Persönlichkeiten des Landes kennen zu lernen, darf betont werden, daß diese auch in der vom Kaiser Wilhelm angeordneten Entsendung eines Sohnes des deutschen Botschafters in Madrid als jüngsten Mitgliedes der außerordentlichen Gesandtschaft ein Symbol für die wohlwollende Gesinnung des Monarchen erblickten. Der Umsicht und dem Tacte, die Herr von Radowitz wiederum bei den schwierigen Verhandlungen über den jüngsten deutsch-spanischen Staatsvertrag an den Tag legte, gebührt auch nach spanischer Auffassung besondere Anerkennung, wie denn überhaupt dieser Diplomat stets bemüht war, die Beziehungen zwischen den beiden Ländern für jedes von diesen nützlicher zu gestalten.

Nach den schweren Schicksalsschlägen, von denen Spanien während des Krieges mit den Vereinigten Staaten betroffen wurde, empfanden das spanische Königshaus und das spanische Volk das herzlich wohlwollende Verhalten des deutschen Kaisers mit besonders innigem Danke. Inzwischen zeigte sich immer deutlicher, daß der Verlust Cuba's und der Philippinen, weit entfernt, den Untergang Spaniens herbeizuführen, vielmehr die Wiederherstellung des nicht ohne eigene Schuld hart geprüften Landes zur Folge haben könnte. Einer der deutschen Consuln im nördlichen Spanien, wo die Industrie einen selbst dem flüchtigen Beobachter in die Augen fallenden Aufschwung genommen, wird denn auch demnächst an autoritativer Stelle, auf amtliches statistisches Material gestützt, authentische Mittheilungen über

diese erstaunliche Entwicklung machen. Allerdings braucht unter Anderem nur darauf hingewiesen zu werden, daß der Verlust Cubas die frühere Zuckereinfuhr von der Perle der Antillen nach Spanien im Hinblick auf die hohen Zölle wesentlich erschwert hat. Vielfach sind deshalb Zuckerfabriken begründet worden, und wie vortrefflich die handelspolitischen Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland sich gestaltet haben, erhellt wiederum daraus, daß die für die Einrichtung dieser Fabriken erforderlichen Maschinen zumeist aus Deutschland bezogen wurden. Ein Gewährsmann aus San Sebastián versicherte mir, daß er allein Maschinen im Gesammtwerthe von fünf Millionen Pesetas aus Deutschland nach Spanien umgesetzt habe. Ebenso verdient der Aufschwung der elektrischen Industrie hervorgehoben zu werden. In Barcelona, der Hauptstadt Cataloniens, in Madrid, in Sevilla, der Hauptstadt Andalusiens, in San Sebastián, im äußersten Norden, läßt sich diese Entwicklung wahrnehmen; ja selbst in dem weltverlorenen Aranjuéz, das von seinem längst verlorenen Schönheitsglanze zu träumen scheint, ist der gelbe Tajo mit seinen Wasserkräften in den Dienst der Elektricität gestellt. Auch hier sind es zumeist deutsche Häuser, die am vollen wirthschaftlichen Aufschwunge Spaniens hervorragenden Antheil nehmen, gerade wie in den Grubendistricten Spaniens, vor Allem in Bilbao, die noch eine Fülle von nutzbar zu machenden Reichthümern bergen, deutsche Industrie sich in bemerkenswerther Weise bewährt. Wie überraschend muß es dem aus der deutschen Reichshauptstadt eintreffenden Reisenden erscheinen, daß in der Prachtstraße Madrids, der Calle de Alcalá, die, von dem weltberühmten Platze, der Puerta del Sol, zum Triumphbogen unweit des Buen Retiro führend, wohl mit den Pariser Champs Elysées verglichen werden kann und in Berlin sicherlich nicht ihres Gleichen findet, die über die Straße gespannten Drähte zugleich der Beleuchtung und dem elektrischen Wagenverkehr dienen. Das ästhetische Gefühl der Madrider wird dadurch keineswegs verletzt, wiewohl doch gerade an dieser Prachtstraße die Real Académia de Bellos Artes liegt, in der sich Meisterwerke Murillo's befinden, und die Calle de Alcalá unmittelbar zum Salón del Prado und zum Prado-Museum führt, in dem die Schöpfungen des Velazquez in unvergänglicher Herrlichkeit geborgen sind.

Gegenüber den authentischen Mittheilungen über den Aufschwung der spanischen Industrie muß freilich auf die Vorgänge in Barcelona, dem wichtigsten Handelscentrum des Landes, hingewiesen werden. Diese Vorgänge stehen in engem Zusammenhange mit den früheren Beschlüssen der Vereinigung der spanischen Handelskammern, die in Zaragoza ein umfassendes Programm aufgestellt hatten. In durchaus zutreffender Weise beschlossen die Handelskammern, der Regierung beträchtliche Ersparnisse im Staatshaushalte und eine Decentralisirung der Verwaltung zu empfehlen. In Catalonien ist jedoch übersehen worden, daß durchgreifende Veränderungen im Verwaltungsmechanismus nur auf dem Wege der Gesetzgebung erfolgen können. Anstatt nun die inzwischen am 30. October vollzogene Wiedereröffnung der Cortes abzuwarten, glaubte ein Theil der catalonischen Bevölkerung die Förderung finanzieller Selbstverwaltung auf anderem Wege durchsetzen zu können. Der Führer der von der spanischen Handelskammer eingeleiteten Bewegung, Paraiso, kann nicht von der Schuld freigesprochen werden, daß er mit seinem allzu ausgeprägten Selbstbewußtsein auch einen Theil der Bevölkerung irregeleitet hat. So kam es in Catalonien bei einem Theile dieser zu der Weigerung, die Steuern freiwillig zu bezahlen, so daß deren Eintreibung erfolgen und schließlich, als der Widerstand fortgesetzt wurde, der Belagerungszustand über diesen Theil des Landes verhängt werden mußte. Den Ruhestörungen in Barcelona brauchte von Anfang an keine große Bedeutung beigemessen zu werden. Wer selbst solchen Studentenunruhen in der Hauptstadt Cataloniens zu wiederholten Malen beiwohnte und sich überzeugen konnte, in welcher Hast die sehr oft kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünger der Musen bei der ersten Charge der guardia civil die Flucht ergreifen, kann sicherlich nicht an einen ernsthaften Widerstand der Studenten in der Frage

der Selbstverwaltung und der Ermäßigungen im Staatshaushalte glauben. Wohl flüchtet dann auch der ruhige Theil der Bevölkerung von der Rambla, der Hauptpromenade Barcelona's; wenige Minuten später erscheinen aber selbst Damen der besten Gesellschaft, Kinder mit ihren Wärterinnen wieder, um im Schatten der Platanen der Rambla de las Flores von Neuem zu lustwandeln, als ob nichts geschehen wäre und auch nichts weiter geschehen könnte. Ernsthaft zu nehmen waren früher zumeist diejenigen Meldungen aus Barcelona, in denen anarchistische Verbrechen angekündigt wurden, während Studentenputsche und Demonstrationen im Sinne des Señor Don Paraiso kaum Besorgniß erregen können. Immerhin hat die Regierung Silvela's allen Grund, durchgreifende Reformen auf dem Gebiete, das von den in Zaragoza vor einiger Zeit versammelten Vertretern der Handelskammern bezeichnet wurde, durchzuführen. Der Aufschwung verschiedener Industriezweige verhindert nicht, daß die spanischen Staatsfinanzen einer Besserung dringend bedürftig sind. Die Anhänger der Regierung berufen sich nun darauf, daß nicht bloß der Conseilpräsident Silvela, sondern auch der Finanzminister Villaverde den festen Entschluß hegen, wichtige Ersparnisse im Staatshaushalt zu verwirklichen. Auf vierzig Millionen Pesetas sollen sich diese belaufen, während Herr Paraiso und dessen Anhänger sich erst mit hundert Millionen begnügen wollen. Nur bleiben sie den Beweis dafür schuldig, wie es möglich sein soll, ohne den ganzen Staatsorganismus zu stören, in alle Verwaltungszweige so tief eingreifende Einschnitte zu machen. Daß der Conseilpräsident Silvela und dessen treuer Gehülfe, der Finanzminister Villaverde, von den besten Absichten beseelt sind, erhellte bereits aus dem nicht ganz freiwilligen Rücktritte des früheren Kriegsministers, Generals Polavieja, der sich zu Ermäßigungen des Reichsbudgets nicht bereit finden lassen wollte und deshalb dem General Azcarraga weichen mußte.

Falsch gedeutet wurde vielfach außerhalb Spaniens die jüngste Demission des früheren Justizministers, dem man Sympathien für die auf umfassende Selbstverwaltung Cataloniens abzielenden Bestrebungen zuschrieb. Von spanischen Oppositionsorganen wurde behauptet, der Conseilpräsident selbst habe in dieser Richtung weitgehende Zugeständnisse gemacht. Silvela konnte dagegen mit Recht einwenden, daß sein politisches Programm in authentischer Form vorliege und nichts von solchen Reformen enthalte, die eben nur auf dem Wege der Gesetzgebung ins Leben gerufen werden können. Hervorgehoben zu werden verdient, daß die carlistische Bewegung, die vor einigen Monaten noch als besonders gefährlich bezeichnet wurde, durchaus nicht mehr in derselben Weise beurtheilt wird. Gerade in den baskischen Provinzen, wo der Carlismus hauptsächlich in Betracht kommt, sind die Anhänger des Prätendenten oder seines Sohnes, Don Jaime, vielfach an industriellen Unternehmungen betheiligt, die durch einen Aufstand schwer geschädigt oder gar vernichtet werden würden. „Möge der Aufstand diesmal in Andalusien stattfinden," — diese Aeußerung wird einem angesehenen Mitgliede der carlistischen Partei zugeschrieben, das sehr wohl weiß, daß es im Süden sicherlich nicht zu einem Putsche kommen wird, obgleich der Bischof von Sevilla als ein Anhänger des Don Carlos gilt. Das Verhalten des Papstes Leo XIII., der zu wiederholten Malen sich zu Gunsten der gegenwärtigen Dynastie hat vernehmen lassen, muß vor Allem dazu beitragen, daß der spanische Clerus trotz allen entgegengesetzten Anwandlungen nichts gegen die bestehende Regierung unternehmen wird. Aus Navarra, einer Landschaft, die vielfach als eine der Hochburgen des Carlismus gilt, wird denn auch berichtet, daß die geistlichen Genossenschaften dort sogar ihre Capitalien in spanischer Staatsrente angelegt haben und deshalb an der Aufrechterhaltung der geltenden Institutionen ein wichtiges Interesse haben.

Alle diese Umstände dürfen jedoch das Ministerium Silvela nicht davon abhalten, Reformen in größerem Stile durchzuführen. Im Hinblick auf die freundschaftlichen Beziehungen, die Spanien mit Frankreich unterhält, könnte wohl das Kriegsbudget eine wesentliche Ermäßigung erfahren. Nur entsteht nach wie vor die

Frage, ob es im früheren classischen Lande der pronunciamientos angezeigt ist, durch die Entlassung zahlreicher Officiere die Cadres der Unzufriedenen zu vermehren. In regelmäßig wohl unterrichteten Kreisen ist übrigens von englisch-portugiesischen Unterhandlungen die Rede, deren Spitze sich gegen Spanien richten könnte. Während England früher bereits die Absicht hegen sollte, seinen Besitz in Gibraltar nach der spanischen Seite hin zu erweitern und einen Hafen in der nördlichen Provinz Galicien zu erlangen, ist nunmehr auch von den Balearen die Rede. Portugal sollte vorgeschoben werden, um den üblichen Zwischenfall an der Grenze zu schaffen. Obgleich nun diese Lesarten jenseits der Pyrenäen keineswegs als Phantasien bezeichnet werden, ist doch Großbritannien viel zu sehr mit dem Kriege gegen Transvaal beschäftigt, als daß es Verlangen nach neuen Schauplätzen für militärische Operationen hegen könnte. Die englisch-portugiesische Gefahr braucht also für die spanischen Staatsmänner kaum in Betracht zu kommen, wenn der neue Kriegsminister General Azcarraga mit der Aufgabe betraut wird, das Landheer gemäß den geringeren Anforderungen, die an dieses nunmehr nach dem Verluste der Colonien gestellt werden, zu reduciren.

Die vortrefflichen Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich gelangen auch dadurch zum Ausdrucke, daß die Präfecten der südlichen Départements die Instruction erhalten haben, Alles zu vermeiden, was von französischem Gebiete aus einem carlistischen Putsch Vorschub leisten könnte. Unweit der spanischen Grenze pflegten diese Verschwörer früher eine Art Hauptquartier einzurichten, und der Waffenschmuggel wurde gleichfalls von dort aus organisirt. Inzwischen hat die französische Republik ihre eigene Verschwörung, über die der Senat als Staatsgerichtshof sein Urtheil fällen soll. Die Ergebnisse der mit der Voruntersuchung betrauten Commission liegen in sieben Bänden vor, von denen jeder etwa zweihundertfünfzig Seiten umfaßt. Da in Frankreich selbst gemäßigt republikanische Organe von Anfang an über die orléanistisch-neuboulangistische Verschwörung und das angeblich gegen die republikanischen Einrichtungen geplante Attentat ziemlich skeptische Auffassungen an den Tag legten, verweisen die Regierungsorgane auf den in den Untersuchungsacten befindlichen umfassenden Bericht des Pariser Polizeipräfecten über die orléanistische Partei und auf den weiteren Bericht des Specialcommissars der Sûreté générale, Hennion. Diese Documente in Verbindung mit den Depeschen und den Rapporten über die verschiedenen Kundgebungen in den Jahren 1898 und 1899, sowie mit den chiffrirten Telegrammen an den Herzog von Orléans bilden die hauptsächliche Grundlage der gegenwärtig im Luxembourg-Palaste vor dem Staatsgerichtshofe stattfindenden Verhandlungen.

Die Vorgänge, die sich am Tage der Beerdigung des früheren Präsidenten der Republik, Félix Faure, abspielten, sowie die Scandalscenen auf dem Rennplatze von Auteuil werden gleichfalls in den Rahmen dieser Verhandlungen einbezogen werden müssen, obgleich dabei der Rechtsgrundsatz: ne bis in idem nicht verletzt werden darf, da Paul Déroulède und dessen Schildknappe Habert ihrer Zeit von den Pariser Geschworenen freigesprochen wurden. Ebenso sind die „weißen Nelken" bereits abgeurtheilt worden. Immerhin wird es geboten sein, bei den Verhandlungen mit dem Staatsgerichtshofe auf alle diese Vorgänge zurückzugreifen, um den Zusammenhang der in Betracht kommenden Verhältnisse deutlich zu illustriren.

Bei dem Vertrauensmanne des Herzogs von Orléans, André Buffet, dem Sohne des früheren Ministers der „moralischen Ordnung", ist ein Verzeichniß der Personen gefunden worden, die nach dem Sturze der Republik und der Wiederherstellung der orléanistischen Monarchie als Präfecten die neue Verwaltung und als procureurs généraux die monarchistische magistrature debout repräsentiren sollten. Letztere Bezeichnung gilt in Frankreich für die Staatsanwaltschaft im Gegensatze zu den Richtern, die den Beinamen magistrature assise führen. Da André Buffet der Leiter des politischen Bureaus des Herzogs von Orléans ist, wird dem Verzeichnisse besondere Bedeutung beigelegt, weil daraus hervorgehen

soll, daß die Orléanisten an einen nahen Sieg ihrer Bestrebungen geglaubt haben. Doch muß es schwierig erscheinen, einen nachweisbaren Zusammenhang zwischen Paul Déroulède, dem Neu-Boulangisten, der sich selbst als entschiedenen Anhänger der „plebiscitiven Republik" bezeichnet, und den royalistischen Parteigängern des Herzogs von Orléans herzustellen. Allerdings befindet sich in den umfangreichen Untersuchungsacten der auf die Patriotenliga bezügliche eingehende Bericht an einen der royalistischen Angeschuldigten.

Dem Senate als Staatsgerichtshofe liegt es ob, Klarheit in die recht verwickelte Angelegenheit zu bringen. Mit Recht wird angenommen, daß die Existenz des Ministeriums Waldeck-Rousseau-Galliffet von dem Ausgange dieses Processes abhängt, wenn anders nicht zuvor bereits die parlamentarischen Stürme aus einem anderen Anlasse das so eigenthümlich zusammengesetzte Cabinet weggefegt haben sollten. An Zündstoff wird es bei diesen parlamentarischen Verhandlungen nicht fehlen. Nicht bloß von der Rechten, sondern auch von den „Ralliirten", den zur Republik angeblich bekehrten Conservativen und den Republikanern im Gefolge Méline's, wird das Ministerium Waldeck-Rousseau scharf bekämpft werden. Vor Allem wird es daher darauf ankommen, daß sämmtliche übrigen Parteigruppen der Linken der Regierung ihre Unterstützung gewähren.

Die Budgetcommission, die zumeist aus Radicalen besteht, hat nun unter Anderem die Streichung des für die französische Botschaft beim Vatican von dem Ministerium verlangten Credits mit großer Stimmenmehrheit beschlossen. Der Minister des Auswärtigen, Delcassé, wird sicherlich nicht verfehlen, auf die Wichtigkeit dieses Botschafterpostens hinzuweisen und zu betonen, daß Papst Leo XIII. immer wieder von Neuem den französischen Clerus auffordert, seinen Anschluß an die republikanischen Einrichtungen zu vollziehen. Auch in früheren Jahren hat der Budgetausschuß ähnliche ablehnende Beschlüsse gefaßt, die jedoch von der Deputirtenkammer nicht genehmigt wurden. Diesmal könnte sich der parlamentarische „Kampf um Rom" heißer gestalten, weil die „Verschwörung gegen die Republik" vielfach auch auf geistliche Einflüsse zurückgeführt wird. Der Minister des Auswärtigen, Delcassé, hat jedoch bisher vortrefflich verstanden, einen Ausweg aus solchen schwierigen Situationen zu finden. Ihm wird es daher wohl auch diesmal gelingen, die Forderung der Regierung durchzusetzen, selbst wenn ein Theil der Rechten geneigt sein sollte, „aus Bosheit" mit den Ultraradicalen und Socialisten zu stimmen.

Literarische Rundschau.

Herman Grimm's „Michelangelo".

[Nachdruck untersagt.]

Leben Michelangelo's. Von Herman Grimm. Mit 23 Doppeltafeln und 88 einfachen Tafeln. Erste bis siebente Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1899.

Für die Generation, die jetzt aufwächst, sind große und dabei doch verhältnißmäßig billige Bilderwerke zu wissenschaftlichen oder künstlerischen Lehrzwecken schon etwas Selbstverständliches. Der alte Nimbus des kostbaren Foliobandes mit Tafeln ist dahin. Gerade das schlichte, das volksthümliche Buch bekommt Bilder, so viele wie möglich. Man kann das jetzt machen, da die Methoden sich vereinfacht haben. Und diese äußere Möglichkeit begegnet sich mit einem Zuge aus unserem modernen Bildungsstreben selbst. Wir wollen realistisch scharf belehrt werden. Und zugleich in der denkbar kürzesten Frist, mit der ganzen Angst unserer Tage vor dem überflüssigen Zeitverlust. In beiden Fällen kommt das Bild ausgezeichnet entgegen. Die Gefahr ist bloß, daß wir uns gewöhnen, den Text ohne Bilder deswegen geringer zu schätzen. Schon jetzt ist etwas der Art bei dem begleitenden Text der meisten Bilderwerke fühlbar. Man setzt wie stillschweigend voraus, daß der Verleger Bilder gesammelt und sich dann einen Mann gesucht hat, der ihm einen Text „dazu" schreibt. Das Wort, so wenig es ganz entbehrt werden kann, tritt doch an eine zweite Stelle, es verkümmert zur Unterschrift. Schließlich kommen und gehen solche Zeitströmungen, ihre äußeren Bedingungen schwinden eines Tages von selbst wieder, dauernd vergewaltigen läßt sich der Geist durch kein Extrem. Aber nützlich ist es, wenn schon innerhalb der Mode einmal das rechte Verhältniß wieder klar zum Ausdruck kommt. Und in diesem Sinne ist das vorliegende Werk mustergültig. Seit vierzig Jahren besitzen wir das „Leben Michelangelo's" von Grimm im goldenen Bestande unserer Literatur. Dieses Buch bliebe dasselbe, wenn es in Reclam'schen Zwanzig-Pfennig-Heftchen erschiene, wie es jetzt dasselbe bleibt im Riesenformat eines monumentalen Prachtwerkes. Es war ausgesprochen so angelegt, daß es ohne alle Hülfsmittel bloß aus sich heraus wirken sollte, und es hat so gewirkt. Vor dieser stolzen Höhenbetrachtung und Vergeistigung eines Stückes Kunstgeschichte und eines Capitels wirklicher Geschichte gab es nicht einmal das Hülfsmittel des Bildes. Es gab nur fern, hier und dort zerstreut, die Originale, und daneben hier die Rede des Mannes, der aus seinem Charakter heraus darüber urtheilte. Ein Buch wie dieses konnte überhaupt niemals im landläufigen Sinne „illustrirt" werden. Und doch ist Eines ideell möglich gewesen, und das ist jetzt materiell mit größtem Glück wirklich durchgeführt worden. Seitdem wir Photographien haben und diese Photographien so billig geworden sind, ist es wahrscheinlich, daß ein ernster Leser, der Grimm's Buch langsam durchnimmt,

an so und so viel Stellen eine Photographie zu Rathe zieht. Dem konnte entgegen gekommen werden. Das Buch konnte gleich ausgegeben werden mit einer Beilage, die eine Auswahl der besten in Betracht kommenden Photographien in der guten Reproduction enthält, wie sie unsere Technik zuläßt. Und von diesem Princip sind Grimm selbst und der bekannte treffliche Kunstverlag Spemann's wirklich schlicht, aber ernst und nachdrücklich ausgegangen. Es ist Gewicht darauf gelegt worden, die Bilderbeilagen möglichst groß im Format zu nehmen, und der Größe dieses Formates ist entsprechend dann auch als einzige unmittelbare Veränderung der Satz des Textes angepaßt worden. Ich finde, daß diese formale Kleinigkeit dem Texte thatsächlich hilft: Grimm's Sprache kommt gleichsam echter, in größerem Quaderbau auch für das Auge bei diesem üppigen Druck heraus. Man könnte nicht jedes Buch so lesen. Grimm aber gewinnt nur dabei. Die Ausführung der Bilder selbst ist einfach ausgezeichnet nach jeder Richtung, so weit die ersten Lieferungen ein Urtheil zulassen. Es wird eine Freude sein, am Schlusse rückschauend das Ganze eingehend zu würdigen. Einstweilen sei der glückliche Gedanke froh begrüßt.

Wilhelm Bölsche.

Erich Schmidt's „Lessing".

Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Von Erich Schmidt. Zweite veränderte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1899.

Erich Schmidt's „Lessing" hat sich längst eine monumentale Stellung unter jenen leider so spärlich gesäten Werken zur deutschen Literaturgeschichte errungen, die dem Gelehrten und dem Liebhaber gleich unentbehrlich sind. Die Eigenart des Buches fließt aus der Eigenart des Verfassers und der des Gegenstandes mit solcher Nothwendigkeit, daß man schon deshalb auf die „veränderte Auflage" mit Spannung wartete, als eine solche in einer bei Monographien dieses Umfanges in Deutschland sehr kurzen Zeit nothwendig geworden war.

In der That trifft die Veränderung nirgends die eigentliche Structur des Werkes. Auch in dem am strengsten umgearbeiteten ersten Theil sind wohl die Grenzen zwischen den Capiteln zweckmäßig revidirt, die Ueberschriften und die Citate gelegentlich verändert, aber in Aufbau und Darstellung schien nur Einzelnes der Umformung bedürftig. Daß „Minna von Barnhelm" von der Machtstellung eines eigenen Capitels in die bescheideneren Rangverhältnisse eines Paragraphen herabgedrückt, „Miß Sara Sampson" umgekehrt vom Abschnitt zum Capitel befördert wurde, scheint uns eine kleine Ungerechtigkeit; dagegen ist das auffallende Mißverhältniß im Umfang der beiden Bände einer beinah vollkommenen Gleichheit gewichen. Ein wesentlicher Vortheil sind die neu eingeführten, rasch und knapp orientirenden Seitenüberschriften.

Ist also das Buch im Ganzen in seiner berechtigten Eigenart verblieben, so zeigt es doch im Einzelnen einen großen Reichthum verbessernder Aenderungen. „Lessing hat Klopstock's Varianten untersucht, sein Lehrer Höre verzeichnet die Varianten des Herrn von Besser, um ein solches Feilen mit dem Keltern des Traubenblutes zu vergleichen." Auch die Varianten der beiden Ausgaben dieser berühmten Biographie wird man nicht ohne Vortheil studiren. Hier findet man die früher oft zu schmeichelhaften Voraussetzungen von der „allgemeinen Bildung" des Lesers gemildert: es wird etwa der Literat Mauvillon nicht mehr als selbstverständlich bekannt angenommen oder das Goethe'sche Lieblingswort „Tragelaph" zurück-

gezogen. Es werden allzu lebhaft durchgeführte Bilderreihen energisch beschnitten oder — etwa im Urtheil über Cicero — zu starke Ausdrücke gemildert. Unbedeutende Erscheinungen, wie Benedix' „Hochzeitsreise" oder ein beliebiges Judas-Gemälde einer vergessenen Kunstausstellung, verschwinden, während charakteristische Gestalten wie der Epigrammatiker Kästner oder der Leipziger Professor Christ eingehender beleuchtet werden. Fragen wie die über Lessing's Verhältniß zur Mathematik oder über seine vielberufenen Entlehnungen oder „Plagiate" erhalten eine theilweise abweichende Antwort.

Auch über die Umgestaltung unserer Schriftsprache in den letzten Jahren kann man aus Erich Schmidt's eingehender Nachbearbeitung mancherlei lernen. Wenn er jedes „letzterer" beseitigt, so scheint er uns den Schroeder und Wustmann zu treulich zu entsprechen; aber wie bezeichnend wird etwa statt des unsinnlichen „Wendepunkts" die anschauliche „Wegscheide" gesetzt, als Lessing nach Berlin geht! Oder statt des harten Ausdrucks: „Nun trete man hin und greine über Lessing's Unverstand in Allem, was bildende Kunst heißt" tritt nun der besser tönende „und schelte —" ein. Die Umgestaltung der Capitelschlüsse, z. B. vor dem „Nathan", ist ein beachtenswerthes Capitelchen angewandter Stilistik, und selbst die Motti sind — so für den „Laokoon" — mit Glück erneuert.

Die Anmerkungen — diesmal auf die beiden Bände vertheilt — bringen neue Mittheilungen aus Briefen von Lessing's Vater über die Herrnhuter, ausführlichere Nachrichten über Porträts des Dichters, und natürlich manchen neuen Bezug auf die Literatur. Und so wird es fortan weiter und noch freudiger bei Denen, die zu dem Buche greifen, heißen: „Komm, tapferer Lessing!"

ψφ. **Rom.** Von Dr. Reinhold Schoener. Mit 290 Original-Illustrationen. Wien und Leipzig, Verlagsanstalt von Emil M. Engel.

Dies Prachtwerk reiht sich in Mannigfaltigkeit des Inhalts und Glanz der Ausstattung früheren Veröffentlichungen des thätigen Verlegers ebenbürtig an: ein neuer Kranz, den inniges Verständniß und begeisterte Liebe huldigend zu den Füßen der alten Weltherrscherin niederlegen. Langjähriger Aufenthalt in Rom hat die Verfasser des Textes — neben dem Herausgeber hätte seine Gattin, Frau Clara Schoener, wohl verdient, auf dem Titel genannt zu werden, da eine ganze Reihe von Abschnitten ihrer Feder entstammt — mit Allem, was der Siebenhügelstadt ihr einzigartiges Gepräge verleiht, gründlich vertraut gemacht. Daher bieten ihre Aufzeichnungen nicht die flüchtigen, oft genug irreführenden Eindrücke, in denen vorübergehende Besucher ihrem Enthusiasmus oder ihrer Enttäuschung Luft zu machen pflegen, sondern die Summe dauernder Erlebnisse und eindringender Studien, denen eine solide Kenntniß der Baugeschichte, der Alterthümer und der weltgeschichtlichen Wandlungen Roms zur Grundlage dient. Hierbei kommt dem Verfasser des Textes in wirksamster und ausgiebigster Weise die Illustration zu Hülfe, die von einer ganzen Gruppe namhafter römischer Künstler herrührt. Deutsche wie Franz von Lenbach und E. Fuchs, Oesterreicher wie der vielen Besuchern Roms durch seine liebenswürdigen Schilderungen italienischer Landschaft lieb gewordene Brioschi, der Spanier Benlliure, die Italiener Aleardo und Amadeo Terzi, S. Macchiati, M. Pagani u. A. haben sich vereinigt, um das Werk mit einer reichen Fülle von trefflich wiedergegebenen Zeichnungen, Skizzen, Veduten, Studienblättern zu schmücken, in denen die Monumente, die Ruinenwelt, die heroische Scenerie der römischen Landschaft sich mit drastischen Wiedergaben des römischen Alltaglebens, der kirchlichen Ceremonien, des politischen und socialen Treibens der Gegenwart zwanglos zu einem reichhaltigen Gesammtbilde des heutigen Roms verbinden. Kaum einen der Charakterzüge, die in seiner Erinnerung an die Zeit des römischen Aufenthaltes haften geblieben sind, wird der Besucher Roms in diesem Buche vermissen; auf Manches, das seinem Blick entging, wird er hier durch die Feder des Schriftstellers und den Zeichenstift des Künstlers hingewiesen und sich aufs Neue von jener „Rombegierde“ erfaßt fühlen, in der schon im frühesten Mittelalter sorgfältige Beobachter eine Eigenthümlichkeit des germanischen Wesens erkannt haben. Andere werden vielleicht dies und jenes, was ihnen in Rom besonders lieb geworden, stärker betont zu sehen wünschen: stille, uralte, vom Fremdenzug nicht allzu oft berührte Kirchen, wie S. Sabina oder wie S. Prisca auf der cypressengekrönten Kuppe des Aventins, oder die weltentrückten Gärten, die sich hinter modernen Straßenzügen auf den Hochebenen des Viminalis und des Esquilins — z. B. der herrliche Garten des Fürsten Brancaccio mit seiner duftigen Rosenfülle — ganz unerwartet, nur dem Kundigen auffindbar, öffnen. Oder eine jener altrömischen Osterien, wie sie Gott sei Dank nicht bloß außerhalb Roms — die bei der Villa Livia draußen vor der Porta del Popolo ist dal vero im ersten Abschnitte des Buches vorgeführt — sondern auch innerhalb des Mauerrings noch an gar mancher Stelle in unverfälschter Ursprünglichkeit sich aufspüren lassen, wenn man sich dazu Muße zu nehmen vermag. Aber wer könnte von Rom Alles sagen wollen? Wer so viel Gutes bringt wie dies Rombuch, der hat Anspruch auf Dank und Anerkennung, und mit ihrem Ausdruck, nicht mit nörgelnder Kritik möge diese kurze Anzeige schließen.

εσ. **Kleine Schriften.** Von Jakob Bächtold. Mit einem Lebensbild von W. v. Arx. Herausgegeben von Theodor Vetter. Mit Porträt und Bibliographie. Frauenfeld, Huber. 1899.

Die „Deutsche Rundschau“ hat nach dem frühen Abschied ihres treuen Mitarbeiters darauf hinweisen können, daß schon Gottfried Keller die Aufsätze des Züricher Germanisten gesammelt zu sehen wünschte. Vor Allem die mit wahrhaft „anmuthiger Gelehrsamkeit“ entworfenen „Literarischen Bilder aus Zürichs Vergangenheit“ waren gemeint, die nun in Vetter's sorgsamer Lese den Rumpf der ersten Abtheilung ausmachen. Sie bezeugen ein großes schriftstellerisches Talent, dem später in dem geschichtlichen Hauptwerk Bächtold's und der Biographie Keller's die schier erdrückende Stofffülle zum Hemmniß ward. Um so frischer sprudelt es „Aus dem Wallis“ und „Von der Vogelweide“ hervor, schalkhaften Reisefeuilletons; auch die alten „Skizzen aus Elsaß und Lothringen“, Berichte von 1870, sind voll unmittelbarer Beobachtung, wie sie dem nicht patriotisch aufwallenden Schweizer unterwegs gedieh. „Kleine Schriften“ von Gelehrten kommen schwer in Umlauf; die meisten bleiben liegen. Diese treten hurtig an, und eine treffliche Vita von Freundeshand sorgt für das Gedächtniß des prächtigen Menschen.

r. **Jugenderinnerungen eines alten Arztes.** Von Adolf Kußmaul. Stuttgart, Bonz. 1899.

Der Altmeister der inneren Medicin kehrt im sanften Abendschein zu seiner Frühzeit zurück und erzählt mit Nestor's Behaglichkeit die badische Kindheitsidylle, die Lehrjahre in Heidelberg und in Wien, die ersten Mühen des Landarztes und sein junges Glück. Ueberall spricht eine liebenswürdige, humane Persönlichkeit; auch der Schalk, der einst die burleske Reimerei vom verlorenen Sohn in Mesopotamien und dergleichen mehr zum Besten gab, tritt hervor. Das Studentenleben am Neckar wird vergegenwärtigt, der damalige klinische Unterricht sehr lebhaft geschildert, so daß wir die Puchelt, Chelius u. A. genau wie aus persönlichem Verkehr kennen lernen. Unergiebiger sind die „Reisebilder“, im Gegensatze zu späteren Berichten von dem badischen und dem schleswig-holsteinischen Feldzug. Kußmaul theilt nicht nur seine Erfahrungen bei den

österreichischen Reformatoren der Medicin mit, sondern auch gar manches aus der Praxis und von eigenen Krankheiten, was Anderen frommen könnte. Er hat bei Gesunden und Leidenden stets Vertrauen erweckt; die Leser unseres Buches werden das begreifen. In der nächsten Auflage möchten wir Lenbach's ganz mißlungenes Porträt durch eine treue Photographie dieser edlen Züge ersetzt sehen.

εσ. **Unsere Hauschronik.** Geschichte der Familie Hase in vier Jahrhunderten. Von D. Karl Alfred von Hase. Mit 235 Abbildungen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1898.

Was ihr berühmter Vater, der Jenaische Theologe Karl Hase, für sich in den „Idealen und Irrthümern“ und den „Annalen meines Lebens“ geleistet, das runden hier die Söhne von frühen Ueberlieferungen des altthüringischen Geschlechts bis zu voller Kenntniß der Gegenwart. Die Namen Luther's, Goethe's, Kaiser Wilhelm's sind in diesem treulich angesammelten, klar gesichteten, reich illustrirten Archiv eingezeichnet, und zwei bedeutende Männer der Wissenschaft (neben dem Kirchenhistoriker sein Pariser Vetter, der Philologe Benedict) ragen aus der fruchtbaren Hasenschar empor. Doch nicht solche Beziehungen zu großen Persönlichkeiten oder Ereignissen, nicht der so berechtigte Stolz auf einzelnen Ruhm geben dem stattlichen Buche seinen Hauptwerth, sondern daß mit urkundlicher Gewähr und zugleich mit schriftstellerischem Reiz für Anstieg und Ausbreitung, Stetigkeit und Wandel einer bürgerlichen Familie gethan ist, was Häusern „Derer von“ zu Theil wird. Möge das schöne Beispiel Nachfolge finden! Ein warmer, einträchtiger Sinn geht durch das Ganze; wir werden heimisch unter den Entschwundenen und den Lebenden und beschauen gern ihre Züge vom Votivbild aus Cranach's Schule, von Silhouetten bis zur Beterpose des Consistorialraths oder zum Cürassierporträt Oscar's, der im Contor „Breitkopf & Härtel“ so tüchtig auch als Organisator und Geschichtschreiber wirkt.

εσ. **Weltwanderung.** Gedichte von Otto Liebmann. Stuttgart, Cotta. 1899.

Der Philosoph, der einst so kräftig die Parole „Zurück zu Kant!“ ausgab, und der eben jetzt in seiner klaren Form zwei neue Hefte der „Gedanken und Thatsachen“ (Straßburg 1899) psychologischen Inhalts darbringt, kann und will als Dichter den akademischen Mann nicht verleugnen, aber die Hauptgefahren philosophischer Lyrik sind sicher gemieden. Weder fährt sein Boot auf der Sandbank trockener versificirter Reflexionen fest, noch feiern hier, nach Heine's Wort, „besoffene“ Gedanken ihre Orgien. In der edlen Architektur des Sonetts wie in freien Rhythmen gelangen die Weltanschauungen alter und neuer Denker mit all' dem, was ihr Dolmetsch selbst lang in Herz und Sinn gehegt hat, zu blanker Prägung, zu bildlichem Ausdruck. Man tritt aus dem Studirzimmer ins ewige Weben der Natur. Es sind keine Verse für die Zunft, kein lehrhaftes Vademecum für die Halbbildung.

δφ. **Aus Natur und Geisteswelt.** Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Palästina und seine Geschichte. Sechs volksthümliche Vorträge von Professor D. H. von Soden. Mit zwei Karten und einem Plan von Jerusalem. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1899.

Diese Sammlung bietet Darstellungen wichtigerer Gebiete aus allen Zweigen des Wissens, und das vorliegende Bändchen ist eine treffliche Probe dessen, was das neue Unternehmen zu leisten verspricht. Ein hervorragender wissenschaftlicher Theologe, Lehrer der Berliner Universität und praktischer Geistlicher, welcher Palästina durch eigenen Augenschein kennen gelernt hat, führt uns Land, Volk und Geschichte durch drei Jahrtausende vor — ein zusammengedrängtes Bild aus den Ergebnissen der gegenwärtigen historischen Forschung. — Die Sprache ist edel und gewählt, ohne der Verständlichkeit etwas zu vergeben. Der Inhalt führt von dem breiten Untergrunde der Geschichte zu den unmittelbaren Aufgaben des Deutschen Reiches und Volkes hinüber, welche — nach der Ansicht des Herrn Verfassers — in erster Reihe den Beruf zu einer Besiedelung Palästina's erfüllen können. Schon jetzt sind die einzigen mit dem Boden Palästina's verwachsenen Europäer die schwäbischen Templer mit ihren vier blühenden Colonien in Jaffa, Sarona, Jerusalem und Haifa. Sie besitzen die besten Weinberge, Obstgärten, Felder. In ihrer Hand liegen das Verkehrsgewerbe und der größte Theil des Handels, auch die meisten nennenswerthen gewerblichen Unternehmungen.

γ. **Vers Athènes et Jérusalem.** Par Gustave Larroumet. Paris, Hachette. 1898.

Der bekannte französische Literarhistoriker Larroumet, Mitglied des Instituts, hat in diesem Bande die Reisebriefe vereinigt, welche er 1896 und 1897 im „Temps“ und „Figaro“ erstmals hatte erscheinen lassen. Er hat Griechenland und Palästina in dem Gefühl besucht, „daß diese beiden Länder jedem modern civilisirten Menschen nächst dem eigenen Vaterland die theuersten sind, weil in ihnen die Quellen der Vernunft und der Religion sprudelten, in welchen wir unsere Kindheit und Jugend gebadet haben“. Mit Recht rühmt er den Werth der classischen Bildung, „welche, zur Zeit in Frankreich so heftig angegriffen, weil sie unpraktisch mache, in England und Deutschland heute noch hochgehalten wird und diese Nationen nicht verhindert hat, in Handel, Gewerbfleiß und Colonisation Großartiges zu leisten“. Larroumet war in Griechenland am Vorabend des türkischen Krieges, und als er die kleinen blauen Soldaten mit ihren schönen Gewehren und die Euzonen in ihrer romantischen Tracht sich brüsten sah, hielt er es nicht für möglich, daß sie vor Ablauf eines Jahres nach kurzem Kampf vernichtet sein würden. Aber entgegen Denen

welche über die Griechen den Stab brechen, ist er geneigt, ihnen mildernde Umstände zuzubilligen. In Syrien findet Larroumet den französischen Einfluß sehr zurückgegangen, und ohne es ganz offen zu sagen, mißt er die Schuld dem Verhalten Frankreichs seit 1870 zu. „Man will nur in Sicherheit leben und vergißt, daß ein Volk auch von der Ehre lebt und seine geschichtliche Rolle nicht verleugnen darf.“ Das ist richtig, aber es ist nicht die volle Wahrheit. Sie kommt nur zur Geltung, wenn man offen gesteht, daß über dem „hypnotisirten Hinstarren auf das Loch in den Vogesen“ Frankreich auf allen Punkten seine höchsten Interessen geschädigt hat, und daß es hohe Zeit ist, den Hauptfeind anderswo zu suchen als in Deutschland.

ϱσ. **Ernst Moritz Arndt.** Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Berlin, Georg Reimer. 1898.

Ernst Moritz Arndt ist sein Lebenlang ein rüstiger Briefschreiber gewesen. Die Feder fügte sich leicht und gern in seine Hand. Seine Briefe begleiten alle Wanderungen und Wandlungen seines Lebens, die Freuden und die Leiden, aus der Schülerzeit bis nahe an die letzte Grenze, die ihm gezogen war. Die Masse der im obigen Bande jetzt vereinigten Briefe gibt so, zumal mit den von den Herausgebern zum Verständnisse vorgeschickten Bemerkungen, wirklich in gewissem Sinne ein Lebensbild aus Arndt's eigner Hand. Seine Stellung als Politiker, Professor, Schriftsteller und Dichter ließ ihn Fühlung mit allen bedeutenden Menschen seiner Zeit gewinnen. Durch die Lectüre der Briefe unmittelbar an diesem Verkehr Theil zu nehmen, hat vielen Reiz und Genuß für den, der in das weite Stück Vergangenheit, das sie umspannen, sich vertiefen mag. Die beiden Herausgeber haben eine dankenswerthe Arbeit geleistet.

ϱσ. **Die Brüder Grimm.** Ihr Leben und Wirken, in gemeinfaßlicher Weise dargestellt von Dr. Carl Franke. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1899.

Dem Verfasser schwebte die schöne Idee vor, ein volksthümliches Buch über das Leben und Wirken der Brüder Grimm zu liefern. Ansätze dazu sind gewiß vorhanden. Aber im Ganzen hat sich der Verfasser bei der Niederschrift noch nicht frei genug gefühlt von dem Einflusse derjenigen Schriften, die er zu seinem Zwecke studirte. Er nimmt noch zu viel Einzelheiten und Minderwerthiges mit, das den Eindruck des Großen stört. Er schließt fast jede Ausführung über die bahnbrechenden Werke der Brüder mit der unseligen Redensart: „Die neuere Forschung hat aber bewiesen, daß“ ꝛc. — was natürlich in solcher Bestimmtheit gar nicht wahr ist. Die neuesten Arbeiten über die Thiersage und die Märchen z. B. nähern sich der Grimm'schen Auffassung sehr viel mehr, als der Verfasser denkt. Der chronologische und bibliographische Anhang hat weder als wissenschaftlich noch als gemeinfaßlich eine Berechtigung. Das Buch könnte wohl ein volksthümliches Buch werden. Es müßte aber von Neuem durch- und umgearbeitet werden. Wie jetzt zum Denkmal der Brüder Grimm in Hanau die schauenden Blicke jedes Mannes aufsteigen können, so sollte ein edles, volksthümliches Buch vorhanden sein, das das Vorbildliche und Bleibende im Wesen der Brüder dem lesenden Auge des Volkes in großen Zügen darstellte.

ϱσ. **Edward von Steinle's Briefwechsel mit seinen Freunden.** Herausgegeben und durch ein Lebensbild eingeleitet von Alphons Maria von Steinle. In zwei Bänden. Mit vielen Lichtdrucken. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1897.

Zu den wichtigsten und inhaltsreichsten Correspondenzen, die die letzten Jahre uns gebracht haben, zählt gewiß des Malers Edward von Steinle Briefwechsel mit seinen Freunden. Steinle, geboren 1810, war Wiener von Geburt, fand aber in Rom den gesinnungsverwandten Anschluß an Overbeck und Cornelius, in deren Richtung seine katholisch-gläubige Kunst ihre Entwicklung nahm. Die Ausmalung der Burgcapelle zu Rheineck, die dem Bonner Professor Bethmann-Hollweg gehörte, machte ihn den Frankfurter und Münchener hohen katholischen Kreisen vortheilhaft bekannt. Namentlich mit Clemens Brentano und Emilie Linder in München schloß er die innigste Freundschaft. In Frankfurt fand er 1839, an der Seite Philipp Veit's, ein Heim und die Heimath, die ihm die alte Kaiserstadt bis an sein Lebensende (1886) bleiben sollte. Ein chronologisches Verzeichniß der Werke Steinle's beschließt das Buch, und Mancher wird sich noch der in Berlin veranstalteten Steinle-Ausstellung erinnern. Alle Phasen seines unermüdlichen Schaffens lassen sich in den Briefen mit seinen Freunden, unter denen wohl kein einflußreicher katholischer Name fehlt, bis ins Einzelne verfolgen. Welche schöpferische Phantasie, welche künstlerische Schaffenskraft offenbaren sich da! Es kommt darauf an, ob oder bis zu welchem Grade man sich in die Anschauungen dieser Kreise nachempfindend versetzen kann. Bewundern muß man die still-nachhaltige Macht Derer, welche der Hingabe an eine große Idee fähig sind. Man ahnt, gegen welche ungeheuren Widerstände in Deutschland der politische Culturkampf zu führen war. Insofern wächst der Inhalt des zweibändigen Werkes, dessen Anlage und Ausstattung der Pietät des Sohnes Ehre bringt, weit hinaus über die Person Steinle's und wird zu einem Culturbilde der gesammten Gemeinschaft gleichstrebender Männer, innerhalb deren Steinle stand, und zu denen er als der Besten einer gehörte.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

ABC-Cursbuch. Der Fahrtfinder. Auskunftsbuch für das Deutsche Reich. Berlin, Verlag der Internationalen Fahrplan-Gesellschaft.

Andersen. — Bilderbuch ohne Bilder. Von H. C. Andersen. Aus dem Dänischen von M. Lengfeldt. Mit Buchschmuck von Ernst Kreidolf. Leipzig, Eugen Diederichs. 1900.

Arminius. — Der Weg zur Erkenntniß. Roman von Wilhelm Arminius. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Arnold. — Geschichte der deutschen Polenliteratur. Von Robert Arnold. Erster Band. Halle a. S., Max Niemeyer. 1900.

Bauer. — Friede auf Erden! Ein Weihnachtsspiel von Hermann Bauer. Mit einer Musikbeilage von Theodor Raillard. Leipzig, Friedrich Jansa. 1899.

Beck. — Beiträge zur Geschichte des Maschinenbaues. Von Theodor Beck. Mit 806 in den Text gedruckten Figuren. Zu beziehen durch Julius Springer in Berlin. 1899.

Bethusy-Huc. — Glückimwald. Roman von V. Gräfin Bethusy-Huc. Dresden, E. Pierson. 1899.

Biedermann. — Vorlesungen über Socialismus und Socialpolitik. Von Karl Biedermann. Breslau, S. Schottlaender. 1900.

Bourget. — Oeuvres complètes de Paul Bourget. Critique I. Essais de psychologie contemporaine. Paris, Librairie Plon. 1899.

Boy-Ed. — Zwei Männer. Roman von Ida Boy-Ed. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1900.

Bulthaupt. — Durch Frost und Gluthen. Gedichte von Heinrich Bulthaupt. Dritte, vermehrte Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1900.

Bunsen. — Udo in England. Eine Reiseerzählung von Marie von Bunsen. Illustrirt von M. von Bunsen und H. Hübner. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Busse-Palma. — Lieder eines Zigeuners. Von Georg Busse-Palma. Mit einer Einleitung von Carl Busse. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Cornelius. — Historische Arbeiten vornehmlich zur Reformationszeit. Von C. A. Cornelius. Leipzig, Duncker & Humblot. 1899.

Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1900. Herausgegeben von Otto Braun. Zehnter Jahrgang. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Das deutsche Kaiserpaar im heiligen Lande im Herbst 1898. Mit Allerhöchster Ermächtigung Sr. Majestät des Kaisers und Königs bearbeitet nach authentischen Berichten und Acten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1899.

Dem neuen Jahrhundert. Musen-Almanach Berliner Studenten für das Jahr 1900. Berlin, Hermann Walther. 1900.

Drews und Hüppe. — Die Grundlagen der geistigen und materiellen Cultur der Gegenwart. Zwei Besprechungen von A. Drews und F. Hüppe. München, F. Bruckmann A.-G. 1899.

Dugast. — Les lois sociales devant le droit naturel. Par F. Dugast. Paris, Giard et Brière. 1900.

Eberstein. — Ueber die Revolution in Preußen und Deutschland 1848/49. Historische Studie von Alfred Freiherr von Eberstein. Leipzig, Julius Werner. O. J.

Einarsson. — Schwert und Krummstab. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Indridi Einarsson. Einzige autorisirte Uebertragung aus dem Neu-Isländischen von Carl Küchler. Berlin, E. Ebering. 1900.

Falke. — Der Mann im Nebel. Roman von Gustav Falke. Hamburg, Alfred Janssen. 1899.

Falke. — Mit dem Leben. Neue Gedichte von Gustav Falke. Buchschmuck und Einbandzeichnung von Arthur Illies. Hamburg, Alfred Janssen. 1899.

Fischer. — Opern und Concerte im Hoftheater zu Hannover bis 1866. Von Dr. Georg Fischer. Hannover und Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung. 1899.

Flachs. — Dragan Bratow. Ein Roman aus Bulgarien von Adolf Flachs. Berlin, Johannes Räde. O. J.

Fleischer. — Mozart. Von Oskar Fleischer. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1900.

Florschütz. — Gelegentliche Kleinigkeiten. Von B. Florschütz. Wiesbaden, Gebrüder Petmecky. 1899.

Funck-Brentano. — Le drame des poisons. Par Frantz Funck-Brentano. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1899.

Geiger. — Dichter und Frauen. Abhandlungen und Mittheilungen. Von Ludwig Geiger. Neue Sammlung. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

German. — Der fränkische Dichter und Bauer, Mathematiker und Buchdrucker Stephan Hauß. Ein Lebensbild von Wilhelm German. Schwäb. Hall, Wilhelm German's Verlag. O. J.

Hamel. — Hannoversche Dramaturgie. Kritische Studien und Essays von Richard Hamel. Hannover, M. & H. Schaper. 1900.

Hansjakob. — Abendläuten. Von Heinrich Hansjakob. Illustrirt von Kurt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1900.

Harnack. — Essays und Studien zur Literaturgeschichte. Von Dr. Otto Harnack. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1899.

Harzen-Müller. — Musikalisches und Musiker aus dem „Lieder-Verein Berlin 1829", zur Feier des siebzigsten Stiftungsfestes. Nach den Acten bearbeitet von A. Niko. Harzen-Müller. Mit elf Bildnissen. Berlin, Verlag des „Lieder-Verein Berlin 1829". 1899.

Hase. — Kirchengeschichte. Von Karl von Hase. Zwölfte Auflage. Bis zur achten Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Heine. — Sämmtliche Werke Heinrich Heine's. (In einem Bande.) Mit einem biographisch-literargeschichtlichen Geleitwort von Ludwig Holthof und dem Bildnisse des Dichters. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Henckel. — Sbornik. Russische Geschichten und Satiren. Uebersetzt und herausgegeben von Wilhelm Henckel. Drei Bände. Berlin, Johannes Räde. O. J.

Hevesi. — Der zerbrochene Franz nebst anderen Humoresken und Geschichten. Von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1900.

Heyse. — Das literarische München. 25 Porträtskizzen von Paul Heyse. München, F. Bruckmann A.-G. O. J.

Heyse. — Die Macht der Stunde. — Vroni. Zwei Novellen von Paul Heyse. Illustrirt von Fritz Reiß. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Heyse. — Neue Märchen von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1899.

Hinter der Mauer. Beiträge zur Schulreform, mit besonderer Berücksichtigung des Gymnasialunterrichts. Ein Buch für Verzieher und Verbildete. Marburg, N. G. Elwert. 1899.

Hirsch. — Aus dem Tagebuch eines letzten Lebensjahrs. Von Ludwig Hirsch. Dresden, E. Pierson. 1899.

Hoffmann. — Sämmtliche Werke E. T. A. Hoffmanns' in fünfzehn Bänden. (In vier Bände gebunden.) Herausgegeben mit einer biographischen Einleitung von Eduard Grisebach. Leipzig, Max Hesse. 1900.

Hönes. — Dante. Von Chr. Hönes. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1899.

Hübner. — Otto Hübner's geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Achtundvierzigste Ausgabe für das Jahr 1899. Herausgegeben von Fr. von Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Jäger. — Eine Orientreise. Von Max Jäger. Mit 4 Vollbildern und 3 Illustrationen im Text. Schwäb. Hall, Wilhelm German's Verlag. O. J.

Imelmann. — Donec gratus eram tibi. Nachdichtungen und Nachklänge aus drei Jahrhunderten. Zusammengestellt von J. Imelmann. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1899.

Itzerott. — Aglaia. Dramatisches Gedicht in drei Acten von Marie Itzerott. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Keibel. — Die Schlacht von Hohenfriedberg. Von Dr. Rudolf Keibel. Mit zwei Karten. Berlin, A. Bath. 1899.

Kontz. — Les drames de la jeunesse de Schiller. Étude historique et critique. Par Albert Kontz. Paris, Ernest Leroux. 1899.

Köstlin. — Candidatenfahrten. Von H. A. Köstlin. Zweite Auflage. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1899.

Krauß. — Schwäbische Literaturgeschichte in zwei Bänden. Von Rudolf Krauß. Zweiter Band. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1899.

Langmann. — Verflogene Rufe. Novellen von Ph. Langmann. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Leander. — Sämmtliche Werke Richard Leander's. Bis zur zehnten Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Lenburg. — Oberlehrer Müller. Von Wolfgang Lenburg. Mit Zeichnungen von Josef Sattler. Berlin, Gebrüder Paetel. 1899.

Ludwig Gabillon. — Tagebuchblätter — Briefe — Erinnerungen. Gesammelt und herausgegeben von Helene Bettelheim-Gabillon. Mit 6 Porträts und 7 Abbildungen. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1900.

Maydorn. — Wesen und Bedeutung des modernen Realismus. Kritische Betrachtungen von Dr. Bernhard Maydorn. Leipzig, Eduard Avenarius. 1900.

Mayer. — Geschichte Oesterreichs mit besonderer Rücksicht auf das Culturleben. Von Franz Martin Mayer. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. Erster Band. Erste Lieferung. Wien, Wilhelm Braumüller. 1900.

Meyer's Konversations-Lexikon. Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Neunzehnter Band. Jahres-Supplement. 1898/99. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1899.

Meyer. — Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts von Richard M. Meyer. Erstes bis viertes Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1900.

Molden. — Das Opfer für Höheres. Eine Untersuchung über das Wesen des Ethischen von Berthold Molden. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Mollwo. — Hans Carl von Winterfeldt. Ein General Friedrich's des Großen. Von Ludwig Mollwo. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1899.

Nicati. — La philosophie naturelle par W. Nicati. Paris, Giard et Brière. 1900.

Niggli. — Adolf Jensen. Von Arnold Niggli. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft. 1900.

Pfister. — Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert. Eine Darstellung der culturgeschichtlichen und politischen Entwicklung, für das deutsche Volk geschrieben von Albert Pfister. Mit sechs Karten. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1900.

Quensel. — Menschenleid. Skizzen und Dichtungen von Paul Quensel. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1899.

Roloff. — Die Colonialpolitik Napoleon's I. Von Dr. Gustav Roloff. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1899.

Romanes. — Gedanken über Religion von George John Romanes. Autorisirte Uebersetzung nach der 7. Auflage des englischen Originals von E. Demert. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1899.

Rostand. — Das Weib von Samaria. Ein biblisches Drama in drei Bildern von Edmond Rostand. Deutsch von Lina Schneider. Köln a. Rh., Paul Neubner. O. J.

Rüttenauer. — Maler-Poeten von Benno Rüttenauer. Strassburg, J. H. Ed. Heitz. 1899.

Salomon. — Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Von Ludwig Salomon. Erster Band. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1900.

Schäfer. — Pietro Aretino. Tragikomödie aus der Renaissancezeit Italiens in drei Aufzügen von Wilhelm Schäfer. Zürich, Buchdruckerei Emil Cotti's Wwe. 1899.

Schafheitlin. — Das Zeitalter der Cyklopen. Dramatische Dichtung in drei Theilen von Adolf Schafheitlin. Berlin, S. Rosenbaum. 1900.

Schiefler. — Hamburgische Culturaufgaben. Von Gustav Schiefler. Hamburg, Alfred Janssen. 1899.

Schmidt. — Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Von Erich Schmidt. Zwei Bände. Zweite, veränderte Auflage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1899.

Schmidt. — Valentin. — Festreden von Erich Schmidt und Veit Valentin bei der akademischen und der Goethe-Gesellschaft-Feier zu Frankfurt a. M. zu Goethe's 150. Geburtstag. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. 1899.

Scholz. — Der Gast. Ein deutsches Schauspiel in drei Aufzügen von Wilhelm von Scholz. München, Schimon & Burger. 1900.

Seidel. — Erzählende Schriften von Heinrich Seidel. Bis zur achten Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Senffleben. — Traute Weihnacht. Ein Weihnachtsfestspiel in sechs Bildern für Schulen und Vereine von Otto Senffleben. Leipzig, Friedrich Jansa. 1899.

Sienkiewicz. — Die Familie Polaniecki. Roman von H. Sienkiewicz. Autorisirte Uebersetzung von E. und R. Ettlinger. Eingeleitet durch eine literarhistorische und biographische Skizze von Karl Muth. Mit dem Bildniß des Verfassers. Einsiedeln, Benziger & Co. A.-G. 1899.

Sienkiewicz. — „Quo vadis". Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Von Heinrich Sienkiewicz. Autorisirte Uebersetzung von E. und R. Ettlinger. Mit 17 Originalillustrationen von Alexander Rothaug, 3 Ansichten, 2 Plänen und 2 Karten. Einsiedeln, Benziger & Co. A.-G. 1899.

Soldern. — Die Baudenkmale von Samarkand. Architektonischer Reisebericht von Prof. Zdenko Ritter Schubert von Soldern. Mit 19 in den Text gedruckten Abbildungen und 12 Tafeln. Wien, Spielhagen & Schurich. 1898.

Soldern. — Bochara. Architektonische Reiseskizzen von Prof. Zdenko Ritter Schubert von Soldern. Mit 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 12 Tafeln. Wien, Spielhagen & Schurich. 1899.

Sparagnapane. — Achtundvierzig Lieder und Balladen. Felix Mendelssohn-Bartholdy's 48 Liedern ohne Worte nachgedichtet von Gaudenz Sparagnapane. Dresden, E. Pierson. 1900.

Spielhagen. — Opfer. Roman von Friedrich Spielhagen. Drittes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1900.

Stegemann. — Stille Wasser. Roman von Hermann Stegemann. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1899.

Stein. — An der Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Culturphilosophie. Von Ludwig Stein. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr. 1899.

Stevenson. — Robert Grosseteste. Bishop of Lincoln. By Francis S. Stevenson. London, Macmillan & Co. 1899.

Stieler. — Aus Fremde und Heimath. Vermischte Aufsätze von Karl Stieler. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1900.

Tauchnitz Edition. Collection of British authors. Vol. 3383. Reminiscences of the king of Roumania. Edited by Sidney Whitman. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1899.

Tomaseth. — Die vier Bücher des armen Thoms. Dichtung eines Auferstandenen von Heinz Tomaseth. Wien und Leipzig, Carl Konegen. 1900.

Uhl. — Das deusche Lied. Acht Vorträge von Wilhelm Uhl. Leipzig, Eduard Avenarius. 1900.

Villiers de l'Isle-Adam. — Histoires souveraines. Par le comte de Villiers de l'Isle-Adam. Bruxelles, Edm. Deman. 1899.

Villiers du Terrage. — Journal et souvenirs sur l'expédition d'Égypte (1798—1801) mis en ordre et publiés par le baron Marc de Villiers du Terrage. Avec portraits, cartes et gravures. Paris, Librairie Plon. 1899.

Villinger. — Kleine Lebensbilder. Geschichten von Hermine Villinger. Illustrirt von Curt Liebich. Zweite Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1900.

Walcker. — Oesterreichs evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse. Von Dr. Karl Walcker. Göttingen, Franz Wunder. 1900.

Walter. — Einleitende Worte zu Paul Friedrich's „Christus" an Kritik und Publicum von Curt L. Walter. Berlin, J. Harrwitz Nachf. 1899.

Weber. — Traumgestalten. Von Leopold Weber. Mit Buchschmuck von Ernst Kreidolf. Leipzig, Eugen Diederichs. 1900.

Weitbrecht. — Das deutsche Drama. Grundzüge seiner Aesthetik. Von Carl Weitbrecht. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft. 1900.

Wiese und Pèrcopo. — Geschichte der italienischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Dr. Berthold Wiese und Prof. Dr. Erasmo Pèrcopo. Mit 158 Abbildungen im Text und 39 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1899.

Wolzogen. — Die Gloriahose. — 's Meikatel und der Sexack. Zwei Geschichten von Ernst von Wolzogen. Illustrirt von Fritz Reiß. Zweite Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Zabel. — Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken über das deutsche Theater von Eugen Zabel. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1900.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

GENERAL LIBRARY,
UNIV. OF MICH.
DEC 20 1899

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben
von
Julius Rodenberg.

Sechsundzwanzigster Jahrgang. Heft 3. — December 1899. —

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung. C. F. Lendorff. Georg & Co. Louis Jenke. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, G. Grill's Hofbuchhandlung. Fried. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ-Buchh. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrikan. Republik), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, A. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie u. Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Austral.), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, G. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Kinkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co's. Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. Schultheß.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben von Julius Rodenberg. — Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Erscheint in Monatsheften von 10 Bogen = 160 Seiten gr. 8° am Ersten eines jeden Monats; der Eintritt in das Abonnement kann mit jedem Hefte erfolgen.

Abonnements-Aufträge übernehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie jedes Postamt und die unterzeichnete Expedition.

Probe-Hefte sendet jede Buchhandlung zur Ansicht; dieselben sind auch gegen Einsendung von 20 Pfennig in Briefmarken gratis von der Expedition zu erhalten.

Insertions-Aufträge werden von den bekannten Annoncen-Expeditionen zum Originalpreise, sowie von der unterzeichneten Expedition entgegengenommen.

Abonnementspreis:

Vierteljährlich 6 Mark.
(Preisliste des Kaiserlichen Postzeitungsamtes pro 1899 Nr. 1924.)
Von der Expedition direkt unter Kreuzband bezogen:
Vierteljährlich 6 Mark 60 Pfennig in Deutschland und Oesterreich-Ungarn, im Weltpostverein 7 Mark 20 Pf.

Insertionspreis:

40 Pfennig für die 3-gespaltene Nonpareille-Zeile.

1/12 Seite	10	Mark.
1/6 „	18	„
1/4 „	25	„
1/3 „	34	„
1/2 „	50	„
1 „	80	„

Die Expedition der „Deutschen Rundschau"
Gebrüder Paetel
in Berlin W., Lützowstraße 7.

Inhalts-Verzeichniß.

December 1899.

Seite

I. Peterl. Von **Ossip Schubin.** II. (Schluß.) 361
II. Die Schlacht von Auerstedt. Eigenhändige Relation König Friedrich Wilhelm's III. Veröffentlicht von **Paul Bailleu** . . . . . [illegible]
III. Im Hauptquartier der II. (schlesischen) Armee 1866 unter dem Oberbefehl Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Persönliche Erinnerungen von **J. von Verdy du Vernois.** III. Versammlung der II. Armee an der Elbe . . . . . [illegible]
IV. Frau von Krüdener. II./III. (Schluß.) . . . . . [illegible]
V. Jugenderinnerungen. Von **Paul Heyse.** II. König Max und das alte München. II. (Fortsetzung.) . . . . . [illegible]
VI. Allerhand Briefe. Von **Marie von Bunsen.** I./X. . . . . . [illegible]
VII. Ludwig Uhland betreffend. Ein Brief an den Herausgeber. Von **E. Zeller** 497
VIII. Zu Heine's Geburtstagsfeier. An den Herausgeber der „Deutschen Rundschau". Von **Hermann Hüffer** . . . . . [illegible]
IX. Walt Whitman . . . . . [illegible]
X. Politische Rundschau . . . . . [illegible]
XI. Herman Grimm's „Michelangelo". Von **Wilhelm Bölsche** . . . . . [illegible]
XII. Erich Schmidt's „Lessing" . . . . . [illegible]
XIII. Literarische Notizen . . . . . [illegible]
XIV. Literarische Neuigkeiten . . . . . [illegible]
XV. Inserate.

Dringend

wird ersucht, alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke **nicht** an den Herausgeber persönlich oder in dessen Privatwohnung zu senden, sondern **ausschließlich und allein**

An die Redaction der „Deutschen Rundschau",
Berlin W., Lützowstr. 7.

Eine Besprechung **unverlangt eingesandter** Bücher kann nicht gewährleistet werden, doch wird jede Neuigkeit ihrem vollen Titel nach — unter Hinzufügung der Verlagsfirma, des Verlagsortes 2c. — nach Eingang in der monatlichen Bibliographie aufgeführt.

☞ **Manuscripte bitten wir nur nach vorhergegangener Anfrage einzuschicken und das Rückporto beizufügen.** ☜

Anzeiger der
Deutschen Rundschau
für Weihnachten 1899

Verlag von
Gebrüder
Paetel in
Berlin W.

Digitized by Google

Unseren Lesern

empfehlen wir zu freundlicher Beachtung die Anzeigen folgender Verlags-Firmen in dem vorliegenden Weihnachts-Anzeiger:

C. F. Amelangs Verlag in Leipzig.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.
Breitkopf & Härtel in Leipzig.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H., in Stuttgart.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.
Emil Engel, k. u. k. Hofverlagsanstalt in Wien und Leipzig.
Benno Goeritz in Braunschweig.
Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.
Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) in Berlin.
Ernst Hofmann & Co. in Berlin.
J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.
Paul Kittler, Historischer Verlag in Berlin.
Carl Krabbe in Stuttgart.
Hermann Mendelssohn in Leipzig.
Raimund Mitscher in Berlin.
Oswald Mutze in Leipzig.
Gebrüder Paetel in Berlin.
Georg Reimer in Berlin.
Reuther & Reichard in Berlin.
B. Richter's Verlag in Chemnitz.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart und Wien.
Julius Schmidt in Florenz.
Richard Schröder (vorm. Eduard Dörings Erben) in Berlin.
Adolf Titze in Leipzig.
Verlagsanstalt Benzinger & Co., A.-G. in Einsiedeln, Waldshut und Köln a. Rh.
Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.
George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

Neuigkeiten des Jahres 1899.

[150]

Paul Heyse, Neue Märchen. Geh. 5 M.

Gebunden 6 M.

Inhalt: Boldrio, oder das Märchen vom wohlerzogenen Königssohn. — Das Märchen vom Herzblut. — Die vier Geschwister. — Der Jungbrunnen. — Lilith. — Die gute Frau. — Die Nixe. — Das Märchen von Niels mit der offenen Hand. — Johannisnacht. — Die Dryas.

Paul Heyse, Maria von Magdala.

Drama in fünf Akten. Geheftet 1 M. 60 Pfg.

Hermann Oldenberg, Aus Indien und Iran.

Gesammelte Aufsätze. Geheftet 4 M. Gebunden 5 M.

Inhalt: Über Sanskritforschung. — Die Religion des Veda und der Buddhismus. — Der Satan des Buddhismus. — Buddhistische Kunst in Indien. — Taine's Essay über den Buddhismus. — Zarathustra.

Theodor Fontane, Ellernklipp.

Nach einem Harzer Kirchenbuch. Neue Ausgabe. Geheftet 3 M. Gebunden 4 M.

Lili du Bois-Reymond, Das Haus Gerboth.

Roman. Geheftet 3 M. Gebunden 4 M.

Arthur Kopp, Deutsches Volks- und Studenten-Lied

in vorklassischer Zeit. Im Anschluss an die bisher ungedruckte von-Crailsheimsche Liederhandschrift der Königlichen Bibliothek zu Berlin quellenmässig dargestellt. Geheftet 6 M.

Verlag von Wilhelm Hertz (Besserſche Buchh.), Berlin W, Linkſtr. 33/34.

Paul Heyse, Gesammelte Werke. 29 Bände.

Jeder Band ist einzeln zum Preise von geheftet 3 M. 60 Pfg., gebunden 4 M. 50 Pfg. zu haben.

Band I enthält Gedichte; Band II/III Novellen in Versen; Band IV/VIII, XV/XIX, XXII/XXIII und XXVII/XXIX Novellen in Prosa; Band IX/X und XX/XXI Dramen; Band XI/XII Kinder der Welt, Roman; Band XIII/XIV Im Paradiese, Roman; Band XXIV Der Roman der Stiftsdame; Band XXV Merlin, Roman; Band XXVI Über allen Gipfeln, Roman.

(Ausführliche Prospekte gratis und franko durch die Verlagsbuchhdlg.)

— **Novellen.** Auswahl für's Haus. 3 Bände. Hübsch gebunden in Futteral 10 M.

Otto Gildemeister, Essays. 2 Bände. Geheftet à 6 M. Gebunden à 7 M.

Innerhalb dreier Jahre erschienen drei starke Auflagen.

Band I. Inhalt: Vom Reichthum. Freuden des Lebens. Von Höflichkeit. Jesuitenmoral. Politische Tugenden. Jargon. Praktisches Christenthum. Christliches und Unchristliches. Roschers „Politik". Moralisches Kapitel. Zur Naturgeschichte des Königthums. Die trostlose Wissenschaft. Der Kampf gegen die Fremdwörter. Allerhand Nörgeleien.

Band II. Inhalt: Bürgermeister Johann Smidt. Lord Byron. Macaulay. Zwei Frauengestalten Shaksperes. Herzog von St. Simon. Napoleon und Taine. Napoléon intime. Josephine. Memoiren Talleyrands. Renans „Lose Blätter".

Das schönste deutsche Kinderbuch sind und bleiben:

Brüder Grimms Kinder- u. Hausmärchen.

Mit Erinnerungen an die Brüder als Einleitung herausgegeben von Herman Grimm. Grosse vollständige Ausgabe (210 Märchen). Mit 4 Aquarellen von Prof. Mohn. 30. Aufl. 538 S. Gr.-Oktav. Geb. in hübschen, in sechsfachem Farbendruck hergestellten Leinwandband 4 M. Die meisten der jetzt angezeigten billigen Ausgaben sind unvollständige Auszüge, haben vielfach verfälschte Texte und können sich mit unserer Originalausgabe nicht messen. Sie ist aufs stattlichste hergestellt und sehr wohlfeil.

Bei Bestellungen zu beachten: Grosse vollständige Originalausgabe aus dem Verlag von W. Hertz, Berlin.

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung), Berlin W, Linkstr. 33/34.

Herman Grimm

Goethe. Vorlesungen, gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin. 6. Auflage. Geb. in Leinwand 8 M. 20 Pfg., in feinem Halbkalblederband 10 M.

Leben Michelangelo's. 2 Bände. 8. Auflage. Gebunden in Leinwand 11 M., in Halbfranz 13 M.

Das Leben Raphael's. 3. Auflage. Neue Bearbeitung. Gebunden in Leinwand 6 M., in Halbfranz 7 M.

Homer. 2 Bände. Band I (Ilias. Erster bis neunter Gesang). Gebunden in Leinwand 6 M. Band II (Ilias. Zehnter bis letzter Gesang). Gebunden in Leinwand 9 M.

Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte. Gebunden in Leinwand 8 M.

Gottfried Keller

Gesammelte Werke. 10 einzeln käufliche Bände. Jeder Band geheftet 3 M., in Leinwand gebunden 3 M. 80 Pfg., in Halbfranz gebunden 5 M.

Der grüne Heinrich. Drei Bände.
Die Leute von Seldwyla. Zwei Bände.
Züricher Novellen. Ein Band.

Das Sinngedicht. Legenden. Ein Band.
Martin Salander. Ein Band.
Gesammelte Gedichte. Zwei Bände.

Nachgelassene Schriften und Dichtungen. Geheftet 5 M. 40 Pfg., in Leinwand geb. 6 M. 40 Pfg., in Halbfranz geb. 7 M. 50 Pfg.

[150]

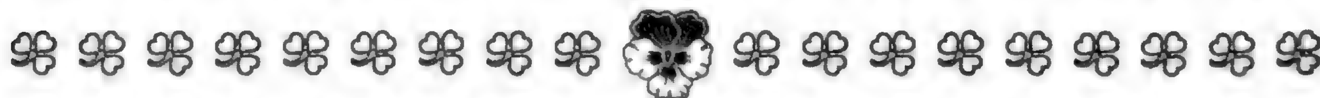
Gottfried Keller's Leben von Jakob Baechtold.

Grosse Ausgabe:

Gottfried Keller's Leben. Seine Briefe und Tagebücher. 3 Bände. Geheftet 23 M., in Leinwand geb. 26 M., in Halbfranz geb. 29 M.

Kleine Ausgabe:

ohne die Briefe und Tagebücher des Dichters. Ein Band. Geheftet 3 M., in Leinwand geb. 3 M. 80 Pfg., in Halbfranz geb. 5 M.



Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung), Berlin W, Linkstr. 33/34.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Vornehmes literarisches Geschenkwerk:

Herzog Friedrich Wilhelm zu Mecklenburg.

Lebensbild eines deutschen Seeoffiziers von H. von Dambrowski.

Mit 14 Heliogravüren und 37 Textillustrationen nach Originalzeichnungen von Carl Saltzmann, Hans Bohrdt, L. Arenhold, H. von Stenglin, G. Theuerkauf, Carl Malchin, J. Kleiner, H. v. Dambrowski, einer Orig.-Aufnahme Ihrer Majestät der Kaiserin und anderen Photographien.

Groß-Octav.
Geheftet Mark 4,—.
Elegant gebunden Mark 5,50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Vorgenanntes Werk darf die allgemeine Theilnahme um so mehr beanspruchen, als sein

Reinertrag

zur Errichtung eines Seemannsheims in den deutschen ostasiatischen Gebieten verwendet werden soll.

Als die erschütternde Kunde von dem jähen Tode des Herzogs Friedrich Wilhelm zu Mecklenburg die Welt durchlief, wurde alsbald der Wunsch laut, es möge von berufener Feder eine Darstellung vom Lebenslauf des in blühender Jugend hinweggerissenen Prinzen gegeben werden. Dieser Aufgabe hat sich H. von Dambrowski mit voller Hingabe unterzogen und sie mit bestem Gelingen gelöst. Lebendig und frisch erzählt er von der Großherzoglichen Familie; anschaulich stellt er den Entwicklungsgang des jungen Herzogs dar; pietätvoll und mit warmer Begeisterung gedenkt er dessen persönlicher Liebenswürdigkeit und seiner idealen Gesinnung; sachkundig führt er ein in die Welt und das Leben der Marine. Nicht nur ein biographisches Ehrendenkmal bietet er, sondern ein Werk, das geeignet ist, weite Kreise über den Werdegang der Offiziere unserer Marine, ihre Aufgaben und Ziele zu unterrichten. So wird sein Buch im besten Sinne erziehlich wirken und gewinnt auch für die heranwachsende Jugend bleibende Bedeutung.

H. v. Dambrowski hat sich bei der Abfassung seines Werkes der regsten Theilnahme und der thatkräftigsten Unterstützung von Angehörigen der höchsten Kreise zu erfreuen gehabt. Briefe und Dokumente sind ihm zur Verfügung gestellt, so daß er überall auf authentischen Mittheilungen fußt; Originalphotographien sind ihm bereitwilligst überlassen, und auch die besondere Huld Sr. Majestät des Kaisers, der für seine Absichten seine volle Sympathie ausgesprochen hat, ist ihm bei seinen Vorarbeiten zu Theil geworden.

Dadurch darf diese in großem Stile angelegte Veröffentlichung erhöhtes Interesse beanspruchen, wie sie denn auch sonst allgemeine Beachtung verdient; denn dieses Buch gewährt für Jung und Alt eine fesselnde, anregende und zugleich unterhaltende Lektüre, und ist durch seine äußeren Vorzüge ein wahrhaft vornehmes und gediegenes Geschenkwerk. Die Fülle seiner Illustrationen, die den Text begleiten und beleben, die vortrefflich gelungenen Heliogravüren nach Originalen hervorragendster Künstler, die sorgfältige Ausstattung, die es in Druck und Papier erfahren hat: alles das giebt für seinen Inhalt auch den entsprechenden schönen und würdigen Rahmen ab.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Werke von August Sperl:

Die Fahrt nach der alten Urkunde.

Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigrantengeschlechts. 4. Auflage. Geb. 4 M. 50 Pf.

„Form und Inhalt verbindet sich hier zur schönsten Harmonie; der Leser, durch künstlerische Vorzüge der Darstellung gefesselt, gibt sich willig auch dem sittlichen Eindruck des Werkes hin, das unter der Menge unserer heutigen, meist nur nach augenblicklicher Erregung und Unterhaltung haschenden Erzählungen eine in hohem Grad erfreuliche Ausnahme bedeutet." Prof. Dr. **Franz Muncker**-München.

Die Söhne des Herrn Budiwoj.

Eine Dichtung.

Zwei Bände. 1. u. 2. Aufl. Geh. 10 Mark; geb. 12 Mark.

Aus den Besprechungen:

Heinr. Hart („Velh. und Klas. Monatshefte") schreibt: „Es giebt wenige Romane, die man dem deutschen Volke als ein Hausbuch, von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben, empfehlen kann. Die Söhne des Herrn Budiwoj sind ein solches Buch; jedem, den Jungen wie den Alten, bietet es etwas, und sein Schatz von dichterischer, nationaler und seelischer Anregung ist so leicht nicht auszuschöpfen." — **Max Vorberg** („Kreuzzeitung"): „Seit Konrad Ferdinand Meyer hat kein Erzähler so unmittelbar und tief in Anschauung und Geist einer weit entlegenen Zeit einzuführen vermocht." — **Friedrich von Oertzen** („Christliche Welt"): „Endlich wieder einmal ein geschichtlicher Roman, der den an diese Dichtungsform zu stellenden Bedingungen entspricht! . . . Seit Scheffels Ekkehard verdienen wenige Werke unter den vielen das hier ausgesprochene Lob." — Ähnlich sagt Dr. **Robert Koenig** („Daheim"), „daß Gustav Freytag auf dem Gebiet des historischen Romans in August Sperl ein würdiger Nachfolger erschienen sei." — Die **„Grenzboten"** stehen nicht an, die Söhne des Herrn Budiwoj für einen der besten historischen Romane zu erklären, die in den letzten Jahren geschrieben worden. — Prof. Dr. **Alfred Biese** (Coblenz): „Der Dichter macht sich überall geltend, der Dichter voll Phantasie, voll Geist, voll Kraft." —

Fridtjof Nansen.

Ein Sang.

1. und 2. Abdruck. Geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.

Aus den Besprechungen: „Eine nordische Odyssee . . . in prächtigen Versen und tiefsinniger Sprache, die geheimnisvoll wie die Gegenden, die sie besingt, an unser Ohr und unsere Phantasie sich wendet." **Dr. Ad. Matthias** („Düsseld. Ztg.").

„Das Epos ist so reich an Schönheiten aller Art, daß wir nicht wissen, ob wir der landschaftlichen Schilderung der wundersamen Heimat Nansens oder der ergreifenden Darstellung der wechselnden Stimmungen seines Helden den Vorzug geben sollen. Wenn ein Goethe sein eigenes Sehnen, Suchen und Ringen im ‚Faust' niedergelegt hat, so fühlen wir es auch Sperl nach: er bietet uns sein Eigenes und zwar das Beste, was er mitteilen kann." **„Allg. Ztg."**

„Verständnis und Liebe für Heldengröße hat den Dichter begeistert und eine große ideale Weltanschauung ist der Hintergrund, von dem sich seine Helden abheben." **„Christl. Welt."**

„Ein Werk von hoher, poetischer Kraft, von reichem Gemüt und philosophischer Tiefe." **„Leipz. Ztg."**

„Mit diesem Sange bewährt sich Sperl als ein gottbegnadeter Dichter, der die von seinem Helden im Herzen getragenen Ideale in der eigenen Brust empfindet und ihnen einen begeisterten, formvollendeten Ausdruck verleiht." **„Münch. Neueste Nachr."**

C. E. Ries:

Novellen vom Genfer See.
2. Auflage.
Geheftet 3 Mk.; elegant gebunden 4 Mk.

Der Schnitter und andere Märchen.
Geheftet 3 Mark 50 Pfennige; elegant gebunden 4 Mark 50 Pfennige.

Märchen für Kinder.

im Alter von 8 bis 14 Jahren.

Mit farbigem Umschlag und 4 Bildern im Text von **Hermann Neuhaus**. Gebunden 2 Mk. 20 Pf.

Die Schriften von Frl. C. E. Ries offenbaren eine seltene Begabung, die es reichlich verdient, inmitten der Erzeugnisse der neuesten Litteratur volle Beachtung zu finden! Über die „Novellen vom Genfer See" schrieb **Paul Heyse** in einem Briefe an den Verleger: „Mit lebhaftem Interesse habe ich die „Genfer Novellen" von Frl. Ries gelesen, sehr angezogen durch die natürliche Frische und Munterkeit des Stils, der von aller Manier frei ist und zuweilen, ohne alle Nachahmung, an die Leichtigkeit französischer Konversation erinnert. Ich weiß nicht, ob diese Novellen Erstlingsarbeiten sind, möchte es aber fast glauben, da der Name der Verfasserin mir zum ersten Mal begegnet. Um so merkwürdiger wäre dann die sichere Beherschung aller novellistischen Kunstmittel, die Feinheit der immer mit wenigen Strichen charakterisierenden Hand und die maßvolle Klarheit im Ausmalen landschaftlicher Stimmungen und Hintergründe. Was die Erfindung betrifft, steht ‚Jeanne Guignon' hinter der ‚Famille Mounot' zurück, so fesselnd auch sie erzählt ist. Die zweite Geschichte aber ist auch in Hinsicht auf die Handlung selbst höchst vortrefflich und von ergreifender Steigerung."

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Der Krieg von 1870/71 dargestellt von Mitkämpfern.

Herausgegeben von

Hauptmann Tanera.

4. und 5. Auflage.
Mit Karten und Plänen.
7 Bde. Geh. à 2 M., kart. à 2 M. 50 Pf.

Inhalt: I. Band: **Weißenburg, Wörth, Spichern.** Von Tanera. — II. Band: **Um und in Metz 1870.** Von Dr. J. Steinbeck. — III. Band: **Die Schlachten von Beaumont und Sedan.** Von Tanera. IV. Band: **Straßburg unser! — Bis ans Meer.** Von Pressentin. — V. Band: **An der Loire und Sarthe.** Von Tanera. — VI. Band: **Belfort, Dijon, Pontarlier.** Von Dr. J. Steinbeck. — VII. Band: **Die Belagerung von Paris.** Von Tanera. (Jeder Band ist einzeln käuflich!)

Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz.

Eine vaterländische Bibliothek von

Hauptmann Tanera.

9 Bände.
Mit Karten und Plänen.
Jeder Band 2 M. geh., 2 M. 50 Pf. kart.

Inhalt: I. Band: **Deutschlands Mißhandlung durch Ludwig XIV.** (1672—1714). — II. und III. Band: **Kriege Friedrichs des Großen** (1741—1763). — IV. u. V. Band: **Revolutions- und Napoleonische Kriege.** Erster Teil: Von Valmy bis Austerlitz (1792—1805). Zweiter Teil: Von Jena bis Moskau (1806—1812). — VI. u. VII. Band: **Befreiungskriege** (1813 - 1815). — VIII. u. IX. Band: **Die deutschen Einigungskriege.** Erster Teil: 1849—1864. Zweiter Teil: 1866. (Jeder Band ist einzeln käuflich!)

Volkstümliche Geschichtsdarstellungen, vom nationalen Standpunkte aus verfaßt, voll packender Lebendigkeit und fesselnder Anschaulichkeit! Zumal auch für die reifere Jugend aufs wärmste empfohlen!

Sammlung von Erinnerungen an den Krieg von 1870/1871,

als patriotischer Hausschatz warm empfohlen:

***Klein, Karl,** Pfarrer in Fröschweiler bei Wörth: **Fröschweiler Chronik. Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870.** 17. Auflage. Kart. 2 M. 80 Pf.

***Klein, Katharina: Fröschweiler Erinnerungen.** Ergänzungsblätter zu Pfarrer Kleins Fröschweiler Chronik. 2. Auflage. Kart. 1 M. 25 Pf. (Soeben erschienen!)

***Leibig, Oskar,** Pfarrer: **Erlebnisse eines freiwilligen Jägers im Feldzug 1870/71.** 3. Aufl. Kart. 2 M. 80 Pf.

***Tanera, Karl,** Hauptmann: **Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870/1871.** 7. Auflage. 2 Bände. Kart. à 2 M. 40 Pf.

***Liebmann, Otto,** ord. Prof. der Philosophie in Jena: **Vier Monate vor Paris 1870/71. Belagerungstagebuch eines Kriegsfreiwilligen im Gardefüsilierregiment.** 2. Auflage. Gebunden 4 M. 50 Pf.

Gümbel, Th., Pfarrer: **Erinnerungen eines freiwilligen Krankenpflegers im Feldzug 1870/71.** Mit 2 Anhängen u. a. vom Verf. der „Fröschweiler Chronik". Kart. 2 M 80 Pf.

Pfleiderer, Edm., Prof. d. Philosophie in Tübingen: **Erinnerungen eines Feldgeistlichen aus dem Jahre 1870/71.** Kart. 2 M. 80 Pf.

Matthes, Dr. P., Leibarzt Sr. Kgl. Hoh. des Großherzogs von Sachsen: **Im großen Hauptquartier 1870/71.** Feldbriefe in die Heimat. Mit Bildern von H. Albrecht. Gebunden 3 M. 50 Pf.

Ott, Ad., Major: **Bei höheren Stäben.** Adjutanten-Erlebnisse aus dem großen Kriegsjahre. Kart. 2 M. 50 Pf.

***Jöfting, W.,** Superintendent: **Erinnerungen eines kriegsfreiwilligen Gymnasiasten aus dem Jahre 1870/71.** Kart. 2 M. 20 Pf.

***Esch, E.,** Gymn.-Prof.: **Erlebnisse eines Einjährig-Freiwilligen des VII. (rhein.-westf.) Korps.** Kart. 2 M. 20 Pf.

Dinckelberg, Hugo, Hofrat: **Kriegserlebnisse eines Kaiser-Alexander-Gardegrenadiers im Feld und im Lazarett 1870/71.** Kart. 2 M. 80 Pf.

Koch, G., Hauptmann: **Bei den Fahnen des III. (brandenburgischen) Armeekorps von Metz bis le Mans.** Kart. 2 M. 80 Pf.

Stier, G., Oberlehrer: **Unter Prinz Friedrich Karl.** Erlebnisse eines Musketiers vom X. Armeekorps im Feldzug 1870/71. 2. Auflage. Kart. 2 M. 50 Pf.

Hähnel, E. L., Oberlehrer: **Bei den Fahnen des XII. (königl. sächsischen) Armeekorps.** Kart. 2 M. 20 Pf.

Geyer, Karl, k. württemb. Ministerialrat und Hauptmann der Landwehr: **Erlebnisse eines württembergischen Feldsoldaten 1870/71.** Kart. 2 M. 80 Pf.

***Kayser, Dr. Adolf, Erlebnisse eines rheinischen Dragoners im Feldzug 1870/71.** 2. Aufl. Kart. 2 M. 80 Pf.

Koch-Breuberg, Fr., Hauptmann: **Drei Jahre in Frankreich.** Erinnerungen eines Truppenoffiziers aus den Jahren 1870/71. Kart. 2 M. 50 Pf.

***Arnold, Hugo,** Hauptmann: **Unter General v. d. Tann. Feldzugserinnerungen aus dem Jahre 1870/71.** 2 Bde. Kart. à 2 M. 50 Pf.

Neu bezw. in neuen Auflagen erschienen sind die mit * bezeichneten Bände.

Der Krieg von 1870/71 in Bild und Lied.

Deutschlands große Jahre 1870/71.

In Liedern von **Heinr. Bork,**
Gymnasialprof. in Berlin.
Mit Bildern von **Chr. Speyer.**
Eleg. kart 2 M. 50 Pf., geb. 3 M.

Im Lichte begeisterter Dichtung treten uns aus diesem Buche die großen Tage und Helden der Jahre 1870/71 entgegen! Durchweht vom Geiste der großen Zeit, eignet sich das Buch trefflich für den Bücherschatz deutscher Knaben! Die einzelnen Dichtungen sind zugleich bewährte Vortragsstücke für patriotische Feste. Der Preis ist im Verhältnis zu der Ausstattung überraschend niedrig gehalten!

Für Weihnachten!

Marie v. Ebner-Eschenbach's Gesammelte Schriften.

6 Bände.
Octav-Format. Geheftet M. 21.—.
In 6 Leinwandbände gebunden M. 27.—.

In 6 Liebhaber-Einbände gebunden M. 33.—.

Eine Ausgabe der Gesammelten Schriften Marie v. Ebner-Eschenbach's ist in den weitesten Kreisen der deutschen Leserwelt mit warmer aufrichtiger Freude begrüsst worden. Die allgemein rühmlichst bekannte und beliebte Schriftstellerin muss als die entschieden Bedeutendste und Hervorragendste der Neuzeit bezeichnet werden. Vergebens suchen wir in unserer novellistischen Literatur eine so reiche, beinahe verschwenderische Fülle der edelsten Vorzüge des Geistes und des Herzens, wie sie uns als harmonisches Ganzes in Marie v. Ebner-Eschenbach's Schriften entgegen treten.

Inhalt:

Band I: Aphorismen. Parabeln, Märchen und Gedichte.

Band II: Dorf- und Schlossgeschichten.
- Der Kreisphysikus.
- Jacob Szela.
- Krambambuli.
- Die Unverstandene auf dem Dorfe.
- Der gute Mond.
- Die Resel.
- Er lasst die Hand küssen.

Band III: Erzählungen I.
- Lotti, die Uhrmacherin.
- Nach dem Tode.
- Wieder die Alte.

Band IV: Erzählungen II.
- Die Freiherren von Gemperlein.
- Der Nebenbuhler.
- Die Poesie des Unbewussten. Novellchen in Correspondenzkarten.
- Oversberg. Aus dem Tagebuche des Volontärs Ferdinand Binder.
- Ihr Traum. Erlebnisse eines Malers.
- Ohne Liebe.
- Bettelbriefe.
- Der Muff.
- Die Capitalistinnen.
- Zwei Comtessen.

Band V: Das Gemeindekind. Erzählung.

Band VI: Unsühnbar. Erzählung.

Hoher Seelenadel und eine bezaubernde Gemüthstiefe sind die hervorstechenden Eigenschaften, die Alles, was der Feder der geistvollen Dichterin entstammt, gleichsam leuchtend verklären: mag sie nun die tiefsten und tragischsten Probleme der Seele lösen oder ihren sonnigen Humor in reizvoll satirischen Funken sprühen lassen. Eine ungewöhnliche Kraft der Gestaltung und Charakteristik, die Kunst einer wahrhaft vornehmen Darstellung, einer reinen wohlklingenden Sprache sind ferner Vorzüge, welche die Erzählungen Marie von Ebner-Eschenbach's zu Cabinetstücken unserer deutschen Novellistik erheben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Digitized by Google

GESCHICHTE DER MUSIK

IM UMRISS

VON

H. A. KÖSTLIN,

O. Ö. PROF. A. D. UNIVERSITÄT GIESSEN.

Fünfte, vollständig neu bearbeitete Ausgabe.

1899. Preis Mk. 8.—. In elegantem Geschenkband Mk. 10.—.

„Das ist ein Buch, welches sich durchaus nicht bloss an die Leute wendet, die sich, weil sie ein wenig Klavier oder Geige spielen, musikalisch nennen, sondern an alle, die Interesse für Musik und Musikgeschichte haben, sei es auch nur so weit, als es in unserem geselligen Leben geradezu Erfordernis der allgemeinen Bildung ist. Es ist also, so ernst und inhaltlich gediegen es auch ist, recht eigentlich ein Buch für das deutsche Haus."

(Dresdener Neueste Nachrichten.)

„Das prachtvolle Buch ist in sehr vornehmer, abgeklärter, leidenschaftsloser, aber begeisterter Sprache geschrieben und verdient von jedem Kirchen- und Profanmusiker gekauft und gelesen zu werden."

(Caecilia.)

Reuther & Reichard

Berlin W. 9

Verlagsbuchhandlung

Köthenerstr. 4.

Prospekte mit ausführlicher Inhaltsangabe der beiden vorstehenden Werke versenden wir kosten- und postfrei.

Deutsche Sprach- und Litteraturgeschichte

im Abriß.

Allgemeinverständlich dargestellt

von

Prof. M. Evers,

Direktor des Gymnasiums zu Barmen.

I. Teil: **Deutsche Sprach- und Stilgeschichte.**

1899. Preis Mk. 3.60, hübsch geb. Mk. 4.50.

(Der II. Teil befindet sich in Vorbereitung.)

„Dies Werk ist mit viel Gelehrsamkeit, aber nicht minder auch mit Geschmack ausgearbeitet, und die Abtrennung der Stilgeschichte von der Litteraturgeschichte erweist sich als lehrreich und fruchtbar. Mit besonderer Ausführlichkeit auf zehn eng bedruckten Seiten ist die Redeweise Schillers behandelt. Evers hat dabei ein Maß von Einsicht und Feinfühligkeit, von Unterscheidungs- und Bezeichnungsgabe, von rednerischer Kunst auch seinerseits entfaltet, daß wir unbedenklich sagen: Diese Studie über den Schillerschen Stil ist weitaus die beste, die wir kennen. — In einer guten Hausbibliothek sollte das Buch nicht fehlen."

[265] (Vossische Zeitung.)

Kunstwerk I. Ranges.

Von vielen massgebenden Zeitschriften sehr günstig beurteilt und empfohlen.

Dr. P. Albert Kuhn, Professor der Ästhetik.

[274]

Allgemeine Kunstgeschichte.

Die Werke der bildenden Künste vom Standpunkte der

Geschichte. Technik. Ästhetik.

Gesamt-Umfang 1800—2000 Seiten, Lexikon-Format, mit über 1000 Illustrationen und mehr als 120 ganzseitigen artistischen Beilagen in Typographie, Lithographie, Lichtdruck und in reicher polychromer Ausführung.

Vollständig in 3 Bänden, ca. 25 Lieferungen à M. 2.—.

Die 19. Lieferung ist bereits erschienen.

Auszug aus Urteilen der Presse:

Der Kunstwart. Dresden: . . . Die Einteilung ist durchaus lobenswert. Sehr erfreulich ist es auch, dass der Verfasser allenthalben für Echtheit und Wahrheit in der Kunst eintritt, Imitationen u. s. w. als unkünstlerisch verwirft . . . Es muss anerkannt werden, dass der Verfasser seinen Stoff klar und anschaulich darstellt und die einschlägige Litteratur wohl beherrscht . . . Es sei noch bemerkt, dass das Werk in Druck, Papier und Bilderschmuck eine ganz hervorragende Leistung der Verlagsanstalt und dabei im Verhältnis zu seiner Ausstattung ausserordentlich billig ist. P. Schumann.

Heft I wird von jeder Buchhandlung zur Einsicht vorgelegt, sowie auch von der Verlagshandlung

Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G., Einsideln, Waldshut, Köln a. Rh.

Raimund Mitscher, Berlin S.

Th. Wundt.

In luftigen Höh'n:

Die Jungfrau [291]

und das Berner Oberland.

Mit über 180 Illustrationen, 4°, geb. 20 M.

Das Matterhorn

und seine Geschichte.

Mit über 150 Illustrationen, geb. 20 M.

Hildebrandt's Aquarelle.

Erdreise 24 Bl., **Europa** 14 Bl., **Neue Folge** 20 Bl.,

Einzeln 12 M., von 6 Bl. an **nur 9 M.** Mappe 20 M., Verzeichnis gratis.

Neue Radierungen:

Horte, Kaiser Wilhelm II.

Kniestück, Bildgrösse 90 : 65 cm. 30 M.

Horte, Bismarck und Moltke, lebensgrosse Brustbilder à 15 M.

Feldmann, Ruine Ehrenfels, Lichtenstein, Elz u. Rudelsburg à 15 M.

Kohnert, Frühlingsmorgen, Sommermittag, Herbstabend u. Winternacht (Märkische Landschaften) à 15 M.

Mannfeld, Marienburg 30 M. Heidelberg, Köln à 40 M., aus. 70 M. Meissen u. Limburg à 40 M., aus. 70 M. Aachen, Breslau, Danzig u. Erfurt. Loreley u. Rheingrafenstein à 20 M.

Schöne-Donzette, Mondnacht 15 M.

Illustrierte Verzeichnisse gratis. Zu bez. d. jede Buch- und Kunsthandlung.

Digitized by Google

Grosse illustrierte Prachtwerke ersten Ranges.

Rom, von Dr. Reinh. Schoener. Mit 290 Original-Illustrationen von Terzi, Bacarisas, Barbasan, Benlliure, Brioschi, Fuchs, F. v. Lenbach, Macchiati u. A.
Gross-Quart-Format in eleg. Leinwand-Prachtbd. M. 30.

Venezia, von Henry Perl. Mit 211 Original-Illustrationen von Tito, Grubhofer, Cima, Laurenti, Pagani, Berti, Lancerotto, Brugnoli etc.
[273]
Gross-Quart-Format in eleg. Leinwand-Prachtband M. 20.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie durch die
k. u. k. Hof-Verlagsanstalt Emil M. Engel, Wien I. u. Leipzig.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Kaiser Wilhelm I., die Prinzess Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta.

Mit Briefen des Prinzen Wilhelm. Herausgegeb. v. Gneomar Ernst von Natzmer. 8°. Preis geh. 1 Mk. 80 Pf. Eleg. geb. 3 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Soeben erschienen!

Essais und Studien zur Literaturgeschichte.

Von **Prof. Dr. Otto Harnack.**

Preis geheftet 6 Mark.
Elegant gebunden 7 Mark.

Ein großer Theil der Aufsätze bezieht sich auf Goethe, dem der Verfasser seit langer Zeit eingehende Studien gewidmet hat. Eine Anzahl anderer ist ausländischen Dichtern: Byron und Puschkin, Carducci und Zola, Tolstoi und Ibsen gewidmet. Auch mit dem Anfang der modernen literarischen Bewegung in Deutschland, zu Anfang der 90er Jahre, beschäftigen sich einige kritische Betrachtungen. Die übrigen Aufsätze sind allgemeineren Inhalts und behandeln theoretische Fragen sowohl des poetischen und künstlerischen Schaffens als auch der wissenschaftlichen Literaturforschung.

Diese **„Essais und Studien"** des als Literarhistoriker rühmlichst bekannten Verfassers werden als werthvoller Beitrag zur Literaturgeschichte in ebenso hohem Grade das Interesse des Fachmannes, wie jedes Gebildeten überhaupt fesseln.

[290]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

---

[270] J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau.

Die Pflanze

Vorträge aus dem Gebiete der Botanik von **Dr. Ferdinand Cohn,** Prof. a. d. Universität Breslau. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit zahlreichen Illustrationen. Zwei Bände brosch. Preis 20 M., geb. in eleg. Leinwandband 24 M., geb. in Halbfranz 26 M.

Das auch äußerlich glänzend ausgestattete Werk wendet sich in der freien Form gemeinverständlicher Vorträge an den weiten Kreis der Gebildeten. Es wird mit Recht als „ein Muster der populären naturwissenschaftl. Litteratur in des Wortes edelster Bedeutung" gerühmt.

Neuer illustrierter

Kunst-Katalog

Knöfler'sche Farbenholzschnitte (Kunstblätter von specifischer Weihnachtsstimmung) kostenlos von Julius Schmidt in Florenz I. Via Tornabuoni.

[272]

2*

VERLAG VON **GEBRÜDER PAETEL** IN **BERLIN W.**

Gediegene Novellen und Romane in eleganten Einbänden.

Zu Fest-Geschenken geeignet.

Achleitner. **Der Stier von Salzburg.** Kulturbild aus dem Beginn des 19. Jahrh. von Arth. Achleitner. Octav. 5 M.

Berger. **Von Glück und Leid.** Novellen von Wilhelm Berger. Octav. Elegant gebunden 4 Mark.

Bormann. **Meer u. Heide.** Eine Erzählung von den nordfriesischen Inseln von Georg Bormann. Octav. 3 Mark.

Glaser. **Vergelt's Gott.** Skizzen und Stimmungen von Marie von Glaser. Octav. 5 Mark 50 Pf.

Gensichen. **Zu den Sternen!** Roman von Otto Franz Gensichen. Octav. 6 Mark 50 Pf.

Edler. **Duino-Novellen** von Karl Erdm. Edler. *Zweite Auflage.* Octav. 4 Mark 50 Pf.

Gottschall. **Aretin und sein Haus.** Roman von Rudolf von Gottschall. Octav. 6 Mark 50 Pf.

Heine. **Drei Novellen.** Von Anselm Heine. Octav. 6 Mark 50 Pf.

Heine. **Unterwegs.** Novellen von Anselm Heine. Octav. 6 Mark 50 Pf.

Frapan. **„Was der Alltag dichtet."** Skizzen von Ilse Frapan. Octav. 6 Mark

Jensen. **Karin von Schweden.** Novelle von Wilhelm Jensen. *Zehnte Auflage.* Octav. 5 Mark 50 Pf.

Hillern. **Und sie kommt doch!** Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts von Wilhelmine von Hillern. Vierte Auflage. 3 Theile in einem Bande. Octav. 6 Mark 50 Pf.

Schoepp. **Skizzen** von Meta Schoepp. Octav. 5 Mark.

Weise. **Salonmüde.** Zwei Novellen. Octav. 5 Mark.

Widmann. **Gemüthliche Geschichten.** Zwei Erzählungen aus ein. schweizerischen Kleinstadt. Octav. 7 Mark 50 Pf.

Digitized by Google

Zu Festgeschenken

empfohlen!

Berlin. — **Erinnerungen an Gustav Nachtigal.** Von Dorothea Berlin. Mit einem Porträt Gustav Nachtigals. Octav. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Billroth. — **Wer ist musikalisch?** Nachgelassene Schrift von Theodor Billroth. Herausgegeben von Eduard Hanslick. Dritte Auflage. Octav. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Gensichen. — **Das Haideröslein von Sesenheim.** Von Otto Franz Gensichen. Octav. Elegant gebunden 6 Mark.

Gizycki. — **Deutsche Fürstinnen.** Von Lily von Gizycki, geb. von Kretschman. Octav. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Gottschall. — **Aus meiner Jugend.** Erinnerungen von Rudolf von Gottschall. Gr.-Octav. Elegant geb. 9 Mark 50 Pf.

Hüffer. — **Aus dem Leben Heinrich Heine's.** Von Hermann Hüffer. Octav. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Hülsen. — **Unter Friedrich dem Großen.** Aus den Memoiren des Aeltervaters 1752—1773. Herausgegeben von Helene von Hülsen. Octav. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Joseph. — **Das Heidenröslein.** Von Eugen Joseph. Kl.-Octav. Geheftet 2 Mark.

Petri. — **Rothe Erde.** Von Julius Petri. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Erich Schmidt. Octav. Elegant geb. 5 Mark 50 Pf.

Preuß. — **Briefe Thomas Carlyle's an Varnhagen von Ense** aus den Jahren 1837—1857. Uebersetzt und herausgegeben von Richard Preuß. Octav. Geheftet 3 Mark.

Schütze. — **Theodor Storm.** Sein Leben und seine Dichtung. Festgabe zum siebzigsten Geburtstag. Von Dr. Paul Schütze, Privatdocent an der Universität Kiel. Mit einem Porträt Theodor Storm's. Octav. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Wille. — **Fünfzehn Briefe von Richard Wagner.** Nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille, geb. Sloman. Octav. Elegant gebunden 3 Mark.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Zum Weihnachtsfeste!

Jeder Band hochelegant gebunden Drei Mark.

Paetel's Miniatur-Ausgaben-Kollektion.

Eine Reihe von Gaben unserer geschätztesten und beliebtesten zeitgenössischen Dichter liegt hier in vornehmster, geschmackvollster Ausstattung zu einem billigen Preise vor und sei der deutschen Leserwelt auf das Wärmste empfohlen und ans Herz gelegt. Besonders als Weihnachtsgeschenke dürften diese allerliebsten Bändchen gewiss überall die willkommenste Aufnahme finden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Storm: Immensee. 49. Auflage.

Die 50 Semmeln des Studiosus Taillefer. Eine Studentengeschichte von Hans Hopfen.

Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten v. Theodor Storm. 9. Auflage.

Ein Fest auf Haderslevhuus. Novelle von Theodor Storm. 2. Auflage.

Die braune Erika. Novelle von Wilhelm Jensen. 6. Auflage.

Ein Doppelgänger. Novelle von Theodor Storm. 2. Auflage.

Dolorata. Novelle von Ossip Schubin. 2. Auflage.

Klostermann's Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. Von Julius Rodenberg. 2. Auflage.

Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauss von Gustav zu Putlitz. 49. Auflage.

Prinzessin Ilse. Ein Märchen aus dem Harzgebirge von Marie Petersen. 24. Auflage.

Mal' occhio. Novelle von Ossip Schubin. 2. Auflage.

John Riew'. Novelle von Theodor Storm.

Auf der Universität. Von Theodor Storm. 4. Auflage.

„Es waren zwei Königskinder." Von Theodor Storm. 3. Auflage.

Zur Chronik von Grieshuus. Von Theodor Storm. 4. Auflage.

Bötjer Basch. Eine Geschichte von Theodor Storm. 2. Auflage.

Etiquette. Eine Rokoko-Arabeske v. Ossip Schubin. 2. Auflage.

Kirke. Eine Reise-Novelle von F. Heinr. Geffcken.

Die Söhne des Senators. Von Theodor Storm. 2. Auflage.

Vergissmeinnicht. Eine Arabeske von Gustav zu Putlitz. 19. Auflage.

Höher als die Kirche. Eine Erzählung aus alter Zeit von Wilhelmine von Hillern. 4. Auflage.

Ein Bekenntniss. Novelle von Theodor Storm. 3. Auflage.

Die Irrlichter. Von Marie Petersen. 47. Auflage.

Walpurgis. Von Gustav zu Putlitz. 6. Auflage.

Zwei Weihnachtsidyllen. Von Theodor Storm. 3. Auflage.

Hervorragende Neuigkeiten

des Jahres 1899 aus dem Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Federn. — **Zwei Novellen.** Von Karl Federn. Octav. Elegant gebunden 5 Mark.

Frapan. — **„Was der Alltag dichtet.“** Skizzen von Ilse Frapan. Octav. Elegant gebunden 6 Mark.

Geiger. — **Dichter und Frauen.** Abhandlungen und Mittheilungen. Von Ludwig Geiger. Neue Sammlung. Groß-Octav. Gebunden in Halbfranz 9 Mark.

Hoffmann. — **Tante Fritzchen.** Skizzen von Hans Hoffmann. Octav. Elegant gebunden 3 Mark.

Lenburg. — **Oberlehrer Müller.** Von Wolfgang Lenburg. Mit Zeichnungen von Jos. Sattler. Octav. In Originalband nach Sattler'scher Zeichnung, mit Goldschnitt 3 Mark.

Lenz. — **Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen“ des Fürsten Bismarck.** Von Max Lenz. Octav. Eleg. geb. 3 M.

Marcks. — **Fürst Bismarck's Gedanken und Erinnerungen.** Versuch einer kritischen Würdigung von E. Marcks. Octav. Elegant gebunden 3 Mark.

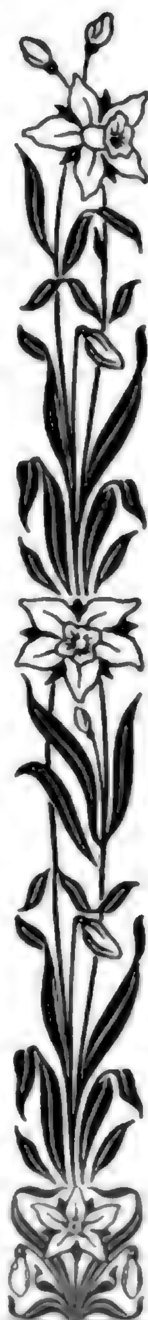
Müller. — **Das Pferdebürla.** Tagesfragen. Beantwortet von Friedrich Max Müller. Octav. Eleg. gebunden 6 Mark 50 Pf.

Reinke. — **Die Welt als That.** Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Von Dr. J. Reinke, Professor der Botanik an der Universität Kiel. Groß-Octav. Elegant gebunden 12 Mark.

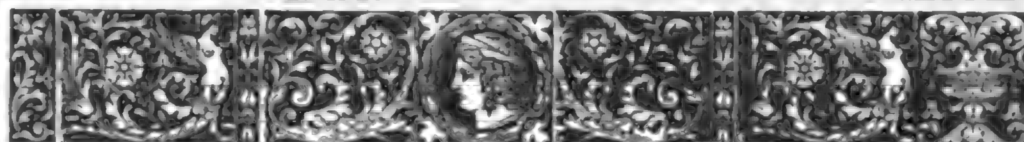
Rodenberg. — **Erinnerungen aus der Jugendzeit** von Julius Rodenberg. Octav. 2 Bände. Eleg. gebunden 10 Mark.

Schoepp. — **„Novellen und Skizzen“** von Meta Schoepp. Octav. Elegant gebunden 5 Mark.

Weise. — **Salonmüde.** Zwei Novellen von Lisa Weise. Octav. Elegant gebunden 5 Mark.



Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Von

Theodor Storm

erschienen in dem unterzeichneten Verlage folgende Werke:

Auf der Universität. Vierte Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Aquis submersus. Novelle. 4. Auflage. Octav. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Ein Bekenntniß. Novelle. (1887.) 3. Aufl. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Ein grünes Blatt. Zwei Novellen. 4. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Bötjer Basch. Eine Geschichte. 2. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Carsten Curator. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Zur Chronik von Grieshuus. Octav. Eleg. geb. 6 Mark 50 Pf.

Zur Chronik von Grieshuus. 4. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Ein Doppelgänger. Novelle. 2. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

„Eekenhof." — „Im Brauerhause." Zwei Novellen. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

„Es waren zwei Königskinder." (1884.) 3. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Der Herr Etatsrath. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Ein Fest auf Haderslevhuus. Novelle. (1885.) 2. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Gedichte. 11. Auflage. Mit einem Porträt Theodor Storms. Gr. 16°. Elegant gebunden mit Goldschnitt 6 Mark.

Geschichten aus der Tonne. Vierte Auflage. Octav. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Hans und Heinz Kirch. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Hinzelmeier. Eine nachdenkliche Geschichte. 2. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Von Jenseit des Meeres. Novelle. 2. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Immensee. 49. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

John Riew'. — Ein Fest auf Haderslevhuus. Zwei Novellen. Octav. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

John Riew'. Novelle. (1884—1885.) Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

In St. Jürgen. 2. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Zerstreute Kapitel. 3. Auflage. Octav. Eleg. geb. 5 Mark 50 Pf

Bei kleinen Leuten. 2 Novellen. Octav. Eleg. geb. 5 Mark 50 Pf.

Zwei Novellen. Octav. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Drei Novellen. 2. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Der Schimmelreiter. Novelle. 4. Auflage. Octav. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Im Schloß. 2. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Schweigen. Miniatur-Format. Elegant geb. mit Goldschnitt 3 Mark

Die Söhne des Senators. Miniatur-Format. 2. Auflage. Elegant gebund. mit Goldschn. 3 Mark.

In der Sommermondnacht. Novellen. 4. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Im Sonnenschein. Drei Sommer-Geschichten. 9. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Vor Zeiten. Novellen. 2. Auflage. Elegant gebunden 7 Mark 50 Pf

„Zur Wald- und Wasserfreude." Novellen. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Zwei Weihnachtsidyllen. 3. Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Gebrüder Paetel, Berlin W., Lützowstr. 7.

VERLAG VON GEBRÜDER PAETEL IN BERLIN.

Werke von OSSIP SCHUBIN

in eleganten Einbänden:

Boris Lensky. Roman in sechs Büchern. Dritte Auflage. 3 Bände. Octav. Elegant gebunden 17 Mark.

Dolorata. Novelle. Zweite Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht." Novellen. Dritte Auflage. Octav. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

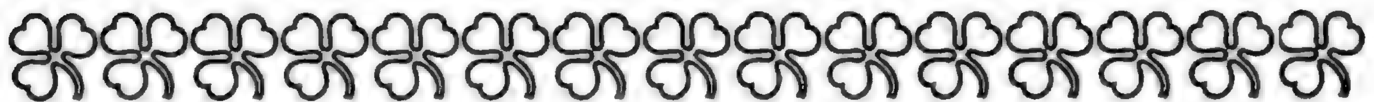
„Unter uns." Roman in drei Büchern. Fünfte Auflage. 8o. Elegant gebunden 7 Mark 50 Pf.

Etiquette. Eine Rococo-Arabeske. Zweite Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.

Die Geschichte eines Genies. Novelle. Zweite Auflage. Octav. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

„Gloria victis!" Roman in vier Büchern. Dritte Auflage. Octav. Elegant gebunden 9 Mark 50 Pf.

Mal' occhio. Novelle. Zweite Auflage. Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Mark.



Werke von ADALBERT MEINHARDT

in eleganten Einbänden:

Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. Octav. 4 Mark 50 Pf.

Reise-Novellen. Octav. 6 Mark 50 Pf.

Reise- und Heimaths-Novellen. Octav. 5 Mark 50 Pf.

Das Leben ist golden. Drei Novellen. Octav. 5 Mark 50 Pf.

Mimen. Moderne Zwiegespräche. Octav. 5 Mark 50 Pf.

Stillleben. Octav. 3 Mark.

VERLAG VON GEBRÜDER PAETEL IN BERLIN.

GENERAL LIBRARY,
UNIV. OF MICH.
SEP 15 1899

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Fünfundzwanzigster Jahrgang. Heft 12. — September 1899. —

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Louis Jenke. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Fried. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrikan. Republik), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie u. Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. E. Zickel. — **Odessa**. Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Austral.), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerensfamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, G. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Kinkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füssli & Co's. Sortiment. Ed. Raschers, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. Schultheß.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben von Julius Rodenberg. — Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Erscheint in Monatsheften von 10 Bogen — 160 Seiten gr. 8° am Ersten eines jeden Monats: der Eintritt in das Abonnement kann mit jedem Hefte erfolgen.

Abonnements-Aufträge übernehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie jedes Postamt und die unterzeichnete Expedition.

Probe-Hefte sendet jede Buchhandlung zur Ansicht: dieselben sind auch gegen Einsendung von 20 Pfennig in Briefmarken gratis von der Expedition zu erhalten.

Insertions-Aufträge werden von den bekannten Annoncen-Expeditionen zum Originalpreise, sowie von der unterzeichneten Expedition entgegengenommen.

Abonnementspreis:

Vierteljährlich 6 Mark.
(Preisliste des Kaiserlichen Postzeitungsamtes pro 1899 Nr. 1924.)
Von der Expedition direkt unter Kreuzband bezogen:
Vierteljährlich 6 Mark 60 Pfennig in Deutschland und Oesterreich-Ungarn, im Weltpostverein 7 Mark 20 Pf.

Insertionspreis:

40 Pfennig für die 3-gespaltene Nonpareille-Zeile.

1/16 Seite	10	Mark.
1/8 „	18	„
1/4 „	25	„
1/3 „	34	„
1/2 „	50	„
1 „	80	„

Die Expedition der „Deutschen Rundschau"
Gebrüder Paetel
in Berlin W., Lützowstraße 7.

Inhalts-Verzeichniß.

September 1899.

Seite

I. An unsere Leser.
II. Käthchen Schönkopf. Von **Ernst Elster** 325
III. Ein Wettlauf. Von **Anselm Heine** 328
IV. Aus Conrad Ferdinand Meyer's Leben. Von **Adolf Frey**. IV. Auf den Fährten des Jenatsch. — V. Meilen (1872—1875) 350
V. Der gegenwärtige Stand des Luftschiffahrtsproblems. Von Dr. **B. Dessau** (Bologna) 362
VI. Rudyard Kipling. Von **M. von Brandt** 384
VII. Griechenland unter den Römern. Von **L. Friedlaender** III (Schluß) 402
VIII. England in Aegypten 421
IX. In Leopold Ranke's Heimathsthal. Von **Gerold Meyer von Knonau** . 440
X. Die Liebesbrücke. Skizze aus Kaukasien. Von **Ilse Frapan** 448
XI. Gräfin Reden. Von **Reinhold Steig** 455
XII. Wilhelm Raabe. Von **Willy Pastor** 458
XIII. Die Lage im Transvaal 465
XIV. Politische Rundschau 472
XV. F. Max Müller's Beiträge zur vergleichenden Mythologie. Von **Richard Fick** 475
XVI. Neuere deutsche Belletristik 477
XVII. Auch ein Memoirenwerk 480
XVIII. Literarische Notizen 482
XIX. Literarische Neuigkeiten 491
XX. Inserate.

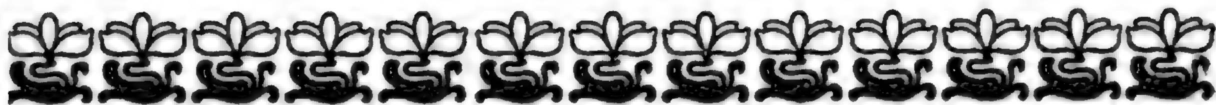
Dringend

wird ersucht, alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke **nicht** an den Herausgeber persönlich oder in dessen Privatwohnung zu senden, sondern **ausschließlich und allein**

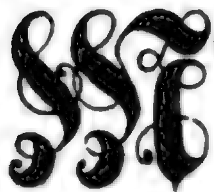
An die Redaction der „Deutschen Rundschau",
Berlin W., Lützowstr. 7.

Eine Besprechung **unverlangt eingesandter** Bücher kann nicht gewährleistet **werden**, doch wird jede Neuigkeit ihrem vollen Titel nach — unter Hinzufügung der Verlagsfirma, des Verlagsortes 2c. — nach Eingang in der monatlichen Bibliographie aufgeführt.

☞ **Manuscripte bitten wir nur nach vorhergegangener Anfrage einzuschicken und das Rückporto beizufügen.** ☜



An unsere Leser.

it dem vorliegenden Hefte für September beschliessen wir den fünfundzwanzigsten Jahrgang der „Deutschen Rundschau". Sie begann in einer Zeit, die noch voll war von den frischen Eindrücken weltgeschichtlicher Ereignisse; sie sah Kaiser und Reich in ihrer ersten Herrlichkeit und ist seitdem Allem, was unser Volk freudig oder schmerzlich erregt, Allem, was seine geistigen oder öffentlichen Angelegenheiten berührt hat, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr gefolgt. Eine neue Zeit ist unterdessen angebrochen, ein neues Geschlecht herangewachsen; neue Meinungen, neue Richtungen haben sich auf dem socialpolitischen Gebiete, wie dem der Kunst und der Literatur entwickelt, zum Theil noch in unvermittelten Widerspruch mit den älteren. Aber überall herrscht reges Leben und über Allem siegreich steht der nationale Gedanke. Das deutsche Reich blüht und wächst, auf den Meeren und in seinen Colonien ist es in den Wettbewerb mit den anderen Weltmächten eingetreten, die längst erkannt haben, dass seine Politik eine Politik des Friedens ist. Unter solchen Auspicien tritt unsere Zeitschrift in ihr zweites Vierteljahrhundert; sie wird ihren alten Traditionen treu bleiben und durch das, was sie vor fünfundzwanzig Jahren versprach, sich auch fernerhin verpflichtet erachten; sie wird, gegenüber den materiellen Interessen, die sie keineswegs geringschätzt, an den Idealen des deutschen Volkes festhalten und als ihren höchsten Ehrentitel betrachten: der deutschen Wissenschaft, der deutschen Literatur ein würdiges Organ zu sein.

Wir eröffnen den neuen Jahrgang, den sechsundzwanzigsten, mit der Erzählung:

Die Reisegefährten.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Hieran reiht sich in demselben Octoberhefte die Novelle:

Kalliope.

Von

Rudolf Lindau.

PIERER'SCHE HOFBUCHDRUCKEREI, ALTENBURG

SEP 15 1899

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Fünfundzwanzigster Jahrgang. Heft 12. — September 1899. —

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Louis Jenke. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Fried. Kilians königl. Univ.-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrikan. Republik), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie u. Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. E. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, C. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Austral.), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, G. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller. Nachf. von Orell Füssli & Co's. Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. Schulthess.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben von Julius Rodenberg. — Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Erscheint in Monatsheften von 10 Bogen = 160 Seiten gr. 8° am Ersten eines jeden Monats; der Eintritt in das Abonnement kann mit jedem Hefte erfolgen.

Abonnements-Aufträge übernehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie jedes Postamt und die unterzeichnete Expedition.

Probe-Hefte sendet jede Buchhandlung zur Ansicht; dieselben sind auch gegen Einsendung von 20 Pfennig in Briefmarken gratis von der Expedition zu erhalten.

Insertions-Aufträge werden von den bekannten Annoncen-Expeditionen zum Originalpreise, sowie von der unterzeichneten Expedition entgegengenommen.

Abonnementspreis:

Vierteljährlich 6 Mark.
(Preisliste des Kaiserlichen Postzeitungsamtes pro 1899 Nr. 1924.)
Von der Expedition direkt unter Kreuzband bezogen:
Vierteljährlich 6 Mark 60 Pfennig in Deutschland und Oesterreich-Ungarn, im Weltpostverein 7 Mark 20 Pf.

Insertionspreis:

40 Pfennig für die 3-gespaltene Nonpareille-Zeile.

1/16 Seite	10	Mark.
1/8 „	18	„
1/4 „	25	„
1/3 „	34	„
1/2 „	50	„
1 „	80	„

Die Expedition der „Deutschen Rundschau“
Gebrüder Paetel
in **Berlin** W., Lützowstraße 7.

Inhalts-Verzeichniß.

September 1899.

Seite

I. An unsere Leser.
II. Käthchen Schönkopf. Von **Ernst Elster** . . . 325
III. Ein Wettlauf. Von **Anselm Heine** . . . 328
IV. Aus Conrad Ferdinand Meyer's Leben. Von **Adolf Frey**. IV. Auf den Fährten des Jenatsch. — V. Meilen (1872—1875) . . . 350
V. Der gegenwärtige Stand des Luftschiffahrtsproblems. Von Dr. **V. Dessau** (Bologna) . . . 368
VI. Rudyard Kipling. Von **M. von Brandt** . . . 384
VII. Griechenland unter den Römern. Von **L. Friedlaender** III (Schluß) . . . 402
VIII. England in Aegypten . . . 431
IX. In Leopold Ranke's Heimathsthal. Von **Gerold Meyer von Knonau** . 440
X. Die Liebesbrücke. Skizze aus Kaukasien. Von **Ilse Frapan** . . . 448
XI. Gräfin Reden. Von **Reinhold Steig** . . . 455
XII. Wilhelm Raabe. Von **Willy Pastor** . . . 458
XIII. Die Lage im Transvaal . . . 465
XIV. Politische Rundschau . . . 470
XV. F. Max Müller's Beiträge zur vergleichenden Mythologie. Von **Richard Fick** . . . 475
XVI. Neuere deutsche Belletristik . . . 477
XVII. Auch ein Memoirenwerk . . . 480
XVIII. Literarische Notizen . . . 482
XIX. Literarische Neuigkeiten . . . 484
XX. Inserate.

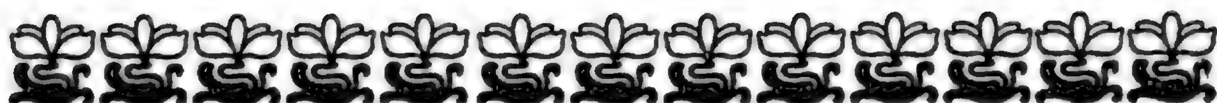
Dringend

wird ersucht, alle zur Besprechung in dieser Zeitschrift bestimmten Verlagswerke **nicht** an den Herausgeber persönlich oder in dessen Privatwohnung zu senden, sondern **ausschließlich und allein**

An die Redaction der „Deutschen Rundschau“,
Berlin W., Lützowstr. 7.

Eine Besprechung **unverlangt eingesandter** Bücher kann nicht gewährleistet werden, doch wird jede Neuigkeit ihrem vollen Titel nach — unter Hinzufügung der Verlagsfirma, des Verlagsortes ꝛc. — nach Eingang in der monatlichen Bibliographie aufgeführt.

☞ **Manuscripte bitten wir nur nach vorhergegangener Anfrage einzuschicken und das Rückporto beizufügen.** ☜



An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Hefte für September beschliessen wir den fünfundzwanzigsten Jahrgang der „Deutschen Rundschau“. Sie begann in einer Zeit, die noch voll war von den frischen Eindrücken weltgeschichtlicher Ereignisse; sie sah Kaiser und Reich in ihrer ersten Herrlichkeit und ist seitdem Allem, was unser Volk freudig oder schmerzlich erregt, Allem, was seine geistigen oder öffentlichen Angelegenheiten berührt hat, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr gefolgt. Eine neue Zeit ist unterdessen angebrochen, ein neues Geschlecht herangewachsen; neue Meinungen, neue Richtungen haben sich auf dem socialpolitischen Gebiete, wie dem der Kunst und der Literatur entwickelt, zum Theil noch in unvermittelten Widerspruch mit den älteren. Aber überall herrscht reges Leben und über Allem siegreich steht der nationale Gedanke. Das deutsche Reich blüht und wächst, auf den Meeren und in seinen Colonien ist es in den Wettbewerb mit den anderen Weltmächten eingetreten, die längst erkannt haben, dass seine Politik eine Politik des Friedens ist. Unter solchen Auspicien tritt unsere Zeitschrift in ihr zweites Vierteljahrhundert; sie wird ihren alten Traditionen treu bleiben und durch das, was sie vor fünfundzwanzig Jahren versprach, sich auch fernerhin verpflichtet erachten; sie wird, gegenüber den materiellen Interessen, die sie keineswegs geringschätzt, an den Idealen des deutschen Volkes festhalten und als ihren höchsten Ehrentitel betrachten: der deutschen Wissenschaft, der deutschen Literatur ein würdiges Organ zu sein.

Wir eröffnen den neuen Jahrgang, den sechsundzwanzigsten, mit der Erzählung:

Die Reisegefährten.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Hieran reiht sich in demselben Octoberhefte die Novelle:

Kalliope.

Von

Rudolf Lindau.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Metternich

[212]

und seine auswärtige Politik.

Von

Fedor von Demelitsch.

Erster Band.

Preis geheftet 14 Mark.

An einer aus den Quellen geschöpften, zusammenhängenden Darstellung des gesamten Ganges der auswärtigen Politik Metternichs hat es bisher gefehlt. Der Verfasser hat diese Aufgabe ergriffen und sie, in geschickter Verbindung objektiver Darstellung und kritischer Durcharbeitung, gelöst. Dem Leser eröffnet sich ein willkommener Einblick in das innerste Räderwerk eines großen Teils der wechselvollen Geschicke unseres Jahrhunderts. Klare, übersichtliche Gruppierung des Stoffes und ein bei aller Vollständigkeit gedrungener Vortrag zeichnen das Buch aus, das im vorliegenden ersten Bande bis zum russischen Feldzuge führt.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin.

Garlieb Merkel

über

Deutschland

zur Schiller-Goethe-Zeit

(1797 bis 1806).

Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen von

Julius Eckardt.

Gross-Octav. 13 Bogen.

Geh. Mk. 5.–, eleg. geb. Mk. 6.50.

☞ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

— Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W. —

Drei Novellen von Anselm Heine.

Octav. Geh. 5 Mk. Eleg. geb. 6 Mk. 50 Pf.

Inhalt: Peter Paul. — Der Rosenstock. — Einklang.

Unterwegs. Novellen von Anselm Heine.

Octav. Geheftet 5 Mk. Elegant gebunden 6 Mk. 50 Pf.

Inhalt: Eine Gabe. — Der Quell des Paktolus. — Eine gemeinschaftliche Reise.

☞ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. ☜

Preisausschreiben der Deutschen Gesellschaft für Volksbäder.

Hierdurch laden wir die Architekten und Ingenieure des Deutschen Reiches ein, sich an einem gemeinnützigen Wettbewerb zur Erlangung mustergiltiger Pläne für die Errichtung einfacher, aber einladender Volksbäder zu betheiligen. Die näheren Bedingungen sind aus dem zu diesem Preisausschreiben gehörigen Programm, welches von der Geschäftsstelle der Gesellschaft in Berlin NW., Karlstrasse 19, kostenfrei zu beziehen ist, zu ersehen.

Das Preisrichteramt haben folgende Mitglieder der Gesellschaft übernommen:

Baurath **Böckmann**,	Baurath **Kayser**,	Geheimer Medizinalrath Prof. Dr. **Rubner**,
Baurath **Herzberg**,	Professor Dr. **Lassar**,	Baurath **Schmieden**.
Oberbaudirector **Hinckeldeyn**,	Geheimer Ober-Medizinalrath Dr. **Pistor**,	
Admiral **Hollmann**,		[217]

Die Entwürfe sind mit einem Kennwort zu versehen. Dasselbe Kennwort ist auf einen verschlossenen Briefumschlag, welcher den Namen und Wohnort des Verfassers enthalten muss, zu setzen. Die Entwürfe sind spätestens bis zum 31. Dezember 1899, Abends 6 Uhr, an die Geschäftsstelle der Gesellschaft in Berlin NW., Karlstrasse 19, in einer Mappe verpackt einzusenden. Zur Ertheilung von Preisen ist der Betrag von 3000 M. ausgesetzt. Diese Summe soll so vertheilt werden, dass für die besten Entwürfe zu einer grossen Anstalt zwei Preise von je 900 M. und für die besten Entwürfe zu einer kleinen Anstalt zwei Preise von je 600 M. gewährt werden. (Abs. 1 des Programms.) Nach stattgehabter Beurtheilung werden sämmtliche Entwürfe öffentlich ausgestellt, zunächst in Berlin, alsdann, soweit thunlich, in anderen deutschen Städten. Das Ergebniss der Beurtheilung wird in den zur Veröffentlichung des Preisausschreibens benutzten Fachblättern mitgetheilt werden. Die preisgekrönten Entwürfe werden Eigenthum der Gesellschaft, welcher die Verwertung im Sinne ihrer gemeinnützigen Bestrebungen sowie das Recht der Veröffentlichung dieser Entwürfe zusteht. Die übrigen Entwürfe werden nach beendeter Ausstellung den Verfassern kostenfrei zurückgesandt.

Berlin, im Juli 1899.

Der geschäftsführende Ausschuss d. Deutschen Gesellschaft f. Volksbäder.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg. — Für den Inseratentheil verantwortlich: Albert Vidal in Berlin.

Werke von Ilse Frapan.

Bittersüss. Novellen. Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

„Flügel auf." Novellen. Octav. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Gedichte. Gross-Sedez. Geb. 3 Mark. Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mark 50 Pf.

Bekannte Gesichter. Novellen. Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Querköpfe. Hamburger Novellen. Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Enge Welt. Novellen. Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Zu Wasser und zu Lande. Novellen. Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Zweite Auflage. Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Vom ewig Neuen. Novellen. Octav. Geheftet 5 Mark. Elegant geb. 6 Mark 50 Pf.

In der Stille. Novellen und Skizzen. Octav. Geh. 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Die Betrogenen. Roman. Octav. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Aretin und sein Haus.

Roman von **Rudolf von Gottschall.**

Octav. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Aus meiner Jugend.

Erinnerungen von **Rudolf von Gottschall.**

Gr.-Octav. Geh. 8 Mark. Elegant gebunden 9 Mark 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

„APENTA"

Das Beste Ofener Bitterwasser.

Geheimrath Professor OSCAR LIEBREICH, *Berlin, schreibt in „Therapeutischen Monatsheften," Juni 1896.*

„Ein derartig brauchbares Wasser ist
„Für längere Trinkcuren,
„Zur Regulirung des Stoffwechsels,
„Bei Fettleibigkeit, chronischen Obstipationen,
„Bei Hämorrhoidalleiden
„Als besonders geeignet zu empfehlen."

Professor Dr. LANCEREAUX, *Paris, Mitglied der „Académie de Médecine," erklärte am 4 Febr. 1899.*

„Gerade dieses Wasser eignet sich am Besten
„Für die Behandlung chronischer Verstopfung,
„Verdient eine Ausnahmestellung
„In der hydrologischen Therapeutik"

EIGENTHÜMERIN UND BRUNNENDIRECTION

„APENTA" ACTIEN-GESELLSCHAFT, BUDAPEST.

Käuflich bei allen Apothekern, Drogisten und Mineralwasser-Händlern.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 3142

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg. — Für den Inseratentheil verantwortlich: Albert Vidal in Berlin.

Werke von Ilse Frapan.

Bittersüss. Novellen. Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

„Flügel auf.“ Novellen. Octav. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Gedichte. Gross-Sedez. Geh. 3 Mark. Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mark 50 Pf.

Bekannte Gesichter. Novellen. Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Querköpfe. Hamburger Novellen. Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Enge Welt. Novellen. Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Zu Wasser und zu Lande. Novellen. Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Zweite Auflage. Octav. Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Vom ewig Neuen. Novellen. Octav. Geheftet 5 Mark. Elegant geb. 6 Mark 50 Pf.

In der Stille. Novellen und Skizzen. Octav. Geh. 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Die Betrogenen. Roman. Octav. Geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark.

Verlag von Gebrüder Paetel
in Berlin W.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Aretin und sein Haus.

Roman
von
Rudolf von Gottschall.

Octav. Geheftet 5 Mark.
Elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Aus meiner Jugend.

Erinnerungen
von
Rudolf von Gottschall.

Gr.-Octav. Geh. 8 Mark.
Elegant gebunden 9 Mark 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

„APENTA“

Das Beste Ofener Bitterwasser.

Geheimrath Professor OSCAR LIEBREICH, *Berlin, schreibt in „Therapeutischen Monatsheften,“ Juni 1896.*

„Ein derartig brauchbares Wasser ist
„Für längere Trinkcuren,
„Zur Regulirung des Stoffwechsels,
„Bei Fettleibigkeit, chronischen Obstipationen,
„Bei Hämorrhoidalleiden
„Als besonders geeignet zu empfehlen.“

Professor Dr. LANCEREAUX, *Paris, Mitglied der „Académie de Médecine,“ erklärte am 4 Febr. 1899.*

„Gerade dieses Wasser eignet sich am Besten
„Für die Behandlung chronischer Verstopfung,
„Verdient eine Ausnahmestellung
„in der hydrologischen Therapeutik“

EIGENTHÜMERIN UND BRUNNENDIRECTION

„APENTA“ ACTIEN-GESELLSCHAFT, BUDAPEST.

Käuflich bei allen Apothekern, Drogisten und Mineralwasser-Handlern.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03505 3142